



Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte,
Kunst und Kultur



In diesem Heft:

Heinrich Weisel
Theodor Hermann Husemann

Hans Maier
Franken in Bayern –
geht das?

Leonhard Tomczyk
Kunstphotographie im
Spessart

Heft 1 • März 2016

www.frankenbund.de

Frankenland

Postvertriebsstück • Gebühr bezahlt • Frankenbund e.V. • Stephanstraße 1 • 97070 Würzburg

ISSN 0015-9905

B 29 38



Anmeldung zur Mainschiffahrt am 27. Mai 2016

Hiermit melde ich mich / melden wir uns verbindlich zur Schifffahrt auf dem Main am 27. Mai 2016 an:

.....
Name

.....
Vorname

.....
Name

.....
Vorname

.....
Straße

.....
Ort

.....
Telefon*

.....
E-Mail*

* bitte angeben, wenn der abendliche Bustransfer von Lohr nach Marktheidenfeld gewünscht wird!

Anzahl Erwachsene (Mitglied/Nichtmitglied): Anzahl Kinder bis 12 Jahre: Anzahl Jugendliche:

Die Teilnahmegebühr in Höhe von € zahle ich / zahlen wir bis zum 23. Mai 2016 auf das Konto des FRANKENBUNDES ein:

IBAN: DE 67 790 500 00 00 42 00 14 87 // **BIC:** BYLADEM1SWU

.....
Datum

.....
Unterschrift

Zwischenhalt

☐ Besichtigung von Rothenfels oder ☐ Besichtigung des Klosters Neustadt

Mittagessen auf dem Schiff gewünscht

☐ Schweinebraten mit Kloß und Kraut 9,00€

☐ Salatteller mit Putenbruststreifen 9,00€

☐ Schweineschnitzel mit Bratkartoffeln 9,00€

Lohr

☐ Kostümführung „mit der Lohrer Bürgermeistersgattin“ (max. 25 Pers.)

☐ Stadtführung mit Besteigung des Bayersturms

☐ Führung durch das Spessartmuseum

☐ Besichtigung des Alten Rathauses

☐ Führung durch die Pfarrkirche St. Michael und die Kapuzinerkirche

☐ Zustieg in Lohr um 8.00 Uhr gewünscht

☐ abends Bustransfer von Lohr nach Marktheidenfeld für Personen gewünscht

Anmeldung bitte schicken an: FRANKENBUND e. V., Stephanstraße 1, 97070 Würzburg; Fax Nr.: 0931-45253106; E-Mail: info@frankenbund.de; Tel. Nr.: 0931-56712

Anmeldeschluss: 23. Mai 2016; wegen begrenzter Teilnehmerzahl rechtzeitig anmelden!

Änderungen vorbehalten!

Der *FRANKENBUND* e.V. ist eine Vereinigung mit dem Ziel, die kulturellen Werte in Franken bewußt zu machen und die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiet der Landes- und Volkskunde, der Kunst und Geschichte zu verbreiten. Er will die fränkische Eigenart in Sprache und Kunst, Sitte und Brauch pflegen und das Verständnis für die kulturelle Entwicklung Frankens fördern. Der *FRANKENBUND* unterstützt alle Bestrebungen einer aktiven Kultur- und Heimatpflege.

Zur Zeit gehören dem *FRANKENBUND* 32 Gruppen mit insgesamt über 7.100 Mitgliedern an (Stand 2015).

1. Bundesvorsitzender: Dr. Paul Beinhofer,
Regierungspräsident von Unterfranken, Würzburg.

2. Bundesvorsitzender: Professor Dr. Werner K. Blessing,
Professor i.R. für Neuere Geschichte und Landesgeschichte,
Universität Erlangen-Nürnberg.

Zur Bundesleitung gehören ferner:

Stellvertretender Bundesvorsitzender: Siegfried Stengel, Stegaurach; Stellvertretende Bundesvorsitzende: Dr. Andrea Thurnwald, Rothenburg o.d. Tauber; Bundesschatzmeister: Peter Feuerbach, Volkach; Stellvertretender Bundesschatzmeister: Peter Weselowksy, Ochsenfurt; Bundesgeschäftsführerin: Dr. Christina Bergerhausen, Kleinfelderfeld; Schriftleiter: Dr. Peter A. Süß M.A., Würzburg; Stellvertretende Schriftleiterin: Dr. Verena Friedrich M.A., Fürth.

Bezirksvorsitzender für Oberfranken: Bernd Nägel, Effeltrich; Stellvertreter: Christian Porsch, Bayreuth; Bezirksvorsitzende für Mittelfranken: Evelyn Gillmeister-Geisenhof, Weißenburg i.Bay.; Stellvertreter: Hartmut Schötz, Ansbach; Bezirksvorsitzender für Unterfranken: Universitätsprofessor Dr. Helmut Flachenecker, Würzburg; Stellvertreter: Prof. Dr. Klaus Reder M.A., Würzburg; Bezirksvorsitzender für Südthüringen: Alfred Hochstrate, Haina; weiteres Mitglied: Klaus-Peter Gäbelein, Herzogenaurach.

Aktivitäten der Gruppen vor Ort
sind unter folgender Anschrift im Internet zu erfahren:
www.frankenbund.de

Bundesgeschäftsstelle:
Stephanstraße 1, 97070 Würzburg,
Tel. Nr. 0931/ 5 67 12, Telefax Nr. 0931/ 45 25 31 06.
E-Mail: info@frankenbund.de,
Bankverbindung: Sparkasse Mainfranken,
IBAN: DE67790500000042001487, BIC: BYLADEM1SWU.

Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte, Kunst und Kultur

Neue Folge der Zeitschrift *FRANKENLAND* 1914–1922

Heft 1 / 2016 / 68. Jahrgang

Die Zeitschrift *FRANKENLAND* erscheint fünfmal im Jahr mit einer Auflage von 3.500 Exemplaren pro Ausgabe (Stand Frühjahr 2016) in ganz Franken, Südthüringen und Tauberfranken. Herausgegeben und verlegt wird sie vom *FRANKENBUND* e.V. Für *FRANKENBUND*-Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Schriftleitung

Dr. Peter A. Süß M.A., Am Galgenberg 14, 97074 Würzburg, Tel. Nr.: 0931/61 17 30,
E-Mail: schriftleitung@frankenbund.de.

Stellvertreterin: Dr. Verena Friedrich M.A., Friedrich-Ebert-Straße 201 a, 90766 Fürth,
Tel. Nr. 0911/ 97 32 776.

Manuskripte, Mitteilungen und Besprechungsexemplare für das *FRANKENLAND* sind bitte an die Adresse der Schriftleitung zu richten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge können nur angenommen werden, wenn sie in digitalisierter Form abgegeben werden. Wenn dies nicht möglich ist, übernimmt der Autor bei einer Veröffentlichung im *FRANKENLAND* die Kosten für eine digitale Aufbereitung seines Artikels. Beiträge sind nach den veröffentlichten Autorenrichtlinien der Zeitschrift abzufassen (<http://www.frankenbund-wuerzburg.de/Autorenrichtlinien/Autorenrichtlinien.pdf>).

Redaktionsschluß ist immer der 15. Tag des Monats vor dem Erscheinungsmontat (d.h., am 15. Februar, 15. Mai, 15. August bzw. 15. November). Für das Sonderheft wird der Termin den Autoren gesondert mitgeteilt.

Fachberater der Schriftleitung

Prof. Dr. Dieter J. Weiß (Universität München), Prof. Dr. Werner K. Blessing (Universität Erlangen), Prof. Dr. Helmut Flachenecker (Universität Würzburg), Dr. Matthias Wagner (Universität Würzburg).

Satz und Layout:

Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Roesch M.A.,
Gertrud-von-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg,
Tel. Nr.: 0931/8041010, E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de.

Druck und Herstellung:

Halbigdruck GmbH, 97076 Würzburg, Heisenbergstraße 3,
Tel. Nr. 0931/2 76 24, Telefax Nr. 0931/2 76 25,
www.halbigdruck.de, info@halbigdruck.de.

Geschichte

Heinrich Weisel

Theodor Hermann Husemann – Beamter, Priester und Wohltäter 3

Hans-Peter Mötzung

Franken 1866 – Folge 8: Die Preußen in der Rhön 9

Kultur

Hans Maier

Franken in Bayern – geht das? 20

Alexander von Papp

Mainfranken-Messe – starker Wirtschaftsfaktor und attraktives Schaufenster
der Region 35

Alexander von Papp

Einmalig in Franken – Tauberrettersheim glänzte mit zwei Weinköniginnen
gleichzeitig 46

Aktuelles

Leonhard Tomczyk

Kunstphotographie im Spessart 54

Kulturpreis des Bezirks Unterfranken für Bundesfreund Gunter Ullrich 60

Bücher zu fränkischen Themen 62

Frankenbund intern

Paul Beinhofer

60. Geburtstag von Frau Dr. Christina Bergerhausen. Der FRANKENBUND
gratuliert seiner Bundesgeschäftsführerin 71

Fahrt auf dem Main von Marktheidenfeld nach Lohr.
5. Unterfränkische Regionaltagung am 27. Mai 2016 72

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Dr. Andreas Flurschütz da Cruz M.A.	Akademischer Rat a.Z. am Lehrstuhl für Neuere Geschichte unter Einbeziehung der Landesgeschichte der Otto-Friedrich-Universität Bamberg Fischstraße 5–7, 96047 Bamberg andreas.flurschuetz@uni-bamberg.de
Dr. Ernst-Günter Krenig	Studiendirektor i.R. Kapellenweg 30, 97082 Würzburg
Prof. Dr. Hans Maier	emeritierter Professor an der Ludwig-Maximilians-Universität München Bayer. Staatsminister für Unterricht und Kultus a.D. Athosstraße 15, 81545 München h.h.maier@gmx.de
Hans-Peter Mötzung	Kfz-Ingenieur i.R. Bahnhofstraße 32, 36466 Dermbach hp.moetzung@web.de
Dr. Alexander von Papp	freier Autor Euweg 8, 97236 Randersacker alexander@vonpapp.de
Manfred Pappenberger	Diplom-Pädagoge Zur Mühle 12, 96129 Strullendorf mpappenberger@yahoo.de
Dr. Frank Piontek	Kulturpublizist Leuschnerstraße 13, 95447 Bayreuth drpiopiontek@gmx.de
Israel Schwierz	Rektor i.R. Postfach 250139, 97044 Würzburg DL2NAI@t-online.de
Dr. Leonhard Tomczyk M.A.	Wissenschaftlicher Mitarbeiter des Spessartmuseums Schlossplatz 1, 97816 Lohr a. Main Leonhard.Tomczyk@Lramsp.de
Heinrich Weisel	Maschinenbautechniker i.R. Haardtweg 17, 97475 Zeil am Main h.weisel@web.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Heinrich Weisel

Theodor Hermann Husemann – Beamter, Priester und Wohltäter

Die bislang wenig bekannte Lebensgeschichte des Theodor Hermann Husemann (1698–1768) steht im Mittelpunkt dieses kleinen Beitrags. Er umreißt das Wirken eines nach Franken gezogenen Westfalen, der seine Karriere als Verwaltungsmitarbeiter einer Adelsfamilie begann und dann das Priesteramt ergriff. An den vorbildlichen Seelsorger und vielfältigen Wohltäter seiner Gemeinde erinnert noch heute ein Straßename an seiner Wirkungsstätte Seßlach.

Im Zusammenhang mit meinen Recherchen zu einem „Johann Georg Husemann, Obervogt der Herren von Greiffenclau in Gereuth“, ¹ untersuchte ich erstmals anhand von Eintragungen in den Kirchenbüchern der katholischen Pfarrei St. Peter und Paul in Eslohe (b. Arnsberg/Sauerland) dessen familiären Hintergrund und stieß dabei auf seine genaue Herkunft und die Namen seiner Eltern und Geschwister. Es zeigte sich, dass die Eltern Hermann Theodor Husemann und Anna Maria Margaretha, geb. Schulte, die einen landwirtschaftlichen Gutshof besaßen, insgesamt acht Kinder hatten. Der von mir gesuchte Sohn Johann Georg (geb. 8. März 1707), späterer Obervogt in Gereuth, hatte noch einen älteren Bruder mit dem Namen Theodor Hermann (geb. 14. Februar 1698), um den es nun in meiner nachfolgenden Untersuchung gehen soll.

Über diesen Theodor Hermann Husemann gibt es eine bereits 1796 in Würzburg in der damals gebräuchlichen Aus-

drucksweise und Rechtschreibung verfasste „Lebensbeschreibung des sel. Pfarrers Husemann“ mit ausführlichen Details über seine Schul- und Berufsausbildung. ² Darin heißt es: *„Seine Aeltern bestimmten ihn zum Studieren, und schickten ihn nach Fuld[a] in das dasige Seminarium, weil dort die Studierkosten geringer waren, als zu Kölln. In Fuld[a] hörte er Humaniora und Philosophie mit großem Fleiße, und beschloß nach Endigung seines Kurses sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Er kam zu dem Ende nach Würzburg und von da nach Jena.“*

Während seines Studiums in Würzburg erarbeitete er eine deutsche Übersetzung des lateinischen Textes des Jesuiten Emanuel Alvarez, die als Handreichung für Unterweisungen des Lehrpersonals gedacht und 1723 gedruckt erschienen war. In dieser Zeit muss es für ihn auf noch unbekannte Weise zu Kontakten und Bekanntschaft mit der Familie von Greiffenclau gekommen sein, die ihn in ihre Dienste nahm. So erscheint erstmals im Jahr 1727 ein „*H. T. Husemann*“ als Rechnungsführer der domkapitelischen Einnahmen und Ausgaben des verstorbenen Christoph Heinrich von Greiffenclau. Im darauffolgenden Jahr 1728 wird der gleiche „*H. T. Husemann*“ als Rechnungsführer der Kapital- und Zinsrechnung des Lothar Gottfried Heinrich Baron von Greiffenclau in Vollraths (Rheingau) aktenkundig. Dieser war Dorfherr in Gundheim, Gereuth, Albersdorf, Hafenpreppach und Reckendorf. In beiden Fällen handelt es sich bei dem Rechnungsführer mit großer Wahrscheinlichkeit um Theodor Husemann. ³

In der genannten Lebensbeschreibung von 1796 heißt es dazu wie folgt: „Die Freyherrliche Familie von Greiffenclau, die ihn als rechtschaffenen Mann, und geschickten Rechtsgelehrten kannte [...], ertheilte ihm die Stelle eines Beamten in dem Jhr zugehörigen ritterschaftlichen Gute Reckendorf. Er verwaltete dieß Amt mit dem vollkommensten Beyfalle seiner Herrschaft.“⁴ In den Unterlagen der Kirchenstiftung St. Nikolaus in Reckendorf befindet sich u.a. die Jahresrechnung von 1728/1729, die unter Theodor Husemanns Mitwirkung von dem für Reckendorf zuständigen Baunacher Ortspfarrer Otto Friedrich Johannes, dem Baunacher Kastner Johann Nicolaus Löffler sowie von Adam Rudolf Trenner und Johann Georg Faust am 17. Januar 1730 geprüft wurde.⁵

Die Lebensbeschreibung fährt weiter fort: „Im Jahre 1735 unternahm er [Husemann] mit Baron Lothar Franz von Greiffenclau, jetzigem [Würzburger] Domprobste, und mit Baron von Fechenbach, nachherigem St. Georgius=Ordens= Bischofe, einem Oheim unsers jetzt regierenden gnädigsten Fürsten, eine Reise nach Rom. Aus dem Tagebuche, das er [Husemann] als Reisender geführt, sieht man, daß er aus Gelegenheit dieser Reise die meisten Universitäten von Deutschland besucht, und – nach dem damahls von den Jesuiten in allen Schulen angegebenen Tone – vorzüglich auf Polemik Rücksicht genommen habe.“

Der Begleiter zweyer dem Kirchendienste gewidmeter Barone ergriff in Rom selbst den geistlichen Stand. Was auch in ihm diesen wichtigen Entschluß erzeugt haben mag, so war es doch gewiß die Noth nicht: denn er war Beamter, und hatte zu leben. Im Jahre 1736 ließ er sich in der Laterankirche zum Priester weihen. In Roms verschiedenen geistlichen Communitäten werden wöchentlich Conferenzen gehalten, deren Endzweck ist,

junge Geistliche zu geschickten Beichtvätern zu bilden. Diesen wohnte H. [Husemann] fleißig bey. Aus allen Notaten, die er sich zu Rom machte, sieht man, daß er aus allen Kräften daran arbeitete, sich zu einem tüchtigen Seelsorger zu bilden. Im Jahre 1739 verließ er Rom. Als er in Würzburg angekommen war, ließ er sich als Zögling des Priesterstandes in das hiesige Seminarium aufnehmen. Nachdem er [im Jahre 1739] von seinen Vorstehern das Zeugniß erhalten hatte, daß er zur Seelsorge hinlänglich vorbereitet sey, ward er als Cooperator in dem zum Amte Heydingsfeld gehörigen Dorfe Eßfeld angestellt“ und war dort als Kaplan im Kirchendienst tätig.⁶

In den Kirchenbüchern der Pfarrei St. Philippus in Gereuth bei Ebern wurde Theodor Husemann erstmals im Jahr 1739 als Pate aktenkundig,⁷ als er bei der Taufe eines Sohnes seines dortigen Bruders und greiffenclau'schen Obervogts Johann Georg am 10. März namentlich als „Theodorus Husemann Clericus Herbipolensis“ genannt wird. Da diesem jedoch kurzfristig eine Anreise aus Würzburg nach Gereuth nicht möglich war, und er deswegen nicht anwesend sein konnte, wurde ein Vertreter als Vizepate für die Kindstaufe benannt.

Theodor Husemann war bis 1740 in Eßfeld eingesetzt und übernahm dann eine neue Stelle, wie aus seiner Lebensbeschreibung hervorgeht: „Zwey Jahre nachher erhielt er vom damaligen Fürstbischof Friedrich Carl [von Schönborn] die Pfarrey Seßlach.“ Dieses damals würzburgische Amtsstädtchen lag im östlichen Teil der Diözese an der Grenze zu Bamberg.⁸

Als im Jahr 1742 wieder ein Kind seines Bruders in Gereuth getauft wurde, war die kurze Entfernung von Seßlach nun für Husemann kein Hindernis mehr, die Taufe am 27. Februar in der dortigen Kirche persönlich vorzunehmen. Er wur-

de namentlich registriert als „D[omin]no Theodoro Husemann Pfarrer in Seßlach“.⁹

Mit der Übernahme der Pfarrei Seßlach war ihm nach Aussage seines Biographen Feder sein „Wirkungskreis vorgezeichnet und er konnte nach eigenen, festen Plänen handeln. Von dieser Periode an muß man ihn also betrachten, wenn man zuletzt mit Wahrheit über seinen Charakter absprechen will.

Wenn je ein Pfarrer das war, was er seyn soll, so war es Husemann. Er erscheint immer, von jeder Seite betrachtet, als ein denkender – aus tiefem Mitgeföhle handelnder Mann. Seine Kapelläne sah er zuvörderst als Brüder – als Mitarbeiter in seinem Amte an, und behandelte sie vollkommen diesem Charakter gemäß. Weit entfernt, auch seine Arbeiten ihnen noch aufzubürden, theilte er alle Arbeiten der weitläufigen Pfarrey redlich mit Jhnen. Er war jedem herzlich gut, und both seine Bibliothek für immer zum beliebigen Gebrauche an.

Für seine Pfarrkinder war er das erhabene Muster, auf das jedes – zu jeder Zeit – blicken durfte. Denn es war tiefe Ueberzeugung bey ihm, daß der Zugang zum Verstande nie leichter zu finden ist, als wenn man den Zugang zum Herzen gefunden hat. Er war nicht zufrieden, bloß Lehrer und Prediger im Tempel zu seyn. Man sah ihn oft auf den Filialdörfern Rottenburg [Rothenberg] und Rittersdorf [Dietersdorf] mitten in einem Kreise von Aeltern und Kindern, und hörte ihn da über Wahrheiten, die er als Prediger und Katechet vorgetragen hatte, im vertraulichen Tone noch einmal sprechen. Ein Mittel, wodurch er gewiß recht viel Gutes bewirkte. Die Thätigkeit, mit der er arbeitete, und die Herzlichkeit, die aus allen seinen Gesprächen hervorleuchtete, gewann ihm die Liebe seiner Pfarrkinder in hohem Grade, und verschaffte ihm einen Einfluß auf die Herzen, der sichtbar genug war.

Sein Vortrag von der Kanzel herab, die er nie ohne sorgfältige Vorbereitung bestieg, war lebhaft, körnigt, und drang tief ein. Das hereinbrechende Alter hatte späterhin einen nachtheiligen Einfluß auf seine Sprachorgane, wo dann auch sein Vortrag die ehemaligen Wirkungen nicht mehr hatte.

Noch habe ich der schönsten Eigenschaften Husemanns nicht Erwähnung gethan; – noch habe ich ihn noch nicht in dem Lichte gezeigt, in dem er am meisten gefallen wird. Er war im eigentlichen Verstande Vater der Armen und Dürftigen in seiner Gemeinde. Er gab, so oft es die Nothdurft forderte, und gab gerne – aus Grundsätzen, ohne sich durch den Stoß veränderlicher Neigungen oder durch eine im Moment aufgeregte Empfindsamkeit fortreißen zu lassen. Wahrhaft Dürftige konnten von Zeit zu Zeit auf Unterstützung rechnen, ohne daß sie erst darum ansuchen durften. Handwerksleute, die entweder die nöthigen Materialien zur Bearbeitung oder die Instrumente dazu nicht anschaffen konnten, erhielten von ihm einen freywilligen Vorschuß. Sogar an jener Classe seiner Pfarrkinder, die nicht mehr unmittelbar unter ihm standen, sondern zu Würzburg studierten, erhielten, wenn sie dürftig waren, eine jährliche Schenkung, die, nachdem der Fleiß des Subjects größer oder kleiner war, von 5 bis 10 fl [Gulden] stieg. Die Bemerkung, daß er besonders vor den Festtagen des Jahres jederzeit mit voller Hand zu den armen Bürgern kam, öffnet einen schönen Blick in sein Herz. Er wußte also recht eigentlich, wie man Festtage feyern müsse. Er wollte sich nicht alleine freuen, – sondern Andere sollten es auch. Auch zur Verschönerung der Pfarrkirche trug er aus seinem Vermögen beynahe tausend Gulden bey. Die sehenswerthe Emporkirche ist sein Werk.

So erfüllte er 22 Jahre lang mit seltener, bewundernswürdiger Thätigkeit seine Amtspflichten. Nichts aber ist empfehlender für



Abb.: Der imposante Turm der Pfarrkirche St. Johannes der Täufer, deren Ursprung bis ins 15. Jahrhundert zurückreicht, überragt die Häuser der Seßlacher Altstadt.

Photo: Heinrich Weisel.

seinen Verstand und sein Herz, als die Aufopferung, die er vor dem Ende seines Lebens noch dem Besten seiner Gemeinde brachte. Langes, unausgesetztes Arbeiten und das hereinbrechende Alter hatten seine Kräfte erschöpft, und seine Thätigkeit gelähmt. Offenbar litt dabey das Beste der Pfarrkinder. Die Schläfrigkeit des Seelsorgers bringt nur gar zu leicht bey den Untergegebenen denselben Geist hervor. Mancher, der im ähnlichen Falle sich befand, sah dieß nur gar zu wohl ein, allein er konnte sich nicht überwinden, mit Aufopferung auf Seite seines Jchs fremdes Wohl zu befördern. Husemann scheint auch hier als der denkende Mann, der die Achtung des Forschers verdienet. Er tritt gerne, freywillig von dem Posten ab, dem er sich nicht mehr gewachsen fühlt, und überträgt seine Pfarrey in die Hände seines Fürstbischofs. Sich bath er nebst freyer Kost nichts aus, als sein bisheriges Wohnzimmer zum ferneren Gebrauche. Der Fürst, der so gerne das Verdienst anerkannte und belohnte, gewährte dem biedern Manne seine Bitte, und legte hernach obendrein eine jährliche Pension von 50 fl [Gulden] bey. Nun konnte der Greis mitten unter seinen Pfarrkindern einer Ruhe genießen, die ihn um so mehr erquickten mußte, je mehr er sie durch ein thatenvolles Leben verdient hatte. Noch wirkte aber sein Geist auf die wohlthätigste und bleibendste Art. Längst hatte er das Schicksal der Kinder bedauert, die auf den Filialdörfern geboren, entweder ihren Unterricht weit herhohlen mußten, oder doch im Sommer wegen der Menge dringender Feldarbeiten so leicht das, was sie im Winter erlernt hatten, wieder vergaßen, und also ganz roh aufwuchsen. Der Mann, dem nichts so sehr am Herzen lag, als Bildung des Volksgeistes, suchte diesem Uebel dadurch abzuhelfen, daß er von seinem Vermögen ein Capital für die Ortschaften auswarf, wo die Erziehung am meisten vernachlässigt wurde. Die Zinn-

sen sollten demjenigen Ortsnachbar oder dem förmlich aufgestellten Schullehrer gezahlt werden, der an Sonntagen nach der Betstunde die Jugend um sich versammeln, Jhnen Wahrheiten der Religion vortragen, und sie im Lesen, Schreiben und Rechnen üben würde. Für Witzmannsberg warf er 120, für Dürrnried, Neundorf, Oberelsdorf [Oberelldorf] und Rittersdorf [Dietersdorf] zusammen 400 fl [Gulden] aus.

Sein noch ansehnliches übriges Vermögen vermachte er in das Seßlacher Spital, und verlangte ausdrücklich, daß das Geld für arme Kinder und Kranke verwendet werden, und daß dem zeitlichen Pfarrer die Bestimmung der Ausgaben übertragen werden sollte. Die Grundlage der Stiftung belief sich auf 3494 fl fränk. [fränkische Gulden].

Seine Büchersammlung, die allerdings ansehnlich ist, vermachte er der Pfarrey zum Gebrauche der Geistlichkeit.

Er genoß der Ruhe, in die er sich versetzt hatte, drey Jahre, und wurde bey seinem Tode von allen Bürgern, die sein edles Herz kannten, mit Thränen zum Grabe begleitet.

Der Autor der Lebensbeschreibung schloss seine Ausführungen mit den folgenden Worten: „Dieß sind nun im kurzen Abrisse die schönsten Züge aus dem Leben Husemanns. Jeder Leser wird nun gerne mit mir darin übereinstimmen, daß sein Andenken dem Redlichen immer ehrwürdig seyn müsse, und daß es keinen dem Besten des Staates ungemesseneren Menschen geben könnte, als den, daß sein Beyspiel recht viele Glieder, zuvörderst aus seinem Stande, zur Nachahmung reizen möge.“¹⁰

Pfarrer Theodor Hermann Husemann verstarb zwei Wochen vor seinem 70. Geburtstag am 3. Februar 1768 in Seßlach. Folgt man den obigen Ausführungen, so war dieser Geistliche wahrhaft ein begeisterter Pfarrer und ein großherziger Wohltäter für seine damaligen Pfarrkinder.¹¹

In Seßlach steht bis heute noch die Stadtpfarrkirche St. Johannes der Täufer, an der Husemann als Pfarrer wirkte. Im Umfeld der Kirche gibt es sogar eine „Husemanngasse“, die zum Maximiliansplatz führt. Bei meiner Anfrage in der Seßlacher Stadtverwaltung über die Bedeutung dieses Straßennamens erhielt ich zunächst keine Reaktion. Nach drei Tagen jedoch bekam ich Antwort vom örtlichen katholischen Pfarramt, wo meine an die Gemeinde gerichtete Anfrage offensichtlich durch Weiterleitung gelandet war. Von dort wurde mir mitgeteilt, dass der Name des Pfarrers wohl bekannt sei, aber alle alten Unterlagen für eine Nachforschung über ihn an das Bamberger Diözesanarchiv zur Aufbewahrung abgegeben worden seien.¹² Durch die obigen Ausführungen sollte nunmehr für alle Leser der Zeitschrift und interessierten Personen in Seßlach klar geworden sein, welcher frühere Mitbürger

dieser Stadt sich hinter dem Namen der „Husemanngasse“ verbirgt.

Heinrich Weisel (geb. 1935) war beruflich als Maschinenbautechniker tätig. Im Ruhestand begann er sich mit Familienforschung zu beschäftigen. Aber auch heimatgeschichtliche Handwerkerforschungen (Maurer, Steinhauer, Bildhauer, Stukkateure, Kalkbrenner, Zimmermänner und Tiroler Saisonarbeiter) gehören zu seinen Interessensgebieten. Schwerpunkt sind dabei „Die Zeiler Steinhauer im 17. und 18. Jahrhundert“, über die er zahlreiche Veröffentlichungen und Vorträge präsentiert hat. Er ist Mitglied der Gesellschaft für Familienforschung in Franken, des Histor. Vereins Bamberg und des Histor. Vereins des Landkreises Haßberge. Seine Anschrift lautet: Haardtweg 17, 97475 Zeil a. Main, E-Mail: h.weisel@web.de.

Anmerkungen:

- 1 S. Weisel, Heinrich: Johann Georg Husemann, Obervogt der Herren von Greiffenclau in Gereuth, in: Frankenland. Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege. Heft 4 (August 2012), S. 253–259.
- 2 Feder, Johann Michael: Lebensbeschreibung des sel. Pfarrers Husemann, in: Magazin zur Beförderung des Schulwesens im katholischen Teutschlande. Würzburg 1796, S. 175–178.
- 3 Schreiben des hessischen Hauptstaatsarchivs Wiesbaden v. 18.09.2007 mit Informationen aus dem Hausarchiv Schloß Vollrads, Abt. 2 Nr. 797, 911, 1923, 2711 u. 2877.
- 4 Feder: Lebensbeschreibung (wie Anm. 2), S. 178.
- 5 Jahresrechnung 1728/1729 der Kirchenstiftung St. Nikolaus zu Reckendorf im Diözesanarchiv Würzburg [künftig: DAW] (Pfarrei Reckendorf K 02a), lt. freundl. Mitteilung v. Adelheid Waschka M.A., Hallstadt, v. 03.07.2010.
- 6 Feder: Lebensbeschreibung (wie Anm. 2), S. 178f.
- 7 DAW, Kirchenbücher der Pfarrei St. Philippus Gereuth, Geburten und Taufen, Sterbefälle und Hochzeiten (Digitalisat) sowie Klerikerdatenbank des DAW.
- 8 Feder: Lebensbeschreibung (wie Anm. 2), S. 179.
- 9 Wie Anm. 7.
- 10 Feder: Lebensbeschreibung (wie Anm. 2), S. 179–185.
- 11 DAW, Klerikerdatenbank.
- 12 Anfrage v. 25.09.2010 an die Stadtverwaltung Seßlach und Antwort des Pfarramts vom 28.09.2010.

Franken 1866 – Folge 8: Die Preußen in der Rhön

Nach der Kapitulation des Königreichs Hannover trotz der für die Hannoveraner erfolgreichen Schlacht bei Langensalza gelangte der Süden Deutschlands in den Fokus der Preußen. Oberstes operatives Ziel der sich bei Eisenach sammelnden preußischen Truppen wurde der Main sowie die Verhinderung der Vereinigung des VII. mit dem VIII. Bundeskorps. Entsprechend brachen die Preußen in die Rhön auf, wo die Bayerische Armee bereits stand.

Einleitung

Mit dem Sieg von Langensalza hatten die Preußen einen Etappensieg erzielt, das Bundesheer war geschwächt. Nachdem die Divisionen bei Eisenach neu zusammengestellt wurden, setzten sie am 2. Juli 1866 ihren Weg in Richtung Fulda fort. Nach ihrem neuen Operationsziel trugen sie den Namen ‚Main-Armee‘. Das Hauptquartier von General Eduard Vogel von Falkenstein befand sich zum Zeitpunkt der Neuformierung in Marksuhl. Der Weitermarsch in die Rhön erfolgte in zwei Kolonnen, einmal von Marksuhl aus durch das Werra- und Feldatal sowie über Salzungen und den Langenfelder Wald.

Die Bayerische Armee, zugleich VII. Bundeskorps des Deutschen Bundes, war seit dem 15. Juni 1866 zwischen Bamberg und Schweinfurt aufmarschiert und war nun durch Franken auf dem Weg nach Norden. Da erreichte die Bayern die Nach-

richt, zügig weiterzumarschieren, um den Hannoveranern in Langensalza beizustehen. Doch als man Südthüringen erreichte, war das Gefecht von Langensalza schon entschieden. In Meiningen kamen die Bayern zum Stehen und richteten dort ihr Hauptquartier ein. Den Oberbefehl über die Bayerische Armee hatte Prinz Karl von Bayern, und Freiherr Ludwig von der Tann war Chef des Generalstabes. Dieser gab den Befehl, bei Schwallungen die Gleise der Bahnlinie Eisenach-Meiningen-Coburg zu demontieren, womit man einen zügigen Transport der preußischen Truppen nach Süden verhindern wollte. Prinz Karl, der Oberbefehlshaber der bayerischen Feldarmee, änderte die Operationsführung und strebte nun die Vereinigung mit dem VIII. Bundeskorps an. Die vier Divisionen schwenkten nach Westen mit dem Ziel, die Rhön zu überqueren, um zügig Fulda zu erreichen.

Die Kampfhandlungen in der Rhön

Der Marsch der Bayern durch die Rhön begann am 1. Juli 1866. Die Division von Generalleutnant Oskar von Zoller kam bei Kaltennordheim zum Stehen, richtete dort ihr Hauptquartier ein, und am nächsten Tag rückten Teile der Division durch das Feldatal über Diedorf bis Dermbach vor. Die Divisionen unter General Maximilian von Feder und General Baptist Stephan standen bei Oberkatzen und Kaltensundheim. Die Division von Generalleutnant Jakob von Hartmann

sollte die Nordflanke gegen die anrückenden Preußen decken und marschierte am 2. Juli 1866 durch das Tal des Rosa- und des Schwarzbachs bis nach Roßdorf. Der Divisionsstab befand sich im Kloster Sinnerhausen. Eine Vorhut marschierte weiter über Wiesenthal bis Dermbach vor, zog sich dann aber zurück bis Wiesenthal, wo sie in Stellung ging.

Zwei Kompanien der Division Hartmann unter Oberst Maximilian Aldoßer sollten als Vorhut das Gebiet um Salzungen erkunden und, wenn möglich, einen Überraschungsangriff gegen eine preußische Einheit unternehmen. Die in der Dunkelheit von Wernshausen kommenden Bayern sahen von Breitungen aus schon das Feldlager der Preußen mit den Wachfeuern bei Immelborn. Dort lagerte die Brigade Kummer der Division des Generalleutnant August Karl von Goeben, die auch noch in Ettmarshausen und Wildbrechtroda stand. In Barchfeld trafen die Bayern erstmals mit einer preußischen Patrouille zusammen, wobei es zu einem Schusswechsel kam. Damit war der Überraschungseffekt dahin. Oberst Aldoßer stürmte nun mit seiner Einheit nach Immelborn, wo sie am Ortseingang im Bereich der Bahnlinie durch ein verheerendes Schnellfeuer gestoppt wurden. Nach einem kurzen Gefecht wichen die Bayern fluchtartig aus und ließen ihre Toten und Verwundeten vor Ort zurück.

Auf bayerischer Seite zählte man drei gefallene und 14 verletzte Soldaten. Unter den Verletzten waren Oberst Aldoßer und Oberleutnant Massenbach, der nach Salzungen ins Krankenhaus kam. Die Gefallenen wurden auf dem Immelborner und Salzunger Friedhof bestattet. Die Preußen hatten selbst vier Verwundete, die in einem in Ettmarshausen eingerichteten Lazarett versorgt wurden.

Eine weitere Feindberührung gab es bei Urnshausen, als eine bayerische Patrouille unter Major Dietrich auf eine Einheit der Brigade Kummer stieß, die auf dem Weg nach Dermbach war. Nach einem Feuergefecht zogen sich die Bayern ohne Verluste über den südlich von Urnshausen liegenden Horn ins Rosatal zurück.

General der Infanterie Vogel von Falckenstein erhielt die Nachricht, dass sich die bayerischen Truppen nach der Niederlage der Hannoveraner nun durch die Rhön in Richtung Westen bewegten, um die Vereinigung mit dem Bundesheer zu erreichen, das unter der Führung des Feldmarschallleutnants Prinz Alexander von Hessen zwischen Hanau und Schlüchtern stand.

Da der preußische General dies um jeden Fall verhindern musste, ließ er seine Divisionen in Richtung thüringische Rhön marschieren, um das Vorhaben der Bayern zu verhindern. Die Division unter Generalmajor Gustav von Beyer marschierte nun durch das Werra- und Ulstertal und kam bei Buttlar und Rasdorf zum Stehen, wohingegen die Division unter Generalleutnant Edwin von Manteuffel durch das Werra- und Feldatal bis Stadtlengsfeld und Gehhaus marschierte.

Zur Vorbereitung des Hauptquartieres trafen 28 preußische Husaren am 2. Juni in Stadtlengsfeld ein, das noch am gleichen Tag größere Einheiten der preußischen Armee unter Generalleutnant von Goeben in Richtung Dermbach passierten. Nachrückende Einheiten unter Generalleutnant von Manteuffel wurden in der Kirche, der Synagoge und weiteren Gebäuden untergebracht. Generalleutnant von Manteuffel und Generalmajor Udo von Treskow hatten ihr Quartier im Boyneburger Schloss. Aus Angst vor einer Zerstörung des Ortes verließen viele Leute mit weni-

gen Habseligkeiten die Häuser und versteckten sich den umliegenden Wäldern.

Am 3. Juli 1866 erhielt das Hauptquartier die Nachricht, dass im Raum Kaltenordheim bayerische Verbände stünden. Man ging von einer Division aus, was sich als Fehleinschätzung erwies und am nächsten Tag schlimme Folgen hätte haben können.

Zur Deckung der linken Flanke gegen die Bayern marschierte nun die Division Goeben¹ über Langenfeld in Richtung Dermbach. Eine Vorhut stieß in der Nacht bei Hartschwinden auf einen bayerischen Doppelposten. Ein Soldat wurde festgenommen und der zweite namens Schnabel erschossen. Er wurde in Dermbach auf dem Friedhof an der evangelischen Kirche bestattet. Am folgenden Tag, den 3. Juli 1866 vormittags, erreichte die Spitze der Division Goeben Dermbach. Eine Einheit Husaren, denen noch ein Regiment Infanterie folgte, besetzte von Süden her den Ort.

Zeitgleich rückte eine Einheit der bayerischen Division Zoller zur Aufklärung von der Glattbacher Höhe nach Dermbach vor, wo die Einheiten am Ortseingang aufeinander stießen und es zu einem Gefecht kam. Dabei umgingen preußische Kompanien Dermbach und griffen in die Kampfhandlung ein. Da auf bayerischer Seite auch Kanonen eingesetzt wurden, traf eine Kanonenkugel das Haus des Korkfabrikanten Hermann Mester, das damals an der heutigen Bahnhofstraße stand. Unter erheblichen Verlusten zogen sich die Bayern bis Neidhartshausen zurück. Sie hatten sechs Gefallene und zwölf Verwundete zu beklagen. Die Preußen nahmen 26 Soldaten gefangen, die von preußischen Husaren nach Stadtlengsfeld gebracht und dort in das Schulhaus einquartiert wurden.

Nach dem Ende des Gefechts bei Dermbach am Nachmittag entspannte sich die Situation. Nun begab sich der Divisionsstab unter Generalleutnant von Goeben mit dem Dermbacher Kaufmann Oskar Dittmar auf den Gläserberg, von wo sie die Bewegungen der bayerischen Divisionen beobachten konnten. Da das Hauptquartier der Bayern in Kaltenordheim die Lageeinschätzung hatte, ein großer Angriff der Preußen stünde bevor, ließ es Einheiten der Divisionen von General Stephan und General Feder bis Diedorf vorrücken. In Diedorf, Zella und Neidhartshausen standen bereits Truppen der Division Zoller. So hatte man mehrere Kanonen in der Propstei Zella in Stellung gebracht. Im Ort selbst befanden sich fünf Eskadronen Kavallerie sowie fünf Kompanien Infanterie. Außerdem standen in Neidhartshausen ein Jägerbataillon sowie Infanterie und an der Seemühle weitere Bataillone in Reserve. Somit hatten die Bayern eine gute Ausgangsposition für den bevorstehenden Angriff der Preußen.

Der Morgen des 4. Juli 1866 war kalt und regnerisch. In der Nacht zuvor hatte Generalleutnant von Goeben den Befehl erhalten, den Angriff der Bayern abzuwarten, sie zurückzuwerfen und dann in Richtung Fulda weiter zu marschieren. Trotz der veränderten Lage² hielt man an der bisherigen Operationsführung fest, worauf die in Geblar und Bremen stehende Infanteriebrigade unter Generalmajor Freiherr Karl von Wrangel bis Dermbach vorgezogen und mit der Infanteriebrigade des Generalmajor von Kummer, die in Dermbach bzw. Unter- und Oberalba die Nacht verbracht hatte, vereinigt wurde. Die Situation für die Division Goeben war ungünstig, denn im Osten und Süden standen die Divisionen der Bayern. Im Vertrauen auf die im dänischen Krieg

erprobten Regimenten³ begann man um 9 Uhr mit dem Angriff auf die bayerischen Stellungen, wozu sich die Brigaden von Generalleutnant von Goeben, zu deren Ausrüstung mehrere Batterien mit Geschützen gehörten, vor dem „Sächsischen Hof“ in Dermbach versammelten. Nach deren Abmarsch begab sich von Goeben mit seinem Divisionsstab nach Lindenau.

Generalmajor von Kummer marschierte mit seiner Brigade in Richtung Neidhartshausen, Zella und Brunnhartshausen, wohingegen das Bataillon unter Major Frankenberg sich links der Felda über das Gelände der alten Burg vorbei an Neidhartshausen bewegte, um von Süden her anzugreifen. Auf der Straße marschierte das Bataillon unter Major von Rosenzweig, und die Einheit von Major von Contard kam über den auch Wallweg genannten Feldweg vorbei an der Wüstung Oberglattbach nach Brunnhartshausen. Auf der Glattbacher Höhe wurden die Preußen von einer bayerischen Batterie mit Granaten empfangen, aber Generalmajor von Kummer zog eine Sechspfünder Batterie nach und vertrieb damit die bayerischen Geschütze. Gleichzeitig richtete man das Granatfeuer auf die Stellungen in Neidhartshausen, wobei ein Geschoss in das Haus der Familie Denner gegenüber der Kirche flog, das Mauerwerk durchschlug und den Kleiderschrank in Brand setzte. Die beherzten Bewohner löschten das Feuer mit mehreren Eimern Wasser. Noch heute erinnert eine an dem Haus aufgemalte Kanone an das Ereignis von 1866.

Unter dem Feuerschutz erreichte man zügig den Ortseingang, wo die Preußen zwar mit bayerischem Gewehrfeuer empfangen wurden, aber die Bayern im Bajonettkampf Mann gegen Mann aus dem Ort drängten. Am Südausgang trafen die Kompanien mit zwei Husareneinheiten

zusammen und warfen die bayerischen Einheiten bis Diedorf zurück. Nun war gegen 10.30 Uhr der Weg auf das stark besetzte Zella frei. Über das offene Feld stürmten die Bataillone des Major von Rosenzweig und Major von Contard in Richtung Propstei, wurden aber von Gewehr- und Geschützfeuer empfangen. Vereint mit der preußischen Artillerie und dem Bataillon Rosenzweig kamen sie bis auf wenige hundert Meter an die Propstei heran, die von bayerischen Infanteriekompanien mit Unterstützung bayerischer Kavallerie und bayerischer Batterien verteidigt wurde. Die bayerischen Einheiten gerieten jedoch zunehmend unter Feuer, da die zur Verstärkung bei Diedorf in Stellung gebrachten weiteren Geschütze den preußischen Vormarsch nicht aufzuhalten vermochten.

Im Schutz der Propsteimauern verstärkten die bayerischen Einheiten das Geschütz- und Gewehrfeuer und brachten so den Angriff der Preußen ins Stocken. Besonders das Bataillon unter Major von Contard, das auf der Nordwestseite kämpfte, hatte unter dem Beschuss der bayerischen Infanterie zu leiden. Erst als Generalleutnant von Kummer den rechten Flügel durch das Bataillon unter Major von Brause in Richtung Brunnhartshausen verlängerte, ging es wieder vorwärts. Aber als Major von Contard seine Soldaten zum Sturm anfeuerte, stürzte er tödlich getroffen vom Pferd. Dennoch drangen kurz danach sein und das Bataillon Rosenzweig in das Dorf ein und drängten die Bayern in Richtung Kirche zurück.

Als gegen 11.00 Uhr die Preußen in den Ort eindringen, zogen sich die bayerischen Einheiten unter Major Dichtel zurück, wobei die Kompanie unter Hauptmann König die Aufgabe hatte, den Rückzug zu decken. Dazu sammelte er seine

drei Züge vor der Kirche, und Oberleutnant Brunner sollte mit seinem Zug die Nachhut bilden. Kaum hatten sie jedoch das offene Feld erreicht, wurden sie von massivem Gewehrfeuer der Preußen empfangen. Hauptmann König fiel, und ein Teil seiner Soldaten wurde unmittelbar gefangengenommen. Leutnant Hermann aber gelang es, sich mit seinem Zug nach Diedorf durchzuschlagen. Der Rest der Kompanie flüchtete in die Schule sowie in das Gasthaus der Familie Wintersinger und weitere Häuser, weswegen ein Orts- und Häuserkampf begann, bei dem Oberleutnant Brunner und mit ihm neun weitere Soldaten fielen. Die restlichen Soldaten wurden gefangengenommen.

Nach der Einnahme von Zella brachten die Preußen an der Propsteimauer zwölf gezogene Geschütze in Stellung und beherrschten nun das obere Feldatal. Bei Neidhartshausen hatte Generalleutnant von Goeben zur Verstärkung ein Kavallerieregiment und eine reitende Batterie bereitgestellt, die aber nicht mehr zum Einsatz kamen. Die restlichen Einheiten der Brigade unter Generalmajor von Kummer versuchten nun die Stellungen der Bayern an der Seemühle bei Diedorf zu nehmen, doch die 5. Infanteriebrigade der 3. Infanteriedivision Zoller unter Generalmajor von Ribaupierre wehrte sich mit starkem Infanterie- und Artilleriefeuer. Nach mehreren Angriffen zogen sich die Preußen gegen 15.00 Uhr zurück. Bei den Kampfhandlungen wurde Major von Frankenberg schwer verletzt.

Bei dem Gefecht um Zella waren 7.000 Preußen und 8.000 Bayern im Einsatz. Bei den Preußen kamen 19 Soldaten und ein Offizier ums Leben. Verwundet wurden 51 Soldaten. Bei den Bayern kamen 36 Soldaten und vier Offiziere ums Leben. Verwundet wurden 134 Soldaten.

Gleichzeitig mit dem Angriff auf Zella begann auch der Angriff auf Wiesenthal und Roßdorf, wo die Division von Generalleutnant von Hartmann stand. Vorausgegangen war, dass am 3. Juli 1866 eine bayerische Vorhut bestehend aus einem Jägerbataillon unter Major von Guttenberg Wiesenthal besetzt hatte und gleichzeitig vor Roßdorf die 8. Infanteriebrigade der 4. Infanteriedivision unter Generalmajor Cella stand. Weiterhin hatte man Geschütze auf der Straße nach Wiesenthal und Bernshausen am Langen Rain in Stellung gebracht. Außerdem war eine bayerische Einheit bis zum Berg Lindig vorgerückt, die Berührung mit einer aufklärenden preußischen Husareneinheit hatte. Auf Grund dieser Bedrohung rückte der preußische Oberst Gellhorn mit seiner Einheit vor und besetzte Lindenau sowie den dahinterliegenden Wald. Damit sollte die Zerstörung der 1791 erbauten Sandsteinbrücke über die Felda durch bayerische Artillerie verhindert werden.

Der Angriff auf Roßdorf begann am Morgen des 4. Juli 1866 mit den Truppen unter Major von Rüstow. Gegen 9.00 Uhr traf dann Generalleutnant von Goeben bei Lindenau ein und gab den Befehl, die Bayern aus Wiesenthal zu verdrängen. Gleichzeitig erging Befehl an Generalmajor von Wrangel, weitere Einheiten bis Lindenau vorzuziehen. Im starken Regen rückten nun fünf Bataillone und zwölf Geschütze bis zum Lindig vor. Die Geschütze verblieben zunächst auf dem Lindig. Weitere Einheiten der Brigade Wrangel marschierten über Gladbach am Fuß des Neuberges vorbei nach Wiesenthal.

Mit einem Sturmangriff warfen die Preußen die Bayern aus Wiesenthal, wobei es am Ortsausgang in Richtung Roßdorf heftige Kämpfe mit dem bayerischen Jägerbataillon gab. Dabei wurde Stabs-

hauptmann von Gobel tödlich und Oberleutnant Wurm schwer verletzt. Das Jägerbataillon zog sich kämpfend bis zum Nebelberg zurück, wo bereits auf dem Westhang General Cella mit drei Bataillonen und einer halben Batterie Geschütze in Stellung gegangen waren. Während der Kampfhandlungen zwischen Wiesenthal und dem Nebelberg war die preußische Geschützatterie unter Hauptmann Coester vorgezogen worden und feuerte in Richtung Nebelberg. Die leichten Geschütze mit gezogenem Lauf trafen mit ihren Vierpfundgranaten genau die bayerischen Bataillone der Brigade Cella, und es kam zu schweren Verlusten. Dabei wurde Major von Guttenberg schwer verletzt. Die bayerischen Soldaten suchten nun fluchtartig Schutz in dem bewaldeten Hang des Nebelberges, den sie zu ersteigen versuchten. Die in der Nähe des Nebelberges stehenden bayerischen Geschützatterien mit der dazugehörigen Reitereinheit⁴ konnten den Vormarsch der Preußen nicht aufhalten und zogen sich nach Roßdorf zurück.

Die preußische Batterie Köster erhielt Verstärkung, und sie unterstützten damit den Vormarsch der Infanterie, die dann über den südlich liegenden Roßberg den Nebelberg erreichten. Mit einem Sturmangriff versuchten die Preußen den Berg zu nehmen, der aber abgewehrt wurde. Dabei wurden Hauptmann von Kavezinski und mehrere Soldaten tödlich getroffen. Inzwischen hatten die Geschütze zwischen Wiesenthal und Roßdorf ihr Feuer eingestellt, um die eigenen Kameraden nicht zu treffen. Nun griffen die Preußen den Berg unter dem Abwehrfeuer der Bayern von der West- und Südseite an. Geführt von den Offizieren ging es unter Verlusten den Berg hinauf. Das am Westhang kämpfende Bataillon unter Major von Rüstow hatte

nicht nur schwieriges Gelände zu überwinden, sondern auch die bayerischen Scharfschützen im Rücken, die am langen Rain mit ihren Podewilsgewehren postiert waren. Nachdem Major von Rüstow mit seinem Bataillon im Bereich der Straße war, traf ihn eine Kugel, und er stürzte vom Pferd. Während der Versorgung durch einen Sanitäter traf ihn eine weitere Kugel, und er starb an den Verletzungen.

Nun schwenkte das Bataillon aus dem Gefahrenbereich heraus nach rechts, und der Kampf um die Hügelkuppe begann. Nach kurzer Atempause begann nun ein Kampf Mann gegen Mann, auch unter dem Einsatz der Bajonette. Gegen Mittag war der Berg in preußischer Hand. Zu gleicher Zeit erschien der bayerische Divisionskommandeur Generalleutnant von Hartmann auf dem Gefechtsfeld, sammelte die zurückweichenden Soldaten und führte sie zum Gegenangriff. Aus der Deckung empfingen die Preußen mit ihren Zündnadelgewehren den Gegner mit einem Kugelhagel und wehrten den Gegenstoß ab. Die erschöpften bayerischen Bataillone wichen nach Roßdorf aus und wurden neu geordnet.

Zu gleicher Zeit erreichte der bayerische Generalmajor Franz Faust, aus Eckarts kommend, mit seiner 7. Brigade Roßdorf, mit dem Auftrag den Nordhang des Berges zu nehmen. Nachdem sie den Ortsausgang verlassen hatten, wurden sie vom preußischen Schnellfeuer empfangen. Nach kurzer Zeit stürzte der an der Spitze reitende Generalmajor Faust tödlich getroffen vom Pferd, ebenso sein Ordonanzoffizier von Ausin. Nun zogen sich die bayerischen Bataillone nach Roßdorf zurück, verfolgt von den preußischen Einheiten, die nun fast den Ortsrand erreicht hatten. Die Feuerstellung der 1. Feldbatterie des 2. Feldartillerie-Regiment

des Hauptmann Hang mit acht glatten, leichten Feld-12-Pfündern geriet in Bedrängnis, zog sich eilig zurück und verließ Roßdorf. Nur ein bayerisches Jägerbataillon, das sich in dem ummauerten Kirchhof befand, feuerte noch auf die heranrückenden Preußen. Inzwischen hatten die preußischen Bataillone den Ort erreicht und bereiteten sich auf den Sturm vor, als Generalmajor von Wrangel gegen 14.00 Uhr den Befehl erhielt die Kampfhandlungen abubrechen. Nun zogen sich die preußischen Truppen in Richtung Wiesenthal zurück.

Zu gleicher Zeit erreichten weitere Bataillone der Brigade von Generalmajor Faust Roßdorf, die bisher zur Deckung der umliegenden Höhenzüge, besonders des Klosterwalds, eingesetzt waren. Mit ihrer Unterstützung unternahm Generalleutnant von Hartmann einen Angriff auf den Nebelberg. Doch als er oben ankam, waren die Preußen in Richtung Wiesenthal abgezogen. Die in Roßdorf auf dem Kirchhof in Stellung stehenden Geschütze beschossen die abziehenden Preußen und fügten ihnen erheblichen Schaden zu.

Gegen 17.00 Uhr kamen die Einheiten der Brigade Wrangel in Dermbach an. Auch die Division Hartman verließ in der folgenden Nacht Roßdorf und zog über Hümpfertshausen nach Oberkatz ab. Der Abbruch der Gefechte bei Zella und Roßdorf war für die Einheiten vor Ort unverständlich, zumal sie den Sieg vor Augen hatten. Außerdem stand die Division Mantuffel bei Dermbach in Reserve. Ursache war die Krankheit von General Vogel von Falkenstein, der in Buttlar ans Bett gefesselt war und an den Gefechten nicht teilnahm. Aus den ersten Gefechtsmeldungen von Generalleutnant von Goeben glaubte er an ein Nachhutgeplänkel der abziehenden bayerischen Truppen. Deshalb gab

er den Befehl an alle Divisionen, sich in Richtung Fulda zu bewegen.

Als er abends umfassend informiert wurde, erkannte er, dass ihnen die gesamte Bayerische Armee gegenüberstand. Nun stoppte er die Divisionen und wollte am folgenden Tag im Feldatal die Entscheidungsschlacht herbeiführen. Noch in der Nacht wurden Patrouillen vorgetrieben, die das Gelände von Eckarts über Roßdorf, Neidhartshausen bis Fischbach erkundeten, aber keine feindlichen Verbände mehr fanden. Die bayerischen Divisionen waren inzwischen auf dem Weg durch die Rhön in Richtung Kissingen und Hammelburg.

Die Gefechte im Feldatal verursachten auf beiden Seiten hohe Verluste. Bei den Preußen kamen 71 Soldaten und fünf Offiziere ums Leben. Bei den Bayern kamen 122 Soldaten und elf Offiziere ums Leben. Insgesamt waren es 617 Verwundete, davon verstarben noch viele in den Lazaretten. Bei den Kämpfen sind neben den vielen Soldaten und Unteroffizieren auch hochrangige Offiziere ums Leben gekommen.

Auf preußischer Seite: Major Caesar von Rüstow, Major Ferdinand von Gontard, Hauptmann Karl von Ledebur, Leutnant Ernst Ludwig Hesse. Auf bayerischer Seite: Generalmajor Franz Faust, Major Ottmar von Guttenberg, Hauptmann Josef von Gobel, Hauptmann Ludwig Kolbinger, Hauptmann Xaver König, Oberleutnant Ludwig von Ausin, Oberleutnant Franz Lang, Oberleutnant Wilhelm Wurm, Oberleutnant Karl Popp, Oberleutnant Reinhold Brunner, Unterleutnant Julius Ruprecht, Unterleutnant Karl Traut.

Auch der aus der Rhön stammende Oskar von und zu der Tann fand am Nebelberg den Tod. Sein Onkel, Generalleutnant Ludwig Freiherr von und zu der

Tann-Rathsamhausen, war Chef des Generalstabes und bei den Kämpfen um Zella vor Ort. Später errichtete man ihm zu Ehren ein Denkmal auf dem Marktplatz von Tann. Insgesamt waren bei den Kampfhandlungen von Zella und Roßdorf 16.000 Preußen und 33.000 Bayern im Einsatz.

Unvorbereitet traf es die Orte nach den Kampfhandlungen, die Toten zu bestatten und die Verletzten zu versorgen. Die Toten wurden auf den örtlichen Friedhöfen von Roßdorf, Wiesenthal, Neidhartshausen und Zella beigesetzt. In Dermbach legte man einen separaten Soldatenfriedhof an. Für die Verletzten richtete man in Roßdorf, Dermbach und Zella Lazarette ein. Die meisten Verletzten brachte man jedoch nach Dermbach. Dort wurden Räumlichkeiten in der Korkenfabrik von Hermann Mester, in der Sparkasse, der evangelischen Schule sowie im katholischen Klostergebäude eingerichtet. In Roßdorf wurden in den Gutshöfen der Familien von Geyso und Wechmar notdürftige Räumlichkeiten hergerichtet, um die Verwundeten zu behandeln. Unter primitiven Bedingungen versorgte man die Wunden und amputierte Gliedmaßen. Ärzte aus der Region sowie aus Meiningen und Würzburg führten die Behandlungen durch. Ordensfrauen vom Orden der Benediktinerinnen, Augustinerinnen sowie Diakonissinnen übernahmen die Pflege. Doch für viele Soldaten gab es keine Rettung. Sie erlagen ihren Verwundungen und wurden auf dem Friedhof neben ihren gefallenen Kameraden bestattet. Bei der Versorgung der Verwundeten leistete das Personal der Gutshöfe Außerordentliches, vor allem Frau Katharina Elisabeth Weyrich geb. Kirchner, die später eine hohe Auszeichnung vom bayerischen König erhielt.

Die Leichtverletzten brachte man nach einer ersten Versorgung nach Salzungen, Liebenstein und Erfurt. Die verletzten Offiziere waren zum Teil privat untergebracht. So war Oberst Dürre mit einer schweren Verwundung des Beines beim Kaufmann Richard Dittmar untergebracht und Major Frankenberg mit einem zerschossenen Arm beim evangelischen Pfarrer Ferdinand Reußner.

Fortgang der Kampfhandlungen in der Rhön

Als Vorhut auf dem Marsch nach Fulda war der preußische Generalmajor von Beyer mit seiner Division am 3. Juli 1866 bis Rasdorf vorgerückt. Als sie dort ankamen war der Ort mit blauweißen Fahnen geschmückt. Die Preußen waren darüber ungehalten und in dem Glauben, es sei die bayerische Fahne. Doch es klärte sich als ein Missverständnis auf. In Rasdorf war an dem Tag Firmung, und der Fahnenschmuck galt dem Fuldaer Bischof Christoph Kött.

Am gleichen Tag erreichte auch das bayerische Reserve-Kavallerie-Korps bestehend aus drei Reiterbrigaden unter General der Kavallerie Fürst von Thurn und Taxis Fulda. Sie waren von Schweinfurt aus über die Rhön gekommen und durch die schlechte Witterung und die vielen Berge erschöpft. General von Thurn und Taxis schickte umgehend Patrouillen in den Raum Hünfeld, die feindlichen Einheiten in Rasdorf zu erkunden. Die Reiterdivision bereitete sich für den nächsten Tag auf einen Angriff vor. Da sie über keine Infanterie verfügte, setzte man sich mit dem Hauptquartier des VIII. Bundeskorps in Ulrichstein in Verbindung und bat um Unterstützung. Der Oberkommandierende des Bundesheeres, Prinz Alexander von Hes-

sen, lehnte die Unterstützung allerdings ab. Das Oberkommando der bayerischen Armee hatte General von Thurn und Taxis jedoch befohlen, einen Angriff nur mit Infanterieunterstützung zu unternehmen. Er setzte sich über den Befehl hinweg und bereitete den Angriff vor.

Am frühen Morgen des 4. Juli 1866 marschierte durch Hünfeld über die Leipziger Straße die 1. Brigade der Kavalleriedivision mit einer Geschützatterie in Richtung Rasdorf. In der Ortschaft Neu-wirtshaus standen die Leute auf der Straße und sahen mit Besorgnis, was sie erwartete. Der kommandierende General schickte sie in die Gehöfte, mit dem Hinweis, das hier bald geschossen würde. Als die Reiter die Ortschaft passiert hatten, sahen sie am Waldrand im Bereich des Quecksmoores feindliche Infanterie. Es war die Vorhut der Division Beyer. Die reitende Batterie des Hauptmanns Massenbach ging sofort in Stellung. Mit den veralteten Geschützen erreichte man aber nicht den Feind, der am Waldrand in Stellung gegangen war. Der preußische Hauptmann Schmidt war inzwischen mit seinen beiden Vierpfundkanonen mit gezogenen Rohren einsatzbereit und feuerte Granaten auf die Reitereinheit. Die erste Granate war ein Volltreffer und schlug in die dicht gestaffelten vorderen Reihen der Brigade ein. Mehrere Reiter stürzten getroffen vom Pferd, Aufregung und Verwirrung brach aus. Die gepanzerten Reiter gerieten in Panik, kein Kommando half mehr. Es folgte die Flucht in Richtung Hünfeld. Der Druck wurde allerdings noch durch die von den Flanken angreifende preußische Infanterie verstärkt. Zurückblieben danach sieben Tote, zwei Schwerverwundete und 20 Verwundete.

Auf die fliehenden Reiter schossen die Preußen mit ihren Geschützen. Der Ka-

nonendonner schreckte die Bewohner von Hünfeld auf, und sie rechneten mit Plünderungen der Preußen und dem Verlust von Hab und Gut. Inzwischen waren die bayerischen Reiter in Hünfeld angekommen und stürmten unkontrolliert in Richtung Fulda weiter. Dabei rissen sie weitere Einheiten mit. Der ungeordnete Rückzug der Reiterdivision ging über Fulda, Eichenzell und Schmalnau in Richtung Gersfeld. Vor Gersfeld in einer Schlucht fielen erneut Schüsse. Die Reiter waren verunsichert, vermuteten preußische Soldaten sowie einem Hinterhalt. Panik und Aufregung erfasste erneut die Reiter, in wilder Flucht ging es über Stunden nach Münnerstadt, Volkach bis Kissingen weiter. Oberst Pechmann, der Kommandeur der flüchtenden Einheit, glaubte, die ewige Schmach nicht überleben zu können, und erschoss sich in einem Bauernhaus, in das er zur Rast eingekehrt war. Der 74-jährige Divisionskommandeur Fürst von Thurn und Taxis wurde später seines Kommandos enthoben und vor ein Kriegsgericht gestellt.

Nach dem erfolgreichen Gefecht von Hünfeld sandte General Vogel von Falkenstein folgende Depesche an die Heeresführung:

„19te Depesche vom Kriegsschauplatz.

Eisenach, den 5. Juli 1866

Division Beyer hat heute bei Hünfeld ohne eigenen Verlust Bayerische Kavallerie und Artillerie durch einen gut treffenden Vierpfünderschuss verjagt.

Division Goeben hat bei einem kurzen Vorstoß zur Deckung der linken Flanke gegen Neidharthausen und Celle glückliche Gefechte gegen bayerische Truppen gehabt. v. Falkenstein“

Nachdem die Bayern Hünfeld und Fulda verlassen hatten, folgte die Division Bey-

er, die bis zum nächsten Tag in der Region verblieb. Die Befürchtung der Bürger gegenüber den Preußen trat nicht ein. Das Gegenteil war der Fall. Die preußischen Soldaten benahmen sich diszipliniert und erhielten von den Bürgern Anerkennung. Nach dem Gefecht kümmerten sich die Preußen um die Toten und Verwundeten. Die sieben toten bayerischen Soldaten wurden auf dem Friedhof von Kirchhasel bestattet. Ein Verwundeter mit schwerer Schulterverletzung ritt bis zur Brückenmühle und stürzte dort tot vom Pferd. Er wurde auf dem nächstliegenden Friedhof von Nüst bestattet. Die beiden Schwerverletzten kamen nach Hünfeld ins Spital, wo sie am gleichen Tag noch starben und auf dem Friedhof von Hünfeld bestattet wurden. Einer der Toten war Oberleutnant Franz von Grafenstein. An seiner Bestattung nahm Generalmajor von Beyer teil. Die Großmutter, Generalin von Braun, stiftete ein Grabdenkmal, das heute im Museum von Hünfeld aufbewahrt wird.

Nach den Kampfhandlungen von Zella, Roßdorf und Hünfeld ging der Krieg weiter, obwohl der Kampf zwischen Preußen und Österreich durch die Schlacht von Königgrätz am 3. Juli 1866 entschieden war. Weiter mussten Offiziere und Soldaten sterben.

In der Folge bewegte sich die Main-Armee unter General Vogel von Falken-

stein in Richtung Fulda, um über die alte Heer- und Handelsstraße Frankfurt zu erreichen. Im Raum Fulda erreichte ihn am 8. Juli 1866 eine Depesche aus dem Hauptquartier von Graf von Moltke mit dem Befehl die bayerische Armee zu verfolgen, die an der Saalelinie gehalten hatte.

General Vogel von Falkenstein war sich nicht bewusst, in welcher gefährlicher Lage seine Armee sich zu diesem Zeitpunkt befand. An der Ostflanke stand die bayerische Armee und an der Westflanke das VIII. Bundeskorps, deren Spitze schon Großenlöder erreicht hatte. Eine Chance für den Gegner anzugreifen, die aber vergeben wurde.

Hans-Peter Mötzung ist in der thüringischen Rhön seßhaft. Vor seinem Ruhestand war er als Kfz-Ingenieur tätig. Seit seiner Jugend hat er sich für lokal- und heimatgeschichtliche Themen begeistert, um sich dann mit seinem Ruhestand seiner Heimatgemeinde Dermbach als Ortschronist zur Verfügung zu stellen. Ein Ergebnis seines Engagements für die Gemeinde ist sein Werk „Dermbach im Feldatal“, das 2008 erschien. Seine Anschrift lautet: Bahnhofstraße 32, 36466 Dermbach, E-Mail: hp.moetzung@web.de.

Literaturhinweise

- Nickel, Walter/Hepp, Armin: Bruderkrieg zwischen Preußen und Bayern. Das Gefecht am Nebel bei Roßdorf vor der Rhön am 4. Juli 1866. Seligenthal 1991.
- Hamm, Walter: Roßdorf im deutsch-deutschen Krieg von 1866. Gedenken an den 4. Juli 1866. Gefecht am Nebel. Begleitschrift zum Gedenkmuseum im Gutshaus zu Roßdorf. Würzburg 2003.

- Carlsson, Hjlmar: Wiesenthal in der Rhön. Ein Heimatbuch. Herrenhut 1940.
- Mötzung, Hans Peter: Dermbach im Feldatal. Eine Chronik über die Geschichte und Kultur der Region. Fulda 2008.
- Schubart, Andreas: Lob der Heimat. Vergangenes und Gegenwärtiges aus der weimarischen Rhön besonders aus dem alten Amte Fischberg-Dermbach. Dermbach/Berge 1923.

Stammlberger, Otto (Hrsg.): Der Bruderkrieg von 1866 in den Aufzeichnungen von Ernst Traugott Hunnius, Pfarrers von Aschenhausen/Rhön. Kloster Veßra 2002.

Stade, Walter: Bericht über das Gefecht bei Dermbach am 3. und 4. Juli 1866. Dermbach 1959.
Weber, August: Die Geschichte der Stadt Hünfeld. Hünfeld 1951.

Anmerkungen:

- 1 Zur preußischen 13. Division unter Generalleutnant von Goeben gehörten zwei Infanteriebrigaden (InfBrig), nämlich die 26. InfBrig unter Generalmajor von Wrangel und die 25. InfBrig unter Generalmajor von Kummer, eine Reservebrigade unter Generalmajor von Treskow und eine Spezialreserve.

Der InfBrig Wrangel waren unterstellt das 1. Westfälische Infanterieregiment (InfRgt) 13 unter Oberst von Gellhorn mit zwei Bataillonen, das 6. Westfälische InfRgt 55 unter Oberst Stolz mit zwei Bataillonen, das 1. Westfälische Husarenregiment (HusRgt) 8 unter Oberst von Rantzau mit 3 Eskadronen, das II. Infanteriebataillon (InfBtl) des 2. Westfälischen InfRgt 15 unter Major Rüstow sowie zwei Artilleriebatterien (ArtBtt) des westfälischen Artillerieregiments (ArtRgt) 7.

Zur InfBrig Kummer zählte das 5. Westfälische InfRgt 53 mit 3 Bataillonen unter Oberst von Treskow, das III. InfBtl des 1. Westfälischen InfRgt 13 unter Major von Brause, eine ArtBtt des ArtRgt 7 sowie 2 Husareneskadronen des 1. Westfälischen HusRgt 8.

Die Reservebrigade bestand aus dem Westfälischen Kürassierregiment (KüsRgt) 4 mit vier Schwadronen unter Oberst von Schmidt, dem

- 2 Posener InfRgt 19 mit 3 InfBtl unter Oberstleutnant von Henning und einer berittenen ArtBtt der ArtBrig 7.

Als Spezialreserve fungierten zwei InfBtl des 2. Westfälischen InfRgt 15 unter Oberst Freiherr von der Goltz, das III. InfBtl des 6. Westfälischen InfRgt 55 unter Oberstleutnant von Rex und eine ArtBtt des ArtRgt 7.

- 2 Der Krieg war immerhin mit der Schlacht von Königgrätz, in der die Preußen die Österreicher vernichtend schlugen, entschieden.

- 3 Nach den Verlustlisten beim Sturm auf die Düpeler Schanzen kamen die InfRgt 13, 53 und 55 sowie die 1. sechspfündige ArtBtt der westfäl. ArtBrig 7 und das Pionierbataillon 7 dort zum Einsatz (vgl. Vogel, Winfried: Entscheidung 1864. Koblenz 1984, Anhang, ab S. 85). Mit dabei war aber wohl auch die 13. Division mit beiden InfBrig, dann rechnen auch noch das InfRgt 15 sowie das HusRgt 8 und KürRgt 4 dazu. Von der Artillerie abgesehen kam 1866 also eine in Gänze feldzugserfahrene, preußische Division zum Einsatz.

- 4 Die Bayern gaben den Artilleriebatterien in der Regel eine „Bedeckung“, häufig eine halbe Schwadron Kavallerie, zum Schutz gegen die Eroberung durch feindliche Kavallerie.



halbigdruck
offset digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Hans Maier

Franken in Bayern – geht das?

Franken in Bayern – geht das?¹ Leben die Franken gern und freudig im Freistaat Bayern oder nur gezwungenermaßen und auf Zeit? Schauen sie nach anderen politischen Möglichkeiten aus – nach größerer Autonomie und Unabhängigkeit von München oder womöglich sogar nach einem eigenen Bundesland Franken? Haben Bayern und Franken sich im Lauf der Zeiten aneinander gewöhnt oder sind die Unterschiede, die Gegensätze gewachsen? Wie dauerhaft ist der nun schon rund zweihundert Jahre bestehende staatliche Bund der Franken und der Bayern? Ist es eine Zwangsehe, war es eine Vernunfttheirat oder ist es am Ende – auch das wäre ja nicht undenkbar – gar ein Liebesverhältnis (Liebe auf den zweiten Blick, gewissermaßen)?

Fragen über Fragen, heikle und kitzlige, ein richtiges Parkett zum Ausrutschen – und ein Thema wie geschaffen für eine Zeitschrift wie das FRANKENLAND, die sich die Beschäftigung mit fränkischer Geschichte, Kunst und Kultur auf die Fahne geschrieben hat. Als Alemanne habe ich zum Thema, so hoffe ich, erstens die nötige Nähe, denn auch in meiner Heimat Baden lebten und leben Franken, ihre Sprache verrät sie. Die Sprachgrenze zwischen dem Alemannischen und Fränkischen, dem Bayerischen und Fränkischen geht ja bis heute mitten durch den deutschen Süden, durch Baden, Württemberg, Bayern hindurch. Zweitens habe ich aber auch den

nötigen Abstand, denn ich bin weder gebürtiger Franke noch gebürtiger Bayer, wäre also im Streit – falls es zu einem solchen käme – nicht Partei und müsste mich auf keine Seite schlagen. Drittens bin ich selbst das Beispiel eines inzwischen ‚eingebayerten‘ Fremdlings aus dem Südwesten, eines Menschen, der in jungen Jahren nach Bayern kam und dort bis heute lebt, eines Migranten ohne bayerischen Geburtsort, ohne indigene Prägung. „*Kein Bayer*“, stellte seinerzeit die Zimmerwirtin kritisch fest, als ich 1954 als Student in München ein Zimmer suchte, sie hörte es meiner Sprache an. „*Aber wenigstens a Süddeutscher!*“, fügte sie versöhnlich hinzu. Inzwischen leben meine Frau und ich seit 1962 in Bayern, schon über fünfzig Jahre lang, alle unsere Töchter sind ‚Münchner Kindl‘ – und wenigstens an mir und meiner Familie hat sich die integrierende, verschmelzende Kraft Bayerns rundum bewährt. Aber wie ist es mit größeren Einheiten über die Familie hinaus, mit Bayern und Franken, mit den ethnischen Gruppen, ja Völkern, aus denen das moderne Bayern sich zusammensetzt (als dritte wären die Schwaben, als vierte die Sudetendeutschen zu nennen)? Offenbar gelingt die Integration da nicht ganz so einfach wie im individuellen Fall oder im Familienkreis. Nun, wir werden sehen.

Gehen wir also das Thema an – mit wissenschaftlichem Ernst, wie sich versteht, mit sorgfältig geprüften Informationen; aber gelegentlich, wenn Sie erlauben, auch mit einem Augenzwinkern. Ich versuche es mit vier Kapiteln: 1. Der Fränkische Reichskreis; 2. Franken wird bayerisch;

3. Franken und die Wittelsbacher; 4. Franken heute.

1. Ältestes Franken: der Fränkische Reichskreis

Zunächst ein wenig Vorgeschichte. Seit wann sprechen wir von Franken? In der Schule hören wir von dem westgermanischen Volk der Franken, das am mittleren und unteren Rhein wohnte und sich nach dem Abzug der römischen Truppen (406 n. Chr.) zur Nordsee, nach Flandern und nach Gallien hin ausbreitete. Aus ihm erwuchs später das Fränkische Reich – das Reich Chlodwigs und Karls des Großen. Die Franken hinterließen unseren westlichen Nachbarn ihren Namen – Francia, France, Frankreich. Das ist eine stolze Verwandtschaft, die auch östlich des Rheins noch lange als solche empfunden wurde. „*Neufranken*“ – so wurden noch im Deutschland des ausgehenden 18. Jahrhunderts die Franzosen von revolutionsbegeisterten Zeitgenossen genannt. Viele erhofften sich von den „*neufränkischen Brüdern*“ Befreiung, Freundschaft, Fortschritt – so der junge Görres in Koblenz, der später zum erbitterten Gegner Napoleons werden sollte.

Übrigens: Napoleon selbst empfand sich als der wiedergekehrte Karl der Große, dazu berufen, die getrennten Teile des alten Frankenreiches wieder zu vereinigen. Talleyrand überliefert die Anekdote, der Kaiser habe vor Bischöfen, wenn sie nicht in seinem Sinn parieren wollten, immer wieder zornig ausgerufen: „*Je suis Charlemagne, je suis Charlemagne!*“ Ein wenig von diesem Empfinden klingt sogar noch bei de Gaulle nach, der beim Abschluss des deutsch-französischen Vertrags 1962 an das einstige Frankenreich erinnerte, das später in einen westlichen und einen östlichen

Teil – Frankreich und Deutschland – zerfiel. Der Karlspreis, in Aachen, der Stadt des Frankenkaisers, verliehen, gibt dieser historischen Perspektive einen aktuellen Sinn – er ist für Verdienste um die europäische Integration gedacht.

Nun, auf diese westfränkische Verwandtschaft können sich die heutigen Franken nur noch ganz indirekt und im historischen Rückblick berufen. Denn sie, die „*anderen Franken*“, die östlichen, im Maintal siedelnden Gruppen, haben im Lauf der Geschichte die alte Verbindung mit dem Westen verloren. Im Kernland der Franken den Rhein entlang haben Niederländer, Flamen, Rheinländer, Pfälzer, Lothringer schon seit Jahrhunderten ein eigenes Stammes- und Staatsbewusstsein entwickelt. So mussten die östlichen Franken als Glieder des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation mehr oder minder für sich allein leben, sie mussten sich anlehnen an Stärkere, nach Norden oder Süden hin – ein Umstand, der für Franken bis heute typisch geblieben ist.

Seit wann gibt es im Osten Franken – Gesamtfranken – als historischen Raum? Das lässt sich genau datieren: seit der Schaffung des Fränkischen Reichskreises im Zug der Reichsreform Kaiser Maximilians I. Anfang des 16. Jahrhunderts. Der Fränkische Kreis, erstmals 1522 unter diesem Namen erscheinend (vorher trugen die 1500 gebildeten sechs, seit 1512 zehn Reichskreise nur Nummern), umfasste im wesentlichen das Flussgebiet des mittleren und oberen Mains – ausgenommen die kursächsische Pflege Coburg (im Obersächsischen Kreis), das Stift Fulda (im Oberrheinischen Kreis), die zum Kurfürstentum Mainz gehörigen Gebiete um Aschaffenburg und Miltenberg (im Kurrheinischen Kreis) sowie die Reichsstädte Hall, Dinkelsbühl, Wimpfen und Heil-

bronn (im Schwäbischen Kreis). Manche Strukturen des heutigen Franken und Schwaben, ja des heutigen Bayern und Baden-Württemberg zeichnen sich – wenn auch mit Modifikationen – schon in dieser Frühzeit deutlich ab. Tatsächlich bestand der Fränkische Kreis mit nur geringen territorialen Änderungen bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation im Jahr 1806.

Der Fränkische Kreis galt als der erste und vornehmste der Reichskreise – andere Kreise sollten nach ihm „*ir aufachtung haben und sich darnach pflegen*“. Er funktionierte auch ganz gut – als einziger brachte er es zu einem gemeinsamen Getreidemarkt, einer Zollunion – und auch zu einer selbständigen Kreispolizeiordnung (1572). Deren Kapitel handeln von Gotteslästerung, von Hochzeiten, Kindstauen, Kirchweihen, von der Sicherung gerechter Preise bei den Wirten, von der Mahl- und Bäckerordnung, der „*Erhaltung der Hausarmen*“ und dem Umgang mit „*gartenden Landsknechten*“ und „*herrenlosem Gesindel*“ – ein farbiges Bild damaliger Religions-, Wirtschafts-, Sozial- und Sicherheitspolitik. Rudolf Endres urteilt: „*Aus bloßen geographischen Wahlbezirken waren wichtige Glieder der Reichsverfassung und Träger einer gewissen Reichsverwaltung geworden: dem Kreis unterstand die aus der Landfriedenswahrung abgeleitete innere Sicherheit; er war die Mittelstufe für die Reichsaufgaben, nämlich die Römermonate, für die Türkensteuern und die Kammerzieler; ihm oblag die Kontrolle über das Münzwesen; weiterhin stellte er die Beisitzer zum Reichskammergericht ab. Für manche Bereiche der Wirtschaftsordnung und für das Polizeiwesen war der Kreis sogar zum Selbstverwaltungskörper geworden. Wichtigste staatliche Funktionen lagen also in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts bei den Reichskreisen, und*

dies galt ganz besonders für den fränkischen Kreis, der stets versuchte, diese seine Aufgaben mit aller Gewissenhaftigkeit zu erfüllen.“²

Ein solches System funktionierte freilich nur, wenn das Gleichgewicht der Kräfte erhalten blieb. Im räumlich zersplitterten Franken und Schwaben war dies das oberste politische Gebot schlechthin. Während die großen Territorien – Österreich, Preußen, Bayern, Sachsen – nach dem Dreißigjährigen Krieg im Reichsverband immer stärker ihre Eigenstaatlichkeit auslebten und dem Ziel einer einheitlichen Landeshoheit zustrebten, ja im Zeichen „*teutscher Libertät*“ sogar ihre eigene Außenpolitik betrieben, blieben die Franken und Schwaben, wie eine sprichwörtliche Redewendung lautete, „*des Kaisers getreueste Barone*“. Der Fränkische Kreis war ein Organ des Kaisers und zugleich ein freier Verbund von Ständen. Die Neuaufnahme in den Kreis erfolgte seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert allein durch das Votum der Kreismitglieder – der Kaiser konnte ein Aufnahmegesuch unterstützen, aber nicht von sich aus durchsetzen. Kaiser und Reich – das war ein komplexes Balanceverhältnis, gemischt aus Nähe und Distanz. Erst recht galt dies für die Reichskreise selbst: kein Stand durfte so stark sein, dass er eine ständige Führung beanspruchte – keiner so klein, dass er nicht mitreden konnte.

Es ist erstaunlich, fast ein historisches Wunder, dass der Fränkische Kreis bis zum Ende des Alten Reiches seine Aufgaben als selbständig handelnde Korporation bewältigt hat. Er überstand selbst den großen Grabenbruch von Reformation und Gegenreformation. Wie viele soziale und konfessionelle Gegensätze, wie viele potentielle Rivalen und Gegner kamen hier in 27 Ständen auf getrennten Bänken im Kreistag zusammen! Die geistlichen Fürsten von

Würzburg, Bamberg, Eichstätt und der Deutschmeister, die weltlichen von Brandenburg-Ansbach und Brandenburg Kulmbach/Bayreuth – evangelische Hohenzollern –, die je nach Linie katholischen oder evangelischen Fürsten von Hohenlohe, eine Reihe zum Teil gefürsteter Grafen, katholisch oder evangelisch, fünf evangelische Reichsstädte sowie kleinere Herrschaften beider Konfessionen, vorwiegend im Besitz von Ständen anderer Reichskreise. *„Am Ende des Alten Reiches hatten schließlich 43 Landesherren Anteil an den 24 fränkischen Stimmen.“*³ Dennoch funktionierte der Kreistag bis zuletzt, die nötigen Beschlüsse im Plenum kamen zustande – und außerhalb der Kreistage besorgten die kreisausschreibenden Fürsten Bamberg einerseits, Kulmbach/Bayreuth bzw. Ansbach andererseits – katholisch der eine, evangelisch der andere – als Exekutive die Angelegenheiten des Kreises.

Die Dinge spitzten sich zu in der Zeit der Französischen Revolution. Seit 1791 tagte der Kreiskonvent in Permanenz. Preußen, das durch die Angliederung von Ansbach und Bayreuth übermächtiges Mitglied im Reichskreis geworden war, entzog die markgräflichen Truppen dem Kreisheer und setzte die Kreisstände unter Druck. Diese wehrten sich und versuchten ihre Unabhängigkeit zu wahren. Die Kreisgesandten Zwanziger und Rhodius reisten nach Paris: Sie versuchten einen Vertragsabschluss zwischen der Revolutionsregierung und dem Fränkischen Kreis herbeizuführen. Sogar der Gedanke einer selbstständigen *„Republik Franken“* tauchte damals auf. Doch diese Rettungsversuche kamen zu spät und blieben vergeblich – nach den Siegen Napoleons über Österreich und Preußen, nach der Niederlegung der Kaiserkrone durch Franz II. und dem Ende des Reiches war auch für den Frän-

kischen Kreis kein Platz mehr. Am 16. August 1806 löste der bayerische Kreisgesandte – als Nachfolger des Fürstbischofs von Bamberg – im Auftrag Montgelas' die Kreisversammlung auf. *„Bayern als Kreisdirektor nahm das Kreisarchiv und die Kreiskasse in Verwahrung. Die kleineren Stände im Kreis waren jedoch mit der Auflösung durch Bayern nicht einverstanden. Sie forderten Preußen auf, einen Gesandten nach Nürnberg zu schicken, unter dessen Leitung die Kreisversammlung weiter tagen könne. Doch Preußen lehnte ab. Damit hatte der fränkische Reichskreis zu existieren aufgehört.“*⁴ Ebenso ging in diesem Jahr 1806 die Reichsritterschaft Landes zu Franken mit ihren kleinen, von der Rhön bis in die Fränkische Schweiz und zur Altmühl verstreuten, in sechs Kantonen korporativ verbundenen Territorien unter.

2. Franken wird bayerisch

Franken kam nicht freiwillig zu Bayern. Es wurde okkupiert. Unter der Regie Napoleons erweiterte sich Kurbayern, ab 1806 das Königreich Bayern, zwischen 1802/1803 und 1816 nach Norden und Westen hin und wurde zur stärksten Macht in Süddeutschland. Nacheinander gewann es von Franken die Hochstifte Würzburg, Bamberg und Eichstätt, die Reichsstädte Rothenburg und Schweinfurt, das Markgraftum Ansbach, die Reichstadt Nürnberg, das Fürstentum Schwarzenberg, die Grafschaften Castell, Hohenlohe, Oettingen, die Gebiete der Reichsritterschaft und die Territorien des Deutschen Ordens; später kamen das Markgraftum Bayreuth, das Fürstentum Aschaffenburg und die Ämter Hammelburg, Brückenau, Miltenberg und Amorbach hinzu. Kurfürst Max Joseph konnte sich den alten Titel der Würzburger Fürstbischöfe *„Herzog in Franken“*

zulegen. Während die alten fränkischen Hoheitszeichen verschwanden, wurde das bayerische Rautenwappen zum neuen umfassenden Staatssymbol.

Hier nur ein zentrales Beispiel: Am 15. September 1806 marschierten die Bayern in Nürnberg ein. Königlich-bayerische Beamte übernahmen die Herrschaft, lösten den Rat auf, beendeten die reichsstädtische Selbstverwaltung. An die Stelle der bunt zusammengewürfelten Nürnberger Landwehr trat eine einheitlich gekleidete Truppe. Das gesamte Gemeindevermögen, die öffentlichen Gebäude, der Lorenzer und Sebalder Reichswald wurde für Bayern vereinnahmt. Aber die Bayern übernahmen auch die riesigen Schulden Nürnbergs, mehr als 12 Millionen Gulden, und sanierten die Finanzen durch Sparmaßnahmen, durch Sistierung der Zinszahlungen an Gläubiger der Stadt, durch Verkäufe von Kunstwerken und durch Veräußerung des städtischen Silberschatzes. Die Bürgerschaft, geschwächt durch Krieg, Kontributionen und wirtschaftlichen Verfall, nahm alles ohne große Gegenwehr hin. Nur einmal, 1809, als österreichische Truppen nahe waren, entlud sich der Groll in einem Aufruhr, der freilich nach zwei Tagen zusammenbrach. Was sollten die von Bayern Okkupierten auch tun? Man musste sich mit dem Sieger arrangieren, der immerhin bemüht war, die Fesseln der alten patrizischen Ordnung zu lockern, Unternehmer- und Erfindergeist neu zu beleben, Hygiene und Straßenbeleuchtung zu verbessern. Als die Verfassung von 1818 rechtliche Klarheit schuf und die gleichzeitig erlassene Gemeindeordnung eine weitgehende Selbstverwaltung brachte, hellte sich die Stimmung in den neugewonnenen Gebieten ein wenig auf.

Die Nachdenklichen merkten bald, dass Nürnberg – und Franken insgesamt –

über einen Schatz verfügte, der, klug genutzt, reiche Früchte tragen konnte, nämlich seine Vergangenheit. Im Zeitalter der Romantik rückte das Altdeutsche in den Blick – es war dem Altfränkischen verwandt, und dahinter tat sich eine nochmals ältere Welt auf: die germanische. Dem neu erwachenden Geschichtsbewusstsein verdanken wir nicht nur die Monumenta Germaniae Historica des Freiherrn vom und zum Stein, sondern auch ihr visuelles Gegenstück, die Sammlungen des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Der fränkische Edelmann Hans Freiherr von und zu Aufseß siedelte 1832 von seiner Burg nach Nürnberg über und betrieb für seine umfangreiche Sammlung deutscher Altertümer – über 35 000 Objekte! – die Gründung eines Museums. Es sollte, wie er sagte, „*Eigentum der Deutschen Nation*“ werden. Nach vielen Widerständen wurde es 1853 im Tiergärtnertorturm feierlich eröffnet. In der bis heute kaum veränderten Satzung heißt es: „*Das Germanische Museum ist eine dem gesamten Volk gewidmete Stiftung. Es hat den Zweck, die Kenntnis der deutschen Vorzeit zu erhalten und zu mehren, namentlich die bedeutsamen Denkmale der deutschen Geschichte, Kunst und Literatur vor der Vergessenheit zu bewahren und ihr Verständnis auf alle Weise zu fördern.*“

Was wir heute Romantik nennen, war eine Folge von Entdeckungen und Wiederentdeckungen. Franken spielte dabei eine besondere Rolle, neben dem Rheinland, neben der sächsischen Schweiz – man denke an die Rheinmärchen Brentanos, an die Wolfsschlucht Carl Maria von Webers. Zu einem historischen Paradigma wurde die Reise, welche die Erlanger Studenten Ludwig Tieck und Wilhelm Heinrich Wackenroder in den Pfingstferien 1793 unternahmen. Sie führte durch Franken,

das Wiesenttal, das Fichtelgebirge an die böhmische Grenze. Die aus Berlin stammenden jungen Leute hatten sich in Erlangen immatrikuliert, nachdem diese Universität 1791 mit dem Markgraftum Ansbach-Bayreuth an Preußen übergegangen war. Für sie wurde diese Fahrt zur Begegnung mit einer fernen, fast exotischen Welt. Im Bambergischen trafen sie auf „*weiße vergoldete Christusbilder, an hohen roten Kruzifixen*“ – man spürt die Verwunderung und Verstörung bis in die Wortwahl hinein. In Nürnberg entdeckte Wackenroder die altdeutsche Welt, die krummen Gassen, altväterlichen Häuser und Kirchen, „... so wird man ganz ins *Alttertum* versetzt und erwartet immer einem *Ritter oder einem Mönch oder einem Bürger in alter Tracht* zu begegnen“.

Aus diesen Erlebnissen erwuchs die populäre Grundschrift der Romantik, Wackenroders „*Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders*“, die Ludwig Tieck 1796 nach dem Tod des Autors ohne Verfasserangabe veröffentlichte. Notabene: An der alten Straße, welche die beiden jungen Männer auf ihrer Wanderung ins vergangene Deutschland und in die Weite romantischer Phantasie beschritten, lag auch Bayreuth, der spätere Wohnsitz Richard Wagners, die kommende Festspielstadt. Dieser Wagner wiederum war es, der in seinen „*Meistersingern*“ Nürnberg als der „*deutschen Stadt*“ schlechthin ein Denkmal setzte und damit dem „*Mythos Nürnberg*“ (Werner K. Blessing) eine dauerhafte Gestalt gab – der sie verherrlichte als Wiege bürgerlicher, von Handwerksmeistern und Sängern getragener und geübter Kunst. Man denke an die Schlusszene, die den Zerfall des Alten Reiches (und den Untergang Nürnbergs als Reichsstadt!) anklingen lässt und die zugleich die nationale Wiedergeburt be-

schwört – eine Neugeburt aus dem Geist der Kunst und eines freien Volkes, gefeiert auf der Meistersingerwiese, mit der Zentralfigur des Nürnberger Schusters, Poeten und Ratsherrn Hans Sachs.

Eine solche romantische Beschwörung wirkt bis heute faszinierend. Niemand kann sich ihrer ästhetischen Verführungskraft entziehen. Selbst Nietzsche, später ein heftiger Kritiker Wagners, schrieb bewundernd über das Meistersinger-Vorspiel: „*Das mutet uns bald altertümlich, bald fremd, herb und überjung an. Das ist nicht selten schelmisch, noch öfter derb und grob. Das hat Feuer und Mut und zugleich die schlaffe, falbe Haut von Früchten, welche zu spät reif werden. Eine gewisse deutsche Mächtigkeit und Überfülle der Seele, welche keine Furcht hat, sich unter die Raffinements des Verfalls zu verstecken, die sich dort vielleicht erst am wohlsten fühlt: ein rechtes, echtes Wahrzeichen der deutschen Seele, die zugleich jung und veraltet, übermürbe und überreich noch an Zukunft ist.*“

Romantische Verklärungen können schön sein, sie bergen aber auch Gefahren. Der politische Missbrauch hat denn auch nicht auf sich warten lassen. Wiederum wurde Nürnberg neben Bayreuth für dieses Schauspiel der reale Hintergrund. Hitler als „*Gespens der bürgerlichen Kultur*“, wie ihn Joachim Fest genannt hat, hatte eine enge, eine innige Beziehung zu Nürnberg, zu Wagner, zu Bayreuth. „*Ohne Wackenroder und Wagner, ohne diese romantische Legende von Nürnberg als Herz des alten Reiches hätten Hitler und Streicher die Stadt nicht zum Herzen ihres Reiches erkoren.*“⁵ In der Tat geht die Geschichte oft krumme Wege, von harmloser Nostalgie zu brutalen Realitäten, von politischen Träumen zu militanten Aufmärschen – von der Meistersingerwiese zu den Reichsparteitag. Noch immer leidet Nürnberg, leidet Bay-

reuth, leiden die Franken und die Deutschen daran, dass „*der verspätete Traum von früher bürgerlicher Größe*“ im Dritten Reich schauerlich pervertiert wurde.

Aber Franken trug im 19. Jahrhundert nicht nur ein nostalgisches, der Vergangenheit zugewandtes Gesicht. Es hatte auch ein Zukunftsgesicht. In der Landesausstellung „200 Jahre Franken in Bayern“ (2006) konnte man sehen und nacherleben, wie sich die altfränkischen Landschaften im 19. Jahrhundert, in der Ära der Bahnen und Kanäle, der Technisierung und Industrialisierung verändert haben. Das Eisene Zeitalter formte die romantischen Züge Frankens um, beseitigte sie an vielen Stellen, setzte neue nüchterne Akzente. 1835 bauten Nürnberger und Fürther Geschäftsleute die erste deutsche Eisenbahnlinie zwischen Nürnberg und Fürth. Es war eine Privatinitiative. 1854 wurden Aschaffenburg und Nürnberg durch die Bahn verbunden: nun bauten schon Staat und Kommunen gemeinsam. Bahnhöfe entstanden im ganzen Land. Neben den Bahnlinien siedelten sich Fabriken an. 1836 bis 1845 wurde der Ludwigskanal gebaut – er sollte den Schienenwegen Konkurrenz machen, doch diese erwiesen sich bis heute als das günstigere Verkehrsmittel.

Es ist kaum möglich, mit wenigen Sätzen anzudeuten, wie sich unter den neuen Bedingungen eines freien, dem Zunftzwang entwachsenen Wirtschaftens erfinderische und unternehmerische Energien zu regen beginnen, wie in Nürnberg, Fürth, Hof, Bayreuth, Würzburg und anderswo erfolgreiche, rasch berühmte Unternehmen entstehen, wie man sich den größten Wirtschaftsraum des neuen Königreichs erschließt, wie Franken im ganzen zum Motor der Industrialisierung in Bayern wird und Nürnberg zur ersten Han-

delsstadt des Landes aufrückt, übrigens mit einer bis 1914 europaweit bekannten Hopfenbörse, wie ab der zweiten Jahrhunderthälfte Gas, Petroleum und Elektrizität in viele Haushalte einziehen, die Städte wachsen, die Bevölkerung sich vermehrt, der städtische Wohnkomfort sich verbessert – aber auch die ländlichen Gebiete vielfältig zurückbleiben oder zurückfallen, ja sogar Notstandsgebiete neu entstehen, mit allen Problemen der Landflucht, Entwurzelung und Proletarisierung. Bayern im ganzen modernisierte sich im 19. Jahrhundert – und Franken ging dabei voran. Gewiss blicken wir heute auf den Fortschritt der Zivilisation im 19. Jahrhundert nicht mehr so naiv-begeistert wie die damaligen Wortführer der öffentlichen Meinung, wir sehen auch die Kehrseiten und die Kosten – aber niemand möchte doch die Geschichte ungeschehen machen, niemand will in das Zeitalter von Kerzenlicht und Postkutsche, von Bader-Medizin, offenen Abwässern und gefährlichen Epidemien zurück.

3. Franken und die Wittelsbacher

An dieser Stelle ist von den Wittelsbachern zu sprechen. Sie haben kräftig dazu beigetragen, dass Franken im Königreich Bayern seinen Platz fand, dass trotz anfänglicher Abneigung und lange anhaltender Spannungen die Integration der beiden Völker gelang.

Sieht man auf die Entstehungsgeschichte des modernen bayerischen Staates in der Napoleon-Zeit zurück – die besten Einblicke bietet die große Montgelas-Biographie von Eberhard Weis –, so mutet manches in der Rückschau höchst zufällig und nicht selten kleinlich und peinlich an. Da werden Territorien verschachert, Menschen hin- und hergeschoben, uralte

Rechte weggewischt, ohne dass in den Akten, von winzigen Ausnahmen abgesehen, je von den Menschen und ihren Schicksalen die Rede ist. Napoleon deutet auf die Landkarte, ruft ermunternd „*Prenez!*“, und die bayerischen Unterhändler lassen sich's nicht zweimal sagen. Alles scheint sich nur um Erweiterung, Arrondierung, Revindikation und neuen Landgewinn zu drehen – und die Bürger oder besser die Untertanen kommen höchstens als registrierte Einwohner, als potentielle Steuerzahler oder als künftige Soldaten in den Blick. Politik wird auf eine Technik des Erwerbs und der Verwaltung reduziert. Kein Wunder, dass die Montgelas-Epoche bis heute auf uns erkältend, ja manchmal abstoßend wirkt. Dem Schöpfer des modernen Bayern – zweifellos einer genialen, höchst effizienten Persönlichkeit – flossen denn auch zu Lebzeiten wenig Sympathien aus altbayerischen, fränkischen oder schwäbischen Gebieten zu – und erst recht nicht hinterher. Gewiss, Montgelas hat das Knochengerüst des modernen Bayern geschaffen, die bayerische Verwaltung bewegt sich bis heute in den Strukturen, die er – meist nach französischem zentralistischem Vorbild – etabliert hat. Aber muss man bei einer Staatsgründung nicht auch an Leib und Seele, an die konkreten Menschen mit ihren Eigenheiten und Verschiedenheiten denken?

Glücklicherweise haben die bayerischen Könige diesen Mangel rasch empfunden und ihm nach Kräften abzuhelpen versucht – mit allen Mitteln und Möglichkeiten, die ihnen zu Gebote standen. Besuche in den fränkischen Gebieten, Feiern für das Herrscherhaus, oft mit Volksfesten verbunden, feierliche Einzüge, Kutschfahrten, Fackelzüge, Empfänge, Bälle, Gemälde und Zeichnungen, die das Königspaar und das Kronprinzenpaar in fränkischer

Landschaft zeigten – das alles sollte dazu beitragen, die Neubayern aus den unzähligen fränkischen Territorien zu loyalen Untertanen zu machen. Diese Versöhnungspolitik stieß zwar an Grenzen, solange die verhassten Rekrutierungen und die Steuerlasten die Stimmung verdarben – in Wallfahrtsorten des katholischen Unterfranken soll nach glaubhaften Überlieferungen noch lange für die „*Fortschaffung der Bayern*“ gebetet worden sein. Doch langsam gelang es den Königen, das Eis zu brechen und die nötige Nähe zu den außerbayerischen Stämmen des Königreichs – Franken, Schwaben, Pfälzern – zu finden. So konnte das gewaltig erweiterte, aus disparaten Teilen zusammengefügte Land allmählich zusammenwachsen. Die Könige mühten sich, es nicht nur äußerlich, sondern innerlich zu integrieren.

Es erwies sich als kluger Schachzug, dass König Max I. Joseph seinem Sohn Ludwig Würzburg und Aschaffenburg als Residenzstädte außerhalb der Landeshauptstadt zuwies. Nach dem Tod Max Josephs zog die Königin-Witwe Caroline zeitweise in die Würzburger Residenz. Der aus Griechenland vertriebene König Otto und seine nachmalige Witwe bewohnten bis zu ihrem Tod die Neue Residenz in Bamberg. So konnte sich nicht nur eine bayerische Loyalität in Franken, sondern auch ein fränkisches Zugehörigkeitsgefühl innerhalb des Königshauses entwickeln. Von Ludwig I., der oft in Franken weilte, über den in Würzburg geborenen Prinzregenten Luitpold, der seiner Geburtsstadt den Kiliansbrunnen am Bahnhof schenkte, bis zum heutigen Chef des Königlichen Hauses Herzog Franz, der die fränkische Geschichtsforschung vielfältig unterstützt, zieht sich eine Linie der „Frankophilie“ durch die Geschichte des Königshauses.

Auch praktische Gründe haben mitgeholfen, dass die Wittelsbacher nach dem Ende der alten fränkischen politischen Welt im 19. Jahrhundert erneut den Weg nach Franken fanden. Nach dem Ende des Fränkischen Kreises standen in Franken viele Residenzen der Fürstbischöfe und Markgrafen leer – mit allen Folgen, die das für Handel und Wandel, Kunst und Handwerk hatte. Da lag es nahe, in einigen eine bescheidene Teil-Hofhaltung unterzubringen – und andere wenigstens gegen den Verfall zu sichern. In diesen Bemühungen liegt übrigens einer der Ursprünge der bayerischen Denkmalpflege – der neben der preußischen ältesten in Deutschland.

Von allen bayerischen Herrschern des 19. Jahrhunderts hat sich Ludwig I. am meisten um Franken und die fränkischen Überlieferungen bemüht. Kurz nach seinem Regierungsantritt empfing er mehrmals eine Nürnberger Delegation, die ihm Pläne zum Ausbau der Polytechnischen Schule vorlegte. Dabei äußerte er sich höchst dezidiert – noch ganz im Sinne der Romantik – über die Formen des Bauens und der Stadtentwicklung, die nach seiner Meinung Nürnberg angemessen waren: *„Nürnberg hat seinen Charakter, dem muss man treu bleiben! Ja keine Bauerei dort, die stört! Alles in Allem, reinen kunstmäßigen Geschmack; ein Ganzes muss Nürnberg bilden. Was die Stadt machen lässt, das muss im Einklang stehen mit ihren Mauern, Thürmen, Kirchen, Brunnen!“*

Doch Ludwig sah auch die industrielle Entwicklung Nürnbergs voraus. Oft zitiert wird sein Satz: *„In Nürnberg Industrie – in München Kunst.“* Dazu passt, dass der König die ehemalige reichsstädtische Akademie, die älteste im deutschsprachigen Raum (seit 1662), in eine Kunstgewerbeschule verwandeln wollte – die Ausbil-

dung zur Malerei sollte München vorbehalten werden.

Erstmals wird unter Ludwig I. das bayerische Wappen historisiert und auf die neuen Gebiete ausgedehnt. Seit 1835 enthält es den fränkischen Rechen als Symbol für Franken. Der König nannte sich seit diesem Jahr: *„Ludwig von Gottes Gnaden König von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Bayern, Franken und in Schwaben“*. Zwei Jahre später ersetzte Ludwig die Flussnamen für die Bezirke durch historische Bezeichnungen; so entstanden die bis heute gültigen Bezeichnungen Ober-, Unter- und Mittelfranken. Sie kennen den bekannten Vers: *„Man muss Gott für alles danken / auch für Ober-, Unter- und Mittelfranken“* – die leise Häme stammt wahrscheinlich von einem neidigen Oberbayern, der aus Alpennähe herablassend auf das in der napoleonischen Ära neuerworbene fränkische Flachland herabsah.

Die Beziehungen des Königs zu seinen fränkischen Untertanen waren keineswegs immer konfliktfrei. In Würzburg und Erlangen gab es immer wieder eine von unterschiedlichen Richtungen getragene Opposition gegen das Königreich – und speziell das Verhältnis Ludwigs I. zu den fränkischen Protestanten wurde in der Ära Abel zeitweise erheblich getrübt (Kniebeugerlass!). Aber das blieben im Großen und Ganzen Übergangserscheinungen. Insgesamt hat die Herrschaft der Wittelsbacher wesentlich zur Annäherung der Alt- und Neubürger in Neubayern – und auch speziell zur langsamen Annäherung von Katholiken und Protestanten – beigetragen. Katholiken erhielten in Nürnberg das Bürgerrecht, Protestanten in München und in Würzburg. Die alten konfessionellen Monokulturen lockerten sich langsam auf.

Überdies setzten die katholischen Bayernkönige mit drei protestantischen Köni-

ginnen – Caroline von Baden (1776–1841), Therese von Sachsen-Hildburghausen (1792–1854), Marie von Preußen (1825–1889) – noch ein besonderes Zeichen konfessioneller Integration im neuen Königreich. Es war zwar wohl von ihnen nicht bewusst als solches geplant und angestrebt, da bei Adelsheiraten auch im 19. Jahrhundert dynastische Gesichtspunkte noch immer vor konfessionellen den Vorrang hatten. Objektiv aber stellte solche Großzügigkeit in Ehedingen (die auf adelig-protestantischer oder adelig-orthodoxer Seite kaum erwidert wurde!) zweifellos ein Moment der Integration im nunmehr bikonfessionellen Neu-Bayern dar. – Heute mag man in solcher konfessionellen Nonchalance sogar einen unbekümmerten autokratischen Vorgriff auf eine künftige Ökumene sehen!

So entwickelte sich in Gesamtbayern eine dynastische Loyalität, die andere politische Optionen – etwa eine Hinwendung Frankens zu Preußen – immer unwahrscheinlicher machte. Der Kronzeuge hierfür ist Otto von Bismarck, der in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ berichtet, dass König Wilhelm I. 1866 bei den Friedensverhandlungen nach dem Sieg von Königgrätz – Bayern stand damals auf der Seite Österreichs – zunächst Ansbach und Bayreuth wieder an sein Haus bringen wollte. *„Seinem starken und berechtigten Familiengefühl lag der Rückerwerb der fränkischen Fürstentümer nahe.“* Bismarck riet zwar entschieden ab, doch hatte er die allergrößte Mühe, sich durchzusetzen, weil der König *„auf Ansbach und Bayreuth noch schwerer verzichtete, als auf Österreichisch-Schlesien, Deutsch-Böhmen und Teile von Sachsen.“* Erst mit Hilfe des Kronprinzen gelang es, ihn von diesen Plänen abzubringen.

Bismarcks Argumente waren historischer und militärischer Art zugleich: *„Das alte*

Stammland der Brandenburger Markgrafen im Süden und Osten von Nürnberg etwa zu einer preußischen Provinz mit Nürnberg als Hauptstadt gemacht, wäre kaum ein Landesteil gewesen, den Preußen in Kriegsfällen von Streitkräften entblößen und unter den Schutz seiner dynastischen Anhänglichkeit hätte stellen können. Die letztere hat während der kurzen Zeit des preußischen Besitzes keine tiefen Wurzeln geschlagen, trotz der geschickten Verwaltung durch Hardenberg, und war seither in der bayrischen Zeit vergessen, soweit sie nicht durch konfessionelle Vorgänge in Erinnerung gebracht wurde, was selten und vorübergehend der Fall war. Wenn auch gelegentlich das Gefühl der bayrischen Protestanten verletzt wurde, so hat sich die Empfindlichkeit darüber niemals in Gestalt einer Erinnerung an Preußen geäußert. Übrigens wäre auch nach einer solchen Beschneidung der bayrische Stamm von den Alpen bis zur Oberpfalz in der Verbitterung, in welche die Verstümmelung des Königreichs ihn versetzt haben würde, immer als ein schwer zu versöhnendes und nach der ihm innenwohnenden Stärke gefährliches Element zu betrachten gewesen.“

Ein aufschlussreicher Text! Er enthält ein bemerkenswert anerkennendes Zeugnis für die Integrationspolitik der Wittelsbacher in fünfzig Jahren. Er zeigt, dass um 1866 *„Franken in Bayern“* eine abgeschlossene, nicht mehr in Frage zu stellende Realität war. Und dabei ist es dann auch bis heute geblieben – trotz aller Widerstände, trotz aller immer wieder aufflammenden Kritik.

4. Franken heute

Nun, wo stehen die Franken heute? Sind sie in Bayern aufgegangen, so dass man sie von den Menschen an Donau, Isar, Inn und Salzach kaum mehr unterscheiden

kann? Sind sie einfach Nordbayern geworden – etwas nüchterner zwar als ihre barocken Nachbarn im Süden, aber im Grunde vom selben Schlag? Oder sind sie noch erkennbar als ein eigenständiges Volk in seinen alten Grenzen – so wie um 1800, als der Reichskreis noch existierte und man in Deutschland ganz selbstverständlich von der „fränkischen Nation“ sprach?

Tatsächlich sind die Franken als Volk erkennbar – auch heute – und wie sie es sind! Immer noch bilden sie zwischen Spessart und Fichtelgebirge, zwischen der Rhön und dem Altmühltal, zwischen dem Fränkischen Weinland und der Fränkischen Schweiz, zwischen Markredwitz und Aschaffenburg, Mellrichstadt und Dinkelsbühl eine bunte und vielfältige, eine komplexe und spannungsreiche Einheit. Sie sind keine Hessen, keine Pfälzer, keine Schwaben, keine Brandenburger, keine Bayern. Sie sind eben Franken. Sie leben zwar im Freistaat Bayern und gewiss gehören sie dazu, sind ein Gewinn für Bayern – sie auszugliedern und anderen zuzuschlagen, wäre eine Verstümmelung Bayerns, wir haben es aus berufenem Mund gehört. Aber sie besitzen eine eigene Identität, sie haben eine eigene Geschichte. Nicht zuletzt haben sie auch eine eigene Sprache; denn Bayern ist ja, was die Landesdialekte angeht, ein wenigstens dreisprachiges Land: mit dem Bayerischen, Fränkischen, Schwäbischen nebeneinander.

Notabene „Fränkisch“: auch wer es nicht spricht, ist doch wenigstens akustisch schon einmal dem begegnet, was man die „fränkische Frontiserweichung“ nennt – also die Verwandlung harter Konsonanten in weiche, des P-T-K in B-D-G. Das ist ein weltweites fränkisches Erkennungszeichen. Drastisch habe ich es 1966 in den USA erlebt, als ich mit Julius Döpfner, dem aus Hausen bei Bad Kissingen stammenden

fränkischen Kardinal, nach dem Zweiten Vaticanum in den USA unterwegs war. Döpfner sprach sehr gut Englisch, denn er hatte über Kardinal Newman promoviert, aber bei Reden in Amerika schlug immer wieder sein Fränkisch durch, so, wenn er sich unmittelbar an das „american people“ wandte, das in seinem Mund zum „american beable“ wurde. Zweites Beispiel: bei einer Tristan-Aufführung in der Mailänder Scala mahnte Isolde ihre Brangäne, doch jetzt bitte wegzugehen, wie es Wagners Text verlangt, doch die widersprach heftig und rief breit fränkelnd: „Och nääü!“ Die Erklärung: zwei fränkische Sängerinnen waren einander auf der italienischen Bühne begegnet, Waltraut Meier und Lioba Braun, und riefen sich etwas zu, was kein Italiener verstehen konnte (Waltraud Meier, die berühmte Wagner-Sängerin, hat die Geschichte vor kurzem in München erzählt). Das dritte und makaberste Beispiel stammt von dem Karikaturisten Heribert Lenz aus Aschaffenburg: „Aber was wär' aus dem ganzen Dritten Reich geworden, wenn Goebbels ein Franke gewesen wär? Wollt ihr den dodoalen Kriech? Des hätt' nie geklappt.“⁶

Aber Franken ist natürlich mehr als der fränkische Dialekt. 2013 haben wir den 250. Geburtstag des größten fränkischen Dichters Johann Paul Friedrich Richter, abgekürzt Jean Paul, gefeiert. Die „größte dichterische kraft der Deutschen (nicht der größte Dichter, denn der ist Goethe)“ – so urteilte Stefan George treffend und zugleich ein wenig herablassend über den „vergesenen meister der fränkischen hügelnde“. Als größten Gleichnismacher – will sagen: Metaphoriker – hat Jean Paul sich selbst gesehen. „Ob ich gleich nicht weiß, wer unter allen Autoren der Erde die meisten Gleichnisse gemacht, so freuet es mich doch, dass ihn niemand übertrifft als ich.“ Wie

groß seine sprachliche Kraft ist, erkennt man allein schon an den Wörtern, die auf ihn zurückgehen, die er teils übernommen und popularisiert, teils frei erfunden hat und die wir bis heute gebrauchen, ohne an ihren Urheber zu denken: Gänsefüßchen, Flegeljahre, Weltschmerz, Nihilismus, Fremdwort, Geburtshelfer, Gefallsucht, Ehehälfte, Sprachgitter, Kerbtier – und das sind nur einige von vielen.

Jean Paul, aus Wunsiedel stammend, Sohn eines Hilfslehrers, Organisten und späteren Pfarrers, ist spät vom Ruhm überrascht worden. Nach mühsamen Anfängen als Schriftsteller wurde er um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert im damaligen Deutschland zu einer literarischen Macht. Viele Leser dachten und lebten in seinen Bildern und Gestalten. Der Empfindsame hatte einer ganzen Zeit die Zunge gelöst. Seine großen Dichtungen seit dem „Hesperus“ (1795) überboten Erfolge wie den „Werther“ oder die „Räuber“ noch an populärer Wirkung. Das hing nicht nur mit der weitschweifigen, den Leser umschmeichelnden und umstrickenden Schreibweise zusammen, mit den Allotria der Einschübe und Nachträge, der Vorreden zu Vorreden, der Aus- und Abschweifungen, sondern auch mit einem höheren Gehalt an Naturtreue, Atmosphäre, Welt. Jean Paul ist nicht nur ein getreuer Chronist der deutschen Innenwelt, des ländlichen und kleinstädtischen Deutschland mit seinen seltsamen, ätherischen und zerrissenen Figuren, er weiß diese Welt auch von außen, aus der Sicht des Luftschiffers Gianozzo, in den Blick zu nehmen, wobei sie sich nicht selten aus einer Idylle in ein Pandämonium verwandelt. Dabei wendet er höchst moderne Techniken an, mediale Künste der Fremdwahrnehmung: Jean Pauls begeisterter Leser, der Naturwissenschaftler Georg Christoph Lichtenberg ist

Zeuge für das Einzigartige, in die Zukunft Weisende dieses ganz und gar unklassischen Autors.

Im Jahr 1973 gelang es mir, durch einen Antrag im bayerischen Kabinett Jean Paul zu einem Platz in der Walhalla in Donaustauf zu verhelfen. Frühere Versuche waren allesamt gescheitert. Im Jahr 1983 habe ich den Jean-Paul-Preis als bayerischen Literaturpreis geschaffen, der inzwischen siebzehnmal verliehen wurde, zuletzt 2015 an Gerhard Roth. Dass das Jean-Paul-Jubiläum im Jahr 2013 in Franken zu einer breiten Bewegung, einem regelrechten Gedächtnismarathon mit rund 500 Veranstaltungen führte, war für mich eine Überraschung und eine Freude. Neben vielen anderen sage ich Karla Fohrbeck, Julia Knapp, Monika Meier und Helmut Pfotenhauer dafür Dank. Inzwischen gibt es in Franken und in ganz Deutschland Jean-Paul-Orte mit entsprechenden Litfaßsäulen, es gibt Wanderstrecken von Joditz bis Sanspareil, und wer durch Bayreuth geht, kann Jean Pauls Spuren überall begegnen: am Jean-Paul-Platz, in der Maxstraße, am Friedhof, im Jean-Paul-Museum, in der Rollwenzelai. Noch immer ist sein riesiges Werk nicht vollkommen ediert, vieles harrt noch der Erschließung. Aber das Jubiläumsjahr hat doch dazu geführt, dass er als Autor wieder gegenwärtig ist: in Franken und Bayern und, so ist zu hoffen, überall im deutschen Sprachraum.

Die Jean-Paul-Feiern haben gezeigt, dass es inzwischen so etwas wie ein fränkisches Heimatgefühl gibt. Es äußert sich in vielen Formen: literarisch, musikalisch, theatralisch – auch politisch. Als Ausdruck fränkischer Zusammengehörigkeit darf seit 2006 der Tag der Franken gelten. Er wird am 2. Juli, dem Tag, an dem der Fränkische Kreis im Jahr 1500 (wenn auch noch nicht

unter diesem Namen) ins Leben trat, gefeiert. Franken darf sich an diesem Tag all denen zeigen, die es noch nicht kennen: mit Ausstellungen in fränkischen Museen, mit fränkischen Trachten, fränkischen Mundarten, mit Musik und Theater, Gesang und Filmen – und natürlich auch mit fränkischer Kost. Auch darf es sich selbst feiern als eine Region, die ihre Eigenart, ihren Eigensinn bewahrt hat: keineswegs nur rückwärtsgewandt in „altfränkischer“ Nostalgie, sondern nach vorne blickend und neue Wege erkundend.

Denn Franken, das ist mehr als Folklore. In der Kultur des Freistaats Bayern hat das Fränkische längst Eigengewicht erlangt – von der Musik bis zur Dichtung, von der Kleinkunst bis zur Opernbühne – die Politik natürlich nicht zu vergessen. Nicht nur, dass fränkische Kabarettisten wie Barwasser, Priol, Heißmann, Rassau, Tissot, Egersdörfer, Karin Engelhard, Angelika Scheidig und Bettina H.-Dünninger heute bundesweit Erfolge feiern, auch ein Weltstar wie Waltraud Meier wird als Fränkin wahrgenommen, wenn sie in Bayreuth oder an der Metropolitan singt. Fitzgerald Kusz ist längst nicht mehr nur ein Poet von regionaler Bedeutung – er begeistert heute als sprachmächtiger Botschafter des Fränkischen viele Menschen. Ja, wer weiß nicht, dass Elke Sommer, Lothar Matthäus und Thomas Gottschalk Franken sind? Auch überlebensgroße politische Figuren wie Ludwig Erhard und Henry Kissinger sind fränkischer Herkunft, beide aus Fürth gebürtig – man registriert es heute mit neuer Aufmerksamkeit. Ich habe 1966 Erhard beim Bamberger Katholikentag erlebt, wie er die Gastronomie in einem Nobelhotel in Verlegenheit brachte: er verlangte nämlich sein fränkisches Leibgericht, einen Pichelsteiner Topf!

Über den Übergroßen wollen wir auch die Mittelhohen nicht vergessen, die sich heute in Franken auf der politischen Bühne tummeln: allen voran Ulrich Maly und Markus Söder. Der eine nach seinem letzten Wahlsieg bei den bayerischen Kommunalwahlen im März 2014 als „*Frankenkaiser*“ gefeiert, der nach eigenem Wort die „rote Hochburg“ Nürnberg wiederhergestellt hat und sich inzwischen anschickt, die bayerische SPD, die schon immer vernehmbar fränkisch sprach, noch intensiver an diesen Dialekt zu gewöhnen. Der andere, der als Heimatminister im Kabinett Seehofer kühn verkündete, Nürnberg sei schöner als München – und es sei Zeit, von dort aus auch zu regieren. Auf dem Bolzplatz der bayerischen Politik hat sich der robuste Franke und bayerische Finanzminister bisher gut behauptet. Unter den möglichen Nachfolgern Horst Seehofers wird er heute vorzugsweise genannt. „*Ist Bayern also*“, fragt die Süddeutsche Zeitung, „nach dem gescheiterten Günther Beckstein noch einmal reif für einen Franken in der Staatskanzlei?“

Drei Dinge, meine ich, haben die Franken in der zweihundertjährigen Schule, in die sie die Geschichte seit den Jahren 1802 bis 1816/1819 genommen hat, gelernt: sie haben ihre alte Reichstreue in zeitgemäßen Formen auf die neuen Verhältnisse übertragen; sie sind – als Protestanten oder Katholiken – toleranter, umgänglicher, ökumenischer geworden; und sie haben begriffen, dass die Kleinräumigkeit ihrer Welt nicht – wie man ihnen lange einreden wollte – eine Belastung, sondern vielmehr ein Reichtum ist.

Der deutschen Einheits- und Freiheitsbewegung waren die Franken im 19. Jahrhundert näher als die Bayern. Auch auf Bismarck und die kleindeutsche Lösung haben sie sich früher eingelassen, als dies

die Münchner Politik zu tun bereit war. Aber die Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus, der den Reichsgedanken pervertierte und diskreditierte – man denke an Hitlers frivoles Spiel mit den Reichskleinodien in Nürnberg! –, hat sie dazu gebracht, den nicht mehr zeitgemäßen „Zug zum Reich“ in eine Option für den Bund, für die junge Bundesrepublik und für das Grundgesetz, zu verwandeln. So haben sie sich auch in jüngster Zeit oft bundesnäher, bundestreuer gezeigt als die Altbayern – ein erstaunlicher Beweis für die Schwerkraft historischer Traditionen.

Modifiziert hat sich auch das evangelisch-katholische Zusammenleben in Franken. Es war lange Zeit hindurch mühsam, jedenfalls schwieriger, als wir uns das heute vorstellen können, obwohl der Gegensatz der Konfessionen erstaunlicherweise nie den Fränkischen Kreis gesprengt oder dauerhaft gelähmt hat. Heute aber profitieren beide Konfessionen von einer sichtbaren Entspannung ihres Verhältnisses. Vorbei sind die Zeiten, in denen katholische Bauern an evangelischen Festen trotzig Mist durch evangelische Dörfer fuhren, während evangelische Bauern im katholischen Umland dafür zur Rache den Allerheiligentag entweihten. Vorgänge wie der Streit um die Weihe einer Zuckerfabrik in Ochsenfurt in den Anfängen des jungen Bischofs Döpfner (1953) wären heute kaum mehr vorstellbar. Damit verschwindet ein Antagonismus, der das Leben in Franken jahrhundertlang beherrscht und oft belastet hat – zumindest wird er schwächer. Kein unnützer konfessioneller Streit bindet und verzehrt mehr jene Kräfte, die man heute dringend zu Wichtigerem und Besserem braucht.

So befreit von alten historischen Sprengkräften, können die Franken sich heute ihrer Neigung zum Eigenen und Besonde-

ren mit Lust und neuer Zuversicht hingeben. Verschiedenheit, Spannung, Wettstreit werden ja heute als Antriebskräfte des politischen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens neu entdeckt. Nicht nationale Uniformität ist gefragt im künftigen Europa, sondern ein kräftig pulsierendes, sich immer wieder von unten her erneuerndes regionales Leben. Zu ihm gehören auch Spannungen und Gegensätze, ja sogar manchmal Streit. In dieser lebendigen und dynamischen Welt hat Franken gute Karten.

Also am Ende doch ein Bundesland Franken? Nein! Denn wo läge die künftige fränkische Landeshauptstadt? In Nürnberg? Das würde den Bambergern, den Würzburgern, den Aschaffenburgern kaum gefallen. Aber auch umgekehrt: würden die Nürnberger sich so einfach den alten Vers zu eigen machen, der den Gehalt der mainfränkischen Lande beschwört: „*Reben, Messgeläute, Main, Bamberg – das ist Franken*“? Und noch einmal umgekehrt: würden die Mittel- und die Unterfranken den Hymnen auf erlesenes Bier, exzellente Würste und wunderbare Suppen vorbehaltlos zustimmen, wie sie Matthias Egersdörfer und Jürgen Roth in ihrer „Reise durch Franken“ anstimmen? Ich zitiere: „*Held Bräu Bauernbier Dunkel – Das Dunkle schlechthin, ideal gehopft, makellos malzig, hochintelligent beschäumt. Verscheucht jeden Weltschmerz. Müsste zum Wahrzeichen der mittleren Fränkischen Schweiz ernannt werden.*“⁷ Einverstanden mit dieser kulinarisch-regionalen Wahlverwandtschaft. Aber wo bleibt dann der Bocksbeutel als typischer Frankenwein – darf man ihn als urfränkischen Exportartikel einfach preisgeben?

Nein, ich denke, die Franken sollten ihre Eigenarten ausleben, sprachliche, soziale, literarische, kulinarische, aber nach

Möglichkeit doch friedlich, gemüts- und ressourcenschonend, will sagen: unter dem Neubayerischen staatlichen Dach. Franken, Bayern und Schwaben sollten das Land gemeinsam verwalten (als Verwalter sind Franken und Schwaben und die Reste der Pfälzer ja ohnehin in den Münchner Ministerien hochpräsent!). Das wäre die richtige Schlussfolgerung aus einer wechselvollen und spannungsreichen Geschichte. Die einen, so will es der Himmel, besitzen eben die Berge und Seen, aber den anderen gehört der weite Blick.

Franken und Bayern: Es war nicht Liebe auf den ersten Blick, wie ich schon sagte. Es brauchte einige Zeit, bis Gewalt und Zufall überwunden waren. Die Partner mussten sich aneinander gewöhnen. Viele Hindernisse waren aus dem Weg zu räumen. Aber manchmal ist auch Liebe auf den zweiten Blick nicht schlecht. Wir wollen hoffen, dass sie trägt und dass sie Fran-

ken und Bayern eine glückliche Zukunft beschert. Ich jedenfalls, als Freund beider Stämme, bin der Meinung (und damit ziehe ich die Summe aus meinem Beitrag): Franken in Bayern – das geht. Ich wünsche Glück für die nächsten 200 Jahre!

Hans Maier (geb. 1931 in Freiburg) Studien in Freiburg, München und Paris, 1962–1999 Prof. für politische Wissenschaft, ab 1988 für Religions- und Kulturtheorie an der Universität München, 1970–1986 Bayerischer Staatsminister für Unterricht und Kultus. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Staats- und Verwaltungsgeschichte, zu Religion und Musik; zuletzt: *Die Orgel* (München 2015); *Christentum und Gegenwart* (Freiburg 2016). Seine Anschrift lautet: Athosstraße 15, 81545 München, E-Mail: h.h.maier@gmx.de.

Anmerkungen:

- 1 Überarbeitete Fassung meines am 2. Juli 2014 in Bayreuth gehaltenen Vortrags. Für wichtige ergänzende Hinweise bin ich Herrn Prof. em. Dr. Werner K. Blessing, Erlangen, dankbar.
- 2 Deutsche Verwaltungsgeschichte (Hrsg. v. Jeserich, Pohl, von Unruh). Bd. I. Stuttgart 1983, S. 602.
- 3 Ebd., S. 604.
- 4 Ebd., S. 615.
- 5 Baumgart, Reinhard: Nürnberg ohne Goldzähne, in: Merian 6.6.1981, S. 13.
- 6 Zit. bei Egersdörfer, Matthias/Roth, Jürgen: *Die Reise durch Franken*. München 2014, S. 266.
- 7 Ebd., S. 184.

Alexander von Papp

Mainfranken-Messe – starker Wirtschaftsfaktor und attraktives Schaufenster der Region

Zum 65. Male erlebte Würzburg kürzlich die Mainfranken-Messe, eine der größten und erfolgreichsten deutschen Regionalmessen, ein erst-rangiges Schaufenster Mainfrankens. Die Ausstrahlungen reichen auch zu den Nachbarregionen in Baden-Württemberg, Hessen und Südthüringen. Träger ist die Stadt Würzburg, die 1950 die Messe ins Leben rief und zunächst auch selbst organisierte. Seit 1975 wird die Regionalschau alle zwei Jahre von der Nürnberger AFAG Messe und Ausstellungen GmbH, einer der führenden privaten Messefirmen, die auch international auftritt, veranstaltet.

Messen¹ bieten Herstellern die Möglichkeit, ihre Produkte und Dienste einer breiten Öffentlichkeit vorzustellen und mit Kunden und auch anderen Unternehmen in Kontakt zu kommen. Sie gehören zu den ältesten wirtschaftlichen Veranstaltungsformen. Ihr Angebot bereichert einen Ort und sein Umland. Deutschland gilt als der international führende Messemarkt, denn bei den weltweit umsatzstärksten Messeveranstaltungen rangieren fünf deutsche unter den ersten zehn und die NürnbergMesse auf Platz 14. Von den 25 größten Messeplätzen der Welt liegen fünf deutsche ganz vorne und das Messezentrum Nürnberg auf Rang 21.² So hat Franken mit Nürnberg einen Messeplatz von Weltruf. Hier sind bedeutende nationale und internationale Messen zuhause, wie beispielsweise die weltgrößte Spielwarenmesse, die Bio-

Fach-Weltleitmesse für ökologische Produkte, oder die iENA, die sich zur weltweit führenden Fachmesse für Ideen, Erfindungen und Neuheiten entwickelt hat. Auch die Interzoo ist eine weltgrößte Fachmesse, rund um das Heimtier.

Messelandschaft Franken

Zu den großen Messen in Deutschland gehören u.a. die Nürnberger Verbrauchermesse Consumenta, die 2015 zum 62. Mal stattfand, oder die 1950 in Nürnberg gegründete Gastronomie-Fachmesse



Abb. 1: Einladungs-Plakat zur Mainfranken-Messe 2015. Photo: Mainfrankenmesse/AFAG.

HOGA. In der ersten Liga der deutschen Messeveranstalter spielen aus der Noris die öffentlich-rechtlich konstruierte NürnbergMesse sowie die private AFAG Messe und Ausstellungs-GmbH.³ Beide sind nicht nur bei ihren ‚Heimspielen‘ am Standort sehr erfolgreich, sondern auch mit ‚Auswärtsspielen‘ auf fremden Messeplätzen in Deutschland und vielen anderen Ländern.⁴ *„Wir sind flexibel und gehen dorthin, wo wir gebraucht werden, wo der sinnvollste Platz für die jeweilige Zielgruppe der Messe ist“*, sagte AFAG-Geschäftsführer Heiko Könicke in der Zeitung DIE WELT vom 2. Februar 2015.⁵

Zu den bundesweit agierenden Messen kommt als Unterbau ein dichtes Netz regionaler Messen und Ausstellungen hinzu. Regional meint dabei insbesondere den Einzugsbereich der Besucher und Aussteller, doch können manche Aussteller durchaus von weither kommen. So hat Franken, über die drei Bezirke verstreut, zahlreiche größere und kleinere Messen und Märkte, vom Untermain bis Hochfranken, von der Rhön bis zum Altmühltal, von Tauberfranken bis zur Fränkischen Schweiz. Sie sind in ihrem Landstrich nicht nur wichtige Wirtschaftsfaktoren, sondern auch attraktive Schaufenster ihres jeweiligen Gebietes.

Da gibt es zunächst die überörtlichen Regionalmessen in den drei Regierungsbezirken: die Oberfrankenschau „Ofra“, abwechselnd in Bayreuth, Coburg oder Hof, die Unterfrankenschau „Ufra“⁶ in Schweinfurt sowie die „Altmühlschau“ in Gunzenhausen bzw. die „WUG“ in Weißenburg, die früher alle zwei Jahre im Wechsel stattfanden. Die zwei letzteren wurden inzwischen unter dem gemeinsamen Namen „Messe Altmühlfranken“ vereint und so erstmals abwechselnd 2013 in Weißenburg und 2015 in Gunzenhausen

realisiert. Dieser neue Name soll den regionalen Charakter der Messe stärker herausstellen und dazu beitragen, die vormals getrennten Kreise Weißenburg und Gunzenhausen als eine Einheit, als „Wirtschaftsraum Altmühlfranken“, bewusst zu machen und überdies die Kooperation und Gemeinsamkeit zu stärken. Zusätzlich zu der Gewerbeschau können sich in der „Messe Altmühlfranken“ auch Vereine und Musikgruppen präsentieren.⁷

Darüber hinaus existieren kleinere regionale Publikumsmessen und -märkte, wie die Main-Spessart-Ausstellung MSP-Expo in Lohr, die fränkische Heimatmesse in Bamberg, die Handwerker- und Dienstleistungsmesse in Selb, die Rennsteig Messe im Landkreis Kronach, die frühere Saaletal-Schau in Bad Kissingen, die westmittelfränkische Verbrauchermesse Kontakta in Ansbach oder die Donau-Ries-Ausstellung in Nördlingen. Hinzu kommen die zahlreichen traditionellen jahreszeitlichen Veranstaltungen, etwa der Lichtmessmarkt in Schwabach, die Frühjahrsmesse in Erlangen oder Würzburg, die Herbstmesse in Rothenburg, die Michaelsmesse in Miltenberg, die Allerheiligenmesse (Häfelesmesse) in Würzburg sowie die vielen großen und kleineren Bauernmärkte, Hobbymärkte, Trödelmärkte oder Weihnachtsmärkte. Vielerorts verbinden sich auch die regelmäßigen Volksfeste mit Gewerbeschauen, wie in Tauberfranken die Königshöfer Messe, die 2015 eine 600jährige Tradition feiern konnte.

Daneben finden sich unzählige Fachmessen oder spezielle Themen-Messen, die von Kommunen oder von privaten Firmen veranstaltet werden. Einige Beispiele sind die Elektromobilitätsmesse in Bad Neustadt, die „LebensArt-Messe“ in Hof, das „Rosen&Garten-Festival“ in Kronach, der Fahrradtag und der Mineralientag in

Fürth oder die Desta-Messe edler Brände in Volkach. An vielen Orten werden – teilweise unter unterschiedlichen oder blumigen Namen – Baumessen, Gartenessen, Gesundheitsessen, Hochzeitsessen, Jobessen, Weinessen usw. angeboten. Als spezieller und sehr vielgestaltiger Marktplatz zeigen sich ferner die mannigfachen und sehr gefragten regionalen Ausbildungsmessen, von Aschaffenburg bis Kronach, von Würzburg bis Nürnberg, von Bad Neustadt bis Altmühlfranken. Veranstalter von unterschiedlichsten Anbietern, von Schulen, öffentlichen Institutionen, freiwilligen Initiativen oder kommerziellen Unternehmen informieren sie ganz breit oder auch schwerpunktmäßig über Ausbildungsmöglichkeiten, Berufsbilder und Ausbildungsstellen. Große fränkische Ereignisse waren gerade beispielsweise die 4. Jobmesse study & stay der Universität Würzburg sowie die Berufsbildungsmesse mit Berufsbildungskongress in Nürnberg. Eine eigene Liga repräsentieren schließlich die zahlreichen Themenmessen, die das Jahr über in den Messe- und Kongresszentren in Nürnberg oder Würzburg abgehalten werden.

Zu den vielen traditionellen Veranstaltungen kommen auch immer wieder neue Initiativen, wie die erfolgreichen Energiespartage Coburg, eine Gemeinschaftsaktion heimischer Unternehmen mit Stadt und Hochschule. Mit dem „SeenLandMarkt“ in Absberg zeigt neuerdings das mittelfränkische Seenland unter dem „Konzept der drei K's“ (Kunst, Kultur, Kulinarik), was es bieten kann. So manche Versuche bleiben auch ‚Eintagsfliegen‘, wie etwa die regionale Verbrauchermesse „Frankenland Messe“ 2011 in Bad Kissingen, die von einem privaten Messebüro wohl, fränkisch gesagt, recht „strümpfig“ angegangen wurde. Angekündigt war sie auch 2012 in Kronach,

wofür sie sogar um Aussteller in Südhöfen warb.⁸ Kein großer Wurf war anscheinend auch die Messe „Umwelttage“, die in Forchheim 2009⁹ und in Ansbach 2010 stattfand. Dass auch in Zeiten des Internets persönliches Begegnen und Erleben unerlässlich bleiben, fordert einerseits die bestehenden Messen heraus. Das unterstreichen andererseits neue Schaufenster, etwa die sogenannten „Immobilientage“, die als Fachmesse für die Themenfelder Bauen, Kaufen bzw. Mieten, Energie und Sanierung bereits vielerorts und in Franken schon in Nürnberg, Fürth und Ansbach stattfanden.

Von der Kilianimesse zur Mainfranken-Messe

In dieser vielgestaltigen Szenerie regionaler Märkte spielt in Franken die Mainfranken-Messe die herausragende Rolle. Die größte Regionalschau Frankens und Bayerns geht alle zwei Jahre in Würzburg über die Bühne, zuletzt vom 26. September bis 4. Oktober 2015. Vor 65 Jahren hatte sie erstmals ihre Tore am 7. Juli 1950 parallel zum Kilianifest geöffnet. Vorausgegangen waren schon kleinere Gewerbeschauen nach dem Ersten Weltkrieg, z.B. im ehemaligen innenstädtischen Bahnhof (Ludwigshalle), sowie dann im Jahr 1949 die erste Würzburger Verkaufsmesse nach dem Zweiten Weltkrieg. Die am 16. März 1945 schwer zerstörte Stadt erlebte nach der Währungsreform 1948 endlich einen wirtschaftlichen Aufschwung, den die Stadtverwaltung durch eine regelmäßige Messe unterstützen wollte. So führte sie 1949 vom 8. bis 17. Juli die „1. Fränkische Verkaufsmesse“ durch, wobei sich die Stadt auf ihre über 900jährige Tradition als Marktplatz und Handelszentrum eines weiten Umlandes berufen konnte. Schon



Abb. 2: Die Entwicklung der Messeplakate: Ein Beispiel aus dem Jahr 1950.

Photo: Stadtarchiv Würzburg.

am 13. Oktober 1030 hatte Kaiser Konrad Würzburg das Recht verliehen, neben dem täglichen Markt alljährlich vom 17. bis 24. August eine Messe abzuhalten.

Den Termin verlegten die Würzburger Bischöfe später auf die Zeit der jährlichen Kiliansoktav im Juli, die kirchlich mit einer Wallfahrt zu den Frankenheiligen und weltlich mit einem Volksfest gefeiert wurde. Es ergab sich ein Zusammenspiel von Kiliani-Wallfahrt, Kiliani-Volksfest und Kiliani-Messe, das den Jahreslauf der Domstadt wesentlich prägte. Noch gesteigert wurde dieses Zusammenspiel im Juli 1949 durch die Feierlichkeiten, mit denen die Reliquien der Frankenapostel aus ihrem Kriegsauslagerungsort in Gerolzhofen nach Würzburg zurückgebracht wurden. So profitierte die 1950 begonnene Main-

franken-Messe nicht nur von Würzburgs Mittelpunktfunktion als regionales Handels- und Einkaufszentrum, sondern auch von dem „Zusammenhang und Zusammenklang dieser drei Großveranstaltungen“.¹⁰

Diesen „Dreiklang“ akzentuierten auch die von dem Würzburger Graphiker Willi Greiner gestalteten Plakate und Kataloge der Messe. Greiner symbolisierte ihn durch ein großes K, das er mit mainfränkischen Symbolen schmückte (siehe Abb. 2). Seine Plakate warben gleichzeitig für Kilianifest und Mainfranken-Messe. Die Stadt bewarb ihre erste Regional-Mes-



Abb. 3: Die Entwicklung der Messeplakate: Ein Beispiel aus dem Jahr 1975.

Photo: Stadtarchiv Würzburg.



Abb. 4: Die Entwicklung der Messeplakate: Ein Beispiel aus dem Jahr 1999.

Photo: Stadtarchiv Würzburg.

se so: „Im Jahre 1950 wird die Mainfranken-Messe als große fränkische Leistungs-, Lehr- und Werbeschau für Industrie, Handel, Handwerk und Landwirtschaft der besondere Anziehungspunkt sein, um aus allen Teilen Frankens und weit darüber hinaus zur Kilianizeit nach Würzburg zu rufen.“ Bei allem Wandel im Laufe der Zeit bleibt der weite Ausstrahlungsbereich ein Markenzeichen, und zwar sowohl der Messe als auch des Standortes Würzburg. Noch drei Jahrzehnte später konnte Würzburgs Oberbürgermeister Dr. Klaus Zeitler in

seinem Grußwort zur 950-Jahr-Feier der Kilianimesse feststellen: „Die Messe und das große Volksfest sind so etwas wie eine große Volksabstimmung für die alte fränkische Hauptstadt Würzburg.“

Nach der ersten Messe 1950 plante die Stadt das Ausstellungsgelände am Mainufer unterhalb der Friedensbrücke und richtete es für die Messezwecke her. Von Messe zu Messe wurde der Platz weiter verbessert und mit Installationen ausgestattet. Bei den Messen, die nach 1952 in drei- oder vierjährigem Abstand aufeinanderfolgten, dominierte lange die Landwirtschaft, der damals wichtigste Wirtschaftszweig in Mainfranken. Viele Ältere erinnern sich noch, wie sehr die Präsentationen von Landmaschinen, landwirtschaftlichen Geräten und Nutztieren das Ausstellungsgelände prägten und viel ländliches Publikum aus ganz Unterfranken anzogen.

Allerdings erhoben sich auch immer wieder Stimmen, die an der Notwendigkeit der Messe zweifelten. Ein Mitglied des Stadtrats und zeitweiliger 3. Bürgermeister meinte, „die Mainfranken-Messe könnte man, da überholt, gut ausfallen lassen“, um auf dem Gelände lieber eine dauerhafte Großparkanlage zu schaffen.¹¹ Dagegen argumentierte beispielsweise ein anderes Stadtratsmitglied im Messekatalog 1967: „Schmerzlich berührt, dass da und dort immer wieder hartnäckig die Meinung vertreten wird, die Messe sei überholt.“¹²

Tatsächlich entwickelte sich die Mainfranken-Messe stetig weiter, wurde zum anerkannten Wirtschaftsschaufenster und Forum der Region. Zu ihrem 25jährigen Bestehen im Jahr 1975 bestätigte die Stadtzeitschrift „würzburg heute“: „25 Jahre lang wird die Mainfranken-Messe, parallel zum Kilianivolksfest, von der Stadt Würzburg in enger Zusammenarbeit mit verschie-



Abb. 5: Der Würzburger Verein für Briefmarkenkunde, der älteste philatelistische Verein in Bayern, begleitete die Mainfranken-Messe immer wieder mit Sonderstempeln der Post.

Photos: Walter Gabriel.

denen Ministerien, Institutionen und Verbänden mit der Absicht durchgeführt, allen Besuchern aus Stadt und Land eine Gesamtchau des mainfränkischen Wirtschaftslebens zu bieten. Zum Querschnitt dessen, was Gewerbe, Handwerk, Handel, Industrie und Landwirtschaft zu bieten haben, kommt auch heuer wieder eine Reihe von Lehr- und Sonderschauen, die ausgezeichnete Informationsquellen für die Messebesucher aus nah und fern darstellen. Der Information dient auch ein Stand der Würzburger Partnerstadt Caen, die sich heuer erstmals an der Mainfranken-Messe beteiligt.“¹³ Wie sehr die Messe stets ‚ankommt‘, zeigt auch die Tatsache, dass in der Öffentlichkeit immer wieder über eine häufigere Wiederholung diskutiert wird. „Früher drei, heute vier Jahre – reicht das?“, fragte beispielsweise die „Main-Post“ am 21. Juli 1975.

Neue Regie und Weiterentwicklung

Mit solchem Lob wird zugleich die neue ‚Handschrift‘ der Messe anerkannt, denn ab 1975 hatte die Stadt Würzburg – nach durchaus kontroverser Diskussion im Stadtrat – die Rolle des Veranstalters an ein privates Messeunternehmen übertragen, nämlich an die Nürnberger AFAG Messen und Ausstellungen GmbH, die durch

erfolgreiche Publikumsmessen sowie Fachmessen für unterschiedliche Branchen und Themen bekannt war. Die Stadt selbst blieb weiterhin Träger der Messe, die von nun an alle zwei Jahre stattfindet. Die neue Regie wollte die Region Mainfranken konsequenter in den Mittelpunkt stellen, Tradition und Fortschritt miteinander verbinden und die Mainfranken-Messe einmaliger machen. Diese Messekonzeption des neuen Organisators kennzeichnete jetzt beim 65jährigen Messejubiläum AFAG-Geschäftsführer Heiko Könicke so: „Wir wollten neben der Wirtschaft unbedingt alles mitnehmen, was Rang und Namen hat in der Region Mainfranken: den Bezirk, Städte, Organisationen, die Kirche und auch Aktivisten, wie den Bund Naturschutz. Dieses Konzept war damals ein Glücksgriff und hebt die Mainfranken-Messe bis heute von anderen Messen ab.“

Die neuen Messeplakate lässt das Nürnberger Unternehmen von einem mainfränkischen Graphiker entwerfen, von Oskar („Ossi“) Krapf aus Rottendorf. Zudem entscheidet man sich für ein neues Signet, das ab 1975 nicht mehr das große „K“ zeigt, sondern sich anlehnt an das Wappen des Bezirks Unterfranken mit fränkischem Rechen und Sturmflagge. Diese Entscheidung findet nicht überall Gefallen. So war beispielsweise in „würzburg heute“ zu lesen: „Alle, die so entschieden, haben sich zu sehr vom graphischen Effekt leiten lassen, ohne sich des Dreiklangs zu erinnern, aus dem die Mainfranken-Messe auch heute, trotz ihrer selbstbewussten Eigenständigkeit, nicht herausgelöst werden kann.“¹⁴

Tatsächlich erschien aber vielen das zeitliche und räumliche Nebeneinander der zwei Großveranstaltungen Kilianifest und Mainfranken-Messe als unzumutbar. Als dann wegen Bauarbeiten auf dem Ausstellungsgelände 1989 die Messe



Abb. 6: Attraktiv ist allein schon das innerstädtische Ausstellungsgelände in der Mainau: die Mainfranken-Messe 2015.
Photo: Mainfrankenmesse/AFAG.

erstmals im Herbst stattfand, wurde der neue Termin dennoch allgemein gut angenommen. „Herbsttermin besteht seine Bewährungsprobe“, titelte die Main-Post am 17. Oktober 1989. Bald zeigte sich die Messe auch mit einem neuen, dem bis heute gebräuchlichen Logo. Urheber war abermals ein Mainfranke, der Würzburger Stadtgraphiker Ernst Weckert, der das Mairdreieck für das Messeplakat 1995 zum Signet gestaltete.

„Zwischen Tradition und Moderne“

Mit ihrer hohen fachlichen Kompetenz und ihrer Strategie, die Region deutlich in den Mittelpunkt zu stellen, alle wichtigen Institutionen mit ins Boot zu holen und alle Bevölkerungsgruppen anzusprechen, führte die AFAG die Mainfranken-Messe auf einen Erfolgskurs und zu einem klaren Profil. Immer wieder inszeniert sie die Messe neu als wirtschaftliches und gesell-

schaftliches Schaufenster Mainfrankens, als aktuelle Plattform eines zeitgemäßen Angebots an Produkten, Leistungen, Informationen und Erlebnismöglichkeiten. Zum regelmäßigen Programm zählen inzwischen auch die vielen Informations- und Beratungsangebote über Ausbildungsmöglichkeiten und Berufsperspektiven, was junge Leute anziehen und ihnen Gelegenheit geben soll, sich zu orientieren. Nicht zuletzt deswegen machen immer wieder viele Schulklassen aus allen Teilen der Region Exkursionen auf die Mainfranken-Messe.

Das in den Messemitteilungen regelmäßig auftauchende Motto „zwischen Tradition und Fortschritt“ spiegelt die langjährigen Erfahrungen versierter Messeprofis wider. Heiko Könicke fasste das auf der Mainfranken-Messe 2001 vor PR-Fachleuten und Journalisten im Würzburger PR-Kreis so zusammen: „Wir inszenieren eine wirtschaftsraumbezogene Fachveranstaltung

von hoher Qualität. Dabei muss man auch auf den Zeitgeschmack behutsam eingehen und am Puls der Zeit bleiben.“ Deshalb erweiterte die Messeregie ihr Angebot regelmäßig mit neuen Themen, zugkräftigen Sonderveranstaltungen, Events und Familien-Erlebniswelten. Bei der jüngsten Messe 2015 präsentierte sie als neuen Erlebnisbereich beispielsweise im Ausstellungsgelände das Würzburger Straßenmusikfestival „STRAMU“. Am sogenannten „Mess-Around-Day“ konnten Straßenmusikanten und Straßenkünstler in verschiedenen Messehallen und auf dem Freigelände das Publikum unterhalten. Erstmals gab es ferner einen „Science Slam“. Bei diesem Kurzvortragsturnier konnten Studierende und Nachwuchswissenschaftler ihre Forschungsprojekte in nur sechs Minuten möglichst kreativ und unterhaltsam vorstellen. Außerdem machte ein „Mathematikum“ die Mathematik für alle Altersstufen erlebbar.

Die Stadt Würzburg agiert nicht nur als Träger der Messe, sondern leistet regelmäßig auch einen attraktiven Beitrag mit einer eigenen Halle. Ziel ist es, neben einer Leistungsschau zahlreicher städtischer Dienststellen über das vielfältige Leben in der Stadt zu informieren. Durch die Präsentationen der zahlreichen Partnerstädte kommt internationales Flair hinzu. Außerdem wird jeweils ein bestimmtes Schwerpunkt-Thema inhaltlich und optisch herausgestellt, 1989 und 1991 zum Beispiel die Kunst unter dem Motto „StadtKultur-Stadt“, 2005 das Thema „Würzburger Wissen“ oder 2013 das Jubiläum „40 Jahre Europastadt Würzburg“. Bei der diesjährigen Messe wählte die Stadt für ihre Halle das Motto „Würzburg – von Natur aus Wissenschaft“. Dabei wurden in umfangreicher Zusammenarbeit mit den Hochschulen und Fachinstitutionen vielfältige

wissenschaftliche Einrichtungen sowie wissenschaftliche Themen und Bildungsmöglichkeiten vorgestellt.

Messe mit hohem Niveau

Weitere Publikumsmagnete der Messe sind seit jeher beispielsweise die Präsentationen des Handwerks sowie des Bezirks Unterfranken. Die Halle des Bezirks spiegelt dessen Aufgabenbereiche, insbesondere Heimat- und Kulturpflege, Sozialwesen, Weinbau und Fischerei sowie auch die Partnerschaft mit der französischen Region Calvados wider. Zugleich unterstreicht der Bezirk mit seinen Messebeiträgen, was Mainfranken lebenswert macht. Eine feste Institution ist ferner das Messestudio des Bayerischen Rundfunks, Studio Mainfranken, das täglich in einem informativen und unterhaltsamen Programm aktuelle Themen sowie interessante Persönlichkeiten vorstellt. In den zurückliegenden 65 Jahren brachte es viele Berühmtheiten auf die Mainfranken-Messe.

Soweit einige Facetten des umfangreichen Messeprogramms, das 2015 in 25 Messehallen auf rund 28.000 Quadratmetern über 650 Aussteller sowie zahlreiche Veranstaltungshöhepunkte auf das Messengelände am Main brachte. Insgesamt besuchten rund 96.000 Gäste die Messe, was zwar einen abermaligen leichten Rückgang gegenüber den vorangegangenen Schauen darstellte, gleichwohl zogen Veranstalter, Organisator und die meisten Aussteller eine positive Bilanz.

Das Phänomen sinkender Teilnehmerzahlen trifft aktuell viele traditionelle Messen und Großveranstaltungen. Ein Grund wird in der wachsenden Online-Konkurrenz gesehen. So haben, als Internet und E-Commerce ihren Aufschwung begannen und dann viele Firmen ihre Kommu-



Abb. 7: Besucherstrom in der Mainfranken-Messe 2015.

Photo: E. Weckert.

nikationsbudgets herabföhren, manche Experten prophezeit, das Marketinginstrument Messen werde rasch an Bedeutung verlieren. Dagegen setzen viele Messeveranstalter auf neue Konzepte,¹⁵ denn die Messen können mit Erlebnischarakter und Unterhaltungswert punkten. „Diese Live-Events erzielen beim Publikum eine höhere Wirkung als andere Marketingmaßnahmen, denn sie kommunizieren auf emotionaler und direkter Ebene im Gegensatz zu beispielsweise Printwerbung.“¹⁶ Darum argumentierte Heiko Könicke in zahlreichen Interviews, auch bei der aktuellen Mainfranken-Messe folgendermaßen: „Im Internet fehlt die Live-Kommunikation, der persönliche Kontakt zwischen Anbietern und Nachfragern. Das ist in unserer komplexen Wirtschaftswelt immer stärker gefragt. Eine Messe ist immer etwas zum Anfassen – und damit genau das Gegenteil von digital. Die Messebesucher wollen das direkte und persönliche Gespräch mit den Anbietern – aber

auch das Erlebnis. Die Mainfranken-Messe bietet deshalb dem Publikum ein attraktives Rundum-Angebot – vielleicht am besten vergleichbar mit einer Zeitung. Auch wir machen einen Wirtschaftsteil, Feuilleton, ein bisschen Politik, Tourismusseite, Frauenseite, Kinderseite und stellen dabei die Region in den Mittelpunkt.“¹⁷

Tatsächlich ermöglicht die Mainfranken-Messe ihren Besuchern persönliches Begegnen, Anschauen und Erleben: eben eine Messe ‚zum Anfassen‘. Den Ausstellern, den mitwirkenden Firmen und Institutionen bietet die Messe auf einem außerordentlich hohen Niveau eine interessante Kommunikationsplattform und zugleich immer wieder neue Impulse. Zugleich erfüllt diese Regionalschau damit weiterhin und konsequent ihren Grundauftrag, die mainfränkische Wirtschaft zu fördern. Die nächste Mainfranken-Messe soll daher in zwei Jahren vom 30. September bis 8. Oktober 2017 stattfinden.



Abb. 8: Auch die Bayerische Staatsregierung tritt mit einem Informationsstand auf der Mainfranken-Messe auf.
Photo: E. Weckert.

Herausragender Messe-Organisator

Zu einer exzellenten Messe gehört natürlich auch ausgezeichnetes handwerkliches Können. Mit der AFAG hat die Stadt Würzburg für ihre große Regionalmesse einen engagierten und kompetenten Partner, der inzwischen weltweit tätig, aber in Franken verankert ist. Die AFAG („Arbeitsgemeinschaft für Ausstellungen GmbH“) wurde 1948 von Helmuth Könicke, der bereits vor dem Krieg im Messewesen gearbeitet hatte, in Nürnberg als Familienunternehmen gegründet. Zu überregionaler Bekanntheit führten noch im gleichen Jahr die „Deutsche Presseausstellung“ in Hannover, Düsseldorf und München sowie die Wanderausstellung „Europa ruft“. Den steilen Start beschleunigte 1949 die „1. Deutsche Bauausstellung“ in Nürn-

berg, und 1950 brachten dann die mit einer Leistungsschau der regionalen Wirtschaft verbundene Jubiläumsausstellung „900 Jahre Nürnberg“, die oben erwähnte erste Süddeutsche Fachschau für Hotel, Gaststätte und Konditorei (später in HOGA umbenannt) sowie die erste Bundesausstellung des Deutschen Frauenrings „Im Zeichen der Frau“ in München große bundesweite Anerkennung.

In der Folge entwickelte sich die AFAG zu einem der führenden privaten Messeveranstalter in Deutschland. 1978 wurde Heiko Könicke Geschäftsführer, der seit März 1985, nach dem Tod des Firmengründers, zusammen mit seinem Bruder Hermann Könicke das Unternehmen leitet. Beide erweiterten das Tätigkeitsfeld, z.B. mit internationalem Engagement, internationalen Fachmessen sowie sog-

nannten Special Interest Messen. Zur Erfolgsbilanz der Firma gehören inzwischen rund 800 nationale und internationale Messen, Ausstellungen und begleitende Kongresse für unterschiedlichste Branchen und Themen. Für ihre Verdienst um das Messewesen hat der Bayerische Hotel- und Gaststättenverband Heiko und Hermann Könicke 2009 mit seiner BHG-Ehrenmedaille in Gold ausgezeichnet. Schon 2002 hatte Heiko Könicke das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland erhalten.

Dr. Alexander von Papp lebt als freier Autor und Redenschreiber in Randersacker. Sein Berufsweg führte ihn von der Regionalforschung (TU München) über die Tätigkeit in Ministerien (Raumordnungspolitik in Bonn und Brasilien sowie Öffentlichkeitsarbeit im Bundesbauministerium) zur kommunalen Ebene (Öffentlichkeitsarbeit und Pressesprecher der Stadt Würzburg, später Kulturamtsleiter). Seine Anschrift: Euweg 8, 97236 Randersacker, E-Mail: alexander@vonpapp.de.

Anmerkungen:

- 1 Der Begriff „Messe“ ist im Prinzip fest definiert, z.B. in der Gewerbeordnung. In der Praxis werden freilich die Begriffe Messe, Ausstellung und Markt nebeneinander verwendet. Unterschieden werden üblicherweise Publikumsmessen (Verbrauchermessen) sowie Fachmessen. Letztere können branchen- oder themenbezogen sein.
- 2 Nach den Branchenkennzahlen des AUMA (Ausstellungs- und Messeausschuss der Deutschen Wirtschaft).
- 3 Zur Geschichte und Konzeption des Unternehmens AFAG s. u.a.: Behringer, Elmar: Die Mainfranken-Messe früher und heute. 65 Jahre Schaufenster der regionalen Wirtschaft, in: Wirtschaft in Mainfranken 11/2015, S. 10–15 u. 74f.
- 4 Diese ‚Auswärtsspiele‘ der großen Messeveranstalter beleuchtete z.B. der Artikel „Vom erfolgreichen Fischen in fremden Gewässern“, in: DIE WELT v. 3.3.2014.
- 5 Im Artikel „Gern gesehene Gäste“ über unternehmergeführte Messeveranstalter.
- 6 Die „Ufra“ legt sich gerne Untertitel zu, wie 2014 „Der optimale Mix aus Messe und Event“ oder 2016 „Verkaufsmesse für emotionales Kaufen mit Mehrwert“.
- 7 S. www.altmuehlfranken.de oder die Information der Wifö – Wirtschaftsförderung Gunzenhausen in der *bürgerzeitung* vom 1.2.2015, S. 16.
- 8 S. den Artikel „Messe in Kronach sucht Aussteller aus Thüringen“, in: Ostthüringer Zeitung v. 19.3.2012.
- 9 Artikel „Gähnende Leere für 1.500 Euro“, in: www.inFranken.de, 18.10.2009.
- 10 Klaus, Margarete: Das K hat einen tieferen Sinn. Die Würzburger Mainfrankenmesse feiert 25. Geburtstag, in: *würzburg heute* 1975/H. 19, S. 28–32, hier S. 28.
- 11 Stein, Otto: Offen gesagt – Erlebnisse und Erkenntnisse 1945–1963. Würzburg 1963, S. 176.
- 12 Stadtrat Gottfried Schindler im Messekatalog 1967.
- 13 Klaus: Das K ... (wie Anm. 10), S. 28.
- 14 Ebd.
- 15 So auch die Oberfrankenausstellung „Ofra“, die ihren Termin 2015 wegen örtlicher Bauarbeiten auf 2016 verschieben musste und dabei „mit einem neuen Konzept antreten wird“, so der Messeorganisator Peter Kinold von der Kinold-Ausstellungsgesellschaft in einem Telefongespräch am 3.11.2015.
- 16 Pretschner, Janine: Die Entwicklung des Marketinginstruments „Messe“ im digitalen Zeitalter – am Beispiel der Messe Berlin GmbH – eine Zeitanalyse ab 2007. Bachelorarbeit an der Hochschule Mittweida (Fakultät Medien). 2014, S. 47.
- 17 S. z.B. die Interviews „Das Einmalige an der Messe in Würzburg“, in: *Main-Post* v. 26.9.2015; „Messebesucher wollen das Erlebnis“, in: www.Mainecho.de v. 1.9.2015; „Der Kontakt zählt“, in: *Allgemeine Hotel- und Gastronomie-Zeitung (AHGZ)* v. 5.1.2013 sowie Messtexte des Unternehmens.

Einmalig in Franken – Tauberrettersheim glänzte mit zwei Weinköniginnen gleichzeitig

Der fränkische Wein hat eine einzigartige Vielfalt. Einzigartig ist die Vielzahl großer Weine, großer Weinbauorte und großer Weinlagen sowie auch die Qualität des fränkischen Silvaners. Einzigartig ist auch, dass eine nahezu unbekannte kleine fränkische Gemeinde gleichzeitig zwei regionale Weinköniginnen vorzeigen konnte. Tauberrettersheim stellte 2013/14 die 58. Fränkische Weinkönigin, „Marion I.“, sowie 2013/15 die 4. Taubertäler Weinkönigin, „Kristin II.“.

Seit über 60 Jahren repräsentiert eine Fränkische Weinkönigin ganz Weinfranken. Das ganze Weinfranken? Erst zum zweiten Mal wurde im Jahr 2015 eine Kandidatin aus den mittelfränkischen Weinbauorten zur Fränkischen Weinkönigin gewählt. Auch die fränkischen Weinorte im Taubertal standen lange kaum im Blick, bis 2013 die fränkische Krone nach Tauberrettersheim ging. Dann stellte das romantische Weindorf an der Tauber auch gleich noch die Taubertäler Weinkönigin 2013/15. Ja, zusammen mit seiner eigenen örtlichen Weinprinzessin glänzte Tauberrettersheim geradezu als Weinhoheiten-Hochburg, zumal auch seine große Weinlage den alten Namen „Königin“ trägt. Das ist wohl nicht nur in Franken, sondern in ganz Deutschland einmalig.

Tauberrettersheim

Tauberrettersheim liegt idyllisch im fränkischen Abschnitt des lieblichen Tauber-

tals und lässt erahnen, warum der Dichter Eduard Mörike das Taubertal einmal „eine besonders zärtlich ausgeformte Handvoll Deutschlands“ nannte. Eine herrliche alte Steinbrücke, von Balthasar Neumann 1733 errichtet, führt von der „Romantischen Straße“ am rechten Flussufer über die Tauber in das kleine Dorf hinein. Grabfunde deuten an, dass es hier schon in der Jüngeren Steinzeit vor 4.000 bis 5.000 Jahren eine menschliche Siedlung gab. Urkundlich wird der Ort, der eine wechselvolle Dorfherren-Geschichte erlebte, erstmals 1103 erwähnt. Hatte das Dorf im Bauernkrieg und im Dreißigjährigen Krieg auch schwer zu leiden, so brachte die Zugehörigkeit zum Hochstift Würzburg doch eine lang anhaltende gute Entwicklung. Im 18. Jahrhundert entstand eine jüdische Gemeinde mit einer eigenen Synagoge und einer Blütezeit im 19. Jahrhundert. 1867 zählte Tauberrettersheim bei insgesamt 697 Dorfbewohnern immerhin 63 jüdische Einwohner.¹ Verwaltungsmäßig gehörte der Ort zum alten Landkreis Ochsenfurt, der 1972 dem heutigen Landkreis Würzburg hinzugefügt wurde. In der Gemeindegebietsreform von 1978 wurde Tauberrettersheim Mitgliedsgemeinde in der Verwaltungsgemeinschaft Röttingen.

Der 900 Jahre alte Weinort konnte seinen dörflichen Charme bis heute bewahren. Das Ortsbild prägen neben der St. Vitus-Kirche die typischen fränkischen Häuser und Gärten sowie lauschige Plätze und Gassen. Nicht zuletzt haben Flurbereinigung und Dorferneuerung dabei geholfen



Abb. 1: Zuhause ist sie am Fuße der Tauberrettersheimer Weinlage „Königin“: die erste Fränkische Weinkönigin aus dem Taubertal. Hier spricht „Marion I.“ kurz nach ihrer Wahl ein Grußwort zur Einweihung der neuen Vinothek Schmachtenberger in Randersacker.

Photo: Schmachtenberger/Gabriele Brendel.

und die örtliche Lebensqualität gestärkt. Heute ist das Tauberdorf eine der ganz wenigen ländlichen Gemeinden in Unterfranken mit einer wachsenden Einwohnerzahl (1991: 745 – 2015: 880)². Damit geben die „Ratterschmer“ ein Zeugnis, wie sehr sie mit ihrem Dorf, ihrer Landschaft, ihrer Heimat verbunden sind. Im Rahmen der Interkommunalen Allianz (ILEK) im südlichen Landkreis Würzburg – die sich inzwischen den Namen „Südliches Franken“ gab – will die Gemeinde u.a. die Wohnqualität weiter steigern.

Wein wird in Tauberrettersheim seit dem Jahr 1225 angebaut. Eine Urkunde von 1610 berichtet von 56 Winzerfamilien. Auf dem Höhepunkt des örtlichen Weinbaus betrug die Rebfläche rund 100 Hektar. Heute bewirtschaften die Winzer noch 45 Hektar in der uralten Weinlage „Königin“. Sie sind überwiegend der Win-

zergemeinschaft Franken (GWF) angeschlossen, die die Weine vor allem örtlich und regional vermarktet, z.B. in ihrem „Winzerkeller Taubertal“ in Reicholzheim. Als südwestliche Spitze des Landkreises Würzburg gehört die Gemeinde zum Weinbaugebiet Franken – Bereich Maindreieck.³ Jedoch kam von den bis 2013 gewählten 57 Fränkischen Weinköniginnen keine aus dem Taubertal. Umso größer waren die Freude und der Stolz der „Ratterschmer“, als am 12. März 2013 die 23jährige Vermessungstechnikerin Marion Wunderlich aus Tauberrettersheim zur 58. Fränkischen Weinkönigin gewählt wurde – als dreizehnte Fränkische Weinkönigin aus dem Landkreis Würzburg, aber als erste aus dem Taubertal. Am 19. März jenes Jahres wurde überdies Kristin Fries aus Tauberrettersheim im Expocamp in Bettingen zur 4. Taubertäler Weinkönigin für die Amtszeit 2013/15 gewählt.

Weinhoheiten

Weinbaugebiete durch eine Weinkönigin zu repräsentieren, hat eine lange Tradition. Damit wollen die Weinorganisationen und Werbeleute dem Wein ein persönliches Gesicht geben. In der Pfalz begann man bereits 1931/1932, eine Zentralfigur des Pfälzer Weins zu wählen. Diese personifizierte dann von 1937 bis 1949 gleichzeitig auch den deutschen Wein, denn erst ab 1949/1950 wurde eine eigene Deutsche Weinkönigin gekürt. Nach und nach suchten schließlich auch die Weinbaugemeinden ein gekröntes Haupt (Weinprinzessin) für sich am Ort. Das Weinbaugebiet Franken wählte erstmals 1950/1951 eine Fränkische Weinkönigin – sie kam aus Randersacker. In Tauberrettersheim küren die Winzer seit 1988 für jeweils zwei Jahre eine Weinprinzessin.

Die Aufgabe, eine Weinbauregion, ihre Weine und die Arbeit der Winzer offiziell als „Weinkönigin“ zu repräsentieren und zu bewerben, hat sich im Laufe der Zeit erheblich gewandelt. Längst bedeutet sie wesentlich mehr als Folklore, als nur Dirndl, Krone und freundliches Lächeln. Immer mehr stellt sie große fachliche und intellektuelle Anforderungen an die Bewerberinnen und Amtsinhaberinnen. Die „Botschafterinnen“ preisen nicht nur die Vorzüglichkeit und Vielseitigkeit ihrer Weine, nein, sie beweisen selbst große Vielseitigkeit und Kompetenz. Unzählige Termine, Auftritte der verschiedensten Art, Reisen und Reden bedeuten ein erhebliches Arbeitspensum. *„Ausgerüstet mit Handy, Laptop und Dienstwagen reisen die Weinköniginnen heute in Sachen Wein um die Welt.“*⁴

Erste Fränkische Weinkönigin aus dem Taubertal

Frankens Weinkrone im Jahr 2013 an das fränkische Taubertal zu vergeben war überfällig und folgerichtig. Die Kandidatin aus Tauberrettersheim, Marion Wunderlich, hatte zuvor zwei Jahre als örtliche Weinprinzessin Erfahrungen gesammelt. Zudem war die gelernte Vermessungstechnikerin durch den Weinbau ihrer Großeltern und ihrer Tante, die 1988/1989 die erste Tauberrettersheimer Weinprinzessin wurde, in der Welt des Weines aufgewachsen. So erlebte sie schon als Kind die örtlichen Weinfeste *„und den Traum, auch mal eine Weinprinzessin zu sein.“*⁵ Auch beruflich hat Marion Wunderlich, die in einem Ingenieurbüro im nahen Schäftersheim arbeitet, viele Berührungen mit dem Weinbau, etwa bei der Flurbereinigung. In ihrem Heimatort ist sie im Privatleben in vielen Vereinen aktiv, unter anderem in

der Feuerwehr sowie im Pfarrgemeinderat, wo ihr vor allem die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen am Herzen liegt. Auch im örtlichen Fasching spielt sie eine glänzende Rolle. Außerdem malt und zeichnet sie gerne.

Als Weinprinzessin präsentierte Marion Wunderlich von 2011 bis 2013 in über 120 Auftritten den Wein und die Winzer ihres Heimatortes und war auch für den Fränkischen Weinbauverband unterwegs. Dabei musste sie viel umher fahren, in ihren zwei Amtsjahren rund 11.000 Kilometer, unter anderem auch nach München, Bremerhaven und Brüssel. Zu ihrer besonderen Freude durfte sie zweimal das heimische Weinfest eröffnen und dabei auch mit einer Dialektweinprobe glänzen. Die Krone der Weinprinzessin trug sie zugleich mit Stolz und mit Verantwortungsbewusstsein, denn sie wollte die Winzer und deren Weine vorbildlich vertreten. Rückblickend fasst sie das so zusammen: *„Mich begeisterte, immer wieder auf neue Menschen zu treffen und ihnen den tollen Tauberrettersheimer Wein näher zu bringen. Wein ist einfach Leidenschaft.“*

Bei all dem lernte die Tauberrettersheimer Weinprinzessin das Amt der Fränkischen Weinkönigin näher kennen, weswegen ihr der Gedanke einer Bewerbung kam. Neben anderen bestärkte und unterstützte sie darin auch ihre Arbeitgeberin, die selbst einmal im benachbarten Württemberg als Weinprinzessin amtiert hatte. So bewarb sich Marion Wunderlich schließlich mit zwei weiteren Kandidatinnen um das Amt der Fränkischen Weinkönigin. Bei der Wahl am 12. März 2013 in Schweinfurt überzeugte sie mit ihrer beeindruckenden Souveränität und Ausstrahlung die 150köpfige Jury bereits im ersten Wahlgang. Überraschend für alle Beobachter holte sie dieses Amt als „Marion I.“

erstmal an die Tauber. „Vielleicht liegt es ihr im Blut ...“, meinte Tauberrettersheims Bürgermeister Hermann Öchsner bei der anschließenden Begrüßung im Heimatort, als er an die erste Weinprinzessin des Ortes, ihre Tante Eva-Maria, erinnerte.

Das ganze Dorf jubelte und feierte mit einem großen Fest „seine“ Fränkische Weinkönigin. Im Namen aller Einwohner wünschte ihr der Bürgermeister, „mit Deinem Charme, Deiner positiven Ausstrahlung und Deinem kompetenten Auftreten nicht nur den Frankenwein, sondern auch Tauberrettersheim gut und wirkungsvoll zu vertreten – als Botschafterin des Wein-Dreiklangs von Wissen, Praxis und Genuss.“ Eine junge Bäckermeisterin kreierte für die neue Weinhoheit ein „Königin-Brot“, ein örtlicher Gasthof komponierte ein „Königin-Menü“, und später setzten die örtlichen Vereine dem Maibaum statt des üblichen Kranzes diesmal eine Krone auf. Beruflich ließ sich „Marion I.“ von ihrer Arbeitgeberin für ein Jahr beurlauben, um für das neue Ehrenamt alle Kräfte einsetzen zu können.

Engagiert und begeistert erfüllte sie das bis zur Wahl ihrer Nachfolgerin am 27. März 2014. In diesen 380 Tagen ihrer Amtszeit als 58. Fränkische Weinkönigin „vertrat Marion I. den Frankenwein und die Arbeit unserer Winzer ganz großartig“. ⁶ Zu insgesamt 411 Terminen, davon 31 im Ausland, war sie insgesamt 85.000 Kilometer mit Dienstauto, Bahn und Flugzeug unterwegs. Als Höhepunkt erlebte sie eine vierwöchige Reise nach China, Thailand und Japan, derentwegen sie darauf verzichtete, bei der Wahl zur Deutschen Weinkönigin anzutreten, was ihr in Franken nicht wenig Kritik einbrachte. Sie hält ihre Entscheidung auch im Nachhinein für richtig: „In diesen aufstrebenden Ländern konnte ich beste Werbung für den Fran-

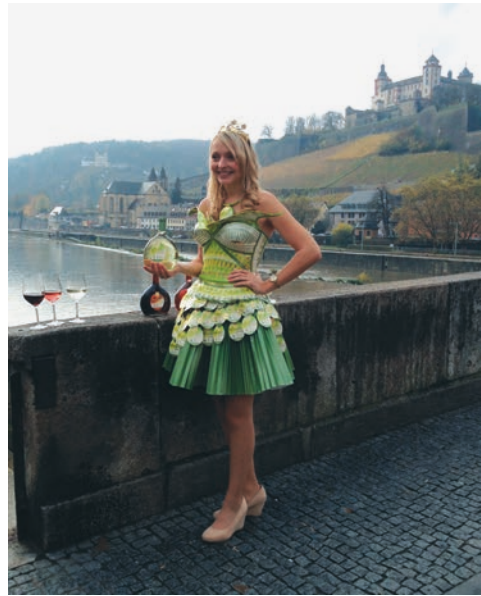


Abb. 2: In einem Kleid aus Weinetiketten präsentierte die Fränkische Weinkönigin im Herbst 2013 Jungweine der spritzigen Linie „Junge Frank'n“ auf der Alten Mainbrücke in Würzburg.

Photo: Fränkischer Weinbauverband/
Rudi Merkl.

kenwein machen. Und die fremde Kultur und Landschaft faszinierten mich ungemein, auch die Freundlichkeit und Aufgeschlossenheit der Menschen“. Unvergessen bleiben ihr auch viele andere besondere Begegnungen, wie das Gespräch mit der Bundeskanzlerin beim Wirtschaftsgipfel in München, Treffen mit berühmten Leuten oder ungewöhnliche Auftritte, etwa die Weinpräsentation auf der Zugspitze.

Unvergesslich bleibt ihr auch der Auftritt in einem Kleid aus Weinetiketten, der sich gleich nach der Ostasienreise ergab. Bei einer Präsentation auf der Alten Mainbrücke in Würzburg stellte sie die Jungweine der neuen spritzigen Linie „Junge Frank'n“ vor, die vor allem junge Leute ansprechen und begeistern sollen. Sie zeigte

sich dabei in einem ausgefallenen Design-Kleid aus 700 Müller-Thurgau-Etiketten, das die Frische der Weine unterstreichen sollte. Es wirkte zwar sehr werbewirksam, war aber eher unbequem und nur im Stehen geeignet. Am Ende trug sie es nur einige wenige Male, u.a. bei einer Präsentation der Winzergemeinschaft Franken in München. Kurz danach bewies Marion I. nochmals, wie wichtig ihr der Heimatort ist. Ganz selbstverständlich nahm sie teil, als in Tauberrettersheim die „letzten Träubl“ eingeholt wurden. Dann, nach ihrer Amtszeit, sagte sie, sie werde ganz selbstverständlich auf dem elterlichen Hof sowie im Weinberg der Tante weiter mit anpacken.

Taubertäler Weinkönigin

Wein wird an der Tauber seit dem 9. Jahrhundert angebaut und hat die Region immer wieder stark geprägt. Im 17. Jahrhundert hatte das Taubertal insgesamt etwa 6.000 Hektar Rebflächen und war wohl das größte zusammenhängende Weinbauggebiet Deutschlands. Als die Region in der Napoleonzeit zum Hinterland der Länder Baden, Württemberg und Franken wurde, sank die Bedeutung des Weinbaus rasch ab. Heute umfasst der Weinbau nur noch etwa 1.100 Hektar, dennoch gibt es in Deutschland weit kleinere Anbaugebiete.⁷

Administrativ ist der Weinbau im Taubertal drei verschiedenen Weinbaugebieten zugeordnet,⁸ was eine größere Bekanntheit der Tauberweine eher behindert hat. Deshalb wurde 1951 eine Arbeitsgemeinschaft „Liebliches Taubertal“ gegründet, um für die gesamte Region und seine drei Weinbaugebiete eine gemeinsame Basis zu schaffen. Nach mehreren Änderungen des Namens firmiert das Gremium seit 2012 als Tourismusverband „Liebliches Taubertal“,

angesiedelt beim Landratsamt des Main-Tauber-Kreises in Tauberbischofsheim. 2009 wurde dort zusätzlich ein Arbeitskreis „Weinland Taubertal“ eingerichtet, der schwerpunktmäßig den Tauberwein vermarktet. Auf seine Initiative hat sich eine Reihe von Tauber-Winzern zur „Taubert-Editio“ zusammengeschlossen, um die Identität des Weinbaugebietes und der Tauberweine zu stärken und als Qualitätsbegriff zu verankern.

Der Tourismusverband inthronisiert seit 2007 eine „Taubertäler Weinkönigin“ für eine Amtszeit von jeweils zwei Jahren. Ziel ist es, das Taubertal *„als Weinregion bekannter zu machen und Sympathie für die Urlaubs- und Ferienlandschaft zu wecken. Hierzu nimmt die Taubertäler Weinkönigin auf Einladung an Weinfesten, Weinverkostungen, Weinpräsentationen und Weinwerbeveranstaltungen teil. [...] Zusätzlich werden seit 2009 auch Taubertäler Weinprinzessinnen gewählt. Diese vertreten die Weinkönigin und/oder begleiten diese bei größeren Veranstaltungen.“*⁹

Kristin Fries sammelte im elterlichen Weinberg Wein-Erfahrungen. Anfangs, sagt sie, habe sie *„keineswegs daran gedacht, Weinprinzessin zu werden“*. Im Februar 2009 hat dann ihr Heimatort sie als 18jährige Gymnasiastin für zwei Jahre zur 8. Weinprinzessin von Tauberrettersheim gekrönt. Die Weinprinzessin wollte *„diese Amtszeit einfach gut machen“*. In ihrem zweiten Amtsjahr, 2010, hat sie dann das Abitur abgelegt und darauf im Oktober in Würzburg ihr Studium der Pharmazie begonnen. Daneben lernte sie bei ihren Auftritten als Weinprinzessin *„erst so richtig, wie viel Spaß dieses Amt machen kann. Als mich dann noch die damalige Taubertäler Weinprinzessin um ihre Nachfolge bat, da kam schon mal der Wunsch, dass ich auch Königin werden möchte.“*



Abb. 3: Ebenfalls in Tauberrettersheim zuhause: „Kristin II.“, Taubertaler Weinkönigin 2013/2015. Die Aufnahme entstand beim Interview im Weinhaus Ewig Leben in Randersacker.

Photo: E. Weckert.

Zunächst wählte sie der Tourismusverband „Liebliches Taubertal“ 2011 in das Amt der Taubertaler Weinprinzessin. In dieser Ära musste sie dann zunehmend die amtierende Taubertaler Weinkönigin auf Festen und anderen Veranstaltungen allein vertreten, was sie vertrauter mit dieser Funktion machte. Daher war die Tauberrettersheimerin nicht unvorbereitet, als am 19. März 2013, kurz nach der Wahl der Fränkischen Weinhoheit, der Tourismusverband „Liebliches Taubertal“ sie als seine 4. Taubertaler Weinkönigin „Kristin II.“ inthronisierte.

So konnte die Heimatgemeinde Tauberrettersheim eine Woche nach „ihrer“ Frän-

kischen Weinkönigin noch „ihre“ zweite Weinkönigin mit einem großen Empfang begrüßen. Vor den zahlreichen Festgästen, darunter sieben Weinhoheiten aus dem Taubertal, kommentierte Bürgermeister Hermann Öchsner das folgendermaßen: „Zwei amtierende Weinköniginnen gleichzeitig – welche Weinbaugemeinde kann das je vorweisen! Spricht das nicht überzeugend für den Tauberwein und für Tauberrettersheim.“ In seiner weiteren Rede würdigte er die neue Königin der Taubertaler Herzen: „Wir waren ja alle überzeugt von Deinen Chancen im Wahlgremium. Wir kennen Deine gewinnende Ausstrahlung. Wir haben erlebt, mit wie viel Engagement, Fachwissen und Heimatverbundenheit Du von 2009 bis 2011 als unsere Weinprinzessin und seither als Taubertaler Weinprinzessin gewirkt hast.“

Da das Amt der Taubertaler Weinkönigin keine Vollzeitaufgabe ist, führte Kristin II. ihr Pharmaziestudium zielstrebig weiter. Daneben übte sie ihr Ehrenamt mit großem Einsatz und Vergnügen aus. Obwohl die vielen Termine häufig eine zusätzliche Belastung zum zeitaufwendigen Studium darstellten, empfand sie Kristin Fries trotzdem eher als Abwechslung zum Studienalltag und als Erfahrungsgewinn. Ihr Studium blieb ihr wichtig, war ihr Pflicht. Aber sie nahm auch ihr Ehrenamt wichtig und wollte es bis zum 24. März 2015, als sie die Krone der Taubertaler Weinkönigin an ihre Nachfolgerin „Christin I.“ übergab, bestmöglich ausfüllen. Tauberbischofsheims Landrat Reinhard Frank hob bei dieser Zeremonie die Besonderheit hervor, dass die Taubertaler Weinhoheit drei Weinbaugebiete repräsentiere und damit beitrage, „dass die Grenzen durchlässig werden“.

Die scheidende Regentin Kristin II. konnte in ihrer Abkrönungsrede auf ins-

gesamt sechs Amtsjahre als Weinprinzessin und Weinkönigin Bezug nehmen. Von den vielen Erlebnissen und Eindrücken ihrer „majestätischen Zeit“ hob sie dabei einen Aspekt besonders hervor, nämlich die „ganz große Chance, Menschen kennen zu lernen“.

Was bleibt?

Was hat die Königinnen-Ära für Tauberrettersheim wie für die beiden Hoheiten gebracht? Hinsichtlich des Heimatortes sind sich die beiden Wein-Majestäten einig: „Es war auf jeden Fall eine gute Werbung für Tauberrettersheim.“ Marion I. fügt noch hinzu: „Dass es bei uns an der Tauber neben dem badischen Teil auch einen unterfränkischen Teil gibt, war ja kaum bekannt.“ Ein weiterer Gesichtspunkt ist den beiden Königinnen gemeinsam wichtig: „Durch unsere Wahlen gab es im Ort viele Feierlichkeiten, an denen fast alle Vereine beteiligt waren. Das hat zusätzlich unseren Zusammenhalt gestärkt.“

Für sich selbst ziehen die beiden Weinköniginnen ebenfalls ein weitgehend identisches Fazit. „Die Begegnungen mit den

Menschen bringen eine Bereicherung für das Leben. Man lernt viel dazu, wird lockerer und selbstbewusster, traut sich auch immer mehr das freie Reden vor einer großen Menge zu – das alles kann im Berufsleben nur von Vorteil sein.“ Kristin II. ergänzt: „Viele meiner Bekannten oder Verwandten haben schon zu mir gesagt, dass ich mich durch mein Amt positiv entwickelt hätte.“ Marion I. weiß: „Ich habe noch mehr Sicherheit beim Präsentieren gewonnen und viele nützliche Kontakte geknüpft.“

Auch in der beruflichen Planung blieben beide auf Kurs. Marion Wunderlich arbeitet „nach 13 Monaten ‚Auszeit‘ weiterhin als Vermessungstechnikerin.“ Kristin Fries sagte im Gespräch mit dem Autor: „Ich mache meinen Abschluss wie geplant, denn das ist mir sehr wichtig.“ Inzwischen hat sie ihr Pharmazie-Studium zielstrebig abgeschlossen und arbeitet nun in einer Würzburger Apotheke. Eine neue, zusätzliche Herausforderung ergab sich für Marion Wunderlich. „Was hinzu kam ist mein Interesse für die Politik. Ich bin mittlerweile in den Kreistag von Unterfranken gewählt und freue mich über neue Herausforderungen. Auch da will ich unsere fränkischen



Abb. 4: Die umfangreiche Renovierung des Tauberrettersheimer Rathauses mit dem Ratskeller „Zur Königin“ wurde als letztes größeres Projekt der Dorfenerneuerung am 16. November 2014 abgeschlossen.

Photo: Gemeinde Tauberrettersheim.

Winzer weiterhin vertreten.“ Einen weiteren Schwerpunkt will sie bei den Interessen der Kinder und der Jugend setzen. Außerdem hat sie im März 2015 im örtlichen Wein-, Obst- und Gartenbauverein das Amt der Vorsitzenden übernommen.

Was sagt schließlich Tauberrettersheim dazu? Die kleine Gemeinde blickt noch immer mit großem Stolz auf ihre Wein-Majestäten, die sie am 15. Dezember 2013 mit einem großen Empfang ehren konnte. Bei diesem „Königszauber an der Tauber“ hatte Bürgermeister Hermann Öchsner gleich fünf Taubertäler Weinhoheiten begrüßen können: aus Tauberrettersheim die Fränkische Weinkönigin, die Taubertäler Weinkönigin und die örtliche Weinprinzessin sowie aus der näheren Umgebung die Württemberger Weinkönigin aus Markelsheim und die Weinprinzessin des benachbarten Röttingen. Dabei verkündete er selbstbewusst: *„Wir sind das Tal der Weinköniginnen! – Wenn andre Weinorte glänzen mit Hoheiten-Riegen, müssen sie fremde Gewächse einfliegen! Wir aber im Taubertal haben gerade Eigengewächse als unsre Hoheiten-Parade.“*¹⁰

So führt die Gemeinde Tauberrettersheim mit gestärktem Selbstbewusstsein ih-

re Ortsentwicklung weiter. Anfang 2014 wurde eine neue Kinderkrippe eingeweiht, ein *„wichtiges Kriterium für die Attraktivität und Zukunftssicherung der Gemeinde“*.¹¹ Als großes Projekt der Dorferneuerung konnte Tauberrettersheim dann Ende 2014 die umfangreichen Renovierungsarbeiten am vormaligen Zehntamtsgebäude abschließen und damit seinem Rathaus im ehemaligen „Judenhof“ neuen Glanz verleihen. Zugleich wurde in diesem denkmalgeschützten Haus der neue Ratskeller „Zur Königin“ eröffnet. Die Feier gab Gelegenheit, noch einmal den Königinnenwein von Marion I. vorzustellen.

Dr. Alexander von Papp lebt als freier Autor und Redenschreiber in Randersacker. Sein Berufsweg führte ihn von der Regionalforschung (TU München) über die Tätigkeit in Ministerien (Raumordnungspolitik in Bonn und Brasilien sowie Öffentlichkeitsarbeit im Bundesbauministerium) zur kommunalen Ebene (Öffentlichkeitsarbeit und Pressesprecher der Stadt Würzburg, später Kulturamtsleiter). Seine Anschrift: Euweg 8, 97236 Randersacker, E-Mail: alexander@vonpapp.de.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. dazu die Seite „Tauberrettersheim“ auf der Internet-Seite der „Alemannia Judaica“.
- 2 Am 31.5.2015 – Auskunft des Einwohnermeldeamtes Röttingen.
- 3 Zusammen mit den Weinbauorten Tauberzell und Rothenburg o.d.T.
- 4 Goblirsch, Maria: Die Königinnen von der Mainschleife, in: Franken-Magazin Jan./Febr. 2009.
- 5 Die Zitate der Weinköniginnen stammen aus Gesprächen des Autors mit den Hoheiten.
- 6 So Landrat Eberhard Nuß vom Lkr. Würzburg beim Empfang zur Verabschiedung der 58. Fränkischen Weinkönigin Marion I. am 12.3.2014.

- 7 Vgl. dazu u.a. Deutscher Weinatlas (Hrsg. vom Deutschen Weininstitut). Mainz 2009.
- 8 Zu Württemberg (Bereich Kocher-Jagst-Tauber), zu Baden (Bereich Tauberfranken) sowie zu Franken (Bereiche Mainviereck und Maindreieck). S. auch Anm. 3. Zum Bereich Franken – Maindreieck gehört Tauberrettersheim.
- 9 Internetseite des Tourismusverbandes „Liebliches Taubertal“.
- 10 Bürgermeister Hermann Öchsner in seiner gereimten Ansprache beim „Königszauber an der Tauber“ am 15.12.2013.
- 11 Bürgermeister Öchsner in seiner Ansprache bei der Einweihung am 12.1.2014.

Leonhard Tomczyk

Kunstphotographie im Spessart

Im Spessartmuseum in Lohr a. Main findet noch bis zum 18. September 2016 eine Sonderausstellung unter dem Titel „Der dauernde Augenblick. Berufsphotographie im Spessart seit 1850“ statt.¹ Seit 1839 verbreitete sich die Photographie rasant. Der Maler Philipp Wirth (1808–1878) und sein Bruder eröffneten 1849 in Miltenberg das erste Atelier in der Region. Aschaffenburg folgte 1857, Kleinstädte wie Wertheim, Lohr a. Main, Klingenberg, Steinau und Schlüchtern vor 1870. Die Ausstellung zeigt neben Ausrüstung und Zubehör Beispiele aus dem Bildjournalismus, der Portrait- und Werbephotographie. Auch die Dunkelkammer, eine begehbare Kamera und eine originale Atelierleinwand aus der Zeit um 1900, vor der sich die Museumsbesucher selbst in Szene setzen und ablichten können, erlauben Einblicke in die Geschichte eines Mediums, das auch im digitalen Zeitalter nichts von seiner Faszination eingebüßt hat. Ein Teil der Ausstellung befasst sich mit der Kunstphotographie.

Vor der Erfindung der Photographie griff man in der Regel auf Kunstmaler zurück, die als Portraitisten, Landschafts-, Genre-, Kriegsmaler oder Pressezeichner auf bestimmte Bereiche spezialisiert waren, um eine Person, ein Motiv oder ein Ereignis festhalten zu können. Ihre Vorgehensweise bei der Anfertigung entsprechender Bilder war abhängig von den Raumbedingungen. Motive und Themen im Freien wur-

den, zumindest bis zum 19. Jahrhundert, zuerst mit Stiften und Aquarellen auf Papier vorgezeichnet und später im Atelier auf Leinwand übertragen. Die Wiedergabe des Originals fand jedoch meistens nicht im Verhältnis 1:1 statt. Manchmal wurde das Bild auch um bestimmte Elemente ergänzt oder reduziert, die der Gesamtkomposition vermeintlich zugute kommen sollten – eine Vorgehensweise, die auch heute im Bereich der digitalen Photographie mit entsprechenden Bildbearbeitungsprogrammen praktiziert wird.

Die Erfindung der Photographie löste unter den Malern eine bis heute anhaltende Debatte über deren Grenzen und Nutzen bei der Gestaltung von Gemälden aus. Mit Hilfe der Photographie kann ein Motiv im Atelier in größerem Maßstab nachgezeichnet und ausgemalt werden. Der Künstler hat dadurch die freie Entscheidung, welches Element der photographischen Darstellung er übernimmt oder verändert. Selbst bekannte Malergrößen griffen und griffen auf derartige Vorgehensweisen zurück, wie z.B. Adolf Menzel (1815–1905) oder Franz von Lenbach (1836–1904). Manche von ihnen wurden, vor allem im 19. Jahrhundert, von den Kollegen und Kunstkritikern teilweise verächtlich als Kopisten bezeichnet oder mit dem Vorwurf konfrontiert, sie seien Photographen geworden, weil sie als Maler versagt hätten. Bei genauerer Betrachtung dieses Phänomens stellt man jedoch fest, dass sowohl die Photographie als auch das noch so hyperrealistisch, vermeintlich originalgetreu gemalte Bild immer nur eine Illusion der Wirklichkeit



Abb. 1: Adalbert Hock: *Maria mit dem Jesuskind*, 1926. Standort: Museen der Stadt Aschaffenburg (Photo: L. Tomczyk).



Abb. 2: Adalbert Hock: *Sophie Hock mit der Tochter Gretel als Modell für das Gemälde Maria mit dem Jesuskind*, um 1905. Standort: Stadt- und Stiftsarchiv Aschaffenburg.

darstellen, die sich ständig in komplexer Bewegung befindet und darum weder von der menschlichen noch von der optischen Linse korrekt erfasst, wahrgenommen oder wiedergegeben werden kann.

Die Photographie wurde für manche Künstler zu einem wichtigen Bestandteil ihrer Arbeit. Es betrifft vor allem jene, die gleichzeitig Photographen und Maler waren. Zu erwähnen sind hier u.a. die Aschaffenburg **Adalbert Hock** (1866–1949) und **Klemens Alfen** (1894–1955). Hock besuchte 1883–1891 die Fachschule für dekorative Malerei in München und studierte 1891–1894 Malerei an der Akademie der Bildenden Künste in München (Malklasse Karl Raupp). Aus seiner Hand

stammen hunderte gemalte Ansichten von Aschaffenburg und dem Spessart sowie religiösen und anderen Motiven. Den größten Teil seines Nachlasses machen jedoch Photos aus, die, wie es aussieht, von ihm weniger zum Selbstzweck, sondern überwiegend zum Zwecke der Dokumentation aufgenommen wurden. Sie dienten ihm auch als Gedächtnisstütze und Motive für einen Teil seiner Bilder, wie z.B. *Maria mit dem Jesuskind* (1926), für das er ein Photo mit der Darstellung seiner Frau Sophie und der Tochter Gretel verwendete (Abb. 1 u. 2). Seine Aquarell-Ansichten u.a. von Aschaffenburg, Rohrbrunn und Mespelbrunn wurden auch als Postkarten vervielfältigt und vom Verlag Dr. Götz Werbrun



Abb. 3: Wolfram Eder: Armin Hock, 1999.
Standort: Privatbesitz Aschaffenburg.

und von der Schnippnerschen Druckerei in Aschaffenburg herausgegeben.

Alfen (geboren als Klemens Aff, Änderung des Familiennamens 1924) wurde bei Albert Kämmer in Aschaffenburg zum Photographen ausgebildet, anschließend studierte er Malerei an der Zeichenakademie in Hanau und an der Städelschule in Frankfurt. 1919 eröffnete er sein eigenes Atelier in Aschaffenburg. Auch er malte diverse Motive, die er abphotographierte und als Postkarten vertrieb. Besondere Aufmerksamkeit verdienen seine Kunstphotographien, die sich durch eine starke malerische Komposition und Präsentation auszeichnen, insbesondere angefertigt in der Technik des Gummidrucks. Für sein Photo „Winterlandschaft am Haibacher Kreuz“ erhielt er 1932 eine Silbermedaille

auf der Internationalen Ausstellung für künstlerische Photographie in Luzern.

Als Photograph betätigte sich auch der Aschaffener Maler **Christian Schad** (1894–1982). Bereits 1918 schuf er in Zürich seine ersten Photogramme, die ohne Kamera durch direkte Belichtung von lichtempfindlichen Materialien, wie Film oder Photopapier, entstanden. Sie wurden nach ihm als „Schadographien“ benannt.

Im Mittelpunkt der Kunstphotographie stehen seit deren Erfindung überwiegend der Mensch und das was ihn sowohl äußerlich als auch innerlich als Person auszeichnet. Eine breitgefächerte Palette dessen kann man beim Betrachten von Arbeiten des Aschaffener Photographen **Wolfram Eder** (* 1955), u.a. in der Publikation „Gesichter einer Stadt“ erleben. Anneliese Euler erfasste deren Inhalt mit wenigen, jedoch punktgenauen Sätzen: *„Eine Stadt hat viele Gesichter. Schöne und hässliche, alte und junge, lebende und tote. Eine Stadt hat Plätze und Straßen, Häuser, Kirchen. Und eine Stadt hat Menschen. Sie machen das Gesicht der Stadt aus. Auf Plätzen, auf Straßen, in Häusern und Kirchen. Sie sind das Leben der Stadt.“*² Im Blick des Photographen durch die Kamera wird eine fast persönliche Begegnung des Betrachters mit dem dargestellten Akteur möglich. Dabei findet man unter ihnen nicht nur bekannte Persönlichkeiten, sondern auch unbekannte Bürger, die dennoch zum festen Bild einer Stadt gehören. Die von den Bildern ausgehende Aura berührt die Sinne und erzeugt eine Neugier darauf zu erfahren, wer der abgebildete Mensch ist, was er macht, ob er sympathisch ist, man ihn vielleicht schon mal auf dem Samstagsmarkt, in der Kirche oder in einer Ausstellung gesehen hat? (Abb. 3).

Menschen stehen auch im Mittelpunkt der Arbeiten der Aschaffener Pho-

tographin **Sylvia Scholtka** (* 1951). Sie porträtierte monatelang u.a. Geschäftsleute im Stadtteil Damm, „*die wie ein Steinchen eines Mosaiks erst in der Gesamtheit sich zu einem Bild fügen*“³ sowie Freunde und Bekannte in unterschiedlichen Posen, stellvertretend für die Altersgeneration zwischen 50 und 70. In ihrem Projekt „Spiegelungen“ im Jahr 2007 zeigte Scholtka passbildartige Porträts mit am Computer bearbeiteten Spiegelungen der einzelnen Hälften des menschlichen Gesichts mit überraschenden Ergebnissen. Es entstanden dabei zwei unterschiedliche Gesichter mit verschiedenen Gemütszuständen ein und derselben Person.

Nicht unerwähnt können in diesem Zusammenhang auch einige Photos von dem Aschaffener Photographen und Maler Joseph Maria Samhaber bleiben, die er um 1878 schuf. Es handelt sich hierbei um sog. Grimassen-Porträts, die ihn auf humoristische Art und Weise in diversen ‚unnatürlichen‘ Mimik- und Gestik-Momentaufnahmen zeigen. Auf diesem photographischen Gebiet gehörte Samhaber zu den Pionieren, nicht nur spessartweit. „*Erstmals gelingt es dem Menschen, sich so zu zeigen, wie er sich sieht und empfindet – und nicht, wie ein Künstler ihn stilisiert.*“⁴

Der Lohrer Photograph **Ramin Shafiai** (* 1971) widmete sich nach seiner Ausbildung 1998 zum Maskenbildner am Würzburger Theater der Photographie, insbesondere dem Bereich der so genannten Sado-Maso-Szene und Aktszenen. Die meistens schwarz-weißen und durch Licht-Schatten Effekte bestimmten Bilder erscheinen auf den ersten Blick bizarr, vermitteln aber gleichzeitig eine starke Prise an ungewöhnlicher Sinnlichkeit. Die Gasmaske verdeckt nicht nur ein Gesicht, sondern sie übernimmt die Funktion der



Abb. 4: Ramin Shafiai: Todeszone VI, 2005.
Standort: Privatbesitz Lohr a. Main.

Entpersonalisierung des konkreten Menschen. In den Vordergrund rückt das, was ihn bewegt, was ihn innerlich ausmacht, bewegt, treibt, wonach er sich möglicherweise sehnt und womit er im Alltag konfrontiert wird (Abb. 4).

Die Aschaffener Malerin und Photographin **Wera Schröner** (* 1925) ist auf „Pastellographien“ (mit Pastellkreide kolorierte Photographien) spezialisiert. Im Vordergrund ihrer Arbeiten steht ihre Heimatstadt, die durch die aufgemalten Farbtöne ein neues futuristisches Gesicht bekommt: Unscheinbare Einzelmotive, graue Industrieanlagen und Wohnblocks, ebenso wie markante Gebäude, Vertreter des ‚Alten‘ wie eine Kirche und des ‚Neuen‘ wie ein Einkaufszentrum werden zu beinahe mosaikartigen Impressionen mit Licht- und Schattenspielen in kräftigen Tönen, mit neuer optischer Bedeutung und Wahrnehmung. Beim Betrachten mancher dieser ‚Visionen‘ stellt sich wie von selbst die Frage: Warum hat man dieses oder jenes Bauwerk nicht gleich derartig gestaltet? Muss die Realität wirklich überwiegend grautönig-nichtssagend sein? Für Anneliese Euler lesen sich Schröners „*Interpretationen mit all den Spiegelungen und Brechungen, den sich auftürmenden Farbschluchten [...] wie ein modernes Mär-*



Abb. 5: Udo Breitenbach: *Sehnsucht nach dem Süden*, 2003. Standort Privatbesitz Aschaffenburg.

*chen, dessen Entschlüsselung eins wird mit der Realität und Visionen einer Stadt.*⁵

Klaus D. Feller (* 1945) lebt in Alzenau. Er wurde zum Farblithographen ausgebildet, studierte an der Staatlichen Zeichenakademie in Hanau und ist als Maler und Photograph tätig. Seine Photographien entstehen mit der Bildsprache der Malerei und stellen bizarr-surrealistisch erscheinende Stilleben dar, die an das „Objekt Trouvé“ erinnern, mit eigenartigen Lichtverhältnissen und einer unwiederholbaren Stilleben-Atmosphäre mancher niederländischer Meister des 17. Jahrhunderts.

Die Aschaffener Graphiker und Kommunikationsdesigner **Thomas Pötschick** (* 1962, Studium an der FH Darmstadt 1983–1988) und **Udo Breitenbach**

(* 1959, Studium an der FH Würzburg 1982–1986) setzen in ihren Photomontagen berühmte Bauten Aschaffenburgs, wie z.B. das Schloss und das Pompejanum, in fremde Umgebungen wie Alpen, Himmel voller Wolken oder die See und schaffen somit neue, teilweise surrealistische Landschaften voller Überraschungseffekte, Emotionen, Staunen, Sehnsüchte und feiner Note von Satire (Abb. 5).

Der in Laufach lebende Papierkünstler und Maler **Ralf Münz** (* 1960) besuchte von 1978 bis 1980 die Fachoberschule für Gestaltung in Würzburg und studierte dann von 1981 bis 1986 an der Städelschule in Frankfurt. Er gestaltet Collagen unter Verwendung von selbstgemachten oder anderen Photos, die teilweise verfremdet und um Papierelemente ergänzt sind (Abb. 6).

Einer der frühen Spessarter Werbephotographen war **Robert Schuhmann**

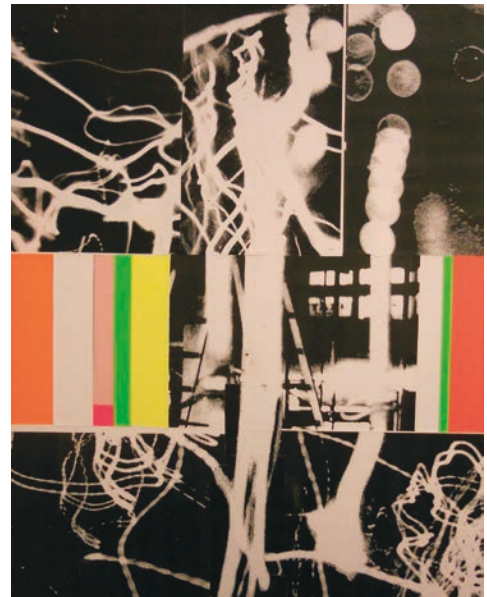


Abb. 6: Ralf Münz: *Ohne Titel*, 2013. Standort: Privatbesitz Aschaffenburg (Photo: L. Tomczyk).

(1898–1993), der ursprünglich als Steinhauer und Steinbildhauer in Collenberg-Feichenbach arbeitete und ab 1919 als Mitarbeiter im Photo-Atelier seiner späteren Ehefrau Berta Ullrich wirkte. Nach der Heirat 1923 übernahm er das Atelier, das er bis 1961 betrieb. In den 1930er Jahren besuchte er die Staatlichen Hochschulen für Baukunst, bildende Künste und Handwerk in Weimar und erlangte 1938 den Photographen-Meistertitel.

Nach 1945 machte sich der Johannesberger **Erich Müller-Grünitz** (1928–2012) einen Namen als Photograph. Er studierte an der Staatlichen Schule für Kunst und Handwerk in Saarbrücken bei Otto Steinert (1915–1978).⁶ Eines seiner wohl bekanntesten Werke zum Thema Mensch in der Photographie ist die Publikation „Aschaffener Begegnungen“⁷ mit Aufnahmen von diversen bekannten und unbekannten Aschaffenern. Kaum bekannt ist sein umfangreiches Photorepertoire für die Werbe- und vor allem für die Modebranche, für die er jahrzehntelang sehr erfolgreich tätig war. Insbesondere seine Schwarz-Weiß-Aufnahmen zeichnen sich durch eine gezielte optische Erfassung des zu bewerbenden Gegenstands mittels eines Licht-Schatten-Spiels von hoher ästhetischer Qualität.

Ein weiterer wichtiger Vertreter der Werbefotographie ist der in Neustadt-Erlach a. Main lebende **Thomas Kohnle** (* 1959). Er wurde von 1980 bis 1982 zum Photographen in Würzburg ausgebildet. In den folgenden Jahrzehnten arbeitet er als Setphotograph, Photoreporter für diverse Magazine und als Werbefotograph für deutsche und internationale Firmen. Er widmet sich aber auch anderen Themen, wie z.B. Landschaft, Natur und Menschen. Besonders erwähnenswert sind seine Aufnahmen von Industrieanlagen

und -maschinen, die durch die Linse zu schier bizarren und atemberaubenden Gebilden werden.

Eine wichtige Rolle im Bereich der Spessart-Werbung spielt die 1906 von dem Arzt und Zeichner Richard Wehsarg (1862–1946) gegründete Zeitschrift „Spessart“. Allein die von ihm entworfene Titelseite mit den vermeintlich typischen Kennzeichen dieser Region (Buchenwald, Wildschweine und ein idyllisch gelegenes Haus vor der Kulisse bewaldeter Berge) hatte einen klar definierten plakativen Werbecharakter. Die Zeitschrift enthält auch zahlreiche diverse Werbe-Anzeigen, die den Touristen die Reize dieser Region bzw. deren Orte und Gasthäuser schmackhaft machen sollen. Aber auch deren schönstes Begleitphoto und reizendster Text hatten nicht die optische und inhaltliche ‚Schlagkraft‘ der Titelseite. Beginnend mit dem ersten Nachkriegsheft vom Juni 1950 zierte die Titelseite ein schwarz-weißes Photo mit wechselndem Hauptmotiv, das von einem Blick auf eine Baumgruppe über Ortsansichten und einzelne Kunstwerke bis hin zu Genreszenen mit Menschen reichen konnte. Mit der Ausgabe vom April 1980 wurde das Titelblatt gestalterisch entscheidend verändert. Es bekam ein deutlich verkleinertes Hauptphoto, das unten und oben durch jeweils ein breites grünes Feld mit Texten abgegrenzt wurde. Der plakative Erscheinungscharakter der gesamten Titelseite wurde dadurch eingeschränkt, eine Entwicklung, die mit weiteren kleinen graphischen Veränderungen 1999, 2001 und 2015 noch verstärkt wurde. An ihrer Gestaltung waren in den vergangenen 75 Jahren verschiedene Photographen beteiligt, was sich teilweise in der unterschiedlichen Art der von der Kamera erfassten Momentaufnahme und der Schwerpunktlegung des Inhaltes wider-

spiegelt. Daraus ergibt sich die aus dem Photo ausgehende ästhetische Stimmung, die von den Betrachtern unterschiedlich empfunden wird. Manche von ihnen stellen einzigartige photographische Kunstwerke dar.

Anmerkungen:

- 1 Die Ausstellung wird finanziell unterstützt vom Bezirk Unterfranken, der Stadt Lohr a. Main und der Dr. Woehrnitz-Stiftung, Lohr a. Main. Ausstellungskonzept und Gestaltung: Herbert Bald M.A., Barbara Grimm M.A. u. Dr. Leonhard Tomczyk M.A., Spessartmuseum Lohr a. Main.
- 2 Euler, Anneliese: Vorwort, in: Wolfram Eder: *Gesichter einer Stadt*. Aschaffenburg 1998, S. 1.
- 3 Bruchlos, Alexander: 52 Steinchen eines Mosaiks, in: *Main-Echo*, 13.7.2010.
- 4 Reis, Stefan: Der Augenblick als ewiger Beweis für das Empfinden, in: *Main-Echo*, 2.2.2013. Die o.g. Photos werden in der Ausstellung nicht gezeigt.
- 5 Euler, Anneliese: *Vision einer Stadt*, in: Welsch, Renate (Hrsg.): *Wera Schröner. Aschaffener Ansichten. Bilder einer Stadt*. Aschaffenburg 1999, S. 11.
- 6 Besonderer Dank für Informationen und Hinweise gilt Frau Sabine Loescher in Johannesburg, der Ehefrau von Erich Müller-Grünitz.
- 7 Welsch, Renate (Hrsg.): *Aschaffener Begegnungen*. Aschaffenburg 1992.

Dr. Leonhard Tomczyk M.A., studierte Kunstgeschichte, klassische Archäologie und Philosophie an der Katholischen Universität in Lublin/Polen und an der Katholischen Universität in Eichstätt. Danach tätig am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, am Glasmuseum in Wertheim und als Leiter eines norddeutschen Kunstauktionshauses. 1990 Promotion im Fach Kunstgeschichte zum Thema „Deutsche Bernsteinkunst im 20. Jahrhundert“. Seit 1994 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Spessartmuseum in Lohr a. Main, zuständig für die Bereiche Glas, Keramik sowie bildende Kunst und Kunsthandwerk im Spessart. Seine Anschrift lautet: Spessartmuseum, Schlossplatz 1, 97816 Lohr a. Main, E-Mail: leonhard.tomczyk@Lramsp.de.

Kulturpreis des Bezirks Unterfranken für Bundesfreund Gunter Ullrich

Vierzehn Jahre nachdem der FRANKENBUND Bundesfreund Gunter Ullrich (Aschaffenburg) mit seinem Kulturpreis ausgezeichnet hatte (2001), verlieh ihm am 22. Oktober 2015 nun ebenfalls der Bezirk Unterfranken seinen Kulturpreis. Bezirks-tagspräsident Erwin Dotzel strich in seiner Ansprache zu Ehren des 90-jährigen Kunst-

erziehers, Druckgraphikers und Malers dessen „*beeindruckende Schaffensbilanz*“ heraus und hob besonders hervor, dass Heimat auch aus dem bestünde, „*was die Menschen mit ihrer Kreativität, ihrem Kunstsinn und ihrer Phantasie daraus machen!*“ Die Würdigung der Kultur und derjenigen, die Kultur schaffen, sei daher sehr bedeutsam.



Abb.: Kulturpreisverleihung an Gunter Ullrich am 22. Oktober 2015 in Aschaffenburg. Neben Bezirkstagspräsident Erwin Dotzel (r.) steht das Ehepaar Ursula (3.v.r.) und Gunter Ullrich (2.v.r.).

Photo. Johannes Welter.

In der Laudatio auf den Preisträger wurde speziell Ullrichs Einsatz für die Entstehung der Kunsthalle Jesuitenkirche und sein langjähriges Wirken als Kunstpädagoge, der viele Schülergenerationen nachhaltig prägte, gelobt. Dabei sei der Künstler in seinem Werk stets ein „*nimmermüder Experimentator*“ von enormer Produktivität und großem Einfallsreichtum gewesen. Nur selten spiele ein Künstler über

so lange Zeit eine so zentrale Rolle in einer Stadt, wie es ihm vergönnt gewesen sei. In seiner Gratulation bedankte sich schließlich Oberbürgermeister Klaus Herzog nochmals herzlich beim frisch Ausgezeichneten für die Überlassung eines großen Teils seines druckgraphischen Werkes an die „Gunter-Ullrich-Striftung“ der Stadt Aschaffenburg im Jahr 2014.

PAS

Schmitz-Emans, Monika/Benda, Wolfram (Hrsg.): **Jean Paul und die Bilder. Bild-künstlerische Auseinandersetzungen mit seinem Werk: 1783–2013.** Würzburg (Königshausen & Neumann) 2013, ISBN 978-3-8260-5372-6, kart., 312 S., zahlr. meist farb. Abb., 39,80 Euro.

Er selbst war, wie er unumwunden zugab, kein Augenmensch. Kaum, dass er drei bedeutende Galerien in seinem Leben gesehen hat. Dabei wurde er selbst zum Schöpfer höchst einprägsamer Bilder – doch sein Misstrauen gegen die Abbilder, die die bildende Kunst der „Natur“ abgewann, blieb lebenslang bestehen.

Dem durchaus konstruktiven Verhältnis des Dichters zu den Malern, Kupferstechern und Zeichnern gingen nun einige Jean-Paul-Kenner nach, um einen Sammelband herauszugeben, der diesen scheinbaren Widerspruch in den Blick nimmt. Im Wettstreit zwischen den Bildern und den Texten siegten allerdings die Bilder. Am lesbarsten ist immer noch Helmut Pfotenhauers einführender Beitrag, der die verschiedenen, literarisch ausgesprochen modernen wie spielerischen Bild-Variationen bei Jean Paul skizziert. Die Herausgeber Monika Schmitz-Emans und Wolfram Benda – gewiss zwei große Kenner des Werks – haben noch Michael Mayer (vom Verein *Jean Paul* 2013) und Ulrich Schödlbauer eingeladen, um Jean Pauls Bildwelten, seine Bildtheorien, seine humoristische Kunst der satirischen „Bildermacherei“ und die verschiedensten Illustrationen seines Werks unter die Lupe zu nehmen. Spaß macht allein die Sicht auf die Bilder der meist auch in Bayreuth bekannten Graphiker: etwa die skurril-tiefsinnigen Interpretationen Stephan Klenner-Ottos (Hornungsreuth/Neudrossen-

feld) und des fantastisch inspirierten Caspar Walter Rauh, des wohl bedeutendsten fränkischen Künstlers (Würzburg 1912–Kulmbach 1983), der seit 1945 wieder in Oberfranken lebte, wo ihm Klenner-Otto gleichsam über die Schulter schaute. Seine in jedem Sinne bedeutenden Werke gehören zum einen in die skurrile, zum anderen in die surrealistische Ecke. Dass Hermann Rongstock fehlt, ist kein Zufall, denn der strichreiche, aber zeichnungsarme Bayreuther Kulturpreisträger gehörte niemals zu den ernsthaften Jean-Paul-Interpreten.

Es ist allerdings höchst reizvoll, den Kontrast zwischen Jean Pauls Humor und Sprachkraft, auch seiner grandiosen Bildermacherei, und der innerlich uninspirierten Sprache der Interpreten zu studieren, was brauchbare Erkenntnisse über Jean Pauls Schreibtechniken (wie die der Unterscheidung von sichtbaren Bildern, Sprach- und Traumbildern) freilich nicht ausschließt. Wo aber der Dichter originale „Empfindbilder“ gab, haben wir es bei den Textbeiträgen unterm Strich mit letzten Endes unanschaulichen „Vorstellbildern“ zu tun. Mag sein, dass dies der Preis ist, den die analysierende Wissenschaft gegenüber dem an Bildern überreichen Werk zu zahlen hat. Jean Paul hätte gewiss einen unfreiwillig lustigen, ja monströsen Literaturwissenschaftler erfinden können.

Es ist nun bestimmt ein Verdienst, die Werke auch des Emil Preetorius, der dem *Giannozzo* berühmte, ins Biedermeierliche changierende Ansichten widmete, des schauerromantischen Alfred Kubin, des zwischen hoher Kunst und infantilistischem Strich vermittelnden Paul Mersmann (der die *Rede des toten Christus* in einem großen Zeichnungszyklus verewigte) und anderer zu Unrecht fast vergessener

Künstler zumal des frühen 19. Jahrhunderts genau zu erläutern. Um es im Stil Schmitz-Emans' auszudrücken: Man und frau ergeht sich bei den Bildbeschreibungen oft in ekphrastischen Substraten. Wer nach oder schon während der Lektüre der sprachlich trockenen Aufsätze keine Lust mehr hat auf Bildbeschreibungen, die sich jeder halbwegs intelligente Betrachter selbst imaginieren kann, sollte sich Jean Pauls Werke greifen und das geöffnete Buch danebenlegen: immer mit Blick auf die stellenweise grandiosen „Abbilder“ der Jean-Paul'schen Kunst. Nicht weniger als 131 Werke erfreuen das Auge des Betrachters: die Meisterwerke, die seit Daniel Chodowiecki (der 1793 den Berliner Erstdruck des Romans *Die unsichtbare Loge* mit einem Titellupfer versehen hatte) Jean Paul gewidmet wurden. Besonders interessant sind die Illustrationen des gebürtigen Oberpfälzers Norbert Richter-Scrobinihusen (1929–1975), der den *Luftschiffer Giannozzo* mit fantastischen Bildern ausstattete, weil er einer der wenigen bayerischen Künstler war, der sich intensiv mit Jean Pauls Werk auseinandergesetzt hat. Ansonsten fällt es auf, dass Jean Pauls wichtigste Illustratoren – von wenigen Ausnahmen abgesehen – nicht aus Franken kamen, ja nicht einmal in Bayern wirkten. Es mag auf die den fränkischen Raum weit überschreitende Welthaltigkeit seiner Werke verweisen, doch auch auf die reizvollen Schwierigkeiten, den Dichter ins rechte Bild zu setzen.

Hier, bei den vielen beeindruckenden Abbildern, ist der empfehlenswerte Band nicht defizitär, sondern den Werken des Dichters durchaus nah, hier greift die „visuelle Metaphorik“ zwischen Himmel und Hölle, Satire und Pathos auf oft ban nende Weise.

Frank Piontek

Hubert Kolling: **„Erbaut von frommem Sinn, erbaut Euch zum Heile“: Festschrift zum 125-jährigen Jubiläum der Herz-Jesu-Kapelle in Unterzettlitz (1887–2012). Mit Beiträgen zur Pfarreigeschichte sowie zu den religiösen Denkmälern in Unterzettlitz** (Quellen und Forschungen zur Geschichte und Kultur von Unterzettlitz, Bd. 3). Hrsg. v. d. Geschichtsfreunden Unterzettlitz. Unterzettlitz [Selbstverlag] 2012, ISBN 978-3-00-034909-6, 376 S., zahlr. SW- und Farbabb., 25,00 Euro.

Im Jahre 2012 konnte die Herz-Jesu-Kapelle in Unterzettlitz, einem kleinen oberfränkischen Dorf, das im Zuge der bayerischen Gebietsreform seit 1. Januar 1978 zu (Bad) Staffelstein gehört, auf ihre 125-jährige Geschichte zurückblicken. Das kleine, 1886 in neugotischem Baustil errichtete Gotteshaus war am 8. Mai 1887 von Domvikar Friedrich Karl Hümmer (1855–1918) geweiht worden. Anlässlich des Jubiläums und den damit verbundenen Feierlichkeiten legte *Hubert Kolling* eine umfangreiche Festschrift vor, die neben der ausführlichen Geschichte der Herz-Jesu-Kapelle auch mehrere Beiträge zur Pfarreigeschichte sowie zu den religiösen Denkmälern in Unterzettlitz enthält.

Der Autor ist Diplom-Pädagoge und promovierter Diplom-Politologe und arbeitet seit knapp 25 Jahren als Dozent für Politische Bildung an der Zivildienstschule (seit Juli 2011: Bildungszentrum) Bad Staffelstein. Ebenso ambitioniert widmet er sich seit vielen Jahren der Lokal- und Regionalgeschichte. Darüber steuert Kolling seit einigen Jahren regelmäßig Beiträge zur heimatgeschichtlichen Zeitschrift für den Landkreis Lichtenfels „Vom Main zum Jura“ bei.

In seiner Darstellung stützt sich der Autor hauptsächlich auf die Auswertung von Archivalien aus dem Staatsarchiv Bamberg, dem Archiv des Erzbischöflichen Ordinariats Bamberg, dem Stadtarchiv Bad Staffelstein und dem Gemeindearchiv von Unterzettlitz. Neben der Auswertung der Literatur führte er mehrere Interviews mit Einwohnern („Zeitzeugen“) des Dorfes.

Im ersten von insgesamt sieben Kapiteln stellt Kolling zunächst in chronologischer Reihenfolge ausführlich die Geschichte der Herz-Jesu-Kapelle vor, von ihrer Erbauung 1886 und den verschiedenen damit verbundenen Schwierigkeiten sowie ihrer Erweiterung 1896, durch die das kleine Gotteshaus erst sein heutiges Aussehen erhielt, über wichtige Ereignisse bis hin zu den jüngsten Instandsetzungsarbeiten 2012. Zudem beleuchtet er in zwei Kurzportraits Barbara Hennemann (die Stifterin) und Gottfried Lorenz (den späteren Besitzer) sowie die Feste in der Herz-Jesu-Kapelle.

Im zweiten Kapitel beschäftigt sich der Autor ausführlich mit der Pfarregeschichte des Dorfes. Dabei kann er aufzeigen, dass Unterzettlitz über Jahrhunderte zu Ebensfeld gehörte, bevor es im Jahre 1809 zu Staffelstein kam. Einen Beleg für die tiefe Verbundenheit der Unterzettlitzer zu ihrer Kirche sieht Kolling u.a. darin, dass 1691 Hans Mahkorn, der damalige Bürgermeister von „Zelts“ (dem heutigen Unterzettlitz), Geld für einen neuen Altar und ein Jahr später (1692) Hans Nürnberger aus „Zelts“ eine Andachtsfigur stifteten. Die Umpfarrung nach Staffelstein zu Beginn des 19. Jhd. war seines Erachtens in dessen kein Akt kirchlicher Willkür, da sie *„nach dem Wunsche der Gemeinde zu Zettlitz“* geschah, deren Einwohner damals bereits *„seit längerem“* die Gottesdienste in Staffelstein besuchten. Weitere Abschnitte

widmet der Autor dem sog. „Synodhaber-Streit“ (1835–1855), der zwanzig Jahre lang zwischen der Pfarrei Ebensfeld und den Einwohnern von Unterzettlitz bestand, der Religionszugehörigkeit der Dorfbewohner in der amtlichen Statistik und dem „Kultus“ im Spiegel der Gemeinderechnungen. Im dritten Kapitel geht es um das „Gedenken der Kriegstoten“ des Ersten und Zweiten Weltkriegs. Hierzu stellt der Autor akribisch alle gefallenen und vermissten Soldaten aus Unterzettlitz und – soweit bekannt – ihr Schicksal vor; ebenso schildert er die Entwicklung der Memoria im „Gemeinde-Ehrenbuch“ und durch das „Kriegerehrenmal“.

Die religiösen Flurdenkmäler, die in angrenzenden Fluren sowie im zu Unterzettlitz gehörenden Stadtgebiet von Bad Staffelstein zu finden sind (vier Feldmarten u. vier steinerne Hochkreuze) stehen im Mittelpunkt des vierten und fünften Kapitels. Kolling hat hierbei die vorhandenen Daten zu den einzelnen Denkmälern zusammengetragen und deren Besitzer, die im Verlauf der Jahrhunderte des Öfteren wechselten, festgehalten. Wer in Unterzettlitz, insbesondere im alten Ortskern unterwegs ist, kann feststellen, dass die Außenfassaden mehrerer Häuser mit Heiligenfiguren geschmückt sind. Sie sind Thema des sechsten Kapitels. Neben den religiösen Freiplastiken gibt es in Unterzettlitz auch zahlreiche Symbole der Volksfrömmigkeit, die sich im Innern der Häuser befinden. Hierbei handelt es sich etwa um die sogenannten Herrgottswinkel, Kreuze und Heiligenfiguren, die sich meist in einer Ecke der Küche oder des Wohnzimmers befinden. Stellvertretend für andere hat Kolling zahlreiche Beispiele unter Angabe der Familiennamen beziehungsweise der Hausnummern der Besitzer photographisch festgehalten.

Insgesamt betrachtet handelt es sich bei der vorliegenden Festschrift, die über einen wissenschaftlichen Anmerkungsapparat verfügt und sich gut lesen lässt, um ein überaus faktenreiches Buch, das durchgängig mit zahlreichen Abbildungen und Dokumenten ansprechend gestaltet ist. Zwischen den ersten beiden Kapiteln findet sich zudem ein Bildblock mit Farbaufnahmen. Sie zeigen neben der Herz-Jesu-Kapelle von außen und innen den Altar, die Kreuzweg-Tafeln sowie den Kelch und die Hostienschale, auch das am Dorfplatz stehende Steinkreuz „Wendler-Lämmlein“ (130-jähriges Jubiläum) und die neben der Kapelle stehende Kreuzigungsgruppe „Hennemann-Lorenz“ (150-jähriges Jubiläum).

Unterzettlitz verfügt mit dem vorliegenden Buch nunmehr über drei stattliche Bände (insg. 1125 S. m. 782 Abb. [441 Photos, 293 Dokumente u. 48 Pläne]) zu einzelnen Aspekten seiner Dorfgeschichte, ein außergewöhnliches Phänomen, das man wohl kein zweites Mal findet. Auch für die Zukunft bestehen große Pläne: Der Autor bereitet schon einen Band über „Kirchenfeste und religiöse Bräuche in Unterzettlitz“ vor, der in der auf zwölf Bände angelegten Reihe der „Quellen und Forschungen zur Geschichte und Kultur von Unterzettlitz“ herauskommen soll. Zu diesem außergewöhnlichen Projekt bleibt allen Beteiligten ein langer Atem zu wünschen.

Manfred Pappenberger

Aufbruch in die Neuzeit. Das nördliche Württemberg im 16. Jahrhundert, hrsg. v. Peter Schiffer (Forschungen aus Württembergisch Franken, Bd. 53), Ostfildern (Jan Thorbecke Verlag) 2012, ISBN 978-3-7995-7654-3, geb., zahlr. Farabb., 139 S., 30,00 Euro.

Das 16. Jahrhundert wurde weltweit von vielfältigen Neuerungen begleitet. Doch auch regional hinterließen die globalen Veränderungen deutliche Spuren. Mit seinen Konsequenzen für das nördliche Württemberg beschäftigte sich eine 2010 vom Historischen Verein für Württembergisch Franken und dem Bildungshaus Kloster Schöntal organisierte Tagung. Elf Wissenschaftler setzten sich in Schöntal mit der Reichsreform Maximilians I., dem Entstehen der Reichsritterschaft, der Einführung und Verbreitung der Reformation wie auch mit im 16. Jahrhundert in diesem Gebiet herausragenden Persönlichkeiten und Familien wie den Grafen von Hohenlohe auseinander. Die kurzen Referate wurden nun von Peter Schiffer und Christoph Philippi in einem reich und farbig bebilderten Tagungsband zusammengefasst.

Dieter Mertens widmet sich eingangs dem Wormser Reichstag und seinen Resultaten. Er ordnet die Ereignisse von 1495 in den großen politischen Rahmen ein. Durch den Erlass einer ersten Ordnung wurde in Worms die Einrichtung des Reichskammergerichts beschlossen, mit dem sich Raimund R. Weber am Beispiel der Herren von Berlichingen, die er in rund 150 Prozessen als Kläger identifizieren konnte, auseinandersetzt. Auf den interessantesten Gegenstand seiner Betrachtung, eine Karte, *„ohne Frage das farbenprächtigste Produkt in den Akten von Kammergerichtsprozessen, die um 1600 über das Land an der unteren Jagst geführt worden sind“* (S. 41), geht der Autor indes leider nur im letzten Teil seines Aufsatzes ein. Winfried Dotzauer stellt mit dem Schwäbischen Kreis einen der bestorganisierten und -funktionierenden der 10 Reichskreise vor. Beschlossen worden war deren Bildung auf dem Augsburger Reichstag im Jahr 1500. Eike Wolgast stellt den

Einsatz und die Funktion von Visitationen und die Entstehung von Kirchenordnungen (Württemberg 1553, Hohenlohe 1553) in den Mittelpunkt seiner Untersuchung. Beide dienten neben Landes- und Polizeiordnungen zur Festigung des frühneuzeitlichen Territorialstaates, waren also herrschaftsstabilisierende Instrumente. Mit den Auswirkungen der Reformation auf die Kirche St. Michael in Schwäbisch Hall beschäftigt sich Armin Panter. Er lenkt den Blick dabei auf Veränderungen im Kirchenraum und die Auswirkungen der Reformation auf einzelne Kunstgattungen und -gegenstände. V.a. durch die Hinzufügung von bedeutungsverändernden Inschriften sei eine ‚Evangelisierung‘ vorreformatorischer Bildprogramme gelungen (S. 59). Gleichzeitig handle es sich bei St. Michael um einen besonderen Fall: *„Von protestantischer Schlichtheit oder gar Bilderfeindlichkeit kann bei der Fülle an Altären und Gedächtnismalen schon gar nicht die Rede sein. Und so mancher Tourist fragt sich, ob er überhaupt in einer evangelischen Kirche sei“* (S. 57).

Süddeutsche Karten entstanden im 16. Jahrhundert im Zug von Grenzstreitigkeiten und -klärungen. Anhand mehrerer Karten des nördlichen Württemberg stellt Peter Schiffer chronologisch für fünf verschiedene Zeitspannen (insg. von 1517 bis 1618) die Entwicklung von Reformation und Gegenreformation auf diesem Gebiet dar. Er stellt dabei heraus, dass sich Württemberg bald nach der Reformation zur *„Vormacht des Luthertums in Südwestdeutschland“* (S. 71) entwickelte und auf die benachbarten Territorien zugunsten einer Reformierung im lutherischen Sinn wirkte. Anschließend geht er genauer auf die diesbezüglichen Entwicklungen in der Grafschaft Hohenlohe ein und zeigt, dass

die Territorien auch noch im 16. Jahrhundert keine geschlossenen Gebilde waren wie die heutigen Staaten, und wie sich dies auf den innerterritorialen Reformationsprozess auswirkte. In die Konsequenzen des Bauernkrieges und des Schmalkaldischen Krieges auf das nördliche Württemberg führt Anton Schindling ein. Als einen *„weitgehend unbestellten Acker“* (S. 91) beschreibt Thomas Kreutzer die Geschichte der Grafschaft Hohenlohe im 16. Jahrhundert. Mit dem als *„Bauernkanzler“* in die Geschichte eingegangenen hohenlohischen Kanzler Wendel Hipler, laut Kreutzer *„einer der wenigen innerhalb der Bewegung, die ihren Blick über die Tagespolitik hinaus auf das große Ganze richteten und auf eine fast utopisch anmutende Reformation des gesamten Reichsgefüges hinarbeiteten“* (S. 100), dem protestantischen Öhringer Stadtpfarrer und Schwager des Reichsvizekanzlers Kaspar Huberinus und der Pfalzgräfin Elisabeth portraitiert er drei prominente Akteure, die sich im 16. Jhd. im Umfeld der Grafen von Hohenlohe bewegten – allerdings zu völlig unterschiedlichen Zeiten und daher völlig zusammenhangslos und ohne jegliche biographische Überschneidung. Die Kurzpräsentationen sollen *„Anregungen zum Tieferbohren“* (S. 107) geben. Mit der Erbinung im Haus Hohenlohe von 1511 beschäftigt sich Gerhard Taddey. Mit ihr wurde die rechtliche Unteilbarkeit und Unveränderlichkeit der Grafschaft beschlossen, die künftig von allen Mitgliedern des Hauses bei Erreichung der Volljährigkeit beschworen werden musste. Aus dem bis dahin losen Konglomerat von Gütern und Rechten schufen die Grafen von Hohenlohe auf diesem Weg ein Rechtsinstitut, das am ehesten als Fideikommiss zu verstehen ist. Wolfgang von Stetten,

ausgewiesener Experte für den Kanton Odenwald, gibt einen Überblick über die den Grafen im Rang nachfolgenden Reichsritter. Im letzten Aufsatz gewährt Jörg Seiler einen Einblick in die Gründe zur Verlegung des Hochmeistersitzes des Deutschen Ordens ins württembergische Mergentheim, wofür er übergeordnete Interessen ausmacht, die im Kontext der Wandlungsprozesse des Deutschen Ordens im Zeitalter von Reformation und katholischer Reform zu sehen seien und zugleich „*Reflexe auf die gesellschaftlichen und sozialen Veränderungen eines sich neu strukturierenden Herrschaftssystems*“ (S. 129) darstellten.

Der Leser hätte aufgrund des Titels wohl eine etwas andere Zusammensetzung an Beiträgen erwartet. Dass beispielsweise die für Württemberg bedeutsamsten Ereignisse der Zeit, die Erhebung zum Herzogtum kurz vor Beginn des neuen Jahrhunderts – Dieter Mertens nennt den Herzogsbrief von 1495 immerhin das „*Grunddokument der württembergischen Territorialverfassung der Neuzeit*“ (S. 16) –, die Ächtung und Verbannung Herzog Ulrichs von Württemberg 1519 und das anschließende, bis 1534 währende habsburgische Interim nur beiläufig Erwähnung finden und ihnen keine ausführlichere Betrachtung gewidmet wurde, überrascht. Dennoch stehen die durchschnittlich elf Seiten umfassenden Beiträge der Schöntaler Tage von 2010 nicht unverbunden nebeneinander. Zusammengehalten werden sie allerdings durch ihre direkten und indirekten Bezüge zu einem nicht gerade spezifisch württembergischen Ereignis: dem Reichstag von 1495, dem zweifelsohne eine zentrale Bedeutung in der beginnenden Neuzeit zukommt – allerdings nicht nur und nicht gerade im nördlichen

Württemberg. Es wäre dem Band in jedem Fall zugutegekommen, auf das explizite Ziel der Tagungsbeiträge – nämlich den Folgen dieser Reichsversammlung nachzuspüren (S. 10) und den Wormser Reichstag als Beginn des Aufbruchs in die moderne Zeit für das Heilige römische Reich deutscher Nation als „*Dreh- und Angelpunkt der Schöntaler Tage 2010*“ (S. 113) zu unterstreichen – schon im Titel hinzuweisen. Ein abschließender Korrekturgang im Hinblick auf Rechtschreib- und Tippfehler hätte die Wertigkeit der Publikation zudem noch steigern können.

Andreas Flurschütz da Cruz

Werner Eberth: **Julius Kardinal Döpfner zum 100. Geburtstag – „Des ist unnr Kardinal“**. (Beiträge zur Geschichte von Hausen und Kleinbrach, Bd. 4). Bad Kissingen (Theresienbrunnen-Verlag) 2013, geb., 17 × 22 cm, 344 S., 170 Abb., davon 69 in Farbe, 26 Euro, nur beim Verlag erhältlich.

Am 26. August 2013 konnte die katholische Welt des 100. Geburtstages von Julius Kardinal Döpfner gedenken. Döpfners Leistungen auf den Bischofsstühlen von Würzburg, Berlin und München wurden aus diesem Grunde hinreichend gewürdigt. Stets stehen seine pastoralen und kirchenpolitischen Leistungen im Mittelpunkt der Darstellungen, in denen es vor allem um Fragen des theologischen Selbstverständnisses der katholischen Kirche geht.

Es war deshalb eine naheliegende Aufgabe, sich dem aus Hausen bei Bad Kissingen stammenden Geistlichen von der menschlichen Seite zu nähern. Wer war Julius Kardinal Döpfner? Woher kam er, wie sieht der familiäre Hintergrund aus?

Welche Mitmenschen umgaben ihn und suchten in der persönlichen Umgebung das Gespräch mit ihm?

Auf alle diese Fragen suchte Werner Eberth Antworten, die uns den aus Hausen stammenden Mann, der in Münnersstadt und Würzburg zur Schule ging, dann kurz in Würzburg, schließlich in Rom am Germanicum seinen theologischen Studien oblag, näherbringen. Die Tätigkeit als ein neugeweihter Geistlicher in der Heimatdiözese wird beschrieben, seine Liebe zur Rhön, zur Kissinger Hütte auf dem Feuerberg leuchtet auf. Die Heimkehr ins Elternhaus bedeutete ihm viel.

Zwei Beiträge dürfen als besondere Schwerpunkte herausgehoben werden. Einmal die Lebenserinnerungen von Döpfners Mutter (S. 24–57) und die Briefe des Germanikers Döpfner an Pfarrer Karl Hockgeiger (S. 74ff.). Vor allem die Texte von Döpfners Mutter sind inhaltlich und sprachlich von hervorragender Qualität. Der letzte vor Döpfners Tod an seine Diözesanen geschriebene Brief ist von einer heute erst zu erkennenden Zeitlosigkeit.

Für den geschichtlich denkenden Leser sind die Erklärungen des Autors zu den verschiedenen Wappen und Denkmälern von besonderer Wichtigkeit. Die Nachruf genannte Predigt von Domkapitular Josef Obermaier vom Festgottesdienst in Hausen zum 100. Geburtstag gibt Einblick in die seelische Verfasstheit der Zeit vor seinem plötzlichen Tod. Ein letztes wichtiges Kapitel sammelt Erinnerungsbeiträge namhafter Zeitgenossen aus dem verwandtschaftlichen und geistlichen Umkreis des Kardinals.

Alles in allem möchte man dem Buch einen umfangreichen Leserkreis wünschen. Eberth hat einem großen Franken ein leistungswertes Denkmal gesetzt.

Ernst-Günter Krenig

Juden als Nachbarn in Südthüringen. Gedenkschrift zum 160. Jubiläum der Einweihung von Synagoge und jüdischer Schule zu Berkach im Grabfeld am Sonntag, den 1. Juni 2014 (Yom Rishon 3.Sivan 5774). Die Dokumentation ist zum Preis von 7,50 Euro (zzgl. Porto) erhältlich bei Khalsa Singh, Mühlfelder Straße 6, 98631 Grabfeld (OT Berkach), E-Mail: khalsasingh08@gmx.de.

Am 1. Juni 2014 fand im thüringischen Ort Berkach ein heute ganz seltenes und bemerkenswertes Ereignis statt: das 160. Jubiläum der Einweihung der Synagoge und der Schule der einstigen Jüdischen Gemeinde des Ortes. Aus diesem Grunde erschien auch eine Festschrift, herausgegeben vom Projektbeirat des Ensembles Franco-Judaicum im Grünen Band und dem Vorstand der Grabfelder Bildungs- und Begegnungsstätte Berkach (GBBB) e.V.

Nach einleitenden Vorworten berichtet der Leiter des Staatsarchivs Meiningen, Archivdirektor Dr. Johannes Mötsch, in den ersten beiden Kapiteln der Dokumentation sehr einprägsam über die Juden in den Dörfern des Grabfelds und über die Geschichte der Bauerbacher Juden. Der nachfolgende Abschnitt enthält Bemerkungen der Bauerbacher Ortschronistin Sonja Lüdicke, während das nächste Kapitel, konzipiert von Gundela Bach und Otto Neubert, die Juden in Berkach sehr eindrucksvoll beschreibt. Während die Ausführungen von Torsten Lieberenz sich intensiv in Wort und Bild mit der Geschichte Berkachs und seiner jüdischen Gemeinde auseinandersetzen, schildert Hartwig Floßmann dann die Schicksale jüdischer Bürger Bibras. Es folgen zwei englischsprachige Beiträge von Margot Natowitz, die aus Bibra stammt, zum 9. November 1938 bzw. zum Gedenken an die Ermor-

derung der Juden durch die Nationalsozialisten (ursprünglich in den USA gehaltene Vorträge). „*Episoden, die von den Vorfahren überliefert wurden*“, heißt das nachfolgende Kapitel von Gudrun Zöller, an das sich zwei Abschnitte über die Juden in Waltershausen/Ufr., bearbeitet von Eberhard Wüstling, anschließen. Im letzten Teil der Gedenkschrift mit der Überschrift „*Auch sie waren Themarer*“ bringt Sharon Meen, PhD, dem Leser viel Wissenswertes über die Jüdische Gemeinde Themar von ihrer Entstehung bis zum Gedenken an sie in der Gegenwart nahe. Eine Literaturliste und eine Übersicht über die einstigen jüdischen Gemeinden des Grabfeldes runden diese sehr interessante und schön illustrierte, mit viel Liebe konzipierte Dokumentation harmonisch ab.

Den Herausgebern der Festschrift und den Autoren der Beiträge ist es in der Tat gelungen, den ausgelöschten Jüdischen Gemeinden und ihren Mitgliedern ein bleibendes Denkmal zu schaffen. Dafür gebührt ihnen der Dank und die Anerkennung aller, denen das Bewahren auch des jüdischen Anteils der Geschichte ihrer Heimat ein Herzensanliegen ist.

Israel Schwierz

Hecht, Jacob: „**Acht Generationen der Familie Hecht**“ aus Unterfranken, Bayern, 1762–2005 (The Eight Generations of the Hecht Family, from Lower Franconia, Bavaria, 1762–2005). Die englische und hebräische Ausgabe kann beim Autor selbst bezogen werden, die deutsche ist (ebenfalls mit einer englischen und hebräischen Fassung) im Internet unter <http://hecht-family.com/de/> zu finden.

Bereits im Jahre 2005 veröffentlichte der in Jerusalem lebende Universitätsdozent,

Richter und Mitarbeiter mehrerer israelischer Ministerien, Dr. Jacob Hecht, eine Dokumentation über die Geschichte seiner Familie von der ersten Generation 1762 im unterfränkischen Dorf Maroldsweisach im heutigen Landkreis Hassberge bis zur achten Generation in der Hauptstadt des Staates Israel, Jerusalem. Die damals gedruckte englische und hebräische Ausgabe wurde 2014 durch eine deutsche digitale Fassung ergänzt.

Der Umschlag des Werkes zeigt eine Abbildung einer Ansichtskarte von Maroldsweisach aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts mit der Inschrift „*Gruss aus Maroldsweisach*“. Danach folgt eine Einführung, in der unter der Überschrift „*Warum Roots*“ nicht nur die „*Familienwurzeln*“ und die „*Ambivalenz als Kultur- und Ahnencode*“ näher beleuchtet werden, sondern dem interessierten Leser auch ein historischer Hintergrund über die Juden in Franken, eine kurze Geschichte von Unterfranken sowie einleitende Erklärungen über die Hecht-Dynastie vermittelt werden.

Den Hauptteil der Dokumentation bildet eine sehr gründliche Schilderung über die acht Generationen der Familie Hecht – aufgeteilt in vier Generationen in Deutschland und vier in Israel. Die deutschen Generationen, deren erste 1762 mit dem Leben des „*Familiengründers*“ Itzik Anshel Hecht aus Maroldsweisach (er war der Patriarch, der als erster den Familiennamen Hecht führte) beginnt, werden ausführlich dargestellt. Auf die erste folgt 1796 mit Manasse Hecht die zweite Generation und die dritte schließlich 1841 mit Aaron Hecht als Familienoberhäupter. Die vierte Generation stimmt besonders traurig, denn hier wird auch der Bruch deutlich, der mit der geplanten Vernichtung jüdischen Lebens in Deutschland endete:

Während der 1868 geborene Jacob Hecht als Stammvater dieser Generation noch ein einigermaßen normales Leben führen konnte, sind Angehörige der Familie Hecht als deutsche Soldaten für „*ihr deutsches Vaterland*“ den Heldentod gefallen (wie der auf dem Soldatendenkmal in Maroldswisach verewigte Inf. Max Hecht, gef. 28.4.18 in Frankreich), andere wiederum wurden von einem menschenverachtenden Regime des gleichen Vaterlands in den Konzentrations- und Vernichtungslagern des „Dritten Reiches“ erbarmungslos ermordet.

Die fünfte Generation der Familie Hecht, vertreten durch den Vater des Verfassers der Dokumentation, Samuel (Sally) Hecht (1901–1974) beginnt eigentlich in Deutschland und ist nur zu einem späteren Zeitpunkt in Israel beheimatet: Samuel Hecht wurde – genau wie alle seine Vorfahren – in Maroldswisach geboren, besuchte dann später die ILBA (Israelitische Lehrerbildungsanstalt) in Würzburg und zog schließlich später mit seiner Frau nach Berlin, wo er an der „Adass Israel Schule“ als Grundschullehrer tätig war. Hier erblickte dann auch der Vertreter der sechsten Generation – der heute in Jerusalem lebende Dr. Jacob Hecht – 1935 das

Licht der Welt. Erst nach der Emigration der Familie Hecht nach Israel, wo dann noch 1953 Jacobs jüngerer Bruder Matanya hinzukam, beginnt die israelische Geschichte der Hechts. Erweitert wird sie dann durch die jetzt in Israel lebenden Kinder Jacobs (Joel, Yael und Yifat) und Matanyas (Avital, Samuel und Lyron) als siebte Generation und wiederum durch deren Nachkommen (Leor, Inbar, Roael, Asaf, Daniel, Ayala, Ori und Alon) als achte Generation, alles in Wort und Bild sehr eindrucks- und liebevoll dargestellt.

Ein Anhang, der eine nochmalige Übersicht über die Geschichte der Familie Hecht, eine kurze Beschreibung der Kultusgemeinde „Adass Jisroel“ in Berlin, kürzlich entdeckte Familienangehörige, ein umfassendes Literaturverzeichnis, Zeitungsausschnitte und einen Familienstammbaum beinhaltet, runden diese inhaltlich äußerst interessante, wenn auch vom Stil und Ausdruck nicht immer einwandfreie Dokumentation in deutscher Sprache harmonisch ab. Jacob Hecht ist es in der Tat gelungen, die Geschichte seiner Familie gründlich in Wort und Bild darzustellen und damit dem drohenden Vergessen zu entreißen. Dafür gebührt ihm Dank und Anerkennung. *Israel Schwierz*

60. Geburtstag von Frau Dr. Christina Bergerhausen Der FRANKENBUND gratuliert seiner Bundesgeschäftsführerin

Am 20. Februar dieses Jahres konnte unsere Bundesgeschäftsführerin Dr. Christina Bergerhausen ihren 60. Geburtstag feiern.

Frau Dr. Bergerhausen führt seit nunmehr über zehn Jahren, seit unserem Bundestag in Miltenberg im Mai 2005, engagiert und ideenreich die Geschäfte unseres Bundes. Sie hat in dieser Zeit viele neue Akzente gesetzt und so die Arbeit und das Erscheinungsbild des FRANKENBUNDES erneuern helfen, ohne den Zusammenhalt im Bund und insbesondere zwischen den Gruppen zu vernachlässigen. So war sie maßgeblich beteiligt an einer zeitgemäßen Weiterentwicklung unserer Zeitschrift FRANKENLAND, an der Neupositionierung des traditionellen „Fränkischen Seminars“ als „Fränkischer Thementag“ und der Umgestaltung unserer jährlichen Bundesbeiratstagung zu einem internen Forum für aktuelle programmatISChe wie praktische Fragen der Arbeit in den Gruppen. Sie kümmert sich zudem um Organisation und Durchführung der von den unterfränkischen Gruppen gemeinsam aus der Taufe gehobenen Regionaltagung auf dem Main, die heuer schon zum fünften Mal – diesmal mit einer Schifffahrt von Marktheidenfeld nach Lohr – stattfinden kann. Auch ist Frau Dr. Bergerhausen sehr an einer Vernetzung der Arbeit unseres Bundes mit anderen Akteuren der Kulturarbeit in Franken gelegen, wie derzeit etwa im Zusammenhang mit den Gedenkveranstaltungen an den Schauplätzen des „Deutschen Krieges von 1866“ oder ab dem nächsten Jahr im Gedenken an die Reformation in Franken. So kann und will der FRANKENBUND – im Kontrast zum marktschreierischen Getöse anderer – Kristallisationspunkt einer nachhaltig wirkenden Kulturpflege in und für Franken sein.

Der „runde“ Geburtstag ist ein guter Anlass, unserer Bundesgeschäftsführerin für diese langjährige, meist im Hintergrund geleistete Arbeit auch einmal „Danke“ zu sagen. Die Bundesleitung gratuliert Frau Dr. Bergerhausen recht herzlich zu ihrem Festtag und wünscht ihr auch für die Zukunft Glück und Segen, persönliches Wohlergehen, aber auch weiterhin Freude an der Arbeit für den FRANKENBUND.



Dr. Paul Beinhofer
1. Bundesvorsitzender

Fahrt auf dem Main von Marktheidenfeld nach Lohr

5. Unterfränkische Regionaltagung am 27. Mai 2016

Auch in diesem Jahr setzen wir unsere Unterfränkische Regionaltagung fort mit einer Fahrt auf dem Main von Marktheidenfeld nach Lohr. Termin ist wieder der Tag nach Fronleichnam: Freitag, **27. Mai 2016**. Auch dieser – von der Passagierschiffahrt seltener befahrene – Mainabschnitt ist landschaftlich stimmungsvoll und kulturhistorisch interessant. Über Land und Leute, Kultur und Geschichte dieser Region informiert Sie an Bord wieder Herr Dr. Leonhard Scherg (Marktheidenfeld); in diesem Jahr kommt neu hinzu Herr Karl Anderlohr (Lohr).

Nach ca. einer Stunde Fahrzeit legen wir in Neustadt einen Zwischenhalt ein; hier können Sie wählen zwischen einem Besuch des nahegelegenen Ortes Rothenfels mit Besichtigung der Burg (Bustransfer) oder der Besichtigung des althehrwürdigen Klosters Neustadt, dessen Ursprung in das 9. Jahrhundert reicht; seine reichhaltige Geschichte erläutern Frau Dr. Ute Feuerbach und Frau Dr. Karen Schaelow-Weber; ergänzt werden diese Ausführungen durch Besichtigung der Klosteranlage mit dem Lapidarium. (Bitte auf dem Anmeldebogen entsprechend ankreuzen) Das Mittagessen wird in diesem Jahr an Bord angeboten; kreuzen Sie bitte die gewünschte Speise auf dem Anmeldebogen an.

Unser diesjähriger Ausflug endet in der geschichtsträchtigen Stadt Lohr. Hier haben Sie die Gelegenheit, an fünf thematisch unterschiedlichen Führungen teilzunehmen (Gewünschtes bitte ankreuzen): zwei Stadtführungen, eine Führung durch das Spessartmuseum, Besichtigung des Alten Rathauses und ein Gang durch die Pfarrkirche St. Michael und die Kapuzinerkirche.

Abends wird ein Bustransfer eingerichtet, der Sie von Lohr nach Marktheidenfeld zurückbringt; s. Stichwort „Bustransfer“.

Für Teilnehmer, die aus Lohr und Umgebung kommen, besteht die Möglichkeit, morgens um 8.00 Uhr in Lohr an der Schiffsanlegestelle einzusteigen. (Bitte ankreuzen)

Abfahrt des Schiffes *MS Alte Liebe* in Marktheidenfeld: **10.00** Uhr an der Schiffsanlegestelle am Mainkai.

Teilnahmegebühr inkl. Schifffahrt, 2 x Bustransfer, Tagungsgebühr, Besichtigungen und Führungen: 30,00 € für Mitglieder, 35 € für Nichtmitglieder, 10 € für Jugendliche bis 18 Jahre; Kinder bis 12 Jahre fahren kostenlos mit. Mittagessen und Getränke sind nicht in der Teilnahmegebühr enthalten.

Ende des offiziellen Programms: gegen 17.00 Uhr.

Bustransfer: Für alle, die morgens ihr Auto in Marktheidenfeld parken, wird abends ein Bus eingesetzt, der Sie von Lohr zum Parkplatz Festplatz (= P3, zwischen Ludwigstraße und Baumhofstraße gelegen, kostenlose Parkplatzbenutzung!) in Marktheidenfeld bringt.

Anmeldung: Anmeldebogen auf der Rückseite dieses Frankenlandheftes ausfüllen und an: FRANKENBUND e. V., Stephanstraße 1, 97070 Würzburg oder per Fax Nr.: 0931-45 25 31 06 bzw. E-Mail: info@frankenbund.de schicken. Anmeldeschluss: 23. Mai 2016.

Hinweis: Diese Veranstaltung ist leider nicht durchgängig behindertengerecht. Änderungen vorbehalten.

Geschichte

Gerald Dörfel

Franken 1866 – Folge 9: Die Preußen in Bayern – Die Gefechte bei Kissingen
am 10. Juli 1866 – die Einnahme des Kurorts 75

Werner Dittmann

Franken 1866 – Folge 10: Die militärischen Ereignisse in und um Aschaffenburg
im Juli 1866 94

Kunst

Johannes Sander

Klosterbauten des Historismus und der Moderne in Unterfranken 103

Kultur

Gerhard Aumüller

Harald Wießner spielt aus der Neustädter Orgeltabulatur an der
Adam-Philipp-Schleich-Orgel der Heilig-Kreuz-Kapelle Gaibach 133

Aktuelles

Matthias Bader, Daniel Rittenauer und Bernhard Graf von Zech-Kleber

10 Jahre Historisches Lexikon Bayerns, 10 Jahre wissenschaftlich fundierte
Landesgeschichte im Internet 135

Renate Wolfrum

„Oberfränkische Malertage“ 2016 in Neudrossenfeld 138

Bücher zu fränkischen Themen 139

Frankenbund intern

Sabine Meißner

Historischer Verein Haßberge e.V. ehrt verdienten „Staahaber“ und
„Gründungsvater“ 145

Der Frankenbund gratuliert Prof. Dr. Hartmut Heller zum 75. Geburtstag 147

Einladung zum 87. Bundestag am 22. Oktober 2016 in Rothenburg o.d.T. 148

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Prof. Dr. Gerhard Aumüller	Universität Marburg, Behring-Bibliothek – Medizingeschichte Am Möhregarten 1, 35117 Münchhausen aumuelle@staff.uni-marburg.de
Dr. Matthias Bader	Bayerische Staatsbibliothek Redaktion Historisches Lexikon Bayerns 80328 München histlexbay@bsb-muenchen.de
Prof. Dr. Werner Dittmann	Chefarzt am Klinikum Aschaffenburg Altdorferstraße 17, 63739 Aschaffenburg dittmann.dr@t-online.de
Gerald Dörfel	Diplom-Vermessungsingenieur, Oberstleutnant Bonhoefferstraße 43, 97078 Würzburg charlie.doerfel@gmx.de
Sabine Meißner	Dipl.-Betriebswirtin (FH) / Freie Journalistin Schlesier Weg 15, 97500 Ebelsbach meissner_sabine@yahoo.de
Dr. Daniel Rittenauer	Bayerische Staatsbibliothek Redaktion Historisches Lexikon Bayerns 80328 München histlexbay@bsb-muenchen.de
Dr. Johannes Sander M.A.	Kunsthistoriker Huttenstraße 2, 97072 Würzburg johannes.sander@uni-wuerzburg.de
Johannes Schellakowsky M.A.	Historiker, Regierungsdirektor Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg schellakowsky@web.de
PD Dr. Michaela Schmölz-Häberlein	Otto-Friedrich-Universität Bamberg Lehrstuhl für Neuere Geschichte unter Einbeziehung der Landesgeschichte Fischstraße 5–7, 96047 Bamberg michaela.schmoelz-haeberlein@uni-bamberg.de
Renate Wolfrum	Schriftführerin des Vereins „Oberfränkische Malertage e.V.“ Kreuzknockhaus Nr. 36, 95355 Presseck wolfrum.guenther@t-online.de
Bernhard von Zech-Kleber M.A.	Bayerische Staatsbibliothek Redaktion Historisches Lexikon Bayerns 80328 München histlexbay@bsb-muenchen.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Gerald Dörfel

Franken 1866 – Folge 9: Die Preußen in Bayern – Die Gefechte bei Kissingen am 10. Juli 1866 – die Einnahme des Kurorts¹

Am Nachmittag des 10. Juli 1866 stürmten 30 preußische Soldaten des 2. Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 15, voran Leutnant Effnert und ein pommerscher Gutsbesitzer, auf den Kissinger „Badhaussteg“ zu und kletterten mühsam an den gusseisernen Geländern entlang, über die fränkische Saale, weil der Belag abgedeckt war. Sie nahmen die Barrikade am stadtseitigen Ende des Steges und besetzten den dahinter liegenden Brunnenplatz.² Der Gutsbesitzer war ein Kurgast, Leutnant Effnert und seine Infanteristen hingegen gehörten zur preußischen Main-Armee, die den von der bayerischen Armee verteidigten Kurort im Krieg 1866 angriffen. Oft geraten die Kriegseignisse im Westen gegenüber dem Hauptkriegsschauplatz in Böhmen (mit der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz) ins Hintertreffen. Gesiegt wurde im Osten, während sich die zukünftige Gestalt Mitteleuropas im Westen herausbildete. Das Gefecht um die Einnahme Kissings am 10. Juli 1866 soll nachfolgend dargestellt und kritisch bewertet werden.

Wie im Beitrag Franken 1866 – Folge 7³ dargestellt, rückte die bayerische Armee zum Schutz des Königreichs ins Feld und zur Unterstützung der hannöverschen und kurhessischen Armee nach Nordwesten vor. So kamen am 22. Juni 1866 erstmals

bayerische Truppen als Vorboten des Krieges nach fünfzig Jahren Frieden durch Kissingen und brachten erste Belastungen für die Kurstadt.⁴ Aber die Preußen, die sich ab 1. Juli 1866 im Raum Eisenach sammelten, waren schneller. Ihr Gegner war jetzt die „Bundesarmee“⁵ mit dem bayerischen VII. und dem südwestdeutschen VIII. Bundeskorps.⁶ Die beiden kommandierenden Generale vereinbarten, ihre Truppen im Raum Hersfeld zu vereinigen und dann gemeinsam gegen die Preußen zu operieren. Voraus nach Fulda beordert, gab der bayerische General der Kavallerie Fürst zu Thurn und Taxis aber die Stadt auf und wich mit seinem „Reserve-Cavallerie-Corps“⁷ durch die Rhön aus, wo sich der Nachtmarsch in einer Massenpanik auflöste. Am 5. Juli 1866 gegen 11 Uhr sprengte *„plötzlich bayerische Cavallerie aller Gattungen, ungefähr 40 Mann nebst Offizieren, ganz derangiert, mit Schmutz und Koth bedeckt, in die Stadt“* Kissingen und verbreitete die Schreckensnachricht, dass *„fast die ganze Cavallerie vernichtet worden sei.“* Ein Kurgast, Tenor Niemann aus Hannover, hatte sich aus *„blosser Neugierde, über die Stärke der verunglückten Truppen“* erkundigt und wäre fast als Spion niedergehauen worden, hätten ihn nicht beherzte Kissinger Bürger in Sicherheit gebracht. Diese waren aufgrund der Annahme, *„dass Kissingen als Kurort in Betracht der Humanität sowohl, als auch in Berücksichtigung der hier weilenden kranken Fremden gleichsam als neutral betrachtet*



Abb. 1: Der heutige „Arkaden-Steg“ zwischen Spielbank und Kurhaus, damals „Badhaussteg“ an gleicher Stelle.
Photo: G. Dörfel, Juli 2015.

[...] würde,⁸ insgesamt von großer Sorglosigkeit. Der Kurbetrieb wurde ohne Einschränkungen,⁹ allerdings in dieser Saison mit der deutlich geringeren Anzahl von knapp 1.400 Kurgästen,¹⁰ fortgesetzt.

Das Scheitern des Operationsplanes war vorherzusehen. Die preußische ‚Main-Armee‘¹¹ musste die Vereinigung der beiden Bundeskorps unbedingt verhindern, marschierte schneller als die Bundeinheiten und auf kürzerem Weg von Eisenach nach Fulda. Schon mit der Räumung Fuldas hatte General Fürst Taxis die operative Absicht seines Oberbefehlshabers undurchführbar gemacht. Der Rückzug des VIII. Bundeskorps zehn Kilometer vor Fulda, nachdem der preußische Sieg über die Österreicher bei Königgrätz am 3. Juli 1866 bekannt geworden war, ließ die Bayern alleine am Feind. Die für einen erfolg-

reichen Angriff erforderliche Übermacht mussten die Preußen durch Schwerpunktbildung erreichen.¹² Die Bayern konnten unter günstigen Bedingungen erfolgreich verteidigen, aber politikwirksame Schlachtenerfolge ließen sich kaum erzielen. Dagegen sprach auch die Motivationslage: Während bei den Preußen jetzt auch der letzte Füsilier zeigen wollte, dass er ebenso tapfer war wie die Sieger von Königgrätz, kämpften die Süddeutschen ‚nur‘ noch um die Ehre.

General von Falckenstein entschloss sich am 7. Juli 1866 in Fulda, mit ganzer Macht die Bayern anzugreifen, die er im Raum Schweinfurt südlich des Mains erwartete. Seine drei Divisionen erhielten Marschbefehl über Brückenau, Hammelburg und Kissingen nach Schweinfurt, das sie am 11. Juli 1866 erreichen sollten.¹³

Die Bayern marschierten am 7. und 8. Juli 1866 ostwärts der Fränkischen Saale über Neustadt a.d.Saale und Münnerstadt auf der Chaussee, die etwa der heutigen B 19/287 entspricht, nach Süden und mit Sicherungskräften an der Fränkischen Saale auf. Das Armeehauptquartier erreichte am 7. Juli 1866 Neustadt, die 3. Infanteriedivision des 57-jährigen Generalleutnant von Zoller besetzte am 8. Juli 1866 das Saaletal von Steinach bis Kissingen und schob Vorposten nach Geroda sowie Hammelburg vor.¹⁴ Den Oberbefehl an der Fränkischen Saale erhielt General Fürst Taxis, der die rechte Flanke der bayerischen Armee sichern und den Anschlusspunkt Gemünden am Main für das heranbefohlene VIII. Bundeskorps besetzen sollte. Hierzu wurde ihm die Division Zoller¹⁵ unterstellt. Der 74-jährige Taxis organisierte die zeitlich begrenzte Verteidigung mit der 6. Infanteriebrigade in Hammelburg und der 5. Infanteriebrigade in Kissingen, hier Schwerpunkt bei General von Zoller und nördlich davon der 2. Leichten Kavalleriebrigade. Die 1. Leichte Kavalleriebrigade überwachte den Fluss zwischen Hammelburg und Kissingen, die schwere Kavalleriebrigade zwischen Hammelburg und Gemünden. Die Brücken waren durch Infanteriekompanien besetzt und unpassierbar gemacht. Ebenfalls am 8. Juli 1866 *„als es [...] zur Gewissheit wurde, dass die Preussen bereits von Brückenau aus nach Kissingen im Anmarsch wären, begab sich eine Deputation des Stadtmagistrats ins bayerische Hauptquartier nach Neustadt a.S., mit dem Gesuche, dass man Kissingen als Kurort berücksichtigen und nicht zum Schauplatz eines Kampfes machen möge. Diesem Gesuche konnte jedoch nicht willfahren werden, angeblich weil es zu spät sei, jetzt noch eine Abänderung zu treffen.“*¹⁶ In Kissingen

selbst wurden noch immer keinerlei Maßnahmen in Hinblick auf mögliche Kriegshandlungen getroffen. Die Preußen überschritten am 8. Juli 1866 die damalige bayerische Landesgrenze und stießen über Brückenau Richtung Hammelburg und Kissingen vor. Die Spitze der Division Goeben zwang bei Waldfenster am Nachmittag des 9. Juli 1866 die bayerischen Vorposten zum Ausweichen nach Kissingen, wo der Kanonendonner des kurzen Gefechts zu hören war. Dann *„ging die ziemlich sichere Nachricht ein, dass die bayerische Armee die Saal-Linie zwischen Münnerstadt (Steinach) über Kissingen bis Hammelburg – beide letztere Orte stark – besetzt halte.“*¹⁷ Die Bayern stellten sich also bereits an der Saale zum Kampf!

General von Falckenstein änderte nun den Marsch- in einen Angriffsbefehl: Division Beyer nach Süden auf Hammelburg, Division Goeben nach Osten auf Kissingen und Division Manteuffel dahinter als Armeereserve. Die beiden Divisionen vorne würden sich gegenseitig nicht unterstützen können, eine Schwerpunktbildung war nicht erkennbar. Preußische Überlegenheit musste sich am gewählten Angriffsort ergeben, weil die bayerischen Kräfte in der Sicherung naturgemäß zunächst breit gegliedert entlang der Saale an jedem Übergang standen. Das waren keine guten Voraussetzungen für den Angriff über die Saale hinweg, gegen eine teilweise überlegene bayerische Armee, falls diese im Raum Hammelburg-Kissingen geschlossen zum Einsatz käme, ihre Artillerieüberlegenheit ausspielte und Übergangsversuche mit Gegenangriffen zerschlug. Prinz Karl verfolgte allerdings zunächst die Absicht, unter Sicherung seiner rechten Flanke an der Saale, am 11. Juli 1866 die Masse der bayerischen Armee im Raum Poppenhausen, etwa acht

Kilometer nordwestlich von Schweinfurt, zu konzentrieren und in günstigen Stellungen den preußischen Angriff ab 12. Juli 1866 zu erwarten und abzuschlagen.

Diese defensive Möglichkeit des Handelns hatte im bayerischen Hauptquartier gewichtige Fürsprecher, allen voran den Chef des Generalstabes, Generalleutnant von der Tann. Aber es kamen Zweifel auf, ob die Preußen so gefällig sein würden, dort anzugreifen. Was, wenn sie wie bei Zella und Roßdorf am 4. Juli 1866 nur mit Teilen der Main-Armee gegen die Bayern, mit der Masse aber weiter auf die Bundeshauptstadt Frankfurt am Main vorstießen? Dann könnte er diese Teile zerschlagen, sie verfolgen und im Zusammenwirken mit dem VIII. Bundeskorps sogar die ganze Main-Armee in die Zange nehmen! Das war die offensive Möglichkeit des Handelns. Ein Gefechtserfolg im Westen würde zwar den Krieg nicht gewinnen, aber die Position der süddeutschen Staaten in den Friedensverhandlungen verbessern, einer Forderung des bayerischen Ministers von der Pfordten nachkommen und das Ansehen der bayerischen Armee wiederherstellen.¹⁸

Am 9. Juli 1866 zeichnete sich im bayerischen Hauptquartier tatsächlich ein Lagebild ab, demzufolge nur die Divisionen Beyer und Goeben im Anmarsch auf die Fränkische Saale seien, während „das Korps Manteuffel dem VIII. Bundeskorps gegenüberstehe.“¹⁹ Damit wurde aber auch deutlich, dass die Preußen schneller als erwartet herankamen und, wenn sie bereits am 10. Juli 1866 die Saale überschritten, die bayerischen Divisionen auf dem Marsch anfallen könnten. Damit entfiel die Voraussetzung für die defensive Möglichkeit des Handelns. Auch deshalb entschloss sich Prinz Karl vom 9. auf den 10. Juli 1866 für den offensiven Ansatz:

nachhaltige Verteidigung an der Saale als Voraussetzung für das anschließende Zerschlagen des Feindes durch den Gegenangriff starker Reserven. Hierfür mussten zunächst die bayerischen Kräfte an der Saale verstärkt und die übrigen Divisionen in geeigneten Räumen bereitgestellt werden. Allerdings ging aus den gegen Mittag ergehenden Befehlen und dem ‚Operationsbefehl für den 10. Juli 1866‘ vom Abend des 9. Juli 1866 die geänderte Absicht nicht eindeutig hervor. Die Verantwortlichen im bayerischen Hauptquartier nahmen die geänderte Absicht ihres Oberbefehlshabers nur schrittweise an, setzten sie nur zögerlich und undeutlich um. Da die Bayern 1866 über keine weitreichenden, zuverlässigen Aufklärungs- und Kommunikationsmittel verfügten, konnte zudem nur die weitere Lageentwicklung die Absicht der Preußen enthüllen und den Einsatz der Reserven bestimmen. Das konnte funktionieren, wenn die zentrale Leitung zeitgerecht zuverlässige Feindlagemeldungen erhielt, diese ohne Zeitverzug in Befehle umsetzte und übermittelte sowie die bayerischen Truppen schnell und nachdrücklich handelten.²⁰

Die preußische Division Goeben stand in der Nacht auf den 10. Juli 1866 rund sieben Kilometer vor Kissingen. An den Vortagen hatte es langanhaltend geregnet, die Saale war stark angeschwollen und so auch für Kavallerie abseits fester Übergänge nicht passierbar. Die Brücken über die Saale waren von den Bayern nicht zerstört, aber gesperrt und besetzt worden. Das behinderte die preußische Aufklärung mindestens so stark wie das Fehlen weitreichender Fernmeldemittel. Die Preußen traten ab 8 Uhr über Garitz zum Angriff auf Kissingen an. Voraus die Brigade Kummer, etwa 4.400 Mann in fünf Infanteriebataillonen, zwölf Kanonen und 420

Husaren. Dahinter die Brigade Wrangel, rund 4.460 Mann in fünf Infanteriebataillonen, 13 Kanonen und etwa 70 Husaren. Es folgte die Divisionsreserve Brigade Treskow, drei Infanteriebataillone, rund 2.250 Mann, sechs Kanonen und etwa 550 Kürassiere sowie eine Pionierkompanie mit Brückengerät.²¹ Generalleutnant von Goeben konnte die Masse seiner Division mit gut 11.000 Infanteristen, 31 Kanonen sowie etwa 1.050 Reiter zum Angriff einsetzen.²² Die Erkenntnisse zur Feindlage waren dürftig.

Dem standen am 10. Juli 1866 morgens auf dem Westufer der Saale nur noch schwache bayerische Sicherungskräfte gegenüber, vier bayerische Infanteriekompanien hatten sich in den Häusern und Gärten entlang der Saale auf dem Ostufer beiderseits der großen Saalebrücke zur Verteidigung eingerichtet und in der Ortsmitte standen drei weitere Kompanien²³ in Reserve. Zwei 12-Pfünder unter Lieutenant Halder nahmen „*Feuerstellung an der steinernen Brücke*“,²⁴ so dass sie flankierend vor die Barrikade auf der Brücke wirken konnten. Außerhalb der Stadt am Sinnberghang standen zehn Kanonen²⁵ in Feuerstellung, gedeckt durch eineinhalb Eskadronen Kavallerie, etwa 150 Reiter. Weitere Kavallerie stand ostwärts der Stadt bereit.²⁶ Im Kapellenfriedhof richteten sich zwei Infanteriekompanien zur Verteidigung ein, dahinter standen vier Kompanien²⁷ als Brigadereserve. Damit standen General von Ribaupierre im Schwerpunkt gerade einmal 13 Infanteriekompanien²⁸ und zwölf Kanonen zur Verfügung. Bodenlaube und Stationsberg blieben unbesetzt. Nördlich von Kissingen führte Generalmajor Graf zu Pappenheim ein Jägerbataillon in der Saline Friedrichshall, ein vermindertes Infanteriebataillon in Hausen sowie ein Bataillon in Aschach, die dort jeweils auch

die Brücken sicherten. Südostwärts Hausen auf dem „Wasserbehälterhügel“ standen vier 12-Pfünder in Feuerstellung mit einer halben Eskadron Kavallerie, und unweit davon hielt die Brigade Pappenheim, acht Eskadronen Kavallerie.²⁹ General von Zoller hatte seinen Gefechtsstand am ostwärtigen Rand des Kapellenfriedhofes, als Divisionsreserve standen zwischen Kapellenfriedhof und Winkels drei Infanteriebataillone. In Winkels befand sich die Munitionsreserve, Verbandplätze waren in Winkels und Nüdlingen eingerichtet, hier stand auch ein weiteres Infanteriebataillon.³⁰

Diese Aufstellung der Bayern mit selbst im Schwerpunkt verhältnismäßig schwachen Kräften vorn entspricht der ursprünglichen Absicht Prinz Karls. Eine ernsthafte Verteidigung Kissingsens war nicht beabsichtigt, die Aufnahme der ausweichenden Truppenteile nach der zeitlich begrenzten Verteidigung beiderseits der Straße nach Winkels vorbereitet. Es war ein Fehler, das Schlüsselgelände Stationsberg und Bodenlaube nicht mit zu besetzen. Der Angriff der Division Goeben mit zunächst zwei Brigaden würde auf fünf bayerische Infanteriebataillone mit rund 3.820 Mann, 12 Kanonen und 1.050 Reiter treffen. Erst mit dem Einsatz der Divisionsreserve würden die Preußen bei der Infanterie das Kräfteverhältnis von 3:1 für einen erfolgreichen Angriff erreichen. Es kam für die Bayern also darauf an, vorher Verstärkungen an die Saale zu werfen, um diese der neuen Absicht entsprechend halten zu können. Hierfür war die Division Feder, allerdings vermindert um zwei *Détachements*,³¹ ab 8 Uhr etwa zweieinhalb Marschstunden entfernt in Münnerstadt verfügbar.

Prinz Karl und sein Generalstabschef von der Tann ritten früh nach Münnerstadt, wo die Meldung des preußischen



Abb. 2: Die große Saalebrücke heute, Blick nach Westen, im Hintergrund der Altenberg. Die Saale war damals sehr viel breiter und durchfloss alle Bögen. Die Brücke war durch zwei Barrikaden gesperrt und von bayerischer Infanterie besetzt. Aus den Häusern beiderseits der Brücke lieferte sich bayerische und preußische Infanterie ein ergebnisloses Feuergefecht über den Fluss hinweg. Zwei schwere bayerische Kanonen unterstützen die Infanterie bei der Verteidigung, wobei die gegenüberliegenden Hotels beschädigt wurden.
Photo: G. Dörfel, Juli 2015.

Vorrückens auf Garitz einging. Der Feldmarschall befahl der Division Feder, jeweils Kräfte zur Verstärkung an der Saale in und nördlich von Kissingen einzusetzen. Die Ausfertigung der Befehle überließ er seinem Generalstabschef zusammen mit dem Souschef Generalmajor von Schlintling und ritt „im schärfsten Trabe [...] gegen Kissingen vor“.³² General von der Tann wies den Souschef nur grob ein und folgte seinem Feldmarschall auf das Gefechtsfeld. General von Schlintling gab in der Folge Befehle ohne Informationen zum Feind und ohne Aussagen zur geänderten eigenen Absicht, aber unter Angabe des Hauptquartiers in Münnerstadt heraus, General Taxis mit Division Zoller

erhielt keine weiteren Anweisungen. Dem General von Hanser wurden zwei Batterien aus der Reserve-Artillerie in den Raum nördlich Kissingen nachgeschickt.

Damit wurden zwar die bayerischen Kräfte an der Saale verstärkt, aber die Befehlsverhältnisse vor Ort nicht geregelt und insbesondere die Änderung der eigenen Absicht nicht deutlich gemacht. Jetzt stand das Gefecht unmittelbar bevor, der Regen hatte aufgehört. Der 10. Juli 1866 sollte in jeder Hinsicht ein heißer Tag werden, und die preußischen Soldaten hatten nicht einmal Feldflaschen.

Nach einem Schusswechsel zwischen preußischen Husaren und der bayerischen Gefechtssicherung auf dem Altenberg

ging ab 9.30 Uhr die Vorhut der Division Goeben über Garitz auf Kissingen vor³³ und erlitt durch bayerisches Artilleriefeuer Verluste. Die preußische Infanterie besetzte die Vorstadt auf dem Westufer, und sogleich entwickelte sich ein lebhaftes, abgesehen von beiderseitigem Munitionsverbrauch und Nervenberuhigung aber ergebnisloses Feuergefecht über die Saale hinweg. General von Zoller hatte bereits vor 10 Uhr seinem Vorgesetzten General Taxis den Angriff gemeldet und ein Vorgehen in die rechte Flanke der Preußen beantragt. Die zugesagte Unterstützung blieb jedoch ohne weitere Nachricht aus.³⁴ Die beiden Batterien der Brigade Kummer fuhren gegen 10 Uhr nördlich der Straße am Hang des damals unbebauten Staffelsberg in Feuerstellung und erlitten ebenfalls Verluste durch bayerisches Artilleriefeuer.³⁵ Die zwölf preußischen Kanonen zwangen mit gut liegendem Feuer aber die zehn bayerischen Kanonen zum Stellungswechsel, zunächst etwa 800 Meter rückwärts und gegen Mittag in den Raum Winkels. Dieser Feuerstellungsraum von jetzt 16 bayerischen Kanonen lag am Westrand des Dorfes, nördlich der Straße nach Nüdlingen in einer Bodenwelle teiledeckt, allerdings mit eingeschränkter Wirkungsmöglichkeit. Auf 3.200 Meter Schussentfernung konnten sich die beiderseits vorhandenen Zwölfpfünder nicht am Artillerieduell beteiligen, während die gezogenen Vier- und Sechspfünder unter eingeschränkter Wirksamkeit und Munitionsmangel in der Main-Armee litten.³⁶ In der Stadt waren inzwischen zwei preußische Bataillone,³⁷ etwa 1.760 Mann, im Feuergefecht über die Saale hinweg gebunden, ein Sturmangriff auf die große Saalebrücke war im Abwehrfeuer auch der beiden Zwölfpfünder Halder gescheitert. Das preußische Infanteriefeuer zwang die

beiden Kanonen aber zum Stellungswechsel, sie gingen zunächst bis auf Höhe der ersten Häuser an der Brückenrampe zurück, später noch etwa 80 Meter „auf der Kreuzstraße beim Hause des Buchhändlers Heilmann“³⁸. Von dort aus konnten sie aber nur noch die wenig wirksamen Schussgranaten einsetzen.

Damit war die bayerische Artillerie weitgehend ausgeschaltet. Kissingen zu beschießen und so der preußischen Infanterie zum erfolgreichen Sturmangriff zu verhelfen, hatte General von Goeben verboten, denn es hielten sich neben den Einwohnern ja die Kurgäste in der Stadt auf. Die bayerische Artillerie war in der Zielauswahl weniger wählerisch, so wurden die Hotels in der Vorstadt durch Geschosse schwer beschädigt. Wie durch ein Wunder wurden keine Kurgäste verletzt oder getötet, obwohl „sich einige Damen, Amerikanerinnen, noch eine geraume Zeit“ auch durch das Feuergefecht „nicht aus dem Kurgarten vertreiben“ ließen³⁹ und „die bairischen Behörden auch nicht im Entferntesten auf unsere Sicherheit bedacht waren, und wenn Niemand von uns getötet oder verwundet wurde, so verdanken wir dies lediglich dem Zufall und der Vorsehung“.⁴⁰ Allerdings kamen zwei Kissinger Einwohner ums Leben, weitere wurden verletzt.

General von Kummer verfügte noch über drei Infanteriebataillone und gut 400 Husaren,⁴¹ hatte den Übergang aber nicht erzwingen können, was auch General von Goeben vom Südhang des Staffelsberges aus sah. Er setzte die Brigade Wrangel mit fünf Infanteriebataillonen und 13 Kanonen südlich um Kissingen herum zum Angriff über die Saale an.⁴² Die Reserve-Brigade Treskow hatte bis Albertshausen, etwa sieben Kilometer oder knapp zwei Marschstunden westlich von Kissingen, vorzurücken.⁴³ General Wrangel griff ab



Abb. 3: Bad Kissingen vom Altenberg aus mit Blick nach Osten. Die Saale fließt am unteren Bildrand verdeckt durch den Bewuchs. Vom Fuße des Altenbergs ging der Sturmangriff über den „Badhaussteg“ aus. Die große Saalebrücke (Pfeil) führt von links in die Stadt, deren bebauter Bereich 1866 viel kleiner war. Der Kapellenfriedhof (Kfh) und das Dorf Winkels waren durch freies Feld voneinander getrennt. Am Horizont der halbrunde Höhenzug, der am Ende des Gefechtstages in der Hand der Preußen sein musste, sollte deren Angriff erfolgreich sein. So beurteilte dies General von Goeben von seinem Standort am Hang des Staffelberges aus. Von dort aus kann man heute aufgrund von Bebauung und Bewuchs kaum noch etwas sehen.
Photo: G. Dörfel, Juli 2015.

etwa 10.30 Uhr über und südlich um den Altenberg herum, an.⁴⁴ Vom Altenberg aus entwickelte sich ebenfalls ein Feuergefecht über die Saale hinweg, das die Bayern zwang, ihre Stellung durch den Einsatz von Reserven nach Süden in den Kurpark hinein zu verbreitern. Zwei Infanteriekompanien vom Kapellenfriedhof wurden auf den nordwestlichen Hang der Winterleite und zwei weitere Kompanien in südlicher Richtung nach Reiterswiesen vorgezogen.⁴⁵ So schmolzen die bayerischen Reserven dahin. Aber ab etwa 10.45 Uhr erreichten die Verstärkungen der Division Feder mit drei Infanteriebatail-

lonen, einer Eskadron und sechs Sechspfündern⁴⁶ den Raum Winkels und drei Infanteriebataillone, zwei Eskadronen Kavallerie sowie 16 Kanonen den Raum Hausen-Aschach.⁴⁷ Die Division Stephan war seit 10 Uhr mit elf Bataillonen Infanterie, 8.700 Mann, vier Eskadronen Kavallerie, 440 Reiter und 14 Kanonen im Raum Münnerstadt⁴⁸ und die Division Hartmann seit 8 Uhr mit neun Bataillonen Infanterie, vier Eskadronen Kavallerie und 16 Kanonen im Raum Oerlenbach-Pfersdorf verfügbar, noch einmal knapp 6.800 Infanteristen und 400 Reiter.⁴⁹ Die Artillerie-Reserve stand mit 40 Kanonen

bei und nördlich der ‚Schwarzen Pfütze‘, das Wirtshaus steht heute als Brandruine an der B 19/287.⁵⁰ Damit standen die Gegenangriffskräfte der Bayern bereit.

Feldmarschall Prinz Karl war kurz nach 10 Uhr bei Winkels eingetroffen und ließ General von Zoller ausrichten: *„Kissingen aber muß a tout prix gehalten werden.“*⁵¹ Dies wurde auch an den General von Ribeaupierre weitergegeben. Zudem hatte Prinz Karl zwischen 10.30 und 11 Uhr dem General von Hartmann befohlen, er solle auf Euerdorf vorrücken und *„so rasch und so stark als möglich gegen Kissingen détachiren.“*⁵² Mit dem Wirksamwerden dieser Kräfte im Raum Kissingen konnte Prinz Karl ab etwa 14 Uhr rechnen. Der Division Stephan befahl er, von Münnerstadt auf Nüdlingen vorzurücken. Damit war Teilen einer bayerischen Division der Gegenangriff befohlen und die Voraussetzung zum Gegenangriff einer weiteren Division geschaffen. In Winkels hatte General von Feder von den schwachen Verstärkungskräften ein Infanteriebataillon ohne Absprache mit General von Zoller zum Schutz der linken Flanke nach Reiterswiesen abgeordnet.⁵³ Von dort meldeten die beiden Infanteriekompanien den Übergang der Preußen über die Saale südlich Kissingen bei der Lindleinsmühle!

Der Kommandeur des I. Bataillons des westfälischen Infanterieregiments 15, Major von Kaweczynski, hatte einen etwa 18 Meter langen Saalesteg entdeckt. Der Belag fehlte, aber Tragbalken und das Gelände führten über den hier rund 15 Meter breiten, durch Hochwasser reißenden Fluss. Gegen 11 Uhr überschritt die Spitzenkompanie⁵⁴ den Fluss. Sie wurden durch bayerische Infanteriefeuer auf große Entfernung nur gestört. Es gelang, den Steg weitgehend wiederherzustellen. General von Wrangel nutzte die Übergangsmög-

lichkeit energisch aus, warf, wie sie herankamen, insgesamt zehn Infanteriekompanien über die Saale.⁵⁵ Zwei Infanteriebataillone⁵⁶ hielt er als Brigadereserve für den Fall eines bayerischen Gegenangriffes zurück. Im Raum Winkels waren um die Mittagszeit 18 bayerische Infanteriekompanien, drei Eskadronen Kavallerie und zwei Batterien verfügbar.

Dennoch nutzte General von Zoller diese Kräfte nicht für einen energischen Gegenangriff, obwohl ihm bekannt war, dass sein Oberkommandierender an der Saale halten wollte. Er verließ sich auf die Unterstützung durch Teile der Division Hartmann und schob lediglich zehn Infanteriekompanien⁵⁷ seiner Reserve nach vorn. Mit den drei Infanteriebataillonen der Verstärkung, einem Kavallerieregiment und 16 Kanonen⁵⁸ im Raum Winkels stand ihm eine neue Reserve zur Verfügung. Die flankierende und frontale Bindung der preußischen Angreifer durch die weiter und genauer, wenngleich langsamer schießenden Bayern entsprach der bayerischen Taktik in diesem Krieg, zumal wenn ein flankierender Gegenangriff auf den preußischen Brückenkopf jeden Moment wirksam werden musste!

Ab 10.30 Uhr war bei der Stellungstruppe bekannt, dass die Entscheidung an der Fränkischen Saale gesucht wurde. Das Kräfteverhältnis hatte sich zugunsten der Bayern verschoben und würde sich mit dem Eingreifen der Division Hartmann sich weiter verbessern, auch wenn General von Goeben dann über seine Reservebrigade verfügen konnte. Zusammen mit dem moralischen Moment des „blitzenden Vergeltungsschwertes“ Gegenangriff sollte die bayerische Überlegenheit aber ausreichen, um die übergegangenen preußischen Kräfte zu zerschlagen. Da sich aber mittlerweile das bayerische Oberkommando



Abb. 4: Der „Preußensteg“ mit Gedenkstein im Kurpark Bad Kissingen heute, Blick nach Osten. Der Steg zur Lindleinsmühle, über den Hauptmann von dem Busche mit seiner Kompanie im bayerischen Infanteriefeuer balancierte, hatte keine Stufen und war nicht aus Metall, die Saale an dieser Stelle damals ca. 15 Meter breit und nach den tagelangen Regenfällen reißend. Photo: G. Dörfel, Juli 2015.

aufgeteilt an drei Orten befand,⁵⁹ gelang der bayerischen Armee kein einheitliches Handeln.

Nach seiner Befehlsausgabe ritt Prinz Karl über den Sinnberg nach Hausen, um auch dem General Graf Pappenheim das Halten an der Saale zu befehlen. Bei seiner Rückkehr in den Raum Winkels kurz nach 13.30 Uhr bemerkte er überrascht, dass die Preußen schon in Kissingen waren! Dort hatten sich erneut zwei bayerische Infanteriekompanien fast völlig verschossen, waren durch Reservekompanien ersetzt worden und marschierten zurück.⁶⁰ Kaum war das III. Bataillon der ‚Neuner‘ aus Würzburg hinter den Kapellenfriedhof vorgerückt, musste das 6. Jägerbataillon eingesetzt werden: eine Kompanie als Reserve in Kissingen, die Masse des Batail-

lons am Stationsberg. Gegen 11.30 Uhr wurden auch die 7. Jäger und die vier verbliebenen Kompanien 15er vorgezogen und beschossen die übergehenden Preußen.⁶¹ Im Brückenkopf auf dem Ostufer der Saale warf Major von Kaweczynski die Infanteriekompanien, -züge und sogar -halbzüge ins Gefecht, wie sie über die Saale kamen, einmal zum Angriff nach links auf Kurgarten und Ort Kissingen, einmal geradeaus gegen die bayerische Infanterie am Stationsberg. „Die fechtenden Abtheilungen kamen dadurch freilich vielfach durch einander“.⁶² Die Masse der Preußen griff nach Norden Kissingen an.⁶³ Die nur etwa eineinhalb preußischen Infanteriekompanien im Angriff nach Osten bekamen Feuerunterstützung durch die Batterie Eynatten II und konnten sich ge-

gen Teile zweier bayerischer Infanteriebataillone behaupten.⁶⁴ Einem Gegenangriff von Teilen der Division Hartmann hätten sie schwerlich widerstanden, allein dieser ließ weiter auf sich warten. Im Kurort kamen die bayerischen Reservekompanien mit Front nach Süden zum Einsatz, und „ein erbitterter Straßen- und Häuserkampf entspann sich, [...] Jede einheitliche Leitung hörte dabei auf“, schrieb der preußische Divisionskommandeur.⁶⁵

Der Ortskampf zerfiel in ein unübersichtliches Gefecht von selbstständig handelnden Unteroffizieren und Leutnanten mit Infanteriegruppen und -halbzügen, dessen Darstellung zu weit führen würde. Nachfolgende Zitate sollen die Kämpfe ansatzweise darstellen: „Der 1. Zug warf sich in den Hof des ersten rechts der Straße gelegenen Hauses und eröffnete von hier aus, sowie aus den Fenstern dieses Hauses ein lebhaftes Feuer gegen die an der linken Seite der Straße gelegenen Häuser, welche die Baiern besetzt hielten. Nachdem die Fenster einige Minuten beschossen waren, wurde in kurzem Anlauf bis an die Hausthüre des nächsten Hauses vorgedrungen, die Thüre gewaltsam geöffnet und die Besatzung desselben gefangen genommen, da nach dem Eindringen kein Widerstand geleistet wurde. [...] Beim weiteren Vordringen kam noch ein Zug vom 2. Bataillon 55. Reg. hinzu, mit welchem gemeinschaftlich der südliche Theil des Brunnenplatzes angegriffen und genommen wurde. [...] Der Verlust der Compagnie betrug: 4 Füsiliere todt, ein Unterofficier und 9 Füsiliere verwundet. Das Resultat des Kampfes war die Einnahme des südlichen Theiles der Stadt und an Gefangenen 2 Officiere und über 100 Mann nebst der Compagnie-Fahne.“⁶⁶

„Im Kurgarten, hinter dessen Bäumen sich bairische Jäger postirt hatten, kam es lediglich zu einem kurzen Zusammenstoß;

mit großer Heftigkeit wurde um die großen, angrenzenden Hotels, besonders um Hotel Sanner und den Russischen Hofgekömpft.“⁶⁷ Hier wurde teilweise um einzelne Zimmergerungen, ein tapferer bayerischer Korporal lehnte ‚Pardon‘ ab und wurde mit dem Bajonett niedergemacht.

„Auf allen Punkten wird von Süd und Südost in die Stadt eingedrungen, durch Fenster und Thüren, die im feindlichen Feuer mit der Axt aufgeschlagen werden, dringen die tapferen Westfalen, Möbel und Matratzen hinter den Thüren wegräumend, in die Häuser [...]. Eine geschlossene Abtheilung rückt aus dem Inneren der Stadt gegen die geschlossene 3. Comp. zur Attaque; eine wohlgezielte Salve treibt sie zurück und mit Hurrah dringt die Compagnie die Straße hinauf. [...] Selbstredend ist der Straßenkampf ein wirres, furchtbares Durcheinander.“⁶⁸

Während im Ort noch heftig gekämpft wurde, hatten schwache preußische Kräfte den Ostrand Kissingsens erreicht, mussten ihren Angriff aber im bayerischen Feuer vom Kapellenfriedhof einstellen.⁶⁹ Im Süden von Kissingen setzten die Bayern ihre letzte Reservekompanien ein: „Die hier stehende 10., verstärkt durch die rasch herbeigeeilte 12. Compagnie des 11. Regiments leistet zwar den hartnäckigsten Widerstand; allein von der grossen Ueberzahl immer mehr gedrängt, vielfach umgangen und abgeschnitten, müssen diese Abtheilungen endlich den Platz räumen und ziehen sich nach sehr großen Verlusten [...] zurück. [...] als die hinter der Apotheke bereitstehende 6. Schützen-Compagnie des 11. Regiments zur Unterstützung an die Rückseite des Curgartens vorgehen will, wird sie mit furchtbarem Feuer empfangen. Sie sucht die Gebäude an der Ostseite der Strasse zu gewinnen; allein auch diese sind schon vom Gegner besetzt, so dass die Compagnie, von allen Seiten mit feindlichen Geschossen überschüttet, sich

*durch die Häuser und Gärten den Weg ins Freie bahnen muss, wobei sie fast gänzlich aufgerieben und versprengt wird.*⁷⁰

Der im Krieg 1866 eher unübliche Orts- und Häuserkampf ließ Raum für Legendenbildung. Einzelne Tapferkeitstaten dürfen jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Ortskampf in Kissingen nicht mit jener letzten Hartnäckigkeit und Erbitterung geführt wurde, wofür heute Stalingrad oder Grosny stehen. Dafür war er zu kurz, die Zerstörungen in Kissingen nicht schwer genug und der Munitionsverbrauch der preußischen Infanterie zu gering. Die bayerischen Verluste vor allem an Gefangenen entstanden überwiegend durch mangelnde Koordination des Gefechtes und fehlende Rückzugsmöglichkeiten. Die Vorzüge des bayerischen Vorderladergewehrs konnten sich kaum, die des preußischen Hinterladers stark auswirken.

Das Kurhaus diente den Preußen als Gefangenensammelstelle. Von den beiden im nördlichen Teil Kissingens eingesetzten bayerischen Kompanien⁷¹ entkamen nur einzelne Soldaten, teils in Zivilkleidung, teils konnten sie sich verstecken: *„Das Durchsuchen der Häuser namentlich fand mit Rücksicht auf die zahlreichen Kurgäste so oberflächlich statt, dass selbst noch am folgenden Morgen auf preußische Soldaten geschossen wurde und viele Bayern bis nach dem Abmarsch der Division bei den Einwohnern versteckt blieben.“*⁷² Den durstigen Preußen fiel beim Durchsuchen der Häuser alles Trinkbare zum Opfer, viele Gefäße gingen zu Bruch. Auch Diebstähle kamen vor. Nach exzessivem Genuss des Wassers der Rakoczy-Quelle litten preußischen Soldaten an heftiger Übelkeit, schon ging das Gerücht um, die Bayern hätten die Brunnen vergiftet. Wie eingangs geschildert, hatte preußische Infanterie inzwischen

auch auf dem „Badhaussteg“ die Saale überschritten, und wenig später gab das Abfahren der Zwölfpfünder Halder das Zeichen zum Sturmangriff über die große Saale-Brücke.⁷³ Gegen 13 Uhr war der Kurort in preußischer Hand, und es trat eine Gefechtspause ein. Die Preußen sammelten ihre Truppenteile und rückten an den ostwärtigen Ortsrand vor.

*„Kissingen bot nach dem Kampfe einen wüsten Eindruck, tote, verwundete, gefangene und marode Soldaten, tote Pferde, Armaturstücke usw. füllten die Straßen, fast kein Haus hatte ganze Scheiben und trugen vielfach die Spuren des Artilleriekampfes; unsere Soldaten, schwarz vom Pulverdampf und Staub, stürmten unter Wehklagen der Besitzer in die Weinkeller, ihren Durst zu löschen. Sämtliche Badegäste, welche infolge offizieller Bekanntmachungen es nicht für möglich gehalten hatten, den Badeort als Kampfplatz zu erleben, waren in Kissingen verblieben. Viele hatten während der Straßenkämpfe in den Kellern Schutz gesucht. Zum Ruhme der Kurgäste, namentlich der vielfach anwesenden Engländerinnen, darf ich nicht unterlassen zu erwähnen, dass man sie häufig von ihren Balkons aus, den Kämpfen zusehend, und den Soldaten zu trinken bietend, erblickte.“*⁷⁴

Das Bataillon des Majors von Kaweczynski war erst ab 17 Uhr wieder weitgehend gesammelt und einsatzbereit.⁷⁵ Aus der Reserve-Brigade wurde General von Kummer das Infanterieregiment Nr. 19 unterstellt, dafür musste er zwei Infanteriebataillone als Divisionsreserve abstellen.⁷⁶ Im Kampf um den Stationsberg hatten sich schwache preußische Kräfte von der Bodenlaube her durchgesetzt.⁷⁷ General von Goeben erkannte, dass der Brückenkopf über die Fränkische Saale erst mit der Einnahme des halbrunden Höhenzuges um das Dorf Winkels in der Senke herum,

fest in preußischer Hand war.⁷⁸ Der weitere Angriff hierzu führte über den Kapellenfriedhof, den aber General von Zoller, der noch immer den Gegenangriff der Division Hartmann aus Südosten erwartete, besetzt halten ließ. Die Masse der bayerischen Verteidiger Kissings marschierte allerdings am Kapellenfriedhof vorbei über Nüdlingen vom Gefechtsfeld ab. Ihnen kam die vormarschierende Division Stephan entgegen.⁷⁹ Wenn es den Bayern nun gelang, Ordnung zwischen den abgekämpften und den frischen Truppen zu schaffen und sie zusammen koordiniert ins Gefecht zu bringen, ließ sich ein erfolgversprechendes Kräfteverhältnis erwarten. Dies zumal, wenn sich endlich der Gegenangriff der Division Hartmann in Richtung Kissingen auswirkte, noch bevor die Masse der preußischen Reserve-Division Manteuffel an der Saale wirksam werden

konnte. Ob den bayerischen Waffen an der fränkischen Saale wenigstens dieser begrenzte Erfolg gegen die preußische Invasion vergönnt war, wird in einem weiteren Artikel dargestellt werden.

Gerald Dörfel ist Diplom-Vermessungsingenieur und aktiver Stabsoffizier der Bundeswehr. Er beschäftigt sich über das dienstliche Interesse hinaus auch privat seit langem mit Militär- und Kriegsgeschichte. Derzeitiger Schwerpunkt ist der Deutsche Krieg von 1866 vor dem Hintergrund des 150. Jubiläumsjahres 2016, besonders in Form der Mitarbeit in überregionalen und in regionalen Arbeitskreisen. Seine Anschrift lautet: Bonhoefferstraße 43, 97078 Würzburg, E-Mail: charlie.doerfel@gmx.de.

Anmerkungen:

- 1 Herrn HFw a.D. Neugebauer gilt mein Dank für die wertvollen Hinweise bezüglich der Bewaffnung, Ausrüstung und Uniformierung der bayerischen und preußischen Truppen. Wertvolle Unterstützung erhielt ich vom Stadtarchiv Bad Kissingen, namentlich Frau Schmalz und Frau Bartetzko.
- 2 Krieg, Georg H. von: Kriegs-Tagebuch des 2. Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 15 (Prinz Friedrich der Niederlande) aus dem Feldzuge der Main-Armee 1866. Minden 1867, S. 48.
- 3 Dörfel, Gerald: Franken 1866 – Folge 7: „Die Preußen in Bayern – Das Gefecht bei Hammelburg am 10. Juli 1866“, in: FRANKENLAND 4/2015, S. 248–270.
- 4 Heinemann, J.: Die Schlacht bei Kissingen und Nüdlingen am 10. Juli 1866. Kissingen 1866, S. 17.
- 5 Oberbefehlshaber der bayer. Feldarmee, kommandierender General des VII. Bundeskorps und „Bundesfeldherr“ war der 70-jährige Feldmarschall Prinz Karl von Bayern.
- 6 Bayer. Feldarmee, zugl. VII. Bundeskorps, 1.–4. Infanteriedivision [InfDiv], ‚Reserve-Cavalerie-Corps‘ [ResCavCorps], ‚Reserve-Artillerie‘, Pionier- u. Logistiktruppenteile, Feldtelegraphenabtl., rd. 45.000 Mann in 46 Infanteriebataillonen [InfBtl]/ 38.000 Infanteristen, 44 Eskadronen [Esk] Kavallerie [Kav]/4.400 Reiter u. 18 Artilleriebatterien [ArtBttr]/136 Kanonen. S. (Bayer.) Generalquartiermeisterstab: Antheil der königlich bayerischen Armee am Kriege des Jahres 1866. München 1868, Beilage Ia–Ig. VIII. Bundeskorps/General [Gen] der Infanterie Prinz Alexander von Hessen, württembergische, badische, hessische, nassauische u. österreichische Kontingente, etwa 53.000 Mann in 47 InfBtl/42.500 Infanteristen, 36 KavSchwadronen [Schwdr]/4.900 Reiter u. 19 Bttr/136 Kanonen.
- 7 ResCavCorps mit einer schweren u. zwei leichten Kavalleriebrigaden [KavBrig] mit sieben Ka-

- vallerieregimentern [KavRgt], insges. zwölf Esk schwere u. 16 Esk leichte Kav/jeweils etwa 110 Reiter, sowie zwei reitenden Batterien [reitBtrr]/zwölf 12-Pfänder [Pfdr.], s. Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 6), Beilage If. Die bayer. leichte Kav mit ‚Chevaulegers‘, ausgerüstet mit Säbel u. Pistolen und ‚Ulanen‘ mit Säbel, Lanzen u. Pistolen sowie schwere Kav (‚Kürassiere‘) ausgerüstet mit Helm, Brustpanzer (‚Kürass‘), Pallasch (schwere Reiterdegen), Pistolen u. größeren Pferden bei einheitlich vier Esk je KavRgt.
- 8 Heinemann: Schlacht bei Kissingen (wie Anm. 4), S. 6–8.
 - 9 Schrenk, Simon: Das Gefecht von Kissingen. Seminararbeit. Rhön-Gymnasium. Bad Neustadt a.d.S. 2013 (unveröffentlicht), S. 18.
 - 10 „[W]eilten in Kissingen am 7. Juli 1.386 *Ba-degäste*“, ‚Saal-Zeitung‘ Kissingen, in: Eberth, Werner: Das Kriegsjahr 1866 im Spiegel der ‚Saal-Zeitung‘, in: FRANKENLAND 2/2013, S. 83. Etwa zwei Drittel Kurgäste waren ferngeblieben. Kissingen wuchs von 1861–71 von 2.169 auf 3.120 Bewohner an; Auskunft des Stadtarchiv Bad Kissingen, 2015.
 - 11 Ein improvisierter Großverband, rd. 50.000 Mann, der ab 2.7.1866 unter dem 69-jährigen Gen der Inf Eduard Vogel von Falckenstein auf den Main operierte. 43 InfBtl/42.600 Infanteristen, 22 KavSchwdr/3.300 Reiter, 16 Btrr/97 Kanonen, zwei Pionierkompanien/500 Pioniere. Neben schwachen Artillerie-, Pionier- u. Logistiktruppenteilen des VII. preuß. Armeekorps, gehörten dessen 13. InfDiv, ferner die 32. InfBrig/Generalmajor von Beyer u. das preuß. Besatzungskorps aus Schleswig/Generallieutenant von Manteuffel dazu. Die Brig Beyer wuchs durch abgezogene Besatzungen von Bundesfestungen auf Divisionsstärke an. Fehlende Logistiktruppenteile konnten durch Improvisation nur teilweise ausgeglichen werden. Die zahlenmäßig schwache Art umfasste am 10.7.1866 48 glatte, kurze 12-pfdg. Vorderlader-Granatkanonen C/59, 31 gezogene 4-pfdg. Hinterlader C/64 u. 18 gezogene 6-pfdg. Hinterlader C/61, insges. 97 Kanonen in Btrr zu je sechs Kanonen u. befand sich in den Div, eine ArtReserve der Armee konnte nicht gebildet werden. Die Kav war zahlenmäßig schwach, von insgesamt nur 5 KavRgt befanden sich jeweils ein bis zwei in den drei Div, ein KavGroßverband auf Armee-Ebene konnte nicht gebildet werden. Der Mangel an Art machte sich kaum, der an Kav bei der Aufklärung stark bemerkbar. Das Hauptquartier war über elektrischen Telegraph mit dem Großen Hauptquartier verbunden, wohl sehr zum Ärger des Generals von Falckenstein, der gerne unabhängig operiert hätte.
 - 12 Kräfteverhältnis Inf 42 preuß. zu 46 Btl, knapp 1:1, Art 97 zu 135 bayer. Kanonen, 1:1,4. Kav 22 zu 44 bayer. Schwdr, 1:2; s. Goeben, August Karl von: Aus dem Feldzuge des Jahres 1866. Bd. 1: Das Treffen bei Kissingen. Darmstadt–Leipzig 1868, S. 2.
 - 13 Lettow-Vorbeck, Oscar von: Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland. Bd. 3: Main-Feldzug. Berlin 1902, S. 119.
 - 14 Die 7. u. 8. Kompanie [Kp]/Infanterieregiment [InfRgt] 11 nach Geroda; s. Hoenig, Fritz: Die Entscheidungskämpfe des Mainfeldzuges an der fränkischen Saale. Berlin 1895, S. 41. Zwei Kp/InfRgt 14 nach Hammelburg; s. Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 6), S. 72. Die bayer. InfKp hatte zwischen 100 u. 150 Mann.
 - 15 3. InfDiv, nach ihrem Kommandeur, Generalleutnant Oskar Freiherr von Zoller, auch ‚Division Zoller‘, mit 5. InfBrig (Kommandeur Generalmajor von Ribeaupierre mit II. u. III. Btl/InfRgt 11 sowie I., II. u. III. Btl/InfRgt 15 u. 5. Jägerbataillon [JgBtl]), 6. InfBrig (Oberst Schweizer m. I. u. III. InfRgt 6, I. u. II./InfRgt 14, 1. JgBtl), 2. Chevaulegers-Regiment [Chvl-Rgt] mit vier Esk, zwei ArtBtrr (Hauptmann Schuster/acht 12-Pfdr. u. Btrr Lottersberg/acht gezogene 6-Pfdr.) u. Logistiktruppenteilen, insges. elf InfBtl, 410 Reiter u. 16 Kanonen; s. Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 6), Beilage Ic.
 - 16 Heinemann: Schlacht bei Kissingen (wie Anm. 4), S. 9.
 - 17 Scherff, Wilhelm von: Die Division von Beyer im Main-Feldzuge 1866. Berlin 1899, S. 58.
 - 18 Frauenfeld, Eugen: Die Heerführung des Feldmarschalls Prinzen Carl von Bayern im Feldzuge 1866, in: Darstellungen aus der Bayer. Kriegs- u. Heeresgeschichte, Bd. 25. München 1925, S. 58 u. 60, Telegramme v. 4. u. 5.7. 1866, S. 56. Entsprechende Überlegungen hatte Prinz Karl in einem Brief geäußert, begonnen am 7.7.1866, „*infolge der beständigen Unterbrechungen*“ am 9.7.1866 beendet. Der Feldmarschall rechnet mit Prinz Alexander ab,

beschreibt die Schwächen seiner bayer. Armee u. seine Absicht, deren Reputation wiederherzustellen, „um die Scharte, namentlich der Kavallerie auszuwetzen, denn sonst bleibt sie auf ihr lasten bis zum nächsten Kriege“. In Abhängigkeit vom Verhalten der Preußen formuliert er die defensive u. offensive Möglichkeit des Handelns. Greifbar wird die Lageentwicklung, als er am 9.7.1866 schreibt, eben sei Meldung erstattet, „dass der Feind in ziemlich beträchtlicher Stärke von Brückenau nach Hammelburg sich im Marsch befindet“ u. „Ich habe an alle vier Divisionen Marschbefehl erteilt und dann stracks befohlen, dass man müsse wenn möglich die Höhen bei Hammelburg und an der Saale aufs Kräftigste halten, da ich gesonnen bin, dort auf den Feind loszugehen.“ Anl. IX.1., S. 186–189.

19 Ebd., S. 57.

20 Selbst General von Goeben stellte fest, dass die „Situation der bayerischen Armee [...] so günstig [war], dass die ganze Armee mit Ausnahme der nach Hammelburg entsendeten [...] Abtheilungen ohne Schwierigkeit in wenigen Stunden in der Gegend von Kissingen vereinigt sein konnte“; s. Goeben: Treffen (wie Anm. 12), S. 11.

21 Die aktive 13. InfDiv/Generallieutenant von Goeben aus Münster mit zwei Inf- u. einer KavBrig. Durch Art, Pioniere u. Logistiktruppenteile/VII. Armeekorps sowie verbündete u. preuß. Inf-Truppenteile verstärkt. 25. InfBrig/Generalmajor von Kummer mit den westf. InfRgt Nr. 13 u. 53, je einer 4- u. 6-pfdg. gezogenen Btrr zu sechs Kanonen sowie vier Schwdr/1. westf. Husarenregiment [HusRgt] Nr. 8. Eine davon mit I. Btl/InfRgt 13 zum Schutz der rechten Flanke u. Verbindungsaufnahme mit der Div Beyer bei Hammelburg auf Aura u. Euerdorf eingesetzt. 26. InfBrig/Generalmajor Freiherr von Wrangel mit den westf. InfRgt Nr. 15 u. 55, verstärkt durch FüsBtl des verbündeten Fürstentums Lippe-Detmold (4 Kp/940 Mann/Major Rohdewald), sowie je einer gezogenen 4- u. einer 12-Pfdr-Btrr/zwölf Kanonen u. eine HusSchwdr. Eine halbe Schwdr mit II. u. III. (Füs-)Btl/InfRgt 15/Oberst Freiherr von der Goltz zum Schutz der linken Flanke durch das Kaskadental auf die Saale nördlich Kissingen angesetzt. 13. KavBrig/Generalmajor von Treskow hatte HusRgt 8 abgegeben u. verfügte noch über westf. Kürassierregiment [KürRgt] Nr. 4/vier

Schwdr, 2. posensche InfRgt Nr. 19 sowie eine reitBtrr/sechs 12-Pfdr., ferner 4. Kp/westf. Pionierbataillon [PiBtl] 7 mit in Hannover erbeutetem Feldbrückengerät. Zunächst musste General von Treskow gegen die Bayern im Raum Hammelburg sichern, war also für den Angriff auf Kissingen erst später verfügbar. Westf. InfBtl am 10.7.1866 je rund 880 Mann, Posensche InfBtl je etwa 750 Mann u. KavSchwdr ca. 140 Reiter; s. Goeben: Treffen (wie Anm. 12), S. 6f. Die preuß. Inf war überwiegend mit dem Zündnadelgewehr, einem Hinterlader Kaliber 15,43 mm, Bajonett u. Säbel ausgerüstet, schoss etwa fünf Mal in der Minute u. bis 250 m treffsicher auf Mannziele. Jeder Mann trug Pickelhaube, Tornister, Seitengewehr u. 60 Schuss „Taschenmunition“.

22 13 gezogene 4-pfdg. Hinterlader C/64 u. sechs gezogene 6-pfdg. Hinterlader C/61 mit 3.800 m u. zwölf glatte Vorderlader-12-Pfdr. C/59 mit 1.300 m Reichweite. Btrr Cöster mit einem in Hannover erbeuteten 4-Pfdr. zusätzlich. Allgemeines zur Artillerie vgl. Anm. 25. Preuß. leichte Kav mit Husaren, fünf Schwdr/Rgt (Säbel u. Pistolen), schwere Kav (Kürassiere u. Dragoner [schwerer Reiterdegen, Pistolen u. größere Pferde]/jeweils vier Schwdr/Rgt. Drei InfBtl (rd. 2.640 Mann) u. eineinhalb Schwdr Husaren (rd. 210 Reiter) waren zum Flankenschutz detachiert.

23 Bayer. Spährtrupp auf dem Altenberg, Halbzug (ca. 35 Mann) hart westlich der Saale u. ein weiterer Halbzug hinter der Barrikade Saalebrücke. Verteidigung Kissingens durch II. Btl/InfRgt 15/Major von Brückner, 18 Offz u. 817 Uffz, Spielleute u. Soldaten in 6 Kp, verstärkt durch 9. Kp/III./InfRgt 11. Heinemann: Schlacht bei Kissingen (wie Anm. 4), S. 9, gibt fälschlicherweise 3 InfBtl an. Fontanes Angabe „In den Häusern von Ihl, Hailmann, Ehrenburg, Heinefetter, die ein freies Schussfeld über die Saale hin hatten, lagen je 2- bis 300 Mann“ ist übertrieben; s. Fontane, Theodor: Der deutsche Krieg von 1866. Bd. 2: Feldzug in West- und Mitteldeutschland. Düsseldorf 1979.

24 Brennfleck, Karl: Kgl. Bayer. 2. Feldartillerie-Regiment Horn. 1. Band. München 1939, S. 96.

25 Btrr Redenbacher/acht gezogene 6-Pfdr. unterhalb des später erbauten Bismarck-Turms, ca. 350 m von Kissingen mit Hauptschussrichtung Garitz; s. Xylander, Rudolf Ritter von/

Sutner, Carl August von: Geschichte des 1. Feldartillerie-Regiments Prinzregent Luitpold. III. Band: 1824 bis 1911. Berlin 1911, S. 186. Diese Bttr hatte am 10.7.1866 mit 900 Schuss den höchsten Munitionsverbrauch; s. Brennfleck: 2. Feldartillerie-Regiment (wie Anm. 24), S. 96. Ferner Geschützzug Oberleutnant Gößner/Bttr Schuster/zwei 12-Pfdr., gedeckt durch die halbe 1.Esk/Chvl-Rgt 2, etwa 50 Reiter; s. Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 6), S. 77. Die bayer. FeldArt befand sich 1866 im Umbruch: gezogene Hinterlader oder glatte Vorderlader? Von 136 Kanonen waren 48 moderne, gezogene 6-pfdg. Hinterlader in Preußen gekauft, 88 Kanonen waren veraltete, glatte 12-pfdg. Vorderlader bayer. Herstellung. Von Pferden wurden damals alle Kanonen gezogen, ‚gezogene Kanonen‘ weisen spiralförmige Vertiefungen (Züge) im Rohr auf, wodurch die Langspitzgeschosse einen Drall um die Längsachse u. damit Flugstabilität erhalten. Obwohl sie nicht mehr zur Munitionsausstattung gehörten, diente das Gewicht einer kalibergleichen, eisernen Vollkugel immer noch zur Bezeichnung der Kanone. Geschossen wurde nur mit direkter Sicht auf das Ziel von den Kanonen aus, die nach jedem Schuss vorgerollt u. neu gerichtet werden mussten, was die Feuergeschwindigkeit auch der Hinterlader beeinträchtigte. Diese schossen bauartbedingt dennoch schneller u. insbesondere weiter u. genauer als die Vorderlader, auch war ihre Munition wirksamer: Granaten, Granatkartätschen u. Büchsen-Kartätschen. Die gezogenen 6-Pfdr. hatten ein Kaliber von 9,15 cm u. reichten 3.800 m weit, die glatten bayer. 12-pfdg. Vorderlader hatten 11,7 cm Kaliber u. erreichten regelmäßig 1.680 m Schussweite, im Ausnahmefall mit doppelter Ladung 2.300 m mit ‚Schussgranaten‘ (Hohlkugelgeschosse mit Schwarzpulverfüllung). Da deren unzuverlässige Brennzünder die eigene Truppe gefährdeten, wurde vor Kriegsbeginn die Pulverladung durch Steinkohlegries ersetzt, was die Wirksamkeit der bayer. 12-Pfdr. auf nahe Null drückte. Büchsen-Kartätschen enthielten bis zu 90 Bleikugeln u. wirkten auf etwa 400–500 m Schussentfernung wie ein Schrotschuss; Granatkartätschen waren Geschosse, die die Ziele von oben mit Kugeln überschütten sollten. Bayer. reitBttr hatten sechs, Bttr acht

Kanonen, eingeteilt in drei bzw. vier ‚Artilleriezüge‘ zu jeweils zwei Kanonen unter einem Offizier, insgesamt rd. 200 Mann u. etwa 165 Pferde. In den Protzen (einachsige Wagen zwischen Pferden u. Kanone) u. Munitionswagen führten die Bttr zwischen 648 u. 1.080 Schuss mit, weitere ArtMunition befand sich bei den Munitionskolonnen. Jeder InfDiv waren je eine gezogene u. glatte Bttr, zusammen 16 Kanonen zugewiesen. Die ‚Reserve-Artillerie‘ (zwei reitBttr u. sechs Bttr/60 Kanonen, davon 16 gezogene) hätte Feuer-schwerpunkte bilden können. Vielmehr bestand aber die Neigung zum zugweisen Einsatz, um möglichst überall Kanonen zu haben. So konnte sich die zahlenmäßige Überlegenheit der bayer. Art nicht auswirken.

- 26 Halbe 1. u. 3. Esk zur Artilleriebedeckung, 2. u. 4. Esk/Chvl-Rgt 2/Obristlieutenant [OTL] Horadam standen bereit; s. Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 6), S. 78.
- 27 VI. Schtz- u. 12.Kp/III./InfRgt 11 im Kapellenfriedhof; dahinter 10. u. 11. Kp/III./InfRgt 11 sowie 7. u. 8.Kp/II./InfRgt 11, die am Vortage bei Waldfenster im Gefecht waren; s. ebd., S. 78. Die bayer. Inf war mit dem Podewils-Gewehr, einem gezogenen Vorderlader im Kaliber 13,9 mm mit Perkussionszündung, ausgerüstet u. schoss etwa zwei bis drei Mal in der Minute bis 400 m treffsicher auf Mannziele. Jeder Mann trug Feldmütze, Tornister, Seitengewehr u. Bajonett sowie Feldflasche mit Trinkbecher u. 48–60 Schuss „Taschenmunition“.
- 28 Kunz, Hermann: Der Feldzug der Mainarmee im Jahre 1866. Berlin 1890, S. 88.
- 29 I. Btl/InfRgt 15 (rd. 825 Mann) in Aschach, II./InfRgt 11 (ohne 7. u. 8. Kp etwa 600 Mann) in Hausen u. 5. JgBtl (rd. 630 Mann) in der Saline Friedrichshall. Vier 12-Pfdr./HalbBttr Oberleutnant von Zu-Rhein/Bttr Schuster, halbe 1.Esk/Chvl-Rgt 2, rd. 50 Reiter, als Bedeckung. Etwas südostwärts Ulanen-Rgt 3 [UIRgt] u. Chvl-Rgt 5, jeweils 4 Esk (knapp 640 Reiter)/2. LeiKavBrig; s. Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 6), S. 76f. u. Beilage VII.
- 30 Bei Winkels III./InfRgt 15 (rd. 800), 6. JgBtl (rd. 570) u. III./InfRgt 9 (rd. 770 Mann) von Div Hartmann unterstellt. III.Btl/InfRgt 4/Div Hartmann (rd. 770 Mann) in Nüdlingen

- beteiligte sich mit den Schützenkompanien am Nachmittagsgefecht, betrachtete die gegen 16.30 Uhr herankommende Div Stephan als Ablösung u. verließ das Gefechtsfeld; s. Bezel, Oskar: Das k.b. 4. Infanterie-Regiment König Wilhelm von Württemberg vom Jahre 1806–1906. München 1906, S. 342f.
- 31 Dét. Bischofsheim/Rhön: I. u. II./InfRgt 7, 2. Esk/Chvl-Rgt 4 u. vier 12-Pfdr./Btrr Kirchhoffer (zur Ablösung zwei gezogene 6-Pfdr./Btrr Zeller unterwegs). Dét. Steinach: I. u. II./InfRgt 3 u. zwei 12-Pfdr./Btrr Kirchhoffer.
- 32 Hoenig, Fritz: Die Entscheidungskämpfe an der Fränkischen Saale. Berlin 1895, S. 67.
- 33 III. (Füs-)Btl/InfRgt 53/Major von Rosenzweig (rd. 880 Mann); s. Goeben: Treffen (wie Anm. 12), S. 12.
- 34 General Taxis wurde in Hammelburg selbst angegriffen. Prinz Karl erfuhr davon erst am Abend.
- 35 Btrr Weigelt/sechs gezogene 4- u. Btrr Eynatten/sechs gezogene 6-Pfdr.; s. Hamm, August/Moewes, Kurt: Geschichte des 1. Westfälischen Feldartillerie-Regiment Nr. 7. Berlin 1891, S. 181.
- 36 14 gezogene 6-Pfdr./ $\frac{3}{4}$ Btrr Zeller u. Btrr Redenbacher, zwei 12-Pfdr./Zug Gößner/Btrr Schuster. Nach Xylander: 1. Feldartillerie-Regiment (wie Anm. 25), S. 188. Die weite Schussentfernung ergab eine große Längenstreuung der Granaten, was nur durch erheblich höheren Munitionseinsatz hätte ausgeglichen werden können. Der aufgeweichte Boden ‚verschluckte‘ viele Splitter, soweit die wenig empfindlichen Aufschlagsgländer überhaupt ansprachen. Hamm/Moewes: FeldArtRgt 7 (wie Anm. 35), S. 182 u. Lettow-Vorbeck: Mainfeldzug (wie Anm. 13), S. 152.
- 37 II. u. III. (Füs)/InfRgt 53.
- 38 Brennfleck: 2. Feldartillerie-Regiment (wie Anm. 24), S. 97.
- 39 Fontane: Der deutsche Krieg (wie Anm. 23), S. 135, Augenzeugenbericht einheimischer Arzt.
- 40 Die Russen in Kissingen, in: Die Gartenlaube. Heft 34 (1866), S. 529–531. Aus dem in einer russischen Zeitung veröffentlichten Brief eines russischen Kurgastes.
- 41 II. u. III. (Füs-)/InfRgt 13 u. I./InfRgt 53 (jeweils rd. 880 Mann) u. 3., 4., 5. Schwdr/HusRgt 8, rd. 420 Reiter.
- 42 Brigade Wrangel mit I./InfRgt 15, FüsBtl Lippe, I., II. u. III. (Füs-)/InfRgt 55, rd. 4.460 Mann, Btrr Coester/sieben gezogene 4-, Btrr Eynatten II/sechs glatte 12-Pfdr.
- 43 Lettow-Vorbeck: Mainfeldzug (wie Anm. 13), S. 147.
- 44 Voraus I./InfRgt 15 (rd. 880 Mann), dahinter FüsBtl Lippe (940 Mann/Major Rohdewald) u. I./InfRgt 55 (OTL von Böcking), II. u. III./InfRgt 55 als BrigReserve in gedeckter Aufstellung zwischen Garitz und Saalebrücke.
- 45 Gegen 9 Uhr war 9. Kp/III./InfRgt 11 an den linken Flügel zwischen Badhaussteg und südlichem Ende Kurgarten vorgezogen worden. 7. u. 8. Kp/II./InfRgt 11 der BrigReserve auf die Winterleite, V.(Schtz-) u. 9. Kp/III./InfRgt 15 der DivReserve, nach Reiterswiesen; s. Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 6), S. 81, 80 u. 85.
- 46 3. InfBrig/Generalmajor Schuhmacher (7. JgBtl, I. u. II./InfRgt 12, rd. 2.250 Mann), sechs gezogene 6-Pfdr./ $\frac{3}{4}$ Btrr Zeller u. Chvl-Esk von Egloffstein, ca. 100 Reiter, dabei auch Generalleutnant Ritter von Feder; s. Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 32), S. 68f.
- 47 4. InfBrig/Generalmajor von Hanser (3. JgBtl, I. u. III./InfRgt 10, rd. 2.300 Mann) marschierte über Haard nach Hausen, dabei zwei 12-Pfdr./Btrr Kirchhoffer. Nachgeschickt reit Btrr Hellingradt/sechs 12-Pfdr. u. Btrr Girt/acht gezogene 6-Pfdr. aus der ResArt; s. ebd.
- 48 Bayer. 1. InfDiv/Generalmajor Stephan mit 1. InfBrig/Generalmajor von Steinle bzw. Oberst von Prantkh, (II. u. III. Btl/Bayer. InfLeibRgt, II. u. III./InfRgt 1, I./InfRgt 2 u. 2. JgBtl) sowie 2. InfBrig/Generalmajor Ritter von Welsch (II. u. III./InfRgt 2, I. II u. III./InfRgt 8). Chvl-Rgt 3 mit 4 Esk, $\frac{3}{4}$ Btrr Musinan/sechs 12-Pfdr., Btrr Hutten/acht gezogene 6-Pfdr; s. Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 6), S. 84. Rd. 8.700 Mann, 440 Reiter u. 14 Kanonen. Btrr Musinan verschoss am 10.7. 1866 insges. 220, HalbBtrr Hutten 56 Schuss.
- 49 Bayer. 4. InfDiv/Generalleutnant Ritter von Hartmann mit 7. InfBrig/Oberst Bijot (I., II. u. III. Btl/InfRgt 5, I. u. II./InfRgt 13 u. 8. JgBtl) sowie 8. InfBrig/Generalmajor Cella (I. u. II./InfRgt 9 u. II./InfRgt 4). Chvl-Rgt 6 mit 4 Esk, Btrr Hang/acht 12-Pfdr sowie Btrr Königer/acht gezogene 6-Pfdr. Zur Division fehlen Stärke- u. Verlustangaben in Gene-

- ralquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 6), Beilage III/VII. Nach dem Gefecht bei Rossdorf am 4.7.1866 hatten die genannten InfBtl durchschnittl. 782 Mann. Für die acht InfBtl ergibt sich damit zzgl. 500 Mann/8. JgBtl eine Gesamtstärke von knapp 6.700 Infanteristen, 415 leichten Reitern u. 16 Kanonen.
- 50 Bei der „Schwarzen Pfütze“ Bttr Gramich u. Cöster sowie Bttr Minges u. Mehler, zusammen 32 12-Pfdr. Zwischen Münnerstadt und Schwarze Pfütze reitBttr Lepel/sechs eigene u. zwei 12-Pfdr reitBttr La Roche. Von diesen 40 Kanonen kamen nur die acht 12-Pfdr Lepel am Abend des 10.7.1866 zum Schuss.
- 51 Hoenig, Entscheidungskämpfe (wie Anm. 32), S. 104.
- 52 General Zoller durfte wenigstens auf den Vorstoß des Generals Cella mit drei InfBtl, einer Bttr 12-Pfdr u. etwas Kav aus südostwärtiger Richtung rechnen, solange musste er mit seinen Kräften halten. Der Befehl erging mündlich vom Feldmarschall an General von der Tann, Zeitbedarf für die Übermittlung ca. $\frac{3}{4}$ Stunde; s. ebd., S. 105f.
- 53 I. u. II./InfRgt 12 (820 bzw. knapp 840 Mann) u. zwei Esk/4. Chvl-Rgt, etwa 200 Reiter. Die $\frac{3}{4}$ Bttr Zeller ging mit sechs gezogenen 6-Pfdrn neben der Bttr Redenbacher in Feuerstellung, II. Btl/InfRgt 12 nach Reiterswiesen, s. Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 6), S. 85.
- 54 2. Kp/I./2. westf. InfRgt Nr. 15, knapp 200 Mann unter Hauptmann von dem Busche.
- 55 Dabei riss er selbst das FüsBtl Lippe auseinander: 3. u. 4. Kp gingen westlich der Saale auf die Hauptbrücke vor, 1. u. 2. Kp folgten unter Major Rohdewald I./InfRgt 15 über die Saale, gefolgt vom I./InfRgt 55/OTL von Boecking; s. Goeben: Treffen (wie Anm. 12), S. 17 u. Hölzermann, Ludwig.: Der Antheil des Bataillons Lippe an dem Feldzuge der Main-Armee im Sommer 1866. Detmold 1866, S. 21. Falsch bei Fontane: Der deutsche Krieg (wie Anm. 23), S. 110, der das gesamte Btl Lippe übergehen lässt.
- 56 II. u. III. (Füs-) Btl/InfRgt 55.
- 57 JgBtl 6 mit vier JgKp u. III./InfRgt 9 mit sechs InfKp; s. Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 6), S. 85.
- 58 JgBtl 7 (rd. 630 Mann), I. u. II./InfRgt 12 (820/840 Mann), $\frac{3}{4}$ Bttr Zeller/sechs gezogene 6-Pfdr., drei Esk/Chvl-Rgt 4, Bttr Redenbacher/acht gezogene 6-Pfdr. u. Artilleriezug Gößner/Bttr Schuster/zwei glatte 12-Pfdr.
- 59 In Münnerstadt der Souseder, bei Winkels der Oberbefehlshaber, hinter dem Kapellenfriedhof der Generalstabschef.
- 60 „Verschossen“: die am Mann mitgeführte „Taschenmunition“ aufgebraucht. IV.(Schtz-) u. 7. Kp/II./InfRgt 15 gegen 11 Uhr von 6. Kp/II./InfRgt 15 u. 11. Kp/III./InfRgt 11 u. 6. u. 8.Kp / II./InfRgt 15 gegen Mittag von 11. u. 12./III./InfRgt 9 abgelöst u. marschierten zurück. Munitionsergänzung erst in Winkels, da zunächst nur eine zeitlich begrenzte Verteidigung beabsichtigt war u. deshalb in Kissingen kein Munitionersatz vorbereitet worden war: „Die peinlichsten Meldungen [...] bezogen sich auf den frühzeitig eintretenden Mangel an Infanteriemunition. Verschiedene Zufälligkeiten ließen die Fahrzeuge nicht auffinden, und als sie endlich eintrafen, waren es widrige Umstände, welche die Munitionsausgabe weiter verzögerten.“; s. Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 32), S. 109, Fußnote **).
- 61 4. Kp in die Stadt, 1.–3.Kp/6. JgBtl/Major von Guttenberg Stationsberg, 10., 11., 12. u. VI. (Schtz-)Kp/II./InfRgt 15.
- 62 Goeben: Treffen (wie Anm. 12), S. 18.
- 63 2. Kp/I./InfRgt 15 folgend überschritten 1., 3. u. 4. Kp/I./15, 1. u. 2. Kp/FüsBtl Lippe/Major Rohdewald sowie die vier InfKp I./InfRgt 55/OTL v. Boecking die Saale.
- 64 Zwei Halbzüge Schtz 1.Kp/I./InfRgt 15/Lieutenant von Riedel u. Feldwebel Baxmeier, ein Halbzug Musketiere 2.Kp/I./InfRgt 15/Premierlieutenant von Mayer sowie II. Zug/OLt Kotzenberg u. eine „Section“ III. Zug/Lt. Graf von Merveldt, 2. Kp/FüsBtl Lippe (41 Mann), konnten sich gegen II./InfRgt 12/Major Kohlermann (rd. 840 Mann) halten, weil es nur seinen Aufklärungsauftrag gegen Arnshausen ausführte und nicht ernsthaft gegen die Preußen auf der Bodenlaube vorging. Ein Gegenstoß d. 6. JgBtl brach im preuß. ArtFeuer zusammen; s. Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 32), S. 118. Bttr Eynatten/sechs 12-Pfdr in Feuerstellung am südlichen Abhang des Altenberges. V. (Schtz-) u. 9.Kp/III./InfRgt 1 aus Reiterswiesen waren auf die Winterleite südlich Winkels zurückgegangen. Die schwachen preuß. Kräfte hielten die Bodenlaube bis zur Fortsetzung des Angriffs auf Winkels. II./InfRgt 12 ging gegen 14 Uhr auf Nüdlingen

- zurück; s. Goeben: Treffen (wie Anm. 12), S. 18, Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 6), S. 95f. u. 107, Hölzermann: Bataillons Lippe (wie Anm. 55), S. 22–24, Hamm/Moewes: FeldArtRgt 7 (wie Anm. 35), S. 183.
- 65 Goeben: Treffen (wie Anm. 12), S. 19f.
- 66 FüsBtl Lippe-Detmold; s. Hölzermann: Bataillons Lippe (wie Anm. 55), S. 21f.
- 67 Fontane: Der deutsche Krieg (wie Anm. 23), S. 111.
- 68 Krieg: Kriegs-Tagebuch 15 (wie Anm. 2), S. 46f.
- 69 1. u. 4. Kp/I./InfRgt 55 („Halbbataillon [Hauptmann von] Below“) u. Halbzüge der „*Lieutenants Effnert, v. Wurmb und v. Burt*“, I./InfRgt 15 der Brig Wrangel; s. Krieg: Kriegs-Tagebuch 15 (wie Anm. 2), S. 49.
- 70 Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 6), S. 89.
- 71 III. (Schtz-)Kp/II./InfRgt 15 u. 11. Kp/III./InfRgt 15.
- 72 Goeben: Treffen (wie Anm. 12), S. 22.
- 73 Die „2/3 3. und 4./L.D. sowie 53er“; s. Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 32), S. 122–124. „L.D.“ = Lippe-Detmold. Den Übergang über den „Badhaussteg“ reklamieren InfRgt 15 (s. Krieg: Kriegs-Tagebuch 15 [wie Anm. 2], S. 48) u. FüsBtl L.D. (s. Hölzermann: Bataillons Lippe [wie Anm. 55], S. 25) jeweils für sich, ohne aufeinander Bezug zu nehmen. Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 32), S. 121 rechnet dies einem Zug 3. Kp/L.D. u. „*Trupps 15er*“ zu.
- 74 Jena, Eduard von: General von Goeben im Feldzuge 1866 gegen Hannover u. die süddt. Staaten u. meine Erlebnisse in diesem Feldzuge als Generalstabsoffizier der Division Goeben. Berlin 1904, S. 55f.
- 75 I./InfRgt 15, Krieg: Kriegs-Tagebuch 15 (wie Anm. 2), S. 48. Drei Halbzüge hatte der BtlKommandeur unter Führung ihrer Leutnante Effnert (3. Kp), von Burt (2. Kp) u. Premierlieutenant von Wurmb (3. Kp) eingesetzt
- „mit dem Auftrage, die nördlichen Ausgänge schnell zu gewinnen, und dann dem Feinde das Verlassen der Stadt zu verwehren.“
- 76 2. Posensche InfRgt Nr. 19 sollte seine Feuer-taufe erhalten, Bataillone am 10.7.1866 je rd. 750 Mann stark; s. Goeben: Treffen bei Kissingen (wie Anm. 12), S. 23. II. u. III. (Füs-)/InfRgt 13 neue DivRes.
- 77 Drei Halbzüge/I./InfRgt 15 unter Feldwebel Baxmeier (1. Kp), Premierlieutenant von Mayer (2. Kp) u. Lieutenant von Riedel (1. Kp) sowie zwei Züge u. eine „Section“/FüsBtl Lippe; s. Krieg: Kriegs-Tagebuch 15 (wie Anm. 2), S. 52 u. Goeben: Treffen (wie Anm. 12), S. 18. Gegenüber standen je ein Zug von V. u. VI. (Schtz-)Kp/III./InfRgt 9, IV. (Schtz-) Kp/III./InfRgt 15 sowie 1., 2. u. 3. Kp/6. JgBtl vorn u. zwei Kp/7. JgBtl dahinter. Kommandeur 7. JgBtl, Major Graf Philipp von Ysenburg-Philippseich fiel. Zwei Kp/7. JgBtl Reserve auf der Winterleite, dorthin zogen sich die Bayern ab etwa 13 Uhr zurück; s. Generalquartiermeisterstab: Antheil (wie Anm. 6), S. 86 u. 91f.
- 78 Halbrunder Höhenzug ostwärts Bad Kissingen von Norden nach Süden: „Wasserbehälter-Höhe“ südostwärts Hausen u. deren Verlängerung, Höhe 293 m, Sinn-, Schlegels- (358,1 m), Osterberg, Winterleite (355,6 m) u. Stationsberg (351 m) sowie Bodenlaube (345 m) u. Finsterberg (328 m). Die heutigen topographischen Karten 1:50.000 (Blätter L 5726 Bad Neustadt a.d. Saale u. L 5926 Schweinfurt, Serie M745, Ausgabe 11-DGID u. 9-DGID, Landesamt für Vermessung u. Geoinformation Bayern, 2012 u. 2011) zeigen nur Sinnberg, Osterberg, Linnenberg u. Finsterberg.
- 79 Div Stephan marschierte mit 9 InfBtl/rd. 7.100 Infanteristen, 440 Reitern u. 10 Kanonen nach Kissingen, II./InfRgt 8 blieb in Münnerstadt; III./InfRgt 8 u. HalbBtrr Hutten/vier gezogene 6-Pfdr., waren nach Aschach detachiert worden.

Franken 1866 – Folge 10: Die militärischen Ereignisse in und um Aschaffenburg im Juli 1866

Nach ihrem Sieg über die Hannoveraner wandten sich die Preußen nach Süden dem süddeutschen Bundeskorps zu. Nach erfolgreichen Gefechten bei Hammelburg und Kissingen Anfang Juli verlagerte sich der operative Schwerpunkt der preußischen Truppen Richtung Frankfurt am Main. Dazwischen lag Aschaffenburg, wo es – vor der Einnahme Frankfurts – zu den nächsten Kampfhandlungen auf bayerischem Boden kommen sollte.

Einleitung

Nach dem preußischen Sieg über die Österreicher bei Königgrätz am 3. Juli 1866 ergab sich auch für die in Westdeutschland operierenden preußischen Truppenteile eine Änderung der Operationsführung. Die nach der Schlacht bei Langensalza zur sogenannten Main-Armee zusammengefassten drei preußischen Divisionen führten nach dem Gefecht bei Kissingen am 10. Juli 1866 einen operativen Rechtsschwenk durch.

Es galt nicht mehr die einzelnen Kontingente der Reichsarmee zu schlagen, sondern die Länder nördlich des Mains, insbesondere die Freie Reichstadt Frankfurt am Main, unter die faktische Kontrolle Preußens zu bringen, um damit für die zu erwartenden Friedensverhandlungen ein ‚fait accompli‘ zu schaffen. Daher marschierte die preußische Main-Armee nach dem Kampf um die Saale-Linie nicht mehr

weiter Richtung Süden zur Verfolgung der Bayerischen Armee, sondern nun von der Rhön westwärts Richtung Spessart.

Die erste Division, die von Bad Kissingen nach Westen schwenkte, war die preußische Division Goeben, ihr folgte zwei Tagesmärsche später die Division Mantteuffel nach. In Gemünden, der ‚Drei-Flüsse-Stadt‘, wo Sinn und Fränkische Saale in den Main münden, wurde die Bagage der Preußen auf Mainkähne verladen und flussabwärts nach Lohr verschifft. Die Soldaten führten auf ihrem Marsch bis Lohr nur ihre Waffen, Patronen und Kochkessel mit.

Die alte kurmainzische Straße von Lohr nach Aschaffenburg nutzend, zog die Division Goeben durch den Spessart weiter nach Westen. Die Division des Generalleutnants Goeben hatte ihre Friedensgarnisonen im Bereich des VII. preußischen Armeekorps im westfälischen Münster.¹ Die Brigade Kummer bog auf die südliche Route über Rothenbuch, Richtung Waldaschaff, ab. Die Brigade Wrangel jedoch blieb auf der direkten Route und erreichte den westlichen Spessarttrand bei Laufach-Hain, am Beginn des Aschafftales.

Im Rhein-Main-Gebiet lag unterdessen das VIII. Bundeskorps unter dem Oberbefehl des Prinzen Alexander von Hessen und bei Rhein. Sein ‚gemischtes‘ oder eher ‚multistaatliches‘ Korps bestand aus Truppen des Königreiches Württemberg, der Großherzogtümer Hessen-Darmstadt und Baden, des Herzogtums Nassau und einem österreichischen Truppenkontingent, das sich zu dieser Zeit turnusmäßig² in

den Bundesfestungen Rastatt und Mainz sowie in der Bundeshauptstadt Frankfurt am Main befunden hatte. Zusätzlich waren Jäger-Kompanien aus Hessen-Homburg und Einheiten des 2. Kurfürstlich Hessischen Husarenregiments, konkret zwei Schwadronen (aus Resten der Armee des zwischenzeitlich schon preußisch okkupierten Kurfürstentums Hessen-Kassel) in das VIII. Bundeskorps eingegliedert worden. Es war somit ein ‚bunt-gemischter Haufen‘, dessen einzelne Divisionskommandeure argwöhnisch die Aktivitäten der jeweils anderen Länderkontingente des Korps beobachteten und gleichzeitig immer wieder versuchen mussten, ihren eigenstaatlichen Interessen Prioritäten bei den militärischen Planungen des Gesamtkorps einzuräumen.

Der ursprüngliche Plan, dass sich die Hannoversche Armee (als 1. Divisionsteil des X. Bundeskorps zusammen mit der 2. Division der norddeutschen Kleinstaaten) mit der Bayerischen Armee (VII. Bundeskorps) und dem VIII. Bundeskorps konzentrisch im Raum thüringisch-hessische Rhön zu einer gemeinsamen Streitmacht vereinen sollte, war durch die Kapitulation der Hannoveraner nach der Schlacht von Langensalza am 27. Juni 1866 gegenstandslos geworden.³ Zu einer Vereinigung der beiden verbliebenen Bundeskorps, nunmehr weiter südlich in der unterfränkischen Region um Würzburg, musste sich das noch im Rhein-Main-Gebiet stehende VIII. Bundeskorps unter Prinz Alexander von Hessen des Tors zum Spessart‘, der Stadt Aschaffenburg mit seiner Mainbrücke, versichern.

Das erste Truppenkontingent des VIII. Bundeskorps, das die bayerische Stadt am Untermain am Nachmittag des 13. Juli 1866 erreichte, war die großherzoglich-hessische 3. Division unter Generalleutnant

Carl Freiherr Pergler von Perglas. Er schlug sein Hauptquartier im renommierten Hotel Freihof im Zentrum der Stadt auf. Der hessische Divisionsgeneral war zwar bis dato ohne Kriegserfahrung, postierte aber seine Truppen dennoch strategisch geschickt in und um die Stadt Aschaffenburg. Die Stadttore wurden jeweils durch Scharfschützenkompanien besetzt. Den Bahnhof und die Straße nach dem Vorort Damm sicherten hessen-homburgische Jägerkompanien. An den Hauptausfallstraßen der Stadt patrouillierten jeweils Schwadronen des 1. Großherzoglich-hessischen Reiterregiments. Die einzelnen Bataillone der vier großherzoglich-hessischen Infanterieregimenter biwaktierten nördlich und westlich der Altstadtmauern.

13. Juli 1866 abends

Die Konfrontation begann am 13. Juli spät nachmittags. Bei Laufach-Hain, im hinteren Laufachtal, dort wo ein Eisenbahnviadukt die Straße Lohr-Aschaffenburg überspannt, kam es zum ersten Zusammentreffen hessischer und preußischer Truppen. Am Spessartrand trafen Erkundungsreiter des Großherzoglich-hessischen 1. Reiterregiments mit den vor den regulären preußischen Truppen aufklärenden Husaren des 8. Westfälischen Husarenregiments aufeinander. Nach kurzem Geplänkel trennten sich die feindlichen Reiter und erstatteten ihren jeweiligen Vorgesetzten Bericht.

General Goeben zog aus dem Spessart heraus im Aschafftal nach Westen über Hain und Laufach und besetzte das Dorf Frohnhofen. Dagegen zog General Perglas seine beiden Infanteriebrigaden im Aschafftal von Aschaffenburg nach Osten bis zu den sogenannten Weiberhöfen bei Frohnhofen vor. Beim abendlichen Versuch, das Dorf durch hessische Truppen

zurückzuerobern, kam es zu einem heftigen Gefecht, bei dem die großherzoglich-hessischen Truppen, ohne Deckung über reife Kornfelder angreifend, von dem Kugelhagel der preußischen Zündnadelgewehre blutig dezimiert wurden.

Die Hessen verloren innerhalb weniger Stunden 420 Soldaten durch Verwundung, 180 Soldaten waren tot oder vermisst. Zwölf Offiziere fielen. Darunter u.a. der stellvertretende Generalstabschef Major Kröll sowie die Hauptleute Koeniger, Kolb und von Wachter. Oberst Schenk, Chef des 4. Großherzoglich-hessischen Infanterieregiments Prinz Karl, verstarb infolge seiner schweren Verwundung einige Tage später.

Die geschlagenen und demoralisierten hessischen Truppen zogen sich am späten Abend und noch in der Nacht nach Aschaffenburg zurück und mit ihnen hunderte verwundeter und sterbender Soldaten. In Aschaffenburg herrschte derweil Chaos. Weder die militärische sanitätsdienstliche Versorgung noch die zivilen medizinischen Einrichtungen der Stadt waren auch nur annähernd in der Lage, ‚aus dem Stand heraus‘ die Versorgung der Massen an Verwundeten und Sterbenden zu gewährleisten. Der Ausruf *„Die Preußen kommen!“* verbreitete Angst und Schrecken.

General Perglas, der abends in seinem Hauptquartier im Hotel Freihof schon mit Champagner auf den vermeintlichen Sieg seiner Truppen angestoßen hatte, wurde durch die folgenschweren Ereignisse förmlich überrollt. Er war als militärischer Führer in vielerlei Hinsicht überfordert und ratlos. Mit morgendlicher Inbetriebnahme der Telegraphenstation am Aschaffener Bahnhof setzte der Magistrat der Stadt eine Meldung an das Mutterhaus der Vinzentinerinnen nach München ab.

Unabhängig von den lokalen Geschehnissen trafen noch in der Nacht und bis

zum frühen Morgen weitere Soldaten des VIII. Bundeskorps in Aschaffenburg ein. Es war dies die österreichische Brigade General Hahn unter ihrem Divisionskommandeur Feldmarschall-Leutnant Erwin Graf von Neipperg.⁴ Vom Korpskommando war vorgesehen, dass im Laufe des Tages die übrigen Kontingente des VIII. Bundeskorps, d.h., die königlich-württembergischen und die großherzoglich-badischen Divisionen nach Aschaffenburg folgen sollten. Da die Stadt mit den hessischen Soldaten überfüllt war, mussten die einzelnen Eisenbahnzüge mit den neu ankommenden österreichischen Soldaten in den Feldern, Wiesen und Auen der Aschaff am Ostrand der Stadt entladen werden.

14. Juli 1866 morgens

Feldmarschall-Leutnant Neipperg blieb am Morgen des 14. Juli nur kurze Zeit, seine Truppen aus den Waggons heraus (das sog. ‚Auswaggonieren‘) in Gefechtsordnung zu bringen. Das Regiment Wernhardt hatte seine Heimatgarnison in Treviso, einer Stadt im damals österreichischen Venetien, dreißig Kilometer nördlich der Lagunenstadt. Das 3. Bataillon des Regimentes Reischach stammte aus dem böhmischen Czaslau, das 3. Bataillon des Regimentes Heß aus St. Pölten in Niederösterreich und das 3. Bataillon des Regimentes Nobili hatte seinen Friedensstandort im nordböhmischen Gitschin.

Feldmarschall-Leutnant Neipperg verfügte über keine eigene österreichische Kavallerie. Aus der Bundesfestung Mainz waren seiner 4. kombinierten Division aber zwei Schwadronen des Kurhessischen Husarenregimentes Nr. 2 zugeordnet worden. Bis auf einige Ausrüstungsdetails (Mützenbeutel- und Säbeltaschenfarbe

etc.) sahen diese in ihren dunkelblauen Husarenuniformen den auf preußischer Seite kämpfenden ‚Paderborner blauen Husaren‘ vom 8. Westphälischen Husarenregiment zum Verwechseln ähnlich.

Währenddessen hatten die Preußen nach dem siegreichen Gefecht vom Vorabend bei Frohnhofen ihren Marsch im Aschafftal nach Westen fortgesetzt: Die Brigade Wrangel nördlich des Flüsschens auf der Verbindungsstraße Aschaffenburg – Goldbach, die Brigade Kummer südlich des Flüsschens auf dem Eisenbahndamm der Bahnlinie Würzburg – Aschaffenburg. Zwischen Aschaffenburg und Goldbach, wo die Landstraße die Bahnlinie kreuzt, trafen die gegnerischen Truppen gegen 9.00 Uhr früh aufeinander.

Batterien des 7. preußischen Feldartillerieregimentes eröffneten vom Kugelberg aus die Kanonade auf die im östlichen

Vorfeld der Stadt gruppierten österreichischen Bataillone. Diese antworteten mit gut liegendem Feuer ihrer am Auhof aufgestellten Batterien. Trotz der heftigen Kanonade rückten die Preußen unbeirrt beiderseits des Flüsschens weiter in Richtung der Stadt vor.

Zu diesem Zeitpunkt geschah das Unglaubliche. Ohne jegliche Absprache zwischen dem hessischen General Perglas und dem Kommandeur der frisch eingetroffenen österreichischen Truppen des Feldmarschall-Leutnants Neipperg marschierten die nördlich und westlich der Stadt Aschaffenburg biwakierenden hessischen Truppen über die Hanauer- und die Darmstädter Landstraße in Richtung ihrer Heimat nach Westen ab. Ein eigentliches Unterstellungsverhältnis bestand zwischen den beiden Divisionsgenerälen nicht. Pergler von Perglas war älter, aber kampfunerfahren; Graf Neipperg jünger, aber kriegserfahren. Ihr gemeinsamer Oberkommandierender des VIII. Bundesarmee Korps, Prinz Alexander von Hessen, war in der Nacht und am frühen Morgen noch nicht zu erreichen.

So stand Neipperg nun plötzlich alleine den Preußen gegenüber. Gemeinsam mit den noch kampffähigen Soldaten der großherzoglich-hessischen Division wären beide Truppenkontingente der preußischen Division Goeben zahlenmäßig ebenbürtig gewesen. Nun waren die Preußen den Österreichern aber infanteristisch 2:1 überlegen. Hinzu kam die überragende Feuerkraft des preußischen Zündnadelgewehres. Es erlaubte nicht nur eine deutlich schnellere Schussfolge, sondern auch aus gedeckter Stellung und im Liegen zu schießen.

Lediglich vereinzelte großherzoglich-hessische Truppenteile, die sich noch im Osten der Stadt befanden, leisteten den Österreichern Unterstützung. Dazu zähl-



Abb. 1: Feldmarschall-Leutnant Erwin Graf von Neipperg (1813–1897).



Abb. 2: Der Kampf am Herstatttor.

ten eine effektiv wirkende, gezogene Hinterladerbatterie unter Hauptmann von Herget und die 3. Schwadron des 1. Reiterregiments unter Major von Buchenröder.

Am rechten preußischen Flügel gelang es drei Kompanien als Vorhut des 2. Westfälischen Infanterieregimentes Nr. 15, den strategisch wichtigen Windmühlenhügel der Aumühle im Sturm zu nehmen. Von dort aus wurden die österreichisch-hessischen Batterien durch seitliches Infanteriefeuer unter Beschuss genommen, so dass diese sich Richtung Stadt zurückziehen mussten. Am linken preußischen Flügel drang die Brigade Kummer in das dichte Gehölz der Fasanerie ein. Das mitten im Wäldchen gelegene Wirtschaftsgebäude der Fasanerie wurde heftig umkämpft. Preußen und Österreicher führten hier ein blutiges Bajonettgefecht Mann gegen Mann.

Die Tragik des Schicksals wollte es, dass sich in Aschaffenburg das österreichisch-venetianische Regiment Wernhardt und das 5. Westfälische Infanterieregiment Nr. 53 als Feinde gegenüberstanden. Beide Regimenter waren noch wenige Monate zuvor als Kontingentruppen gemeinsam und kameradschaftlich in der Schlosskaserne der Bundesfestung Mainz gelegen.

Die Brigade Kummer stieß durch die Fasanerie und verfolgte die sich in die Mauern der Stadt zurückziehenden Österreicher durch das Sandtor. Hier verblutete der junge Leutnant Coppenrath, Regimentsadjutant des 5. Westfälischen Infanterieregimentes Nr. 53, nach einem Oberschenkeldurchschuss mit Schlagaderzerreißung.

Nach heftigen Kämpfen um den strategisch wichtigen Bahnhof direkt vor den Toren der Stadt drangen auch die ehemals rechts der Aschaff kämpfenden Regimenter der Brigade Wrangel entlang der Goldbacherstraße weiter vor. Die österreichischen Truppen zogen sich im Kampf

Mann gegen Mann durch das Herstattor in die Stadt zurück. Hauptmann Latterer von Lintenburg, Kompaniechef im Regiment Wernhardt, konnte das enge Tor solange mit seinen Männern zäh gegen die vordringenden Preußen verteidigen, bis alle Österreicher hinter die Mauern der Stadt gelangen waren. Durch die verwinkelten Gassen der Altstadt strebten alle Verteidiger der Mainbrücke zu. An der Brückenrampe stauten sich zurückziehende Infanterie, Artillerie und Reiterei wie in einem Flaschenhals. Der geordnete Rückzug begann sich zunehmend, in eine panikartige Flucht zu verwandeln. Die Mainbrücke wurde, wie schon zuvor die mittelalterlichen Stadttore, zum entscheidenden Nadelöhr.

Die Brücke stand bereits unter preußischem Infanteriefeuer, als es den beiden kurhessischen Schwadronen gelang, auf das gegenüberliegende Ufer auszuweichen. Aufgrund der Ähnlichkeit ihrer dunkelblauen Uniform mit der des 8. preußischen Husarenregimentes hatte man sie anfänglich für eigene Soldaten gehalten und daher nicht beschossen. Einer ihrer beiden Schwadronschefs, der aus altem kurhessischen Adel stammende Rittmeister Karl Malchus von Baumbach, wurde beim Rückzug über die Mainbrücke von einer preußischen Gewehrkegel getroffen und erlag kurze Zeit später im linksmainischen Seligenstadt seiner schweren Verletzung. Zuletzt gelangten General von Hahn, neben ihm der Generalstabsoffizier von Smalawski, hinter diesem ein regelloser Haufen Soldaten mit einer Fahne, sodann der Divisionsgeneral Feldmarschall-Leutnant von Neipperg mit seinen Adjutanten Oberleutnant Cechowitz und Slameczka sowie dem Ordonnanzoffizier Graf Esterhazy, trotz des feindlichen Feuers ruhig im Schritte reitend, über die Brücke.

Stadt und Mainbrücke fielen gegen Mittag des 14. Juli 1866 in die Hand der Preußen. Die letzten österreichischen Gefangenen wurden von preußischen Kü-rassieren auf dem gegenüberliegenden Mainufer im Park Schönbusch gemacht. General Goeben stieg im Hotel Freihof ab und wählte damit das gleiche Quartier, das noch keine vierundzwanzig Stunden zuvor dem großherzoglich-hessischen General Perglas als Unterkunft gedient hatte. Der am frühen Nachmittag in Aschaffenburg eintreffende preußische Oberbefehlshaber General Vogel von Falkenstein gab seinen Offizieren im Schloss Johannisburg am Abend ein glänzendes Siegesbankett. Der Truppe wurde nach den Gefechten der letzten Tage ein Ruhetag verordnet.

Bilanz

Die Gefangenen des Tages und der vorausgegangenen Gefechte wurden in Schulen und Kirchen untergebracht, darunter die Jesuitenkirche, die protestantische Kirche, die königliche Studienanstalt und das Knabenseminar. Kriegsgefangen waren insgesamt 14 österreichische Offiziere und 1.500 Soldaten, acht bayerische Offiziere und 800 Soldaten, 200 Hessen und 30 Zivilisten (Mitglieder eines hessischen Turnerbundes).

Den italienisch-venetianischen Soldaten vom Regiment Wernhardt wurde von preußischer Seite der sofortige Rücktransport in ihre Heimat freigestellt. Das Königreich Sardinien-Piemont war in diesem Krieg Verbündeter Preußens, und eines seiner Kriegsziele war die Rückgewinnung („Risorgimento“) der seit Jahrzehnten österreichisch beherrschten Provinz Venetien.

In der Gluthitze der damaligen Sommertage wurden sodann die vor den Toren gefallenen Soldaten an Ort und Stelle ein-

gescharrt. Für die innerhalb der Stadt Gefallenen hob man dagegen eilig auf dem Hauptfriedhof ein Massengrab aus. In diesem wurden laut Inschrift „142 Soldaten aus Churhessen, Hessen, Österreich und Preußen“ beigesetzt. Die Verwundeten brachte man in der Aschaffener Kaserne des 4. Königlich-bayerischen Infanterieregimentes, dem Garnisonslazarett, den Städtischen Spitälern, der Orangerie und in verschiedenen Privathäusern unter. Ihrer Pflege nahmen sich Vinzentinerinnen und Niederbronner Schwestern an.

Die Verlustliste des Gefechtes von Aschaffenburg am 14. Juli 1866 weist bei der preußischen Mainarmee 5 Offiziere und 22 Mann als Gefallene aus. 12 Offiziere und 126 Mann waren verwundet, 5 Mann wurden vermisst. Beim VIII. Bundeskorps zählte die österreichische Brigade 5 Offiziere und 245 Mann als Gefallene, 16 Offiziere und 434 Mann wurden verwundet, 15 Offiziere und 1.540 Mann waren vermisst bzw. gefangen; die großherzoglich-hessische Division meldete 2 Mann gefallen, 2 Offiziere und 17 Mann verwundet, 15 Mann vermisst bzw. gefangen, wohingegen bei den kurhessischen Husaren 3 Mann getötet worden waren, 3 Offiziere und 19 Mann waren verwundet und 5 Mann vermisst.

Das Umfeld Aschaffenburgs blieb preußisch besetzt, in den Mauern der Stadt wurde ein Bataillon des 2. Thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 32 einquartiert. Den Oberbefehl der Besatzungstruppen führte Oberst von Kortzfleisch, Kommandeur des 4. Westfälischen Landwehrregiments Nr. 17.

Der Feldzug der preußischen Mainarmee sollte sich in der Folge noch weitere zwei Wochen hinziehen. Am 16. Juli 1866 besetzten preußische Truppen kampflos die Bundeshauptstadt Frankfurt

am Main. Mit gezogener Pistole ritten die Kürassiere des 4. Westfälischen Kürassierregiments von Aschaffenburg und Hanau kommend in das Allerheiligentor ein. Bevor die preußischen Truppen in ihre abendlichen Quartiere zogen, nahmen sie unter klingendem Spiel vor ihren Generälen paradierend auf dem Roßmarkt und der Prachtstraße Zeil Aufstellung.

Mit der militärischen Okkupation ging die Regierungsgewalt über das Herzogtum Nassau und die Stadt Frankfurt auf den preußischen Oberkommandierenden der Mainarmee, General Vogel von Falkenstein über. Aus der Freien Reichsstadt wurde eine preußische Provinzstadt, was sie bis zur Auflösung Preußens durch die Alliierten 1947 bleiben sollte. Das reiche Frankfurt wurde mit exorbitanten Kontributionen für die Mainarmee belegt. Bürgermeister Fellner hielt dem Druck und der Schmach nicht stand und wählte den Freitod.

Am 20. Juli 1866 besetzten die Preußen die südlich der Mainmetropole gelegene großherzoglich-hessische Residenz Darmstadt. Am gleichen Tag wurde der bisherige Oberkommandierende der preußischen Mainarmee, General Vogel von Falkenstein, zum Gouverneur im besetzten Böhmen bestimmt. Nachfolger wurde einer seiner bisherigen Divisionsgeneräle, nämlich General von Manteuffel.

Nach den Ruhetagen in Frankfurt begann die preußische Armee ab 22. Juli 1866 die Verfolgung des VIII. Bundeskorps vom Odenwald zur Tauber. Nach wie vor suchte dessen Kommandeur Prinz Alexander von Hessen eine Vereinigung mit der bayerischen Armee zu erreichen. Bis zum endgültigen Waffenstillstand in Würzburg am 30. Juli 1866 kam es in der Folge noch zu mehreren blutigen Gefechten in Tauber- und Unterfranken.

Prof. Dr.med.habil. Werner Dittmann (geb. in Frankfurt/Main) studierte Humanmedizin. Nach seiner neurochirurgischen Aus- und Weiterbildung (Bundeswehrzentral Krankenhaus Koblenz bzw. Universitätsklinik Würzburg) erfolgte 1989 die Habilitation. Seit 1996 ist er Chefarzt der Neurochirurgischen Klinik am Klinikum Aschaffenburg. Der Bundeswehr ist er als Oberstarzt der Reserve und Beratender Neurochirurg des Zentralen Sanitätsdienstes der Bundeswehr verbunden. Nebenberuflich beschäftigt er sich mit neuerer deutscher Geschichte unter besonderer Berücksichtigung militärhistorischer Aspekte. Seine Anschrift lautet: Altdorferstraße 17, 63739 Aschaffenburg, E-Mail: dittmann.dr@t-online.de.

Literatur:

- a. Das Gefecht von Aschaffenburg im Speziellen: Ellinger, Leopold: Genfer Konventionsreise nach Aschaffenburg und Tauberbischofsheim, in: Erheiterungen. Belletristisches Beiblatt zur Aschaffener Zeitung, Nr. 259–261, 263. Aschaffenburg 1866, S. 1033–1036, 1039–43, 1050f.
- Günther, Adolf: Das Gefecht bei Aschaffenburg am 14. Juli 1866. Aschaffenburg 1902.
- Pfeifer, Ernst: 1866. Ein Bruderkrieg in unserer

- Heimat. Sonderbeilage zum 100jährigen Gedenken. Aschaffenburg 1966.
- b. Das Gefecht von Aschaffenburg im Rahmen des Feldzuges von 1866 in Westdeutschland: Blume, Wilhelm von: Geschichte des Infanterie-Regiments Herwarth von Bittenfeld (1. Westfälischen) Nr. 13 im 19. Jahrhundert. Berlin 1910.
- Fontane, Theodor: Der deutsche Krieg von 1866. Bd. 2: Der Feldzug in West- und Mitteldeutschland. Berlin 1870.
- Lettow-Vorbeck, Oscar von: Geschichte des Krie-

- ges von 1866 in Deutschland. Bd. 3: Der Mainfeldzug. Berlin 1902.
- Mels, August: Von der Elbe bis zur Tauber. Der Feldzug der preußischen Main-Armee 1866. Bielefeld/Leipzig 1867.
- Müller, Klaus: 1866. Bismarcks deutscher Bruderkrieg. Graz 2007.
- Rosenwald, Walter: Die Herzoglich Nassauische Brigade im Feldzug 1866 unter Berücksichtigung von Feldtruppen aus Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Baden, Württemberg und Österreich (= Wacker, Peter/Rosenwald, Walter [Hrsg.]: Das Herzoglich Nassauische Militär 1806–1866, hrsg. v. Guntram Müller-Schellenberg, Bd. 3). Taunusstein 1983.
- Zimmermann, Wilhelm: Illustrierte Kriegsgeschichte des Jahres 1866 für das deutsche Volk. Stuttgart 1868.
- c. Militärhistorische Veröffentlichungen:
- Großer Generalstab Preußen (Hrsg.): Der Feldzug von 1866 in Deutschland. Berlin 1867.
- Hessen, Prinz Alexander von: Feldzugsjournal des Oberbefehlshabers des 8ten deutschen Bundesarmee-Corps im Feldzug des Jahres 1866 in Westdeutschland. Darmstadt 1867.
- K.k. Generalstabsbureau für Kriegsgeschichte: Die Kriegsergebnisse in Westdeutschland im Jahre 1866, in: dass.: Österreichs Kämpfe im Jahre 1866, Bd. 5. Wien 1869.

Anmerkungen:

- 1 Die 8. Paderborner Blauen Husaren gehörten zwar zur Division (Div) Goeben, waren aber am eigentlichen Gefecht nicht beteiligt, da auch sie zur Flankendeckung nördl. der Aschaff eingesetzt waren. Die preußische Div Goeben verfügte inkl. der beigegebenen Artillerie (Art) über ca. 14.400 Mann und 31 Geschütze. Ihre im Kampf um Aschaffenburg eingesetzten Brigaden (Brig) waren: die 25. Infanterie (Inf) Brig Generalmajor v. Kummer mit dem 1. Westfälischen InfRegiment (Rgt) Nr. 13 unter Oberst v. Gellhorn aus Münster u. dem 5. Westfäl. InfRgt Nr. 53 unter Oberst v. Tresckow aus Wesel sowie die 26. InfBrig Generalmajor Freiherr v. Wrangel mit dem 2. Westfäl. InfRgt Nr. 15 unter Oberst Frhr. v. der Goltz aus Bielefeld, dem 6. Westfäl. InfRgt Nr. 55 unter Oberst Stoltz aus Minden u. dem Füsilierbataillon (Btl) Lippe. Die ReserveBrig unter Generalmajor v. Tresckow, die ebenfalls zur Div Goeben gehörte, war, inkl. des Westfäl. KürassierRgt Nr. 4 u. der 3. reitenden Batterie (Btrr) des ArtRgt Nr. 7 ‚Metting‘ zum Zeitpunkt des knapp dreistündigen Gefechtes von Aschaffenburg noch als Flankendeckung der Mainarmee in den Hügeln nördl. des Aschafftales eingesetzt, haben daher an den eigentlichen Kampfhandlungen in und um Aschaffenburg nicht teilgenommen. Folglich kamen statt planmäßig 31 preußischen Kanonen nur 25 im Gefecht zum Einsatz. Die beiden anderen, ‚kombinierten‘ Div der Mainarmee waren am Kampf um Aschaffenburg nicht beteiligt, da sie noch zwei Tagesmärsche entfernt waren.
- 2 Zur Zeit des Deutschen Bundes bestand eine lebhaft militärische Reisetätigkeit, da in den Bundesfestungen Landau, Luxemburg, Mainz, Rastatt und Ulm sowie in Frankfurt am Main als Sitz des Deutschen Bundes immer Kontingenttruppen aus Preußen, Bayern, Österreich, Hessen usw. präsent sein mussten. Im Rahmen einer solchen Truppenverlegung kam es im August 1856 im Aschafftal östl. Aschaffenburg bei Laufach zu einem schrecklichen Bahnunglück, als Soldaten des k.k. österreichischen LinienInfRgt Nr. 36 ‚Graf Degenfeld‘ aus dem böhmischen Jungbunzlau auf dem Weg zu den Bundesfestungen am Rhein waren.
- 3 Vgl. Kränzlein, Dirk: Franken 1866 – Folge 5: Der Deutsche Bruderkrieg von 1866 – Eine Einführung, in: FRANKENLAND. Heft 1, März 2015, S. 22–37.
- 4 Zu den Truppen Neippergs bei Aschaffenburg zählten die 3 Btl des österreichischen InfRgt Nr. 16 ‚Baron Wernhardt‘ sowie die 3 zu einem Rgt zusammengefassten Btl der k.k. Rgt Nr. 21 ‚Freiherr v. Reischach‘, Nr. 49 ‚Freiherr v. Heß‘ u. Nr. 74 ‚Graf Nobili‘. Des Weiteren gehörten zu den k.k. Truppen das FeldjägerBtl Nr. 35 mit Soldaten aus Venetien und Galizien, die gezogene vierpfündige VorderladerBtrr des ArtRgt Kaiser Franz Joseph Nr. 1 aus Böhmen u. Ungarn sowie die gezogene achtpfündige VorderladerBtrr Kronprinz Erzherzog Rudolph Nr. 2 aus Mährisch-Schlesien u. Galizien. Insges. handelte es sich um 198 Offiziere, 6.794 Mann, 311 Pferde und 58 Fuhrwerke.

Johannes Sander

Klosterbauten des Historismus und der Moderne in Unterfranken¹

Die Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts bedeutete für die jahrhundertelange Tradition klösterlichen Bauens zunächst einen gravierenden Einschnitt. Doch seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert entstand im unterfränkischen Raum wieder eine beachtliche Fülle teils großangelegter Klosterbauten, die ein Stück sich immer rascher wandelnder Architekturgeschichte ebenso widerspiegelt wie die besonderen Anforderungen beleuchtet, die das Bauen für verschiedene Ordensgemeinschaften und ihre Aufgaben mit sich brachte. Einige exemplarische Bauwerke sollen im Folgenden vorgestellt werden.

Einführung

Wenn der Verfasser nun über die Klosterbaukunst des Historismus und der Moderne im unterfränkischen Raum zu berichten versucht, so begibt er sich damit auf ein eher schwieriges Terrain, läuft er doch Gefahr, eine Domäne zu betreten, die eigentlich den Kunstgeschichtsschreibern des Mittelalters und der Frühen Neuzeit vorbehalten zu sein scheint. Mit gewisser Skepsis wird man sich womöglich fragen, was denn an ‚Klosterbaukunst‘ des 19. und 20. Jahrhunderts Großartiges in Unterfranken stehen mag, was sich messen lassen könnte mit den Meisterleistungen des 13. bis 18. Jahrhunderts in Ebrach, Banz oder Münsterschwarzach. Angesichts der sehr ungleichartigen Objektlage und der ziemlich unzureichenden bzw. unzureichend bearbeiteten Literatur und Quellen

lässt sich so etwas wie ein roter Faden, der es vielleicht doch gestattet, von einer konstanten ‚Klosterbaukunst‘ zu sprechen, in der Tat nur schwer spannen. Möglicherweise aber ist dies der eigentliche Gewinn einer Betrachtung klösterlichen Bauens im 19. und 20. Jahrhundert: Dass es eben keine einfach zu rekonstruierende Kontinuität gibt, sondern sich in der architekturgeschichtlichen Entwicklung ein Prozess großer und vielerlei Veränderungen, die das klösterliche Leben und Wirken in Kirche und Gesellschaft der vergangenen zweihundert Jahre insgesamt geprägt haben, fassbar wird. Darüber hinaus versteht sich dieser Beitrag als eine Möglichkeit, auf eine beachtliche Fülle wertvoller architektur- und kunsthistorischer Kleinodien im Unterfränkischen aufmerksam zu machen, die vielen Lesern vielleicht nur flüchtig bekannt, näheren Hinsehens und Erkundens jedoch würdig sind. Das Einzelobjekt also, nicht allein als Zeugnis der Baukunst, sondern oft auch als ‚Gesamtkunstwerk‘ von Architektur, Ausstattung und Ausmalung, spielt mithin mindestens eine ebenso große Rolle wie der Versuch, besagten straffen roten Faden zu spannen.

Zur historischen Entwicklung

Mit Münsterschwarzach wurde soeben ein Stichwort gegeben, das exemplarisch für die Vorbehalte steht, denen sich eine Beschäftigung mit der Klosterbaukunst des 19. und 20. Jahrhunderts gegenübersteht: Es ist die Beendigung einer mindestens tausendjährigen Tradition klösterlichen Bauens, die – nachdem sie einige Jahrhun-

derte früher bereits im nordeuropäischen und angelsächsischen Raum vollzogen worden war – mit der Französischen Revolution und der Napoleonischen Ära in Frankreich sowie der Säkularisation in Österreich, Süd- und Westdeutschland in den rund drei Jahrzehnten um 1800 ebenfalls den mitteleuropäischen Raum erreichte. Diese Vorgänge beraubten auch Unterfranken einer altherwürdigen Tradition und führten zu einigen aus kunst- wie kulturgeschichtlicher Sicht höchst bedauerlichen Klosterabbrüchen, neben Münscherschwarzach etwa Obertheres oder Maria Bildhausen.

Bayern erlebte jedoch relativ früh eine Reorganisation und Revitalisierung des klösterlichen Lebens. Die kirchliche Rekonstruktion im Königreich war insbesondere für Ludwig I., der 1825 als Nachfolger seines Vaters Max I. Joseph den bayerischen Königsthron bestiegen hatte und in der Kirchenpolitik die große, in ihrer Wirkung auch über die Grenzen seines Reiches weit hinausreichende Wende herbeiführte, integraler Bestandteil des von ihm teilweise umgeformten neuen Staates. Eine Reihe im Gefolge der Säkularisation aufgehobener Klöster wurde von ihm wiedererrichtet, so 1830 das niederbayerische Benediktinerkloster Metten und 1834 Otto-beuren, 1837 Scheyern und 1842 Weltenburg. Neubauten waren mit diesen Wiederbegründungen jedoch nicht verbunden, da die alten Kirchen- und Klostergebäude noch vorhanden waren und in der Regel nur wiederhergerichtet wurden. Eine Ausnahme bildete in der Haupt- und Residenzstadt München die Benediktinerabtei St. Bonifaz, deren offizielle Gründung 1850 erfolgte, nachdem der Bau der zugehörigen Kirche als Pfarrkirche der westlichen Maxvorstadt bereits abgeschlossen war.

Erst nach der Jahrhundertmitte stieg die Neubautätigkeit im klösterlichen Bereich spürbar an, wie ohnehin die kirchliche Bautätigkeit infolge des raschen Bevölkerungswachstums einen regelrechten Boom erlebte. Insbesondere die vielen großteils neu gegründeten männlichen und weiblichen karitativen Ordensgemeinschaften verzeichneten einen immer größeren Zustrom. In Unterfranken entstanden seit Ende des 19. Jahrhunderts nennenswerte Neubauprojekte, die es verdienen, unter dem Begriff „Klosterbaukunst“ subsummiert zu werden. Einige davon sollen im Folgenden exemplarisch vorgestellt werden.

Mutterhauskirche der Töchter des Allerheiligsten Erlösers in Würzburg

Die Mutterhauskirche der Kongregation der Töchter des Allerheiligsten Erlösers (seit 1969 Schwestern des Erlösers) in Würzburg gehört zu den größten und bedeutendsten Kirchenbauten des Historismus im Bistum Würzburg.² Die gleichwohl geringe Wahrnehmung dieser Kirche in Öffentlichkeit wie Forschung lässt sich sicherlich in erster Linie darauf zurückführen, dass sie sich zwar im Altstadtbereich befindet, als ausschließlich über die Pforte des Klosters zugänglicher Bau in der großen Hofanlage der Kongregation aber den Blicken im konkreten wie auch im übertragenen Sinn weitgehend verborgen ist. Dabei entsprang die Motivation für die Gründung der Kongregation der Töchter des Allerheiligsten Erlösers gerade dem Bestreben, den sozialen Umwälzungen, die die Entwicklungen des 19. Jahrhunderts in immer bedrängenderer Weise mit sich brachten, tatkräftig in Armen- und Krankenpflege sowie im Schul- und Erziehungswesen zu begegnen. „*War das alte*

*Ideal der Nonne die Abkehr von der Welt hinter dem Gitter der strengen Klausur, so riefen die Menschen jetzt nach der Ordensfrau, die ihre Tätigkeit auch außerhalb der Klostermauer mitten in der Welt ausübte.*³

Den Anstoß zur Berufung von Schwestern, die sich den sozialen Aufgaben in der seit der Mitte des 19. Jahrhundert stetig an Einwohnern zunehmenden alten Residenz- und nunmehrigen Kreishauptstadt Würzburg widmen sollten, gab im Februar 1853 das Bischöfliche Ordinariat. Es richtete ein Gesuch an die Kreisregierung um Genehmigung der Berufung von Schwestern aus dem Mutterhaus Niederbronn. In diesem elsässischen Ort war das Institut 1849 gegründet worden. Durch eine testamentarische Verfügung erhielt die in Würzburg zu errichtende Niederlassung im Herbst 1853 ein Anwesen in der Kettengasse 1. 1854 kamen die ersten Schwestern nach Würzburg und eröffneten ein Haus für meist elternlose, hilfsbedürftige Mädchen zunächst in der Bibrastraße. Zwei Jahre später konnten sie das für ihre Zwecke umgebaute Haus in der Kettengasse beziehen. Rasch breitete sich der Orden in ganz Unterfranken aus und gründete bis 1865 Niederlassungen unter anderem in Ochsenfurt, Miltenberg, Karlstadt und Haßfurt. Doch erst 1866, nach zahlreichen Eingaben, erhielten sie die Stellung einer Körperschaft öffentlichen Rechts, was symptomatisch ist für die Zögerlichkeit, mit der der bayerische Staat sich dazu durchrang, einer solchen kirchlichen Institution seine Anerkennung zu gewähren. Wenig später erklärte Bischof Georg Anton Stahl (1805–1870) die in seinem Bistum vorhandenen Niederlassungen als vom Niederbronner Mutterhaus unabhängig und konstituierte sie als eine selbständige „Kongregation der Töchter des Allerheiligsten Erlösers“.

Fast dreißig Jahre sollte es allerdings noch dauern, bis das Mutterhaus die beengten Räumlichkeiten in der Kettengasse verlassen und eine größere Anlage beziehen konnte. Inzwischen, Mitte der 1890er Jahre, betrug die Gesamtzahl der in ganz Unterfranken tätigen Schwestern um die 400. Im April 1894 endlich konnte die Kongregation den Hof Seebach in der Domerschulstraße und den Ebracher Hof in der Ebracher Gasse käuflich erwerben. Sofort nach diesem Ankauf wurde mit dem Um- und Ausbau zum Mutterhaus begonnen, einschließlich des Neubaus der Kirche. Später ging der Ausbau der Anlage stetig weiter. 1903 wurde der ehemalige Zobel'sche Hof in der Domerschulstraße 15 übernommen und darin die Kunstwerkstätten der Kongregation untergebracht, ein Jahr darauf der sogenannte Hof zum Kalb in der Ebracher Gasse 2, der das Noviziat sowie Wirtschafts- und weitere Zweckgebäude beherbergte. Die Anlage darf – auch mit Blick auf die ausgezeichnete Lage inmitten der Würzburger Altstadt – getrost als riesig bezeichnet werden: Sie erstreckt sich fast über das gesamte Karree Domerschulstraße, Ebracher Gasse und Bibrastraße, lediglich an der Fortsetzung der Domerschulstraße auf der Südseite gegenüber der Alten Universität sowie an der Nordwestecke schräg gegenüber dem heutigen Burkardushaus befinden sich nicht zum Komplex des Mutterhauses gehörige private Wohngebäude.

Der einzige vollständige Neubau von Belang auf dem gesamten Gelände Ende des 19. Jahrhunderts war die Kirche (Umschlag u. Abb. 1). Mit ihrer Errichtung auf der freien Fläche inmitten der verwinkelten und komplexen Hoflandschaft wurde am 18. Mai 1895 durch den ersten Spatenstich begonnen, die offizielle Grundsteinlegung war am 28. Juli 1895. Genau



Abb. 1: Würzburg, Mutterhauskirche der Kongregation der Schwestern des Erlösers, Innenansicht nach Südwesten. (Photo: Johannes Sander).

zwei Jahre später, am 28. Juli 1897 fand die feierliche Konsekration der Kirche zu Ehren des hl. Joseph durch Bischof Franz Joseph von Stein (1832–1909) statt. Zwei Monate später konnte die Kongregation vom ersten Mutterhaus in der Kettengasse in ihr neues Mutterhaus in der Ebracher Gasse übersiedeln.

Julius Groeschel gibt in einem Aufsatz, mit dem er den soeben fertiggestellten Bau 1897 dem Fachpublikum präsentierte, eine ebenso ausführliche wie prägnante Beschreibung und Charakterisierung:

„Die Ausarbeitung des Entwurfes wurde dem in Bayern mit einer Reihe von Kirchenbauten beschäftigten Architekten Josef Schmitz in Nürnberg übertragen. Er löste seine Aufgabe in eigenartiger, einfacher und künstlerisch hochbedeutender Weise. Da die Kirche zunächst den Zwecken des Ordens zu dienen hat und deshalb in unmittelbaren Zusammenhang mit den Klostergebäuden gebracht werden musste, stellte sie der Architekt mit der Westseite einem vorhandenen Gebäude gleichlaufend und legte in einen nördlichen an den Ebracherhof anschließen-

den Anbau den großen Capitelsaal, sodass nur die Ost- und Südseite des Kirchenbaues freistehen. Dieser hat 600 Personen zu fassen. Er ist in den rheinischen Formen der spätromanischen Zeit gehalten, ist gewölbt und zeigt einschiffige Anlage mit breitem zweiachsigen Querschiff. An der linken Seite der Apsis liegt die Sacristei, zur Rechten erhebt sich der Thurm. Der besondere Zweck der Kirche erforderte große Emporen, die den Ordensschwestern ausschließlich zugewiesen sind. Deshalb wurde der ganze abzüglich Apsis und Vierung übrig gebliebene Kirchenraum überbaut.⁴

Anhand dieser Beschreibung mit ihrer stilistischen Charakterisierung bzw. der kurzen Andeutung ihrer an Vorbildern der rheinischen Romanik orientierten Formen wird deutlich, dass eigentlich zweierlei die Mutterhauskirche kennzeichnet: Zum einen handelt es sich tatsächlich um einen Bau, der Rücksicht auf den besonderen Zweck nimmt, dem er zu dienen hatte. Daraus resultiert nicht zuletzt die bemerkenswerte Grundrisslösung, insbesondere die querschiffartigen, von Groeschel als zweiachsig beschriebenen Erweiterungen an West- und Ostseite des einschiffigen Langbaus; man könnte sie auch als Seitenschiffe mit Emporen bezeichnen. Zum anderen ist der Bau unverkennbar ein Kind seiner Zeit, als Zeugnis des Historismus, der sich des stilistischen Repertoires vergangener Kunstepochen bediente und daraus eine der eigenen Zeit als angemessen angesehene künstlerische Sprache formte. Schon Groeschel selbst hatte seinen Aufsatz mit den Worten eingeleitet: „Mit Vorliebe greift [...] unser Jahrhundert auf mittelalterliche Stilformen zurück. Die neuesten Leistungen in dieser Richtung zeugen von einem bis in die kleinsten Einzelheiten gehenden gewissenhaften Studium der Alten, wie es nur mit Zuhilfenahme der reichen wissen-

schaftlichen und technischen Errungenschaften unseres Zeitalters möglich ist. Diese Vertiefung geht mehrfach so weit, dass es, wenn man von den Merkmalen absieht, welche jede Zeit ihren Bauwerken aufdrückt, später schwer fallen möchte, manche Leistungen unserer Tage von jenen des Mittelalters zu unterscheiden.“⁵

Dem genauen Betrachter des Baus dürfte freilich schon aufgrund des guten Erhaltungszustandes des Mauerwerks und des bauplastischen Schmucks nicht entgehen, dass es sich um einen Bau der Zeit um 1900 und nicht des 12. oder 13. Jahrhunderts handelt. Darüber hinaus wurde bereits die ungewöhnliche Bauform beziehungsweise Grundrisslösung angesprochen, die im Mittelalter ohne direkte Parallelen sein dürfte. Was die Einzelheiten betrifft, so zeichnet sich der Bau durch eine sehr reiche und vielfältige Gestaltung aus. Charakteristisch etwa für die Baukunst des späten Historismus ist die malerische Gruppierung der einzelnen Gebäudeteile, die beim Blick auf die Ostseite und die Südpartie eine Fülle unterschiedlicher Ansichten gewährt. Langhaus und breites Querhaus, das Treppenhaus im nordöstlichen Winkel, Altarhaus, Sakristei im Südosten und gegenüberliegender Turm sind jeweils voneinander abgesetzt und als eigene Baukörper im Gesamtgefüge behandelt, teils – wie das kegelhelmgedeckte Treppenhaus – auch die Dachlandschaft mit eigenen Akzenten bereichernd (Abb. 2).

Hinzu kommen die beiden Portale zu Sakristei und Treppenhaus auf der Ostseite, letzteres durch einen mächtigen dreiecksgiebelbekrönten Vorbau besonders hervorgehoben. Auch Gliederung und Durchfensterung sind keineswegs einheitlich. So ist etwa der am Mauerkranz verlaufende Rundbogenfries an Apsis und Querhausgiebel unterbrochen. Eine ge-



Abb. 2: Würzburg, Mutterhauskirche der Kongregation der Schwestern des Erlösers, Außenansicht von Nordosten. (Photo: Johannes Sander).

genüber dem kurzen Vorjoch ganz unterschiedliche Gliederung der Apsis scheint einen zeitlichen Bruch zu markieren, einen ‚Planwechsel‘ sozusagen; Geschichte, so meint man, wird an diesem Bau, der auf keine sehr lange Geschichte zurückblicken kann, mit künstlerisch-architektonischen Mitteln zumindest konstruiert. Im Übrigen dokumentiert sich in dieser Reichhaltigkeit der hohe Anspruch, den die Kirche als geistlich-spirituelles Zentrum einer bereits beachtlich großen und weiter im Wachsen begriffenen Kongregation stellt. Dem entsprechen die bauplastischen Details, etwa die reiche Kapitell-

ornamentik, die beiden Portale an der Ostseite mit ihren verschiedenartigen Säulen, die variantenreichen Friese oder die Dreipassabschlüsse der Blendarkaden über den rundbogigen Schallöffnungen des Turmes. Im Inneren sind die beiden Portale an Ost- und Westwand des Langhauses zu nennen, ferner die Kapitelle des Altarhauses. An figürlichen Darstellungen finden sich an der Apsis unter anderem die vier Evangelistensymbole, wobei sich auch hier eine ausgesprochen rege Phantasie offenbart (Abb. 3).

Erhöht in einer Rundbogennische im Ostgiebel thront zudem eine Christusfigur,

bemerkenswerterweise in der Form des Weichen Stils um 1400 gehalten und wohl nicht zum ursprünglichen Entwurf von Schmitz gehörig. Die größte figürliche Darstellung ist das Relief des wiederum von den vier Evangelistensymbolen umgebenen Christus in der Mandorla im Treppenhauserportal an der Ostseite – auch dies in seiner stilistischen Gestalt unmittelbar vergleichbar mit Schöpfungen des 12. Jahrhunderts.

Allerdings sind alle diese bauplastischen und figürlichen Details nicht nur baukünstlerischer Schmuck und damit gleichsam Selbstzweck, sondern mit ihnen werden in unterschiedlicher Weise offenbar bewusst auch bestimmte Beziehungen eröffnet. Auffällig ist beispielsweise eine Häufung von Motiven und Ornamenten, die Assoziationen mit dem angelsächsischen Kulturkreis wecken; so zum Beispiel die mehrmals auftauchenden Flechtwerke – außen am Treppenhauserportal, innen im Kapitell des nördlichen Innenportals und an einem der Kapitelle des Chorgewölbes – sowie am Außenbau auf den Giebelspitzen die sogenannten Keltenkreuze, bei denen sich die kurzen Arme um ein kreisförmiges Zentrum gruppieren. Dies ist wohl nicht von ungefähr gewählt, scheint dadurch doch ein Verweis gegeben auf die Herkunft der irischen Missionare Kilian, Kolonat und Totnan und so auf die Frühzeit des kirchlichen Lebens im fränkischen Raum und des Bistums Würzburg. Auf die baukünstlerische Tradition Würzburgs wiederum rekurriert die Gestaltung des großen Ostportals zum Treppenturm neben dem Querhausarm (Abb. 4). Sicher nicht zufällig wählte Schmitz für die auf einem mächtigen Löwen ruhende Säule, die den ädikulaartigen Überbau trägt, die Bündelform mit mittigem Knoten und Knospen-



*Abb. 3: Würzburg, Mutterhauskirche der Kongregation der Schwestern des Erlösers, Detail der Apsis.
(Photo: Johannes Sander).*

kapitell: unübersehbarer Fingerzeig auf die berühmten Knotensäulen „Booz“ und „Jachim“ in der ehemaligen Westvorhalle des benachbarten Domes aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Inwieweit ist die Mutterhauskirche der Töchter des Allerheiligsten Erlösers nun aber ein spezifischer Kloster(kirchen)bau? Es wurde bereits angedeutet, dass in der Grundrisslösung zumindest Rücksicht genommen ist auf die Funktion der Kirche als Heimstätte eines Frauenordens, was sich insbesondere in der bedeutenden baulichen Stellung der Emporen in Lang- und Querhaus äußert. Auch die Lage der Kirche inmitten der weitläufigen Hofanlage entspricht dem Wunsch nach klösterlicher Abgeschiedenheit. Jenseits pragmatischer Erwägungen, dass nämlich die Kirche auf einem bislang unbebauten Platz ohne vorherige Freiräumung errichtet werden konnte, drückt sich darin vielleicht das Bedürfnis der Schwestern aus, einen ge-



Abb. 4: Würzburg, Mutterhauskirche der Kongregation der Schwestern des Erlösers, Nordostportal.
(Photo: Johannes Sander).

meinsamen Rückzugsort ausschließlich zum eigenen Gebrauch zu erhalten – vielleicht als Ausgleich für die harte soziale und karitative Arbeit an den Menschen in den Krankenhäusern, Kinderheimen und Altenstationen. Das ist nebenbei bemerkt schon Groeschel aufgefallen: „Eine aus praktischen Rücksichten erforderliche Lichthofanlage, die sich zwischen den nördlichen Teil der Kirche und jenen Verbindungsgang [auf der Westseite] organisch einfügt, hat

der Künstler [Schmitz] ungemein geschickt zu verwerthen gewusst, um hier ein Stück alter klösterlicher Poesie wiederaufleben zu lassen.“ Insofern lässt sich der Bau tatsächlich dem Stichwort „Klosterbaukunst“ zuordnen, wenn er als Neubau auch weitgehend Solitär in dem bereits vorhandenen Bestand der umliegenden Höfe ist; lediglich am Ebracher Hof direkt nördlich anschließend an die Kirche wurde nach Plänen des Würzburger Architekten Franz

Ostberg ein Trakt in neobarocken Formen und damit in Anpassung an den bestehenden Südflügel des Ebracher Hofes aus dem beginnenden 18. Jahrhundert angefügt.

Was die Wahl des Stils der Kirche betrifft, so wird man hier mehrere Gesichtspunkte berücksichtigen müssen. Es fehlte ja eine baukünstlerische Tradition der erst rund eine Generation vorher gegründeten Kongregation. Man wählte daher eine andere Tradition: die der alten Bischofsstadt Würzburg als Zentrale des Bistums wie auch als wichtigste Keimzelle des Christentums im Frankenland. Die Verwendung angelsächsischer Motive oder solcher aus dem unmittelbaren Umfeld wie in Form der Säule am Ostportal weisen deutlich darauf hin. Wer diese Wahl getroffen hat, darf man zumindest vermuten. Zum einen spielte sicherlich Architekt Schmitz eine Rolle, der auf die Neuromanik allerdings nicht festgelegt war. Als Schüler Georg von Hauberrissers in München, Co-Restaurator der Nürnberger St. Sebaldus-Kirche und späterer Mitarbeiter Franz Joseph Ritters von Denzinger kam er eigentlich aus der neugotischen Richtung, wovon in Würzburg seine Grombühler Pfarrkirche St. Josef zeugt.⁶ Er hat also bei der Kirche der Kongregation der Töchter des Allerheiligsten Erlösers wohl eher nur umgesetzt, was grundsätzlich von ihm gewünscht war. Die Richtungsentscheidung für die Neuromanik dürfte vielmehr – wenn nicht von den Schwestern selbst – vom Würzburger Bischof ausgegangen sein. Es gibt dafür keine Quellen, aber es ist hier auf die Sanderauer Pfarrkirche St. Adalbero zu verweisen, für die sowohl Julius Groeschel im Centralblatt der Bauverwaltung 1895 als auch knapp vierzig Jahre später Peter Joseph Jörg in seiner Festschrift zur Kirchenweihe 1934 berichten, Bischof Franz Joseph von Stein habe sich

den romanischen Stil gewünscht: Stein wollte, so schreibt Groeschel, „*an der Stätte, die früher viele romanische Bauten besessen, welche theilweise später zu Grunde gegangen, für andere Zwecke benutzt oder verzapft worden sind, den romanischen Stil wiederbelebt sehen.*“⁷ Es ist wohl nicht abwegig, einen solchen Wunsch Steins auch für die Mutterhauskirche zu vermuten, in deren Planungen er sicherlich eingebunden war. Ein Vergleich mit der in den Grundzügen noch von Denzinger entworfenen, von Schmitz dann aber im Detail ausgestalteten Kirche St. Adalbero zeigt außerdem die große Übereinstimmung des formalen Repertoires der beiden Bauten und der Reminiszenzen etwa an die Würzburger Baukunst des hohen Mittelalters auch und gerade hinsichtlich der Detailgestaltung.

„*Wenn auch der Neubau mit sehr knapp bemessenen Mitteln beschafft werden musste, so drängt sich diese Wahrnehmung doch an keiner Stelle auf, vielmehr durchweht die Stätte trotz ihres anspruchslosen und echt klösterlichen Ernstes eine trauliche und doch edle, erhebende Stimmung, so dass man sie den besten Leistungen kirchlicher Baukunst in unsern Tagen an die Seite stellen darf*“, lautete das lobende Resümee Groeschels 1897 über die Klosterkirche.⁸ Im originalen Zustand ist sie allerdings nicht erhalten. 1912 wurde eine – stilistisch dem Jugendstil nahestehende, inhaltlich sich auf musizierende Engelsgestalten und ein Gotteslamm in der Apsis beschränkende – Ausmalung durch den Aschaffener Kunstmaler Adalbert Hock erstellt. Die Bomben des März 1945 ließen vom Bau weitgehend nur die Umfassungsmauern übrig. Einzig der westliche Querschiffarm blieb einschließlich seiner Gewölbe und des dort heute noch vorhandenen Altars erhalten und konnte schon gegen Ende des



Abb. 5: Kloster St. Ludwig, Gesamtansicht von Südosten.

(Photo: Johannes Sander).

Krieges behelfsweise als Gottesdienststätte benutzt werden. Anfang der 1950er Jahre war der Wiederaufbau abgeschlossen, so dass Bischof Julius Döpfner den Hochaltar am 6. Januar 1952 weihen konnte. Im Nachgang der Liturgiereform erfolgten 1966 weitere Veränderungen. Der gravierendste Eingriff in die Substanz betraf im Inneren den Fortfall der Empore im Langhaus. Nur noch in den Querschiffarmen befinden sich Emporen, auf der Nordseite ist lediglich über der Vorhalle eine Empore mit Orgel angelegt. Damit wurde auch dem rapiden Rückgang der Eintrittszahlen in das Kloster nach dem Zweiten Weltkrieg Rechnung getragen.

Kloster St. Ludwig

Ein weiterer Bau der Zeit um 1900 soll hier vorgestellt werden, diesmal nicht vorrangig im Hinblick auf seine architektonische Gestalt, sondern vor allem auf seine Ausmalung und Ausstattung. Es handelt sich um Kloster und Kirche zur Heiligen Familie von Sankt Ludwig am Main, gegenüber von Wipfeld auf der anderen Seite des Flusses gelegen.⁹ Von ferne kommend, nimmt man eine von einem neuromanischen Turm dominierte Anlage wahr, die schon hinsichtlich ihrer vierseitigen Gestalt an ein Kloster erinnert (Abb. 5).

Doch zunächst zur Vorgeschichte: Ursprünglich befand sich an dieser Stelle ein umfangreiches Waldgebiet, das seit etwa 1770 durch Rodung allmählich verschwand. 1793 wurde man dabei auf eine mineralhaltige Quelle aufmerksam, der bald heilende Wirkung zugesprochen wurde, so dass 1811 nach Genehmigung der großherzoglichen Regierung die Gemeinde Wipfeld hier ein Bad eröffnete, das seit 1825 die Bezeichnung „Ludwigsbad“ nach dem damaligen Kronprinzen und späteren König Ludwig I. trug. Das Ludwigsbad erlebte nun eine rund zwei Generationen andauernde Blüte, die schon 1827/1829 die Errichtung eines neuen Kursaalgebäudes notwendig machte. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts trat jedoch der Niedergang ein, nicht zuletzt bedingt durch die ungünstige Verkehrslage. Zuletzt befand sich in den verwaisten Gebäuden nur noch eine Gaststätte.

1901 gelangte das Ludwigsbad in den Besitz der St. Benedictus-Missionsgenossenschaft St. Ottilien. Diese Kongregation wurde 1886 von dem Beuroner Benediktinerpater Andreas Amrhein mit dem Ziel gegründet, vor allem in den während der wilhelminischen Epoche von Deutschland eroberten Kolonien in Übersee die Heidenmission zu fördern. Zunächst im oberpfälzischen Reichenbach beheimatet, wechselte die rasch wachsende Gemeinschaft 1887 nach St. Ottilien bei Landsberg am Lech, wo in den folgenden Jahren nach Plänen von Hans Schurr ein ausgedehnter Klosterkomplex einschließlich einer stattlichen Abteikirche im frühgotischen Zisterzienserkirchenstil entstand. Trotzdem war die oberbayerische Zentrale bald zu klein geworden, so dass man beschloss, in Unterfranken ein neues Missionsseminar zu errichten. Der Pfarrer in Wipfeld lenkte die Aufmerksamkeit der Mönche auf

das zum Verkauf stehende Ludwigsbad. Sie erwarben die etwas verwahrlosten Gebäude, setzten sie instand und eröffneten noch im Herbst desselben Jahres Schule und Seminar zur Heranbildung des klösterlichen Nachwuchses. Die Leitung erhielt Pater Placidus Vogel, bisher Rektor des Seminars in St. Ottilien. In Anlehnung an den bisherigen Namen des Ortes wurde der hl. Ludwig als Patron gewählt. Der Andrang war in dieser Zeit sehr groß, im ersten Jahr traten 36 Zöglinge ein, 1902 bereits 77 und im folgenden Jahr 82. Die Kleriker absolvierten zunächst noch in St. Ottilien ihr Noviziat, bis 1906 St. Ludwig zum kanonischen Priorat erhoben wurde und damit die Vollmacht zur Aufnahme von Novizen erhielt.

Als Kapelle diente damals eine ehemalige Remise, die nach kurzer Zeit völlig unzureichend war. 1906 wurden Vorbereitungen für einen Kirchenneubau und eine Erweiterung der Klostergebäude getroffen. Zu diesem Zweck erwarb man zunächst angrenzende Grundstücke und eröffnete einen Steinbruch auf eigenem Grund und Boden. Die neue Klosteranlage sollte ein nach Norden offenes Rechteck bilden, wobei das bereits bestehende Seminar als Westflügel in den Plan integriert wurde. Die Kirche war als Ostflügel der Anlage gedacht. Den südlichen Verbindungsflügel wollte man neu aufbauen und als eigentlichen Klostertrakt nutzen. Im Frühjahr 1907 wurde zunächst mit dem Neubau der etwas abseits nordöstlich platzierten Ökonomiegebäude begonnen, die die für die verschiedenen Handwerke notwendigen Werkstätten beherbergten. Am 1. September 1907 erfolgte die Grundsteinlegung zur Kirche durch Abt Norbert Weber von St. Ottilien, Heiligabend 1908 wurde sie benediziert und ein gutes halbes Jahr später von Bischof Ferdinand Schlör



Abb. 6: Kloster St. Ludwig, Kirche, Innenansicht nach Norden.

(Photo: Johannes Sander).

(1839–1924) zu Ehren der Heiligen Familie geweiht.

Die Planung für die gesamte Anlage einschließlich der Kirche ging von St. Ottilien aus. Im März 1907 lag ein Plan vor, den Pater Paulus Sauter, Subprior in St. Ottilien, unterzeichnet und wohl auch gezeichnet hat. Demnach war schon von Anfang an ein Gotteshaus in neuromanischem Stil geplant, denn der Entwurf zeigt im Wesentlichen den heutigen Bau mit Langhaus, eingezogenem Chor und Seitenturm. Lediglich der Turm und die Südfassade (Hauptfassade) wurden leicht verändert ausgeführt. Die örtliche Baulei-

tung hatte ein nicht näher bekannter Architekt namens Alois Suiter aus Tutzing, von dem bislang ebenso wenig wie von Pater Sauter irgendwelche weiteren architektonischen Schöpfungen gesichert sind. Nach der Weihe im Sommer 1909 dauerte es noch einige Jahre, bis sukzessive die Innenausstattung beschafft werden konnte. Die Ausmalung erfolgte 1920.

In ihrer Anlage ist die Kirche des Klosters St. Ludwig ein denkbar einfacher Bau: ein längsrechteckiges Langhaus zu fünf Fensterachsen, an das sich im Norden ein eingezogenes Altarhaus zu einer Achse mit halbrundem Schluss sowie im Süden eine

Vorhalle nebst Beichtkapelle, ein Turm am Südenende der Westseite sowie eine Sakristei mit Orgelbühne auf der Schnittstelle zwischen Lang- und Altarhaus anschließen. An der östlichen Außenseite befinden sich ferner eine Kanzelstiege, ein dreiseitig geschlossener Kapellenanbau sowie ein Häuschen für eine von Bruder Arnold Burger gemeißelte und Anfang 1913 aufgestellte Ölberggruppe. Dieses Kirchenbauschema hat auch schon in Landkirchen der Barockzeit Anwendung gefunden, wobei die malerische Gruppierung und Höhenstaffelung der an den Hauptkörper angelehnten Nebenbauten zumindest an die neuromanische Kirche der Erlöserschwester in Würzburg erinnert. Von Bauten wie diesem dürfte sich Sauter inspiriert und manches Detail abgeschaut haben. Nachweislich hatte er schon im Jahr 1900 die gerade fertiggestellte Kirche St. Adalbero in Würzburg besichtigt. Allerdings gestatteten die beschränkten Mittel zum Bau von St. Ludwig nur einen verhältnismäßig geringen Aufwand. So sind etwa auch die Rundbogenfenster rahmenlos in die Wand hineingeschnitten und lediglich ihre Bogenlaibungen durch bossierte Quader leicht akzentuiert. Auch innen herrscht architektonische Schlichtheit vor: Das Langhaus ist durch eine dreiseitige Holzdecke, der Altarraum durch ein Tonnengewölbe geschlossen.

Der eigentliche Wert der Kirche liegt in ihrer prachtvollen und vor allem im Wesentlichen unverändert erhaltenen Innenraumgestaltung (Abb. 6). Noch überwiegend bauzeitlichen Ursprungs ist die mobile Einrichtung, die in ihrer stilistischen Gestaltung die neuromanische Haltung der Architektur aufgreift. Ikonographisch wird ein breites Bezugssystem eröffnet. Das 1908/1909 von Heinz Schiestl geschaffene Hochaltarretabel (Abb. 7) ver-

weist in seinen bildlichen Darstellungen auf das Patronat der Kirche: Links des säulengeschmückten, tempelartigen Tabernakels ist die Heilige Familie in der häuslichen Gemeinschaft zu sehen, Joseph als Zimmermann mit dem Beil an der Werkbank, davor sitzend Maria und der über einer Schriftrolle dozierende Jesusknabe. Rechts erblickt man die Darstellung des zwölfjährigen Christus im Tempel zu Jerusalem. Den Abschluss der rundbogigen Gesamtanlage bildet eine große Kreuzigungsgruppe. In der Predellenzone finden sich ferner in Mosaikarbeit die vier Evangelistensymbole. Die beiden Seitenaltäre im Langhaus widmen sich dem Missions- und Ordensleben. Der linke Seitenaltar zeigt mittig den hl. Benedikt thronend, flankiert von den Heiligen Kilian und Bonifatius. Der rechte Seitenaltar bietet in ähnlichem, aber nicht identischem Aufbau ebenfalls eine Dreiergruppe, diesmal aus dem Bereich der Frauenorden: mittig ehemals eine Figur der heiligen Scholastika (Schwester des hl. Benedikt, 1963 durch eine Riemenschneider-Kopie ersetzt) sowie links und rechts die heiligen Zisterziensernonnen Gertrud und Mechtild von Hackeborn. Auch die steinerne Kommunionbank als wohlerhaltener Teil der alten Ausstattung ist zu nennen, ferner das Chorgestühl, die Kanzel, die Beichtstühle, die Kirchenbänke, die Orgelepore sowie der Kreuzweg, die jedoch als Standardbestandteile einer kirchlichen Ausstattung bzw. mangels bildlicher Gestaltung keinen essentiellen Beitrag zur ikonographischen Durchbildung des Innenraumes leisten.

Es ist demgegenüber vielmehr die Ausmalung, die der Kirche nicht nur ihren besonderen Wert, sondern auch den wirklichen Charakter einer Ordenskirche verleiht. Sie entstand erst nach dem Ersten



Abb. 7: Kloster St. Ludwig, Kirche, Hochaltarretabel.

(Photo: Johannes Sander).

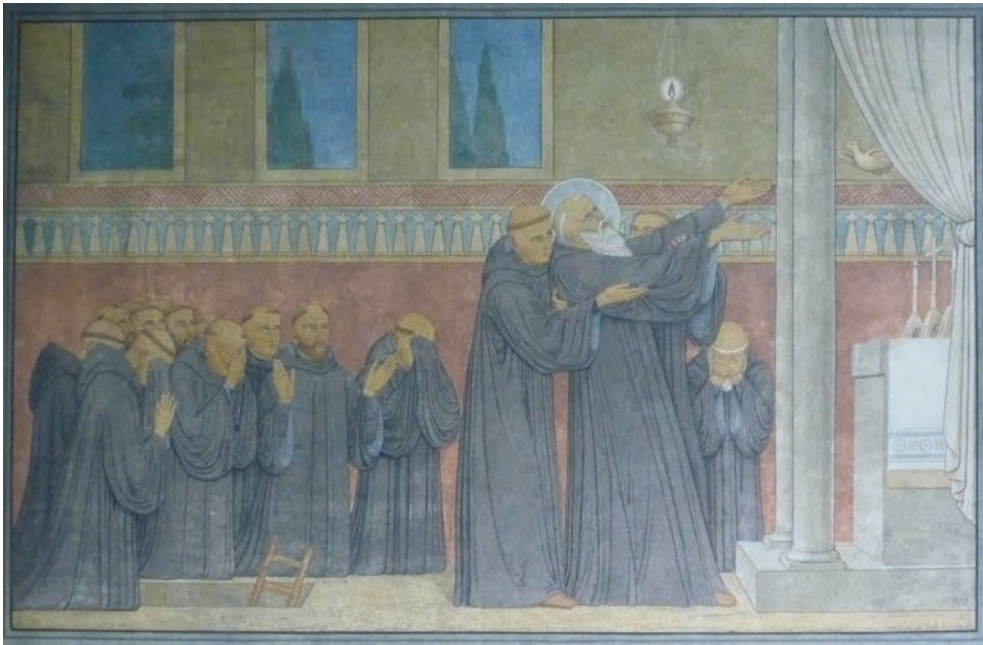


Abb. 8: Kloster St. Ludwig, Kirche, Fresko an der Westseite des Altarraumes. (Photo: Johannes Sander).

Weltkrieg unter der Ägide von Pater Paulus Krebs, dem Leiter der Beurer Kunstschule. Die Initiative ging auch hier von dem Mutterkloster St. Ottilien aus, das über enge Verbindungen zum Kloster Beuron verfügte. Bereits im Juli 1919 hielt sich Krebs in St. Ludwig auf, um sich ein Bild von der ihm bevorstehenden Aufgabe zu machen. Zurück in Beuron, fertigte er im August und September 1919 erste farbige Entwurfszeichnungen an. Mit zwei Gehilfen, Didakus Rait und Johannes Sarkander Urbik, setzte er das Projekt im Frühjahr und Sommer 1920 um, so dass die Arbeiten bereits im September 1920 abgeschlossen waren.

Bei dieser Ausmalung wird ein einheitlicher Gedanke sichtbar: Das irdische Wirken klösterlicher Gemeinschaft findet seine Vollendung in der Erfüllung der christlichen Verheißung. Im Langhaus ist das

benediktinische Mönchtum Thema. Auf der Ostseite zwischen den Rundbogenfenstern sind Pionierheilige des Ordens zu sehen: die Heiligen Gallus, Wunibald, Hildegard von Bingen, Walburga, Rhabanus Maurus, Sturm, Thekla und Lioba. Die gegenüberliegende fensterlose Westwand nehmen dagegen szenische Darstellungen aus dem Leben und Wirken des hl. Benedikt nach der Beschreibung Papst Gregors des Großen ein. Zu sehen sind von Süden nach Norden Benedikt als Lehrer, die Verteilung der Lasten in der klösterlichen Gemeinschaft durch den Ordensgründer sowie die Segnung des knienden Maurus, der im vierten Bild auf wundersame Weise den vom Tod durch Ertrinken gefährdeten Plazidus aus den Wellen rettet.

Die bauliche Zäsur zwischen Langhaus und Altarraum greift der Maler auf: Der irdische Weg Benedikts vollendet sich.

Den Übergang markiert der Triumphbogen: Zehn Engelsgestalten in stilisierter Haltung mahnen den Kirchenbesucher zu Ehrfurcht und Andacht. Auf der linken Seite des Chores ist der Tod Benedikts

dargestellt (Abb. 8). Eine Gruppe trauernder Mönche umgibt den Heiligen im Augenblick seines Todes, nachdem er ein letztes Mal die Kommunion empfangen hat und sich, gestützt von zwei Begleitern,



Abb. 9: Kloster St. Ludwig, Kirche, Apsisgewölbe.

(Photo: Johannes Sander).

zum Altar begibt. Sein Blick richtet sich auf den im Bild rechts sichtbaren Altar und zugleich auf die Apsis der Kirche selbst, deren Gewölbe ganz ausgefüllt ist mit einem gewaltigen Christus Pantokrator in goldenem Lichtkreis inmitten eines tiefblauen Sternenhimmels (Abb. 9). Unterhalb der Glorie knien nochmals der hl. Benedikt sowie links die hl. Gertraud, eingegangen nun in die göttliche Herrlichkeit und zugleich als Fürbitter der irdischen Menschheit.

Die einzelnen Szenen sind mit ausgesprochen einfachen, klar verständlichen Mitteln geschildert, wie es charakteristisch ist für die Malerei der Beurer Kunstschule. 1868 maßgeblich von Pater Desiderius Lenz in der Erzabtei Beuron gegründet, strebten die Vertreter dieser an nazarenisches Gedankengut anknüpfenden Malerei nach einer Erneuerung der religiösen Kunst im Sinne einer Befreiung von dem jahrhundertelangen Stilpluralismus. Frühchristliche und byzantinische, ferner altgriechische und altägyptische Schöpfungen können zwar ebenfalls als Vorbilder benannt werden, doch ist den Beurer Werken eine starke Stilisierung und Reduzierung auf tektonische Grundfiguren eigen und damit gleichsam eine Objektivierung der Kunst. Während der kommenden rund fünfzig Jahre waren die Beurer Maler im ganzen deutschsprachigen Raum tätig, aber auch im italienischen Montecassino und – in Gestalt der Nachfolger ihrer Ideen – in den USA oder Brasilien.

Erst eigentlich die Ausmalung macht die Kirche St. Ludwig, wie bereits angedeutet, zu einem Beispiel klösterlicher Kunst in Unterfranken – und scheint zugleich den wahren Zweck der so auffällig schlichten Architektur zu erklären. Sie erst ermöglicht die Eingliederung des Baus in

eine lange Tradition klösterlichen Kunstschaffens mit zahlreichen Rückbezügen insbesondere auf das mittelalterliche Ordensleben. Erinnert sei an die gleichfalls wandfüllenden Fresken in der Kirche San Francesco zu Assisi, denen sich die Maleereien von Pater Krebs in stilistischem Habitus und erzählerischer Prägnanz durchaus annähern. Vielleicht ist dieser Bezug zu einer Bettelordenskirche bewusst gewollt. Darin unterscheidet sich St. Ludwig merklich von der Mutterhauskirche der Erlörschwestern in Würzburg. Zwar besaß, wie oben erwähnt, auch St. Joseph seit 1912 eine Ausmalung von Adalbert Hock, doch konnte sich diese weder in ihrer raumbeherrschenden Fülle noch in ihrer ikonographischen Geschlossenheit mit derjenigen von St. Ludwig messen.

Abgesehen von der Kirche und den nördlich gelegenen Wirtschaftsgebäuden wurde anfangs des 20. Jahrhunderts in Sankt Ludwig vor allem der Südflügel 1907/1908 neugebaut. Dabei handelt es sich um einen neubarocken und damit deutlich jünger als die ‚romanische‘ Kirche erscheinenden Bau; eine auf ähnliche Weise suggerierte Rangordnung war schon beim Bau des Klosterflügels der Erlörschwestern zu beobachten. Ferner entstanden das sogenannte Pfarrhaus gegenüber der Kirche, vom Stammheimer Pfarrer Neumann als Alterssitz errichtet, und einige Jahre später der Friedhof östlich oberhalb der Anlage. Allerdings hatte St. Ludwig bald seinen Zenit überschritten. Denn es stellte sich angesichts des stetig wachsenden Konvents rasch das Problem der Selbstversorgung, da es in unmittelbarer Nähe keine Möglichkeit der Ausbreitung des Klostersgutes durch Kauflandwirtschaftlicher Nutzflächen gab. Dieser Misere verdankte sich schließlich die Wiederbelebung der Abtei Münsterschwarzach,



Abb. 10: Würzburg, Piusseminar der Mariannhiller Missionare, Gesamtansicht von Süden.

(Photo: Johannes Sander).

deren Güter und Ländereien 1913 die Missionsbenediktiner erwarben. St. Ludwig blieb einfaches Priorat, und es sollten auch in Zukunft nur so viele Patres und Brüder hier bleiben, dass die Fortführung des Missionsseminars gesichert war. Weiterhin wurde in St. Ludwig der klösterliche Nachwuchs ausgebildet. In der Zeit des Nationalsozialismus wurde die Niederlassung geschlossen. Von dem personellen Aderlass hat sich die überdies – wie bereits im Zusammenhang mit dem Bad erwähnt – verkehrstechnisch ungünstig gelegene Stätte nicht mehr erholt. Die Ausbildung wurde nun zunehmend nach Münsterschwarzach und ins Haus St. Benedikt in Würzburg verlegt. So verkaufte die Kongregation 1963 die gesamte Anla-

ge an die Franziskanerinnen von Oberzell, die hier unter teilweiser Neugestaltung der Klosteranlage das Antonia-Werr-Zentrum einrichteten und bis heute unterhalten. Die Kirche aber blieb bis zum heutigen Tage fast unverändert erhalten, wurde zu Beginn der 1980er Jahre restauriert und gehört heute zu den Juwelen der sakralen Kunst aus dem frühen 20. Jahrhundert in Unterfranken.

Piusseminar der Mariannhiller Missionare in Würzburg

Seit etwa 1900 war die Sakralarchitektur im deutschsprachigen Raum einem Wandel unterworfen, der Fragen der künstlerischen Gestaltung ebenso betraf wie Neu-

erungen infolge einer sich verändernden Liturgie. Spätestens in den 1920er Jahren hatte diese von Architekten wie Dominikus Böhm, Otho Orlando Kurz, Michael Kurz, Gerhard Bestelmeyer und Albert Boßlet vertretene Bewegung auch das in Fragen der Kirchenbaukunst zuvor insgesamt eher konservative Würzburger Land erreicht. Ein herausragender Bau der Moderne in der Sakralarchitektur ist die Herz-Jesu-Kirche der Mariannhiller Missionare mit zugehörigem Institutsbau (Abb. 10).¹⁰ Wiederum handelt es sich bei dem Bauträger um eine aus dem Bedürfnis nach Mission in überseeischen Kolonien hervorgegangene Kongregation des späten 19. Jahrhunderts, gegründet von dem Trappisten Pater Franz Pfanner 1882 in Südafrika. Rasch blühte die 1909 von Papst Pius X. für selbständig erklärte Kongregation auf und errichtete eine große Anzahl von Missionsstationen in ganz Südafrika. Stark eingeschränkt wurde die Tätigkeit durch den Ersten Weltkrieg und seine Folgen. Dennoch machte sich das Bedürfnis nach Ausbildung des missionspriesterlichen Nachwuchses in der deutschen Heimat immer dringlicher bemerkbar. Als sich die ökonomische Lage der Kongregation in den 1920er Jahren allmählich besserte und der Zustrom an Mitgliedern nicht abbrach, entschloss man sich 1926 zur Errichtung eines Missionspriesterseminars in Würzburg. Am Mönchberg östlich oberhalb der Altstadt wurde ein großes unbebautes Grundstück erworben und der aus der Pfalz stammende Architekt Albert Boßlet mit dem Entwurf von Kirche und Seminarflügel beauftragt. Im Juni 1927 begannen die Arbeiten, Anfang März des Folgejahres war der Rohbau vollendet, am 28. April 1929 fand die Weihe der Kirche statt. Gleichzeitig wurden etwas unterhalb der Kirche nach Plänen

von Boßlets Neffen Erwin van Aaken das Missionsärztliche Institut errichtet sowie einige Wohnhäuser entlang der Salvatorstraße.

Erstmals haben wir es hier mit einem vollständigen Neubau einschließlich der die Kirche umgebenden Baulichkeiten zu tun, bei dem keine Rücksicht auf einen Altbestand genommen werden musste. Boßlet nutzte diese Möglichkeit zu einer unkonventionellen Gruppierung der einzelnen Gebäude, die bei aller Zweckmäßigkeit vor allem ihrer besonderen städtebaulichen Wirkung Rechnung trägt. Die Anlage unterteilt sich in den rund hundert Meter langen, leicht konkav gebogenen Seminartrakt, der sich an der Mariannhillstraße erstreckt, und einen zweiten Flügel mit Kirchenbau sowie Wirtschafts- und Schwestertrakt an der Salvatorstraße. Beide Flügel treffen in einem spitzen Winkel zusammen, als Scharnier dient ein achtseitiger Treppenturm, dessen dreifach gestaffelter Aufsatz zugleich die Glocken aufnimmt und das abschließende Kreuz trägt. Ein schlichter Umriss, nüchtern sachliche Formen und sparsame Gliederung herrschen bei dem Seminarflügel vor, umso reicher sind die Konturen des Kirchenbaus. Neben dem Turm erhebt sich ein mächtiger, westwerkartiger Querriegel mit niedrigem Walmdach. Dahinter schließt sich nach Norden hin das Langhaus an, dessen höherer Mittelteil seitenschiffartig von niedrigeren Kapellen flankiert ist. Diese richten sich nach Westen, also zur Stadt hin, mit einer dichten Folge von Dreiecksgiebeln. Das flach dreiseitig geschlossene Altarhaus wiederum besitzt einen niedrigeren Dachaufsatz und belebt damit zusätzlich die reichen Konturen des Kirchenbaus. Durch diese gestalterischen Maßnahmen entsteht eine regelrecht unruhige Silhouette. Einerseits nimmt Boß-



Abb. 11: Würzburg, Piusseminar der Mariannhiller Missionare, Treppenhaus.

(Photo: Johannes Sander).

let folglich behutsam expressionistische Formen auf: in der kantigen Behandlung des Turmes und der engen Anordnung der Giebel, im Innern vor allem in der Gestaltung des Treppenhauses (Abb. 11) und der östlich daran anschließenden Eingangshalle. Andererseits eignet dem Bau etwas höchst Monumentales, das an die Baukunst der Früh- und Hochromanik erinnert; man denke mit Blick auf das mächtige ‚Westwerk‘ etwa an die Dome in Hildesheim, Havelberg oder Minden.

Vor allem das Innere der Kirche vermittelt den Eindruck, dass Boßlet wohl nicht nur eine *„expressionistische Stimmungsarchitektur par excellence“*¹¹ vor Augen hatte, sondern zugleich eine Monumentalisie-

rung in der Tradition frühromanischer Baukunst anstrebte (Abb. 12). In großen Rundbogenarkaden mit Quertonnen öffnen sich die Seitenkapellen zum Mittelschiff hin, das in einen stark erhöhten, aus Vorchor mit seitlichen Pfeilerarkaden und Presbyterium bestehenden Altarraum übergeht. Eine mächtig wirkende, etwa ein Drittel der Raumhöhe einnehmende Holzdecke mit farblich wechselnden Hölzern auf geradezu hypertrophen Konsolen erdrückt förmlich das Langhaus, während der Vorchor mit einer Halbtonne gewölbt ist und das Gewölbe des Presbyteriums wiederum für den Betrachter nicht sichtbar wird. Die indirekte Lichtführung, die schon das Langhaus mit seinem aus den

tiefen Seitenkapellen hereindringenden Licht kennzeichnet, taucht auch diese Raumteile in ein unwirkliches Halbdunkel. Dem Hang zur Monumentalisierung entspricht die sparsame Ausstattung mit zwar wenigen, aber sehr großen Stücken, insbesondere die hohe Figur des segnenden Christus mit dem brennenden Herzen, die den Hochaltar überragt.

Bei der Gebäudegruppe drängt sich wie wohl selten im Bereich der kirchlichen Baukunst jener Zeit der Eindruck einer regelrechten Gottesburg auf, die hier geschaffen werden sollte und sich in der zeitgenössischen Formulierung *„Wie ein riesiges Wahrzeichen der siegenden Macht des Christentums richtet sich diese Front auf“*¹² auch geistesgeschichtlich gut einordnen lässt. Neben der Monumentalität

von Außenbau und Innenraum der Kirche und ihrer Ausstattung ist in diesem Zusammenhang auf die Gestaltung weiterer Innenräume zu verweisen. Schon das Treppenhaus im Turm macht bei aller Progressivität in der merkwürdig gebrochenen Wendung mit seinen kleinen Fensteröffnungen und der Kargheit der Erscheinung einen archaischen Eindruck. Ebenso verhält es sich mit dem in seinen Proportionen außerordentlich gedrungene Speisesaal im Geschoss unterhalb der Kirche. Mächtige Pfeiler über rechteckigem Grundriss tragen hier eine Holzbalkendecke, die in ihrer drückenden Schwere derjenigen der Kirche nicht nachsteht. *„Der Geist der alten Kloster- und Konventbauten mit ihren Kirchen lebt hier in neuerzeitlicher Prägung wieder auf. Groß und*



Abb. 12: Würzburg, Piusseminar der Mariannhiller Missionare, Seminarkirche Herz-Jesu, Innenansicht nach Norden.
(Photo: Johannes Sander).

künstlerisch sich behauptend sind unsere alten Klosteranlagen vor allem deswegen, weil sie uns als lebendige Zeugen der Aussprache ihrer Zeit entgegenreten. [...] Beim Neubau der Mariannhiller Mission in Würzburg hat der Künstler tief geschaut in den Geist und die Formensprache vergangener Kunst. Er hat aber das, was er darin geschaut, frei und selbständig verwertet“, lautete das Resümee 1929 in der Festschrift zur Einweihung des Mariannhiller Instituts.¹³

Abteikirche Münsterschwarzach

Vorweggenommen sind im Bau des Mariannhiller Instituts alle diejenigen Merkmale, die auch Boßlets zweiten großen Klosterkirchenbau in Unterfranken prägen: die Abteikirche der Benediktiner in Münsterschwarzach (Abb. 13 u. 14).¹⁴

Der Ausgangspunkt lag, wie oben schon erwähnt, gewissermaßen im Kloster St. Ludwig, das aufgrund mangelnder Ländereien in unmittelbarer Umgebung keine Ausbreitungsmöglichkeiten besaß, so dass die Missionsbenediktiner von St. Ottilien sich schließlich 1913 zum Kauf der ehemaligen, 1803 aufgelösten und später bis auf wenige Reste zerstörten Benediktinerabtei Münsterschwarzach entschlossen. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg konnte die Abtei offiziell wiedererrichtet werden. Erster Abt war Placidus Vogel, bisher Prior in St. Ludwig. Wegen der Zeitumstände zog sich die Errichtung einer neuen großen Kirche allerdings bis in die 1930er Jahre hinein. 1931 formulierte die klösterliche Baukommission ein Bauprogramm, in dem lediglich einige grundsätzliche Bedürfnisse festgelegt, dem Architekten je-



Abb. 13: Münsterschwarzach, Abteikirche, Außenansicht von Nordwesten. (Photo: Johannes Sander).



Abb. 14: Münsterschwarzach, Abteikirche, Innenansicht nach Osten. (Photo: Johannes Sander).

doch ansonsten ziemlich freie Hand gelassen wurde. „Das Äußere des ganzen Klosterkomplexes mit der Kirche“, so heißt es darin, „soll bei Monumentalität und weitgehender Einfachheit der Umgebung angepasst sein. Es soll hier ursprünglich in der Formengestaltung des Missionsgedankens verkörpern, von starker, zusammenfassender und beherrschender Wirkung sein.“¹⁵ Boßlet kam diesem Anspruch nach, indem er einen großen, rund hundert Meter langen und basilikaartigen Longitudinalbau mit zwei die Enden markierenden Turmpaaren und einem überhöhten Chorbau konzipierte. Nach einer Reihe von Entwürfen und einigen auch behördlich geforderten Planänderungen – so hatte Boßlet ur-

sprünglich zwei gleichartige Turmpaare vorgesehen, bevor das westliche zwecks Auflockerung der Silhouette kleiner als das östliche gestaltet wurde – konnte der Bau 1935 bis 1938 ausgeführt und am 11. September 1938, dem Sonntag nach Mariäe Geburt und damit in der Tradition der Vorgängerabtei stehend, geweiht werden.

Man wird in diesem Bau – übrigens dem größten Kirchenbau der NS-Zeit in Deutschland – auf den ersten Blick sicherlich eine andere formale Haltung erblicken als in der Kirche der Mariannhiller Missionare. Alles ‚Expressionistische‘, was jenem ansatzweise noch eignete, ist in Münsterschwarzach verschwunden. An seine Stelle ist eine Kargheit der Formen getreten, die sich unmittelbar auf die Bau-

kunst der Vor-, Früh- und Hochromanik beziehen lässt, auf Bauten wie etwa St. Gertrud in Nivelles im Maasgebiet aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts oder im deutschsprachigen Raum auf die salischen Abteikirchen in Bad Hersfeld und Limburg an der Haardt. Auch hat man wegen der Ähnlichkeiten der Silhouetten mit zwei Turmpaaren schon früh von Münsterschwarzach als einem fränkischen ‚Speyer‘ gesprochen, und ebenso wäre an das mittelrheinische Maria Laach zu erinnern.

Dennoch gibt es mit der Mariannhiller Kirche ein so großes Maß an Übereinstimmungen, dass sich zu der rund zehn Jahre älteren Kirche doch eine unmittelbare Bezugslinie herstellen lässt. Diese Ähnlichkeiten liegen in der Begleitung des flachgedeckten Langhauses durch quertonnen- gewölbte Seitenkapellen; in der Zweiteilung des Altarraumes mit einem tonnengewölbten Vorchor und einem wesentlich höheren, indirekt beleuchteten Presbyterium; in der dreiteiligen Abfolge der Wölbformen, die zwischen Langhaus (Gemeinderaum) und Presbyterium eine harte bauliche Zäsur schafft; in der indirekten Beleuchtung des Presbyteriums; in der außerordentlichen Kargheit der Formen; in der Monumentalität bei gleichzeitiger äußerster Sparsamkeit der Ausstattung; schließlich und aus allen diesen Übereinstimmungen folgend im Charakter des Baus, der auch von Münsterschwarzach schon früh von einer ‚Gottesburg‘ sprechen ließ – gerade in der NS-Zeit, in der das ‚Gottesburghafte‘ naturgemäß höchst programmatischen Charakter besaß.

Dies ist natürlich kein Alleinstellungsmerkmal von Münsterschwarzach. Man vergleiche die zahlreichen Kirchen von Boßlet selbst, nicht zuletzt seine Pfarrkirche Unsere Liebe Frau in Würzburg, ferner die Werke seiner Zeitgenossen wie

German Bestelmeyer oder Dominikus Böhm, die sich schon seit den ausgehenden 1920er und vermehrt in den 1930er Jahren in ähnlicher Weise vor- und frühromanischer Vorbilder bedienten. Schon 1929 hatte Boßlet seine Architekturauffassung in die Worte gekleidet: *„Wir lieben die frühchristliche Basilika, die in Anlehnung an das alte Rom die erste Umformung des heidnischen Raumgedankens zur christlichen Kultstätte darstellt. Wir freuen uns der wichtigen romanischen Bauten als der monumentalen Denkmäler eines kraftvollen Germanentums“*;¹⁶ womit freilich auch die problematische Nähe dieser Sakralbaukunst zu den Prinzipien und Gestaltungen der NS-Architektur deutlich wird. In Münsterschwarzach hat diese Richtung jedoch – ‚ausgerechnet‘ könnte man sagen – in einem Klosterbau seinen monumentalsten und konsequentesten Ausdruck gefunden, so dass diese Kirche gerade im Zusammenhang mit unserem Thema ein bezeichnendes Licht darauf wirft, dass Kloster- oder Klosterkirchenbaukunst auch im 20. Jahrhundert als selbstbewusst eigenständige Bauform noch ohne weiteres möglich war.

Institut der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz in Gemünden

Den Abschluss dieser Ausführungen soll ein Ausblick auf die Klosterbaukunst der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bilden. Denn gerade in den 1950er und 1960er Jahren erlebte das Bauwesen auch der Ordensgemeinschaften im Bistum Würzburg noch einmal einen großen Aufschwung. Allein in Würzburg ist die Anzahl der neuen Bauten von Klöstern oder deren Dependancen beachtlich. Erinnert sei an den Wiederaufbau und die kontinuierliche Erweiterung der Kongregation der



*Abb. 15: Gemünden, Institut der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz, Gesamtanlage.
(Photo: Kreuzschwestern Gemünden).*

Erlörschwestern, die sich nicht auf die Baulichkeiten um die Mutterhauskirche herum beschränkte, sondern unter anderem den Neubau des Kindergärtnerinnen-seminars St. Anna samt Kindergärten sowie Mädchen- und Knabenhort anstelle des ersten Mutterhauses in der Kettengasse 1954/1955 sowie das Haus Marienruhe samt Kapelle im Steinbachtal als Erholungs- und Altersheim für die Erlörschwestern ab 1964 umfasste. Erwähnung verdienen ferner die beiden großen Teilneubauten zerstörter Kirchen in der Innenstadt: der Neubau des Langhauses der ehemaligen Schottenkirche 1954/1956 als Don Bosco-Kirche der Salesianer nach Plänen Albert Boßlets sowie der weitgehende Neubau des Langhauses der Franziskanerkirche 1947/1952.

Ein Beispiel für eine vollständig neu errichtete Klosteranlage jener Zeit findet sich im rund vierzig Kilometer nördlich

von Würzburg gelegenen Gemünden. Wenn man dort, das Maintal in Richtung Osten verlassend, den Höhenzug der Straße nach Hammelburg erklimmt, wird man bald einer schon von Ferne aus gewaltig wirkenden Anlage gewahr, die wie ein modernes Montecassino den nach Nordwesten gerichteten Hang beherrscht (Abb. 15). Als Zentrum der locker gruppierten Bauten fungiert ein ovaloider, rippenartig durch Vertikalstreben gegliederter und mit sehr flachem Kuppeldach abschließender Bau, der den Besucher auch als erstes empfängt, wenn er die Serpentina bis zum Eingangsbereich der hofartigen Anlage überwunden hat.

Dabei handelt es sich um das Institut der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz.¹⁷ Ursprünglich ist auch dies eine Gründung des 19. Jahrhunderts, ins Leben gerufen von dem Kapuzinerpater Theodosius Florentini und offiziell 1856

mit Sitz im schweizerischen Ingenbohl gegründet. Seine Aufgaben waren und sind vielfältig: Sie umfassen die Armen-, Kranken- und Waisenfürsorge, das Erziehungs- und Schulwesen; Wirkungsstätten sind darüber hinaus Strafanstalten, Blinden- und Taubstummheime sowie Altersheime. Rasch gelang es der Kongregation, Schwestern nach Baden und Württemberg, Österreich, Ungarn, Mähren und Böhmen zu entsenden. Aus letzterer Provinz ging die heute in Gemünden beheimatete Gemeinschaft hervor. 1861 erteilte Kaiser Franz Joseph seine Erlaubnis, in den österreichischen Landen zu wirken, 1878 ließen sich Schwestern in Eger nieder und errichteten dort ein großes Provinzhaus samt stattlicher Kirche, einer dreischiffigen Emporenbasilika in neuromanischen Formen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Schwestern jedoch aus Böhmen vertrieben und das Mutterhaus 1950 beschlagnahmt. Erste Aufnahme fanden sie im oberpfälzischen Fuchsmühl, ferner im niederbayerischen Mengkofen. Mehr als 600 Mitglieder zählte die Gemeinschaft in Bayern Mitte der 1950er Jahre. Die Provinz Bayern, bis dahin von außen mitverwaltet, war schon 1947 als Körperschaft des öffentlichen Rechts gegründet worden. Mehrmals musste der Sitz der Provinzleitung verlegt werden. Der Weg nach Unterfranken wurde 1952 geebnet, als die Bezirksregierung bei der Kongregation um Schwestern für die Orthopädische Klinik in Werneck ansuchte und dort Räume für die Provinzleitung zur Verfügung stellte. Sie richtete in einem Flügel des barocken Sommerschlusses der Würzburger Fürstbischöfe eine Mädchen-Mittelschule und eine einjährige Haushaltsschule ein, die nach drei Jahren schon 150 Schülerinnen zählte. Zunächst war geplant, auch den Neubau des Provinzhauses sowie einer zusätzlichen

Oberschule in Werneck zu errichten, doch insbesondere die abseitige, verkehrsun günstige Lage des Ortes vereitelte das Projekt. Der Ministerialbeauftragte für die Höheren Schulen in Unterfranken Franz Ulrich brachte Anfang 1956 Gemünden als Standort ins Gespräch. Über Beziehungen konnte schließlich der notwendige Baugrund erworben werden, auf dem zunächst 1956/1958 Kloster und Kirche, anschließend bis 1960 das „Mädchenbildungswerk der Schwestern vom hl. Kreuz“, bestehend aus Realgymnasium, Mittelschule und Internat sowie Seminar für Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen mit angeschlossenem Kindergarten, errichtet wurden. Auch ein eigener Friedhof wurde angelegt.

Die architektonische Gesamtleitung hatte der Regensburger Architekt und Regierungsbaumeister Hans Beckers. Den östlichen Teil des nach Osten hin ansteigenden Geländes nimmt das Provinzhaus mit dem in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Schwesternwohnheim ein, das im Norden an den kurzen fünfstöckigen Mitteltrakt mit den Verwaltungsräumen stößt. Dieser wiederum findet nach Osten hin seine Verlängerung in dem leicht nach Norden abknickenden Bauteil für die Ordensjugend (Noviziat). Westlich des Provinzhauses liegt, mit diesem durch einen Trakt samt Speisesaal verbunden, in Nord-Süd-Richtung das Internat, das sich im Süden durch einen schmaleren Musiktrakt verlängert. Als dritter Bauteil erhebt sich unterhalb des Internatsgebäudes die Schule, eine annähernd quadratische Vierflügelanlage. Nordöstlich des Komplexes, den Hang aufwärts, liegt der Friedhof.

Das Institut der Kreuzschwestern ist also gekennzeichnet durch eine große Lockerheit in der Gruppierung der Bauten. Nirgendwo, außer an der Schule, findet



Abb. 16: Gemünden, Institut der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz, Kirche, Außenansicht von Südwesten.
(Photo: Sr. Hildburg Baumgartner).

sich ein geschlossenes Geviert, das eine ‚Klausur‘ baulich ausdrücken würde. Vielmehr ist ihm eine große Offenheit eigen, die den Besucher regelrecht einlädt, sich den Gebäuden zu nähern. Vielleicht findet sich darin das Anliegen des Ordens ausgedrückt und umgesetzt, auch und gerade in der Gesellschaft, hier vorrangig im Schul- und Erziehungswesen, zu wirken.

Eine besondere Stellung nimmt die Kirche ein. Pragmatische Gründe ebenso wie ihre Funktion als spirituelles Herzstück der Anlage waren dafür ausschlaggebend. Die Klosterkapelle als „Teil der Gesamtanlage Provinzhaus, Internat und Schule“, so schrieb Architekt Beckers in seiner Erläuterung, sei „so eingeordnet, dass sie zentral liegt und mit dem Schwesternhaus und Zentralkesselhaus in engster Verbindung steht. Auch der auf Wunsch der Schwestern unter der Kapelle angeordnete Festsaal verlangt diese zentrale Lage.“ Als „dominanter Blick-

punkt von der Zufahrt her“ ragt sie bereits aus der Ferne durch ihre ganz andersartige Instrumentierung der äußeren Schale hervor. Zur Auswahl stellte der Architekt zwei verschiedene Entwürfe: einen in der schließlich gewählten Ovalform und einen als längliches Rechteck. Bei letzterem Vorschlag wäre der Gegensatz zur Front des Provinzhauses mit seinen langen glatten Wandflächen durch eine Schrägstellung der hohen schmalen Fensterbahnen erzielt worden. Die Ellipsenform ermöglichte die bauliche Betonung der Kirche jedoch schon allein durch die schwungvolle Biegung der Fassade im Kontrast zu den geraden langen Mauern der übrigen Bauten. Die Wahl fiel daher auf die Ellipsenform, obwohl damit erheblich höhere Kosten und auch bautechnisch höhere Hürden verbunden waren. Der Architekt selbst schrieb über seinen Vorschlag: „Die Grösse ist so gewählt, dass die

Kapelle sich dem Hauptbau unterordnet, die Form jedoch so, dass ein bewusster Gegensatz entsteht und die innere Bedeutung des Baues betont ist. Die Ellipsenform vermeidet die gerade Fortsetzung der langen Klosterfront.“ Ihren Sinn sah Beckers in einem „räumliche[n] Zusammenschluss von Schwesterngemeinschaft und Altar“, zudem sei sie wegen der Anordnung der Empore vorteilhaft.¹⁸ Die Zugänge für Schwestern und Laien seien getrennt und wegen der andernfalls zu befürchtenden Störungen beide von rückwärts angelegt. Erforderlich war dementsprechend ein zwischen Provinzhaus und Kirche geschaltetes Treppenhaus, das von außen und damit vom Hof her den Zugang der Laien zur Kirche und zum Festsaal ermöglichen sollte, während die Schwestern separat durch einen Anbau der Ostseite sowohl die Kirche selbst als auch deren Nordempore erreichen konnten.

Außen präsentiert sich der Bau als ein in kurzen Abständen von Stahlbetonwandpfeilern vertikal gegliederter Ellipsenbau, lediglich unterbrochen im Nordwesten durch einen Anbau mit Notausgang im Erd- und Kapelle im Obergeschoss (Abb. 16). Die Horizontalgliederung erfolgt ausschließlich durch zwei Reihen – im Verhältnis zu den schlanken Proportionen der einzelnen Wandabschnitte – mäßig hohe Fenster. Unten sind diese nur durch eine einzige Sprosse in der Mittelhorizontalen unterteilt; der profane Charakter des im Erdgeschoss liegenden Festsaals wird auf diese Weise anschaulich betont. Die Fenster des Kirchenraumes dagegen fügen sich in jedem Wandausschnitt aus je vier Hochrechteck- und kleinen Rundöffnungen zu einer leicht vertikal betonten Gruppe. Sie erinnern damit ein wenig an gotische Maßwerkfenster und betonen den sakralen Charakter des oberen Teils der



Abb. 17: Gemünden, Institut der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz, Kirche, Innenansicht nach Norden.
(Photo: Sr. Hildburg Baumgartner).

Ellipsenform. Gedeckt ist der Bau durch ein außerordentlich flaches Kuppeldach, das außen für den vor der Kirche stehenden Betrachter nicht in Erscheinung tritt und auch im Fernblick keine Rolle spielt. Belebt ist die Mauerkante dagegen durch einen leichten Überstand der Wandpfeiler – auch dies vielleicht als Reminiszenz an gotische Sakralarchitektur mit ihren in Fialen endenden Strebpfeilern gedacht und damit den kirchlichen Charakter des Baus betonend.

Innen beeindruckt die Kirche ebenso wie außen durch ihre große Geschlossenheit (Abb. 17). 24 eingestellte schlanke Rundstützen fügen wie in einer Umarmung Gemeinde- und Altarraum zu einer Einheit zusammen. Ferner tragen sie ein flaches Innendach, das den Ansatz der ungemein weit wirkenden, von vornherein auch nicht auf Bemalung angelegten Kirchendecke verbirgt. Durch das wie die Säulen fast durchgehende und nur am Altarraum unterbrochene Fensterband ist der Raum ausreichend mit Licht erfüllt. Trotz dieser sichtlich auf die Herstellung einer Gemeinschaft der Gläubigen konzipierten Anlage ist dem Bedürfnis der Schwestern nach separaten Zugängen in oben erwähnter Weise Rechnung getragen, ohne dass dadurch allerdings das Erscheinungsbild gestört ist. Im Gegenteil: Vielmehr ist durch diese Auflockerung der Wandgestaltung einer drohenden Monotonie entgegengewirkt, ebenso wie durch die links der Altarseite eingefügte Muttergotteskapelle. Der originale Farbklang – das Rot der Säulen, das helle Blau des Bodens und das tiefe Blau der Fenster – unterstreicht diese Wirkung.

Große Offenheit und Transparenz, Einheit des Raumes, Zweckmäßigkeit in der Anordnung der Bauten, nicht zuletzt auch Materialgerechtigkeit – das sind die Kenn-

zeichen der Kirche wie des gesamten Klosters der Kreuzschwestern. Jegliche Historismen sind hier verschwunden – eine Beobachtung, die angesichts noch von Münsterschwarzach keineswegs selbstverständlich ist. Mit Bauten wie hier in Gemünden ist – so möchte man sagen – auch die Klosterbaukunst in der Gegenwart angekommen; wenngleich dieser Begriff natürlich problematisch ist, denn auch die Neuromanik der Mutterhauskirche der Töchter des Allerheiligsten Erlösers in Würzburg, die stilisierte Malerei der Beuroner in St. Ludwig oder die archaischen Gottesburgen von Mariannhill und Münsterschwarzach spiegeln jeweils die eigene Gegenwart wider. Insofern ist es aber vielleicht doch berechtigt, hier von einer Klosterbaukunst zu sprechen: folgend einer Entwicklungslinie, die innerhalb zweier Generationen einen Wandel vom Historismus zur Moderne zeichnet, von der Gebundenheit an die Tradition klösterlicher Kunst hin zu einer Bauweise, die dem eingetretenen Wandel in Kirche und Gesellschaft schließlich auch in der baulichen Form eine Entsprechung gegeben hat.

Anmerkungen:

- 1 Der Aufsatz basiert auf einem Vortrag, den der Verfasser am 26. September 2013 vor dem Frankenbund und der Katholischen Akademie Domschule im Theodor-Kramer-Saal des Diözesanarchivs Würzburg gehalten hat. Hinsichtlich der Belege ist nur die wichtigste Literatur zu den besprochenen Objekten verzeichnet.
- 2 Groeschel, Julius: Die neue Klosterkirche der Töchter vom hl. Erlöser in Würzburg, in: Centralblatt der Bauverwaltung, XVII. Jgg. Nr. 46 v. 13.11.1897, S. 517f. Ullrich, Philipp Emil: Die katholischen Kirchen Würzburgs. Geschichtlich und kunstgeschichtlich dargestellt. Würzburg 1897, S. 348–382. Kramer, Theodor: Die Kongregation der Töchter des Allerheiligsten Er-

Dr. Johannes Sander M.A. (geb. 1982 in Paderborn) studierte von 2002 bis 2008 Kunstgeschichte, Geschichte und Germanistik in Würzburg und Wien. 2012 wurde er über eine Arbeit zur Kirchenbaukunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Bayern von der Philosophischen Fakultät der Universität Würzburg zum Dr. phil. promoviert. Seit Februar 2014 ist er als Projektmitarbeiter zur Erforschung des Würzburger Domes am Institut für Historische Theologie am Lehrstuhl für fränkische Kirchengeschichte der Universität Würzburg tätig. Daneben unterrichtet er als Lehrbeauftragter am Institut für Kunstgeschichte und widmet sich in Form von Vorträgen, Führungen und Fachbeiträgen vorwiegend architekturgeschichtlichen Themen. Seine Anschrift lautet: Huttenstraße 15, 97072 Würzburg, E-Mail: johannes.sander@uni-wuerzburg.de.

- lösers 1866–1966. Eine Chronik. Würzburg 1966. Soder von Güldenstübbe, Erik: Kongregation der Schwestern des Erlösers. Geschichte und Gegenwart. Würzburg 2009.
- 3 Kramer: Kongregation (wie Anm. 2), S. 3f.
 - 4 Groeschel: Klosterkirche (wie Anm. 2), S. 517f.
 - 5 Groeschel: Klosterkirche (wie Anm. 2), S. 517.
 - 6 Zu Schmitz siehe u.a. Barz, Andreas: Die Kirche St. Adalbero zu Würzburg, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter [WDGB] Bd. 52 (1990), S. 351–388, hier bes. S. 370–372.
 - 7 Groeschel, Julius: Denzingers letzter Entwurf, in: Centralblatt der Bauverwaltung XV. Jgg. Nr. 33 v. 17.8.1895, S. 349f. Ferner Jörg, Peter Joseph: Die Kirche und Pfarrei St. Adalbero in Würzburg. Ein Beitrag zur neueren Kirchengeschichte Würzburgs. Würzburg 1934, S. 43.
 - 8 Groeschel: Klosterkirche (wie Anm. 2), S. 518.
 - 9 Weggartner, Hermann: Das Kloster St. Ludwig am Main. Seine Entstehung und seine Geschichte. Münsterschwarzach 1921. Vogt, Gabriel: Die Klosterkirche zu St. Ludwig a.M., in: WDGB Bd. 47 (1985), S. 31–46. Ferner zur Verfügung stand die unveröffentlichte Magisterarbeit von Schedel, Daniela: Die Kirche zur Heiligen Familie Sankt Ludwig am Main. Würzburg 2000, wofür der Verfasserin herzlich gedankt sei.
 - 10 Blätter der Erinnerung an die feierliche Konsekration der Herz-Jesu Seminarkirche. Würzburg 1928. Brülls, Holger: Neue Dome. Wiederaufnahme romanischer Bauformen und antimoderne Kulturkritik im Kirchenbau der Weimarer Republik und der NS-Zeit. Berlin – München 1994, S. 79–82. Kaiser, Jürgen: Würzburg. Herz-Jesu-Kirche der Mariannhiller Missionare. Regensburg 2000 (Schnell Kunstführer Nr. 2403).
 - 11 Brülls: Dome (wie Anm. 10), S. 81.
 - 12 Hoffmann, Richard: Der Seminarbau und die Seminarkirche, in: Blätter der Erinnerung (wie Anm. 10), S. 37–78, hier S. 70.
 - 13 Hoffmann: Seminarbau (wie Anm. 12), S. 68f.
 - 14 Brülls: Dome (wie Anm. 10), S. 92–96. Melber, Patrick: Die Abteikirche zu Münsterschwarzach. Das Hauptwerk des Architekten Albert Boßlet (1880–1957) im Kontext der Geschichte. Münsterschwarzach 2013 (Münsterschwarzacher Studien Bd. 53). Mahr, Johannes: Schwarz aber schön. Die Abtei Münsterschwarzach im 20. Jahrhundert. Bd. 3: Planung und Bau der Abteikirche (1929–1938). Münsterschwarzach 2013.
 - 15 Zit. nach Brülls: Dome (wie Anm. 10), S. 92f.
 - 16 Brülls: Dome (wie Anm. 10), S. 92.
 - 17 Erfüllte und genutzte Zeit. Leitlinien und Wegzeichen. Dokumentation 100. Todestag von Mutter Maria Theresia Scherer. 30 Jahre Kreuzschwestern in Gemünden. Gemünden 1988, besonders S. 23–103. Zur Kirche auch Staatsarchiv Würzburg [StAWü] Regierung von Unterfranken 20905. Großen Dank für freundliche Aufnahme anlässlich einer Besichtigung und bereitwillige Auskunft schuldet der Verfasser Sr. Hildburg Baumgartner.
 - 18 StAWü Regierung von Unterfranken 20905, Baubeschreibung von Architekt Hans Beckers 9. April 1957.

Gerhard Aumüller

Harald Wießner spielt aus der Neustädter Orgeltabulatur an der Adam-Philipp-Schleich-Orgel der Heilig-Kreuz-Kapelle Gaibach

Süddeutsche Orgelmusik des Frühbarock ist weit weniger en vogue als die bekannten Orgelwerke von Heinrich Scheidemann (1595–1663), Hieronymus (1560–1629), Jacob (1586–1651) und Michael (1571–1621) Praetorius oder Samuel Scheidt (1587–1654), dennoch gilt es, weithin unbekannte Schätze zu entdecken.

Zu diesen gehört zweifellos die von dem Organisten, Kammermusiker und Musikwissenschaftler Harald Wießner vorgelegte Einspielung der von ihm herausgegebenen Neustädter Orgeltabulatur mit Werken der Nürnberger Meister Valentin Dretzel (1578 – 1658), Johann Erasmus Kindermann (1616 – 1655) und des Leipzigers Christian Michael (um 1593 – 1637), auf die Liebhaber barocker Musik hier hingewiesen werden sollen. Die in der weitgehend original erhaltenen Kirchenbibliothek von Neustadt an der Aisch aufbewahrten Werke sind in ihrer Qualität jenen der Zellerfelder Tabulatur zwar nicht an Umfang, aber an musikalischer Intensität und kompositorischer Faktur durchaus vergleichbar.

Mit der kleinen sechsregistrigen (4 Principalstimmen auf 4' Basis und Flötenstimmen 8' und 4'), großenteils originalen Kleinorgel des Bamberger Meisters Adam Philipp Schleich (1660 – 1719) von 1699

in der Gaibacher Heilig-Kreuz-Kapelle hat der Interpret ein ideales Instrument gefunden, das den kleinen Kapellenraum mit beeindruckender Klangfülle und Klangvielfalt ausfüllt. Beeindruckend, mit welcher abwechslungsreichen und dem musikalischen Ausdruck der Stücke ideal angepassten Registrierung und Spielweise Wießner diese kompositorischen Miniaturen zum Erblühen bringt.

Die beiden ausdrucksvollen Partiten Dretzels sind ebenso einfallsreich und an-



Abb. 1: Die Adam-Philipp-Schleich-Orgel in der Heilig-Kreuz-Kapelle zu Gaibach.

Photo: Harald Wießner.



Abb. 2: Die Heilig-Kreuz-Kapelle in Gaibach, erbaut unter Lothar Franz von Schönborn.

Photo: Wikimedia Commons.

sprechend wie die zauberhaften Couranten, Praeludien und Toccaten des mit Heinrich Schütz gut bekannten gebürtigen Dresdners Christian Michel und finden in den kompositorisch interessanten

Stücken Kindermanns ihre Entsprechung, etwa der dreifachen Fuge über „*Christ lag in todes banden*“, „*Christus der uns selig macht*“ und „*Da Jesus an dem Creutze stundt*“. Das ist einfach schöne Musik, mit Kunst und Leidenschaft interpretiert. Das sorgfältig gestaltete, informative Büchlein zur CD (mit einer Kurzeinführung in die Geheimnisse der Tabulatur-Notation) tut ein Übriges, diese Aufnahme zu einer wirklichen *Trouvaille* zu machen. Die Schallplatte kann bei Sphairos Audio (Harald Wießner, Tannenweg 26, 29640 Schneverdingen) unter der Bestellnummer 01 001 bezogen werden.

Prof. Dr. Gerhard Aumüller (geb. in Arolsen) studierte Medizin, Anthropologie, Zoologie und Genetik in Mainz, Würzburg und Marburg. 1977 kam er an die Universität Marburg, zunächst als Leiter der Abteilung für Experimentelle Morphologie, dann ab 1981 bis zu seiner Emeritierung 2008 als Ordinarius für Anatomie. Sein Interesse an der Medizingeschichte schlug sich in der Weiterentwicklung des Anatomischen Museums und dem Gewinn des Nachlasses Emil von Behrings für Marburg nieder. Seine Anschrift lautet: Am Möhregarten 1, 35117 Münchhausen, E-Mail: aumuelle@staff.uni-marburg.de.

Matthias Bader, Daniel Rittenauer und Bernhard Graf von Zech-Kleber

10 Jahre Historisches Lexikon Bayerns, 10 Jahre wissenschaftlich fundierte Landesgeschichte im Internet

Im Jahr 2006 ging das Historische Lexikon Bayerns¹ online. Neben seinem 10-jährigen Bestehen wird das Historische Lexikon 2016 noch zwei weitere bedeutsame Wegmarken erreichen: Voraussichtlich im Herbst erscheint der 1.000. Lexikonartikel, und die Zugriffszahlen werden erstmals über einer Million liegen. Darüber hinaus erfuhrt das Historische Lexikon bereits Ende 2015 eine Runderneuerung seines Internetauftritts und Redaktionssystems. Im Folgenden soll kurz Bilanz gezogen und das Historische Lexikon Bayerns in seiner erneuerten Form nochmals vorgestellt werden.²

Intention, Träger, Projektstruktur

Das Historische Lexikon Bayerns ist „*ein ausschließlich online erscheinendes Sachlexikon zur bayerischen Geschichte*.“³ Eine Druckversion des Lexikons, die mittlerweile mehrere tausende Seiten umfassen würde, existiert nicht; ebenso bearbeiten Autoren, Beiräte und Redakteure das Lexikon vornehmlich über das Internet. „*Allen an der Geschichte Bayerns Interessierten bietet es Informationen auf dem aktuellen Stand der Forschung. Das Lexikon entsteht als zentrales wissenschaftliches Nachschlagewerk zu allen Fragen der bayerischen Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart*.“⁴ Es möchte gesicherte Informationen zur altbayerischen, fränkischen und schwäbischen, ebenso zur pfälzischen Landesgeschichte einem breiten Publikum zur Verfügung stellen, seien es Geschichtswissenschaftler, Heimatforscher oder Schüler.

Getragen wird das Lexikon von Anfang an durch folgende Institutionen: Der Bayerischen Staatsbibliothek, der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Konferenz der Landeshistoriker an den bayerischen Universitäten. Es ist Teil der Bayerischen Landesbibliothek Online (BLO), die seit dem Jahr 2002 unter dem Dach der Bayerischen Staatsbibliothek kulturwissenschaftliche Informationen im Internet anbietet;⁵ enge Verknüpfungen bestehen ferner mit dem 2012/2013 entstandenen Kulturportal „bavarikon“.⁶

An der Bayerischen Staatsbibliothek sind Projektleitung, Redaktion und technische Betreuung angesiedelt; die wissenschaftliche Leitung des Projekts erfolgt durch Prof. Dr. Ferdinand Kramer vom Institut für Bayerische Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München. Bei ihrer Arbeit stützt sich die Redaktion auf einen wissenschaftlichen Beirat, der durch die kritische Begutachtung der eingereichten Artikel einen hohen Qualitätsstandard gewährleistet. Dieser Beirat besteht aus den Professoren der landesgeschichtlichen Lehrstühle an den bayerischen Universitäten, einigen Privatdozenten sowie Mitgliedern der Kommission für bayerische Landesgeschichte.

Bearbeitungsstand

Am Historischen Lexikon Bayerns arbeiten insgesamt über 800 Autoren mit. Seit dem Jahr 2006 konnten im Zuge der Um-

setzung dreier Epochenmodule insgesamt 988 Artikel (Stand: 11. 5. 2016) publiziert werden, die mit annähernd 4.000 Abbildungsobjekten und Quelldokumenten versehen sind: Das Modul „Weimarer Republik“ (2006), in dem fast alle der 550 vorgesehenen Lemmata publiziert sind, das Modul „Spätmittelalter“ (2008), das mittlerweile 330 Artikel umfasst sowie das Modul „Zeitgeschichte nach 1945“ (2010), von dem etwa ein Drittel der vorgesehenen Artikel freigeschaltet ist. Eine starre Ausrichtung an den Epochen Grenzen ist dabei oftmals freilich weder möglich noch wünschenswert, so dass zahlreiche Artikel epochenübergreifend sind. Eine neue Projektphase soll mit einer weiteren Epoche 2017 gestartet werden.

Im Historischen Lexikon findet die Geschichte aller bayerischen Landesteile breite Berücksichtigung. Neben Themen aus der Politikgeschichte, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Gesellschaftsgeschichte, Kirchengeschichte, Ordensgeschichte, Rechtsgeschichte, Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte umfasst das Lexikon auch solche aus der Kunst-, Musik-, Literatur- und Kulturgeschichte. Die drei fränkischen Regierungsbezirke werden ebenso behandelt wie Altbayern und Schwaben;⁷ auch die Pfalz und andere ehemals bayerische Gebiete sind im Lexikon vertreten.

Lemmata im Historischen Lexikon Bayerns zur Geschichte Frankens befassen sich beispielsweise mit fränkischen Adelsgeschlechtern und der Reichsritterschaft, Zeitungen wie dem Bamberger Tagblatt oder dem Fränkischen Kurier, literarischen Erzeugnissen wie Hugo von Trimbergs ‚Der Renner‘ oder Firmen wie der des Eisfabrikanten Schöller. Besonders viele Artikel widmen sich den früheren Hochstiften Bamberg, Eichstätt und Würzburg sowie der Reichsstadt Nürnberg, aber auch

Coburg und den zollerischen Territorien. Die Artikel über den Franken-Begriff oder die fränkische Herzogswürde befassen sich mit wichtigen identitätsstiftenden Fragen der fränkischen Geschichte.

Relaunch 2015

Internetauftritt und Redaktionssystem des Historischen Lexikons erfuhren zehn Jahre nach ihrer ersten Programmierung eine eingehende Neugestaltung. Design und Technik wurden auf einen aktuellen Stand gebracht. Grundlage des neuen Systems ist ein „Semantic Media Wiki“, das von den Programmierern des Münchener Digitalisierungszentrums auf die Bedürfnisse des Historischen Lexikons zugeschnitten wurde.

Der bewährte Aufbau der Lexikonartikel gestaltet sich grundsätzlich wie bisher, wobei die begleitenden Bildobjekte und zugehörigen Quellen nun prominenter positioniert sind. Völlig neu sind zahlreiche technische Hilfsmittel, die es dem Benutzer ermöglichen, noch besser auf das Lexikon und seine Inhalte zuzugreifen:

- Epochen: Jeder Artikel wurde einer oder mehreren Epochen zugeordnet. Über den Klick auf die jeweilige Epoche kann festgestellt werden, welche Artikel verfügbar sind. Rechercheergebnisse lassen sich nach den jeweiligen Kategorien filtern.
- Themen: Ebenso wurden alle vorhandenen Artikel einer Kategorie zugeordnet: von „Adel“ bis „Zeitungs- und Pressewesen“; die vorhandenen Kategorien finden sich in der Rubrik ‚Themen‘.
- Karte: Die räumliche Suche erfolgt über eine Google-Maps-Karte, auf der sämtliche Orte in Bayern verzeichnet sind, die in Artikeln des Historischen Lexikons behandelt werden.

Abb.: Der Begriff „Franken“
auf der Seite des Historischen
Lexikon Bayerns.

Historisches Lexikon Bayerns

Epochen Themen Karte Bilder Artikel A-Z Autoren Über das Projekt Kontakt

Suchen

Erweiterte Suche

Franken (Begriff)

von Dieter J. Weiß

Der Begriff "Franken" kann anhand verschiedenster Kriterien definiert werden. Ein sogenannter Stamm erscheint im 3. Jahrhundert am Nieder- und Mittelrhein. Die ersten Könige des Frankenreiches waren die Merowinger. Das heutige Nordbayern wurde seit dem 6. Jahrhundert fränkisch besiedelt. Unter den Karolingern entwickelte sich der Raum um den Main zum zentralen Teil der "Francia orientalis". Dieser Begriff vereinte sich schließlich im 11. Jahrhundert zu "Franconia". Als Bezeichnung eines Territoriums erscheint der Begriff erstmalig Ende des 11. Jahrhunderts. Seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erhob das Hochstift Würzburg den Anspruch auf ein Herzogtum Franken. Durchsetzen konnte es diesen Anspruch allerdings nie über die Hochstiftsgrenzen hinaus. Die Wendung "Land zu Franken" entwickelte sich im Spätmittelalter zum Schlüsselbegriff, was durch eine Fülle von Belegen aus Dichtung, Alltags- und Rechtsleben deutlich wird. Im Zuge der Einrichtung der Kreise im Jahr 1500 wurde auch ein fränkischer Reichskreis eingerichtet, der bis zum Ende des Alten Reiches Bestand haben sollte. Der Reichskreis umfasste nun auch Territorien wie die Reichsstadt Nürnberg oder das Hochstift Eichstätt. Nach der Eingliederung der meisten Territorien des Reichskreises nach Bayern erhielt ganz Franken mit dem fränkischen Rechen ein einheitliches Symbol. Die bis heute bestehenden Bezirke Mittelfranken, Oberfranken und Unterfranken wurden eingerichtet. Ein fränkisches Regionalbewusstsein bildete sich erst seit dem 19. Jahrhundert heraus. Ebenfalls prägend ist das um die Jahrhundertwende entstandene romantische Frankenbild.

Inhaltsverzeichnis

[Verbergen]

- Die Problematik
- Der Stamm der Franken
- Das Frankenreich
- Ostfranken
- Das Herzogtum der Bischöfe von Würzburg
- Franken im Spätmittelalter

"Guldene Freiheit". Urkunde Friedrichs I. von 1168 mit der Übertragung der Herzogswürde an Bischof Herzog von Würzburg (Staatsarchiv Würzburg, Würzburg Domkapitel Urkunden 1168 Juli 10ff, Zweitausenderfertigung mit Goldzettel)

- Bilder: Noch im Entwicklungsstadium befindlich, kann mit diesem Hilfsmittel das reichhaltige Angebot von Bildern und Quelldokumenten, die das Historische Lexikon enthält, durchsucht werden.
- Autoren: Das Autorenregister zeigt an, welche Autoren welche Artikel verfasst haben.

Resümee

Das Historische Lexikon Bayerns hat nach mittlerweile einem Jahrzehnt einen festen Platz in der Bayerischen Landesgeschichte gefunden und kann als zukunftsweisende Erfolgsgeschichte bezeichnet werden. Als Sachlexikon, das sich aus den neuesten Forschungserkenntnissen speist, erfüllt es ein wichtiges Desiderat der Landesgeschichtsschreibung und erfährt tagtäglich große Rezeption – sei es in Franken, Europa oder anderswo auf der Welt.

Anmerkungen:

- 1 S. <https://www.historisches-lexikon-bayerns.de> (Aufruf am 23.02.2016).
- 2 Dies geschah in vorliegender Zeitschrift bereits im Beitrag von Sepp, Florian: Das „Historische Lexikon Bayerns“ – ein Internet-Lexikon auch zur fränkischen Geschichte, in: *Frankenland* 59 (2007), S. 214–217.
- 3 S. <https://www.historisches-lexikon-bayerns.de> (Aufruf am 29.02.2016).
- 4 Ebd.
- 5 Zur BLO vgl. Kellner, Stephan/Kempf, Klaus: Zehn Jahre Bayerische Landesbibliothek Online (BLO), in: *Bibliotheksforum Bayern N.F.* 7 (2013), Heft 1, S. 6–9; Sepp, Florian: 10 Jahre Bayerische Landesbibliothek Online. Bilanz einer Erfolgsgeschichte, in: *Mitteilungen des Verbandes Bayerischer Geschichtsvereine* 25 (2011), S. 21–44.
- 6 S. <http://bavarikon.de/> (Aufruf am 24.02.2016). Zu „bavarikon“ vgl. Ceynowa, Klaus/Kellner, Stephan: Das bayerische Kulturportal bavarikon – digital, vernetzt, spartenübergreifend, in: Euler, Ellen/ Hagedorn-Saupe, Monika/ Maier, Gerald/Schweibenz, Werner (Hrsg.): *Handbuch Kulturportale. Online-Angebote aus Kultur und*

Wissenschaft. Berlin/Boston 2015, S. 292–300; Sepp, Florian: Das bayerische Kulturportal bavarikon – von der Beta-Version zum Regelbetrieb, in: Bibliotheks-Magazin 10 (2015), Heft 3, S. 42–45.

7 Besonders gut ist dies auf der seit 2015 vorhandenen Überblickskarte ersichtlich, auf der alle bayerischen Orte, die in Lexikonartikeln genannt sind, angezeigt werden, s. <https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Karte>.

Renate Wolfrum

„Oberfränkische Malertage“ 2016 in Neudrossenfeld

Die Idee der „Oberfränkischen Malertage“ ist, dass sich alljährlich Kunstschaffende zum Malen jeweils in einem anderen oberfränkischen Ort zusammenfinden. Daraus entwickelte sich über Jahre hinweg eine erfreuliche Tradition.

Die Idee wurde im Jahr 1998 erstmals in Weidenberg verwirklicht; im Jahr 2006 wurde schließlich der Verein „Oberfränkische Malertage e.V.“ gegründet. Mittlerweile sind die „Malertage“ zu einer festen Institution in der Kulturwelt von Oberfranken geworden. Die Ausstellungen, begleitet durch die Regierung von Oberfranken, erfahren in den verschiedenen Städten im Regierungsbezirk viel Beachtung und Interesse. Sie beginnen jeweils mit einem viertägigen Workshop und werden dann mit einer mehrwöchigen Ausstellung in der betreffenden Stadt fortgesetzt. Das Besondere daran ist, dass ein nur die jeweils ausgewählte Stadt betreffendes Thema den Künstlern vorgegeben wird.

Die mittlerweile 19. Oberfränkischen Malertage finden dieses Jahr in Neudrossenfeld (Landkreis Kulmbach) statt und stehen unter dem Thema „Neudrossenfeld, das Europadorf“. Das Markgrafentstädtchen hat die Auszeichnung Europadorf, und alle zwei Jahre finden hier die

Europatage statt. Der Workshop der diesjährigen 19. Malertage fand Ende Mai 2016 statt.

Nach den Arbeitstagen schließt sich nun die Präsentation der beim Workshop entstandenen Werke an. Die Ausstellung wird im Saal des sogenannten „Bräuwercks“ mit einer feierlichen Vernissage am Sonntag, 12. Juni 2016 um 10.30 Uhr eröffnet und dauert dann bis zum 30. Juli 2016. Die neue Regierungspräsidentin Heidrun Piwernetz hat zugesagt, aus diesem Anlass ein Grußwort zu sprechen. Damit setzt sie die schöne Tradition fort, dass die Regierung von Oberfranken dieses künstlerische Ereignis jeweils begleitet. Unterstützt werden die Oberfränkischen Malertage auch durch Bürgermeister Harald Hübner und seinen Gemeinderat sowie durch die Sparkasse Kulmbach-Lichtenfels.

Die teilnehmenden Künstler sind Armin Braun (Bayreuth), Karin Dietel (Gefrees), Christel Gollner (Bayreuth), Gerhard Grünwald (Schwandorf), Helga Hopfe (Mainleus), Elfi Hübner (Bayreuth), Stefan Köppel (München), Udo Rödel (Münchberg), Peter Schmidt (Förbau), Hans Joachim Sollik (Bayreuth), Günther Wolfrum (Presseck) und Hans Wuttig (Sulzbach-Rosenberg).

Joachim Bahlcke: **Landesherrschaft, Territorien und Staat in der Frühen Neuzeit** (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 91). München (Oldenbourg Verlag) 2012, ISBN 978-3-486-55046-7, 170 S., 19,80 Euro.

Der vielschichtige Prozess der Entstehung des frühmodernen Staates und der territorialen Staatsbildung hat in der deutschen wie europäischen Historiographie in den vergangenen Jahren einen starken Aufschwung erfahren. Die intensive Debatte um Begrifflichkeiten, Strukturen und Prozesse folgte dabei vielfach „zeitgebundenen Erwartungen und Bedürfnissen“ und erfüllte zudem „legitimierende und identitätsstiftende Funktionen“, wie der Verfasser eingangs zu Recht festhält. Die nun vorliegende Synthese von Joachim Bahlcke ordnet mit sicherer Hand die umfangreichen Wissensbestände der komplexen Thematik und bietet einen kompetenten und ausgewogenen Überblick über das in den vergangenen Jahren stark ausgeweitete Forschungsfeld.

In konzeptioneller und darstellerischer Hinsicht knüpft der Verfasser bewusst an den von Ernst Schubert (1941–2006) verfassten Vorgängerband für das späte Mittelalter aus dem Jahre 1996 (2. Aufl. 2006) an. Diese enge thematische (und auch historiographische) Verzahnung mit den Ansätzen Schuberts bietet für den Benutzer zahlreiche Vorzüge und verbindet in vorbildlicher Weise die Bände einer überaus erfolgreichen und bei Lehrenden und Lernenden gleichermaßen beliebten Reihe. Die Anlehnung an Schubert liefert aber auch partiell die Erklärung, warum jüngere interdisziplinäre Forschungsansätze wie beispielsweise zu öffentlichen und politischen Repräsentations- und Kommunikationsformen oder zur Entwick-

gen von Normen und Ritualen im Zusammenspiel mit politischen Prozessen kaum Berücksichtigung fanden. Die Ergebnisse der Rechts- und Verfassungsgeschichte, vor allem zur Gesetzgebung und lokalen Herrschaftspraxis, werden hingegen in breiter Form einbezogen.

Es gehört zu den Vorzügen des Bandes, in exemplarischer Weise wichtige Forschungsschwerpunkte und -kontroversen der frühmodernen Staatsbildung zu skizzieren. Während der Verfasser die in der Vergangenheit vielfach kontrovers geführte Debatte um Säkularisierung und Konfessionalisierung im Anschluss an Anton Schindling und Winfried Schulze als „scheinbaren Gegensatz“ sieht, bezieht er in der seit den 1990er Jahren geführten Diskussion um die Reichweite absolutistischer Herrschaft klar Stellung und hält an den traditionellen Begrifflichkeiten fest, ohne diese freilich weiter auszudifferenzieren (geistlicher oder aufgeklärter Absolutismus). Wenn dies auch nicht in allen Einzelheiten nachgezeichnet werden konnte, so werden dennoch die Impulse der Kontroverse anhand aktueller Forschungsergebnisse (wie beispielsweise für die Habsburgermonarchie) pointiert dargestellt.

Für die fränkische Landesgeschichte und insbesondere die seiner geistlichen Territorien sei auf die einschlägigen Abschnitte über geistliche Herrschaftsformen verwiesen, wo in knapper Form eine Auswahl aktueller und innovativer Forschungsansätze vorgestellt und Desiderate benannt werden. Die These von der vermeintlichen Rückständigkeit geistlicher Staaten wird erst durch weitere übergreifende und vergleichende Studien überprüft werden können. Dies verdeutlicht einmal mehr den Anspruch dieser für die Thematik wegweisenden Darstellung, nicht nur einen

Überblick sowie Grundprobleme und Tendenzen der Forschung zu referieren, sondern darüber hinaus weiterreichende Perspektiven und zielführende Ansätze für die Arbeit künftiger Historikergenerationen aufzuzeigen. *Johannes Schellakowsky*

Werner Taegert (Hrsg.): **1000 Jahre Bischberg. Beiträge zur Geschichte eines Zwei-Flüsse-Dorfes in Franken.** Petersberg (Michael Imhof Verlag) 2014, ISBN 978-3-7319-0022-1, 448 S., zahlr. Abb., 24,95 Euro.

Zur Feier eines Ortsjubiläums gehört zwar seit einigen Jahrzehnten eine „Festschrift“ unabdingbar dazu, doch sind die Resultate solcher Bemühungen oftmals wenig begeisternd. Ganz anders dagegen das hier anzuzeigende umfangreiche Buch, dessen 14 Beiträge aus der Feder namhafter Historiker und Heimatkundler die Bischberger Ortsgeschichte fundiert darlegen und auch in größere Zusammenhänge einordnen. Obwohl sich das Werk sicherlich hauptsächlich an die Geschichtsbegeisterten unter den Einwohnern des Ortes wendet, dürfte es für alle an fränkischer Geschichte interessierten Zeitgenossen Lesesfreude bieten, da es auf breiter Quellenbasis, die zum Teil neu erschlossen wurde, wissenschaftlich anspruchsvoll und dennoch sprachlich verständlich die historische Entwicklung der westlich kurz vor Bamberg gelegenen Gemeinde nachzeichnet. Die reiche Bebilderung macht das Buch auch zu einer Augenweide und hilft in unserem so sehr eidetisch geprägten Zeitalter sicher bei der wünschenswerten Verbreitung des Werks.

Dem Herausgeber ist es gelungen, einen bunten Strauß einschlägiger Themen zu binden, dessen Beiträger fast nichts

außer Acht gelassen haben, was man zur Geschichte Bischbergs wissen möchte. So behandelt der Band die topographische Lage und ihre ökonomischen Auswirkungen (Thomas Gunzelmann), Herkunft und Bedeutung geographischer Namen (Dieter George), Herrschafts- und Verwaltungsstrukturen in der Frühen Neuzeit (Horst Gehringer), die Familie Zollner vom Brand als Schlossherren (Klaus Rupprecht), die Entwicklung im 19. Jahrhundert (Klaus Rupprecht) sowie die Ereignisse und Wandlungen des 20. Jahrhunderts (Barbara Spies). Außerdem werden die Geschichte der katholischen Pfarrei (Norbert Jung), der Juden (Günter Dippold) und die Siedlungs-, Bau- und Kunstgeschichte (Peter Ruderich) genauso thematisiert wie religiöse Kleindenkmale (Annette Schäfer/Werner Taegert) sowie das Vereinsleben (Robert Schäfer). Zwei wichtige Bischberger Persönlichkeiten skizzieren Werner K. Blessing (Der politische Prälat Johann Leicht [1869–1940]) und Klaus-Stefan Krieger (Caritasdirektor Dr. Philipp Kröner [1908–1964]), wohingegen Michael Wehner zum mehr essayistischen Abschluss Stimmungsbilder vom Leben in und um Bischberg entwirft.

Lobenswert ist auch ein rund 60-seitiger Anhang, der wichtige Daten der Ortsgeschichte zusammenträgt: So werden die katholischen Pfarrer, die Gemeindevorsteher und Bürgermeister zusammen mit den historischen Bauten aufgelistet. Das alles ergänzt eine ausführliche, chronologisch aufgebaute Bibliographie, nur – als einziges wirkliches Manko – hat man leider auf jegliche Register verzichtet, die bei der Benutzung des voluminösen Wälzers sehr hilfreich gewesen wären. Aber das schmälert den Wert dieses überdies auch bibliophil ansprechenden Bandes nur wenig. Es wäre zu hoffen, dass sich noch viele Her-

ausgeber von Ortschroniken an diesem Opus magnum ein Beispiel nähmen!

Peter A. Süß

Dieter Salch: **Symbole und Insignien der Würzburger Universität** (Mainfränkische Studien, Bd. 82/Beiträge zur Würzburger Universitätsgeschichte, Bd. 2). Baunach (Spurbuchverlag) 2012, ISBN 978-3-88778-369-3, geb., 232 S., 41 Abb., 24,80 Euro.

Aufgrund der schwierigen Quellenlage und der umfangreichen Archivalienverluste haben die Symbole und Insignien im Rahmen der Geschichte der Julius-Maximilians-Universität Würzburg bislang nicht die gebührende Beachtung gefunden. Die mit zahlreichen Abbildungen ausgestattete Zusammenstellung von Symbolen und Insignien, aber auch vielen schriftlichen und materiellen Quellen sowie der Bauten und des Personals der Alma Julia versucht, diesen teilweise auf die spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Gründungsphase zurückreichenden Teil der Traditionspflege wieder sichtbar zu machen. Wenn man mit Goethe von der „*aufschließenden Kraft*“ der Symbole ausgehen kann, so erschließt der in vielfach mühevollen Recherchen entstandene Band zentrale Bereiche der Würzburger Universitäts- und Studentengeschichte, darüber hinaus auch bildungs-, rechts- und kulturhistorische Aspekte.

Dabei spart der Verfasser nicht an zuweilen recht ausführlichen Einblicken zur Genese seiner Forschungen. Eine tiefere Einbettung der einzelnen Phänomene in den universitäts- und bildungsgeschichtlichen Kontext wäre hingegen wünschenswert gewesen. Darüber hinaus hätte der sachkundige Leser die zielführende Unter-

scheidung zwischen ungedruckten und gedruckten Quellen sowie Literatur erwartet. Der Band vermittelt jedoch zahlreiche Anregungen zu weiterführenden Untersuchungen. Dies betrifft beispielsweise die Geschichte einzelner Universitätsbauten wie die im 19. Jahrhundert stark ausgeprägte universitäre Festkultur, an der auch die studentischen Korporationen Anteil hatten. Außerdem wird sich vielleicht manche bislang nicht abschließend geklärte Frage um einzelne Insignien wie die Würzburger Universitätsfahne oder die seit 1944 in Salzburg verwahrten Szepter der Universität aufhellen lassen.

Die von der Generation der Mitlebenden als ‚revolutionär‘ empfundenen Umbrüche der Jahre nach 1968 und die damit verbundenen, bis heute wirksamen bildungs- und hochschulpolitischen Strukturveränderungen haben die Universitäten als Institution stark verändert. Mehr als jemals zuvor wurde ihr traditionell korporativer Charakter und damit ihre im europäischen Rahmen unverwechselbare Eigenart in Frage gestellt, was einen vielfach kritischen und distanzierten Umgang mit der Geschichte und Tradition zur Folge hatte. Es war in Würzburg ein langer und schwieriger Weg zur institutionellen Einrichtung eines eigenen Universitätsarchivs, das bis dahin von der 1958 eingerichteten Senatskommission für die Geschichte der Universität verwaltet wurde. So werden die Reste des im Krieg nahezu völlig vernichteten Universitätsarchivs nun in professioneller Weise der Forschung zugänglich gemacht, neue Bestände übernommen und erschlossen sowie wichtige Aspekte der Universitätsgeschichte in Ausstellungen und Publikationen einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die vom Verfasser abschließend erhobene Forderung nach mehr Traditionspflege in

Form eines eigenen Universitätsmuseums kann daher nur unterstrichen werden. Wie die Geschichte der Symbole und Insignien wäre dies ebenso ein Stück ‚corporate identity‘ einer traditionsreichen deutschen Universität.

Johannes Schellakowsky

Konrad Kruis: **Licht aus Franken im Vormärz. Der Rechtsgelehrte und Politiker Johann Adam Seuffert. Ein Porträt** (Mainfränkische Hefte, Heft 112). Würzburg (edition vulpes) 2012, ISBN 978-3939112-84-6, 115 S., 3 Abb., 14,00 Euro.

Eine ausführliche politische Würdigung des aus Würzburg gebürtigen Landtagsabgeordneten und Rechtswissenschaftlers Johann Adam Seuffert (1794–1857), eines „um Wissenschaft und Pflege des vaterländischen Rechts hochverdienten Mannes“, wie man auf seinem Grabstein lesen kann, gehörte bislang zu den Desideraten der landesgeschichtlichen Forschung. Ausgehend von einer sehr knappen biographischen Skizze ordnet der Verfasser das wissenschaftliche Werk des Rechtsgelehrten, der seit 1819 mit großem Erfolg als ordentlichen Professor an der Universität Würzburg lehrte, in den Kontext der zeitgenössischen Rechtswissenschaft ein und stellt seine Bemühungen um Einheitlichkeit in der Rechtsprechung heraus. Als „glänzender Dozent und freisinniger Geist“ machte sich Seuffert über die Grenzen Würzburgs hinaus einen Namen und wurde 1831 Zweiter Präsident der Abgeordnetenkammer in München.

Der gemäßigte Liberale Seuffert bemühte sich in den politischen Diskussionen stets um tragfähige Kompromisse auf der Grundlage des monarchischen Prinzips. Dieser Phase der Jahre 1831/1832 ist das

zentrale Kapitel der Studie gewidmet, für das vom Verfasser auch ungedruckte Quellen aus München, Würzburg und privatem Besitz herangezogen wurden. Wenn er auch der Regierung kritisch gegenüberstand, so hat er das Königtum verfassungsrechtlich nie in Frage gestellt, wurde aber aufgrund seiner demokratiefreundlichen Gesinnung nach Unruhen an der Universität Würzburg im Oktober 1832 zusammen mit weiteren Professoren von König Ludwig I. abberufen und zunächst an das Appellationsgericht Straubing, später an die Gerichte Ansbach und Eichstätt versetzt. In der fränkischen Provinz wirkte der „lahmgelegte Wissenschaftler“ neben seiner Tätigkeit als Rechtswissenschaftler und politischer bzw. juristischer Publizist und veröffentlichte 1848 unter dem Pseudonym Justus Steinbühl eine mit Witz und Sarkasmus angefüllte persönliche Lebensbilanz.

Seuffert blieb bis zu seinem Tod im Mai 1857 seiner fränkischen Heimat und der Stadt Würzburg, die ihn bereits 1819 zum Ehrenbürger ernannt hatte, eng verbunden. In seiner letzten Lebensphase näherte sich die bayerische Politik unter Minister Ludwig von der Pfordten (1811–1880) Seuffert noch einmal an, was die Untersuchung jedoch lediglich andeutet und nicht weiter ausführt. Seine politischen und wissenschaftlichen Leistungen wurden anerkannt, 1850 wurde er durch die Verleihung des Verdienstordens der bayerischen Krone in den persönlichen Adelsstand erhoben. Die ansprechend gestaltete Studie im Schnittfeld von politischer Geschichte, Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte würdigt in eindrucksvoller Weise einen der einflussreichsten politischen Köpfe des bayerischen Vormärz und zugleich einen bedeutenden Vertreter der deutschen Rechtsgeschichte. *Johannes Schellakowsky*

Gisela Naomi Blume: **Der jüdische Friedhof in Obernzenn 1613–2013** (Freie Schriftenfolge der Gesellschaft für Familienforschung in Franken, Bd. 24). Nürnberg 2013, ISBN 978-3-929865-62-2, 544 S., 30,00 Euro.

In Franken haben sich beinahe 100 jüdische Friedhöfe erhalten, deren Ursprünge mitunter ins 16. Jahrhundert zurückreichen. Einer dieser Friedhöfe, der an die lange Geschichte jüdischen Lebens in Franken erinnert, liegt in dem in der Frühen Neuzeit zum Ritterkanton Steigerwald gehörenden und dem fränkischen Rittergeschlecht von Seckendorff-Aberdar unterstellten Ort Obernzenn. Die Familie siedelte Ende des 16. Jahrhunderts dort Juden an, die bereits 1613 einen eigenen Friedhof unterhielten. Es handelt sich hierbei um einen Verbandsfriedhof, der in der Trägerschaft mehrerer „*Kehillot*“ (Gemeinden) stand. Hier wurden in der Frühen Neuzeit die Juden aus Obernzenn, Unternzenn, Egenhausen, Ickelheim, Lenkersheim und Kaubenheim beerdigt. Ende des 19. Jahrhunderts gehörte der Friedhof den jüdischen Gemeinden (Bad) Windsheim und Egenhausen.

Im Zentrum des Buches steht die umfassende Dokumentation der 351 erhaltenen Grabsteine, die von Gisela Naomi Blume gesäubert, photographiert und deren Inschriften – soweit noch lesbar – übersetzt wurden. Die ersten erhaltenen Gräber stammen aus der Zeit um 1700. Blume gibt allerdings nur die deutsche Übersetzung wieder, wohingegen eine Transkription der hebräischen Inschriften fehlt.

In der Regel setzt sich eine hebräische Grabinschrift aus folgenden Elementen zusammen: Dem Namen und dem Stand des Verstorbenen sowie dem Sterbedatum. Das fehlende Geburtsjahr kann meist aus

dem Text erschlossen werden. Diese Kerninformationen werden von einer Einleitungsformel wie „*Hier ist geborgen ...*“ und einem Schlusseggen („*Seinelihre Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens*“) gerahmt – beide Elemente fehlen leider in der Wiedergabe –, und oft wird der Text durch eine Eulogie erweitert. Letztere kann wenige, den Charakter des Verstorbenen beschreibende Begriffe, aber auch kunstvoll komponierte Schriftzitate enthalten, die den Wandel des Menschen nach Gottes Weisung thematisieren. Auch die Eulogien sind im vorliegenden Band nur partiell wiedergegeben.

Die Grabsteine sind, da sie aus Sandstein bestehen und teilweise mehrere Jahrhunderte alt sind, nicht mehr im besten Zustand. Daher ist grundsätzlich von einem hohen Maß an Textverlust auszugehen. Wenn möglich nennt Blume den Vor- und Nachnamen, die Stellung des/der Verstorbenen in der jüdischen Gemeinde, Geburtsort und -jahr sowie Sterbeort und -jahr. Hinweise auf Familienbeziehungen fehlen ebenso wenig wie solche zum religiösen Leben. In der Rubrik „Bemerkungen“ werden Zusatzinformationen zum Zustand des Grabsteins, dessen Symbolik, zum Wohnort der Verstorbenen sowie zu ihren Lebensläufen gegeben. Der Dokumentation vorangestellt ist ein einleitendes Kapitel über die Geschichte des Friedhofs (S. 39–52) sowie ein allgemeiner Abschnitt zu Sterben und Trauer im Judentum (S. 53–57).

Die historische Einführung zu den Juden der Gemeinden, die ihre Toten in Obernzenn beisetzen, sollte wohl ursprünglich der verstorbene Archivar Dr. Gerhard Rechter schreiben; diese Aufgabe wurde nach Rechters Tod von Michael Schneeberger übernommen (S. 9–38). Schneeberger gliedert die jüdische Ge-

schichte nach den einzelnen Gemeinden und schildert deren Entwicklung in der Tradition der älteren jüdischen Heimatgeschichte, indem er jeweils die Anfänge der Gemeinde, ihre Entwicklung in der Frühen Neuzeit, die Judenmatrikel von 1817, die Berufsstruktur und die Gemeindeentwicklung im 19. Jahrhundert abhandelt. Abschließend wird knapp auf das Schicksal der wenigen noch in diesen Gemeinden lebenden Juden während des Nationalsozialismus eingegangen. Leider werden hier ohne historische Fragestellung oder Kenntnis der neuen Forschungsliteratur lediglich Einzelbefunde aneinandergereiht. Besonders die jüdische Geschichte der Vormoderne wird hierbei in Unkenntnis der wissenschaftlichen Forschung der letzten Jahrzehnte nacherzählt. Auch für die Zeit des 19. und 20. Jahrhunderts wird mitunter einfach nur spekuliert, etwa über den möglichen Zusammenhang einer Kirschfruchtfliegenplage (ohne Angabe eines Jahres!) und der Auswanderung von Juden nach 1900. Dabei kann Schneeberger nicht einmal nachweisen, dass Juden in diesen Gemeinden überhaupt mit Kirsch handelten! (S. 21) Für die Zeit des Nationalsozialismus (für die der Autor stets den unwissenschaftlichen Terminus „Nazi-Zeit“ verwendet) werden zudem In-

terviews überlebender Juden herangezogen. Dass die jüdische Geschichte Frankens nicht ohne die christliche Geschichte zu erklären ist, kommt hier nicht einmal ansatzweise zur Sprache. Jüdisches Leben wird hier losgelöst von der Welt der christlichen Dorfnachbarn behandelt – auch wenn es an einer Stelle heißt, dass in Egenhausen *„Christen und Juden in sehr gutem nachbarschaftlichen Einvernehmen lebten“* (S. 21).

Die verdienstvolle Arbeit von Frau Blume hätte eine bessere historische Kontextualisierung verdient gehabt und dies umso mehr, als die umfangreichen Vorarbeiten von Gerhard Rechter dafür eine breite Basis gelegt haben, die auch eine Würdigung der hier bestatteten Juden in ihrer historischen Bedeutung ermöglicht hätte. So bleiben nur die Gräber als Erinnerung an ein einstmals blühendes jüdisches Leben in Franken.

Die 87 Stammtafeln verdeutlichen die enge Verflechtung der jüdischen Familien, die den Friedhof genutzt haben. Ein Glossar und ein ausführlicher Namensindex erschließen das reichhaltige Datenmaterial. Ein beigelegter Lageplan erleichtert das Auffinden der Gräber und die Ehrung der Toten.

Michaela Schmölz-Häberlein



halbigdruck
offset  digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Sabine Meißner

Historischer Verein Haßberge e.V. ehrt verdienten „Staahaber“ und „Gründungsvater“

Der Historische Verein des unterfränkischen Landkreises Haßberge hat in seiner letzten Mitgliederversammlung den Heimatforscher Heinrich Weisel aus Zeil am Main zum Ehrenmitglied ernannt. Die Laudatio hielt der aus der Region stammende und heute in Bamberg lebende Kunsthistoriker Dr. Volker Rößner. Er würdigte die herausragende Tätigkeit Heinrich Weisels auf dem Gebiet des historischen Handwerks, das dieser seit 20 Jahren erforscht. Besonders die Geschichte des Sandsteinabbaus in der Region längs des Mains zwischen Bamberg und Schweinfurt, insbesondere im heutigen Landkreis Haßberge liegt ihm am Herzen. So beschreibt er in seinen Forschungen das Leben der Steinhauer („Staahaber“) in der Vergangenheit. *„Während die auftraggebenden Fürstbischöfe der Kirchen und Amtssitze unserer Umgebung bekannt waren,“* erklärte Rößner, *„wusste man bisher nicht viel von den ausführenden Handwerkern.“* Diese Lücke habe Weisel geschlossen.

Des Weiteren brachte der Laudator zum Ausdruck: *„Ausgehend von seinen persönlichen Vorfahren Jacob Reuttig, auch ‚Rüti‘ genannt, widmete sich Heinrich Weisel zunächst den Zeiler Steinhauern und Maurern, bevor er den Kreis seiner Forschungen auf Stuckateure, Vergolder, Uhrmacher, Pottaschensieder und andere Handwerker erweiterte. Seine Forschungen gingen über die reine Heimatforschung eines Ortes hinaus bis hin zum Überregionalen. Er hat Handwerker und Handwerkersippen im ganzen Landkreis, aber auch im Nachbarlandkreis Schweinfurt, im Mainfränkischen, in Bamberg, im Coburger und Thüringer Raum erforscht. Seine Erkenntnisse und Forschungsergebnisse gab Heinrich Weisel stets uneigennützig und großzügig weiter, so dass er zahlreiche Wissenschaftler bei ihren Forschungen und Veröffentlichungen unterstützte.“*

Heinrich Weisel, der auch den Lesern der Zeitschrift FRANKENLAND durch einige Beiträge bekannt ist, publizierte die Ergebnisse seiner Forschungen selbst, wobei vor allem die Arbeiten zum Würzburger Stadtmaurermeister Johann Joseph Fischbacher und dem Wiesentheider Baumeister Johann Georg Seitz hervorzuheben sind. Darüber hinaus erwarb er sich durch seine aktive Mitarbeit in der Arbeitsgruppe *„Erlebniswelt Fränkischer Sandstein“* Verdienste. Diese AG möchte in einem still gelegten Sandsteinbruch in Breitbrunn eine museale Einrichtung installieren.

In derselben Versammlung verlieh der Historische Verein Landkreis Haßberge auch an Dr. Walter Keller als einen seiner Gründungsväter die Ehrenmitgliedschaft, war er doch am Entstehen und an der Entwicklung des Vereins maßgeblich beteiligt. Nach seinem Eintritt in den Ruhestand studierte Keller noch erfolgreich Geschichte und „adelte“ sein Studium mit dem Dokortitel. Seine Dissertation wurde als zweiter Band der Schriftenreihe des Historischen Vereins Landkreis Haßberge veröffentlicht. In einer weiteren Publikation beschrieb er in Gemeinschaftsarbeit mit Rainer Freiherr von Andrian-Werburg als Zeitzeugen die lokalen Vorgänge, die 1989/1990 zur Öffnung des Grenzüberganges zwischen Allertshausen (Bundesrepublik Deutschland) und Hellingen



Abb.: Der Historische Verein des unterfränkischen Landkreises Haßberge hat Dr. Walter Keller (l. im Bild), bis 1990 dortiger Landrat, und Heinrich Weisel, Heimatforscher aus Zeil am Main, in seiner jüngsten Mitgliederversammlung zu Ehrenmitgliedern ernannt. Photo: Sabine Meißner.

(Deutsche Demokratische Republik) im Norden des Landkreises Haßberge führten. Als verantwortliche Akteure in Staatsverwaltung und regionaler Kommunalpolitik hatten sie seinerzeit an vorderster Stelle gewirkt (siehe dazu auch den Beitrag „Grenzöffnung und Straßenbau zwischen den Landkreisen Haßberge und Hildburghausen zur Jahreswende 1989/90“, in: FRANKENLAND. Heft 1, März 2013, S. 37ff.).

Darüber hinaus steht uns Kellers Erbe in Form ansehnlicher historischer Gebäude vor Augen. So hat er beim Bau des neuen Haßberge-Landratsamtes auf der Basis seiner historischen Forschungen durchgesetzt, dass der Standort innerhalb der Altstadt Haßfurts, an dem sich früher das Stadtschloss des Würzburger Fürstbischofs befand, erhalten blieb. Indem er nachwies, dass bereits unter Fürstbischof Julius Echter die Baugrenzen wesentlich erweitert worden waren, konnte Dr. Walter Keller die Bedeutung von Geschichtskennntnissen für das Verständnis unserer Herkunft sowie für die Zukunftsgestaltung unseres Gemeinwesens eindrucksvoll belegen.

Der Frankenbund gratuliert Prof. Dr. Hartmut Heller zum 75. Geburtstag

Am 21. Mai 2016 konnte Bundesfreund Prof. Dr. Hartmut Heller, der frühere Inhaber der Professur für Landes- und Volkskunde der Universität Erlangen-Nürnberg und unser ehemaliger stellvertretender Bundesvorsitzender seinen 75. Geburtstag feiern, wozu ihm im Namen des ganzen FRANKENBUNDES die Bundesleitung und die Schriftleitung der Zeitschrift FRANKENLAND herzlich gratulieren. Wir wünschen ihm auch weiterhin alles Gute, vor allem viel Lebensfreude und beste Gesundheit.

Der gebürtige Heidelberger Hartmut Heller studierte an den Universitäten in Erlangen und Tübingen Geographie, Germanistik, Geschichte und Volkskunde (1. Staatsexamen 1968) und wurde 1970 promoviert. Nach Assistentenjahren an den Universitäten Erlangen-Nürnberg und Kiel war er u.a. in Würzburg und Fürth als Gymnasiallehrer tätig. Dann wechselte er zurück an die Friedrich-Alexander-Universität Erlangen, wo er 1974 an deren Erziehungswissenschaftlicher Fakultät als Fachvertreter für Landes- und Volkskunde Aufgaben in der Lehrerbildung übernahm. 1997 wurde er in dieser Funktion auf eine C 3-Professur berufen, die er bis zu seiner Ruhestandsversetzung im Jahr 2006 innehatte.

Neben dem FRANKENBUND engagierte er sich unter anderem auch in der Bayerischen Einigung/Bayerische Volksstiftung, im Förderverein Fränkisches Freilandmuseum Bad Windsheim, in der Fränkischen Geographischen Gesellschaft oder dem Kulturberrat der Stadt Nürnberg. Als korrespondierendes Mitglied gehört er der Deutschen Akademie für Landeskunde an und als sog. Wahlmitglied ebenfalls der Gesellschaft für fränkische Geschichte.

Uns im FRANKENBUND ist er natürlich hauptsächlich in seiner Funktion als stellvertretender Bundesvorsitzender, die er von 1985 bis 2003 – mithin also 18 Jahre lang – umsichtig ausübte, in lebhafter Erinnerung geblieben. Für seine besonderen Verdienste in der Bundesleitung wurde ihm im Jahr 2002 als äußeres Zeichen der Dankbarkeit unser Großes Goldenes Bundesabzeichen verliehen. Vor allen Dingen freut es die Bundesleitung, dass Professor Heller auch weiterhin Anteil an der Entwicklung des FRANKENBUNDES nimmt und bei den Bundestagen gern gesehener Gast unserer Festveranstaltungen ist.

PAS

Zum ersten Mal in der Geschichte des Frankenbundes tagt
der Bundestag in Rothenburg ob der Tauber!

Einladung zum Bundestag

Satzungsgemäß lade ich hiermit die Delegierten und Mitglieder
des FRANKENBUNDES zu unserem 87. Bundestag

am Samstag, den 22. Oktober 2016, nach Rothenburg ein.

Die Gruppenvorsitzenden werden gemäß § 17 unserer Satzung gebeten, die Mitglieder zu benachrichtigen und die Delegierten zu entsenden. Alle Gruppen sollten durch Delegierte vertreten sein. Eine Einladung mit dem Tagesprogramm und weitere Unterlagen werden den Gruppenvorsitzenden noch zugesandt.

**10.00 Uhr Festakt im Festsaal des Kriminalmuseums in Rothenburg,
Burggasse 3–5**
Begrüßung durch den 1. Bundesvorsitzenden
Herrn Dr. Paul Beinhofer, Regierungspräsident von Unterfranken
Festvortrag
Verleihung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES

12.30 Uhr Mittagessen

15.00 Uhr Delegiertenversammlung

Tagesordnung:

1. Jahresbericht der Bundesleitung für das Jahr 2015
2. Kassen- und Kassenprüfungsbericht
3. Diskussion der Berichte
4. Entlastung der Bundesleitung
5. Veranstaltungen des Gesamtbundes im Jahr 2017
6. Beitragsanpassung
7. Verschiedenes
8. Anträge und Wünsche

Anträge und Wünsche für die Tagesordnung bitte ich, bis zum 15. Oktober 2016 bei der Bundesgeschäftsstelle einzureichen.

Würzburg, 23.5.2016

Paul Beinhofer

.....
1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofer
Regierungspräsident von Unterfranken

Weitere Informationen zum Ablauf des Bundestages in Rothenburg und dem interessanten Rahmenprogramm finden Sie auf der Homepage des Frankenbundes in der Rubrik *aktuell*.

INHALT

Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Rothenburg ob der Tauber Walter Hartl zum 87. Bundestag des FRANKENBUNDES	151
--	-----

Geschichte

<i>Markus Naser</i> Rothenburgs Stadtgeschichte	152
<i>Oliver Gußmann</i> Das jüdische Rothenburg im Mittelalter	165

Kunst

<i>Hellmuth Möhring</i> Dominikanerinnenkloster und Reichsstadtmuseum in Rothenburg o.d.T.	177
--	-----

Kultur

<i>Markus Hirte und Charlotte Kätzel</i> Das Mittelalterliche Kriminalmuseum in Rothenburg ob der Tauber: 1.000 Jahre Rechtsgeschichte unter einem Dach	190
---	-----

Aktuelles

<i>Karin Hoffmann und Dominik Dörfel</i> Die Schlacht um Würzburg 1796	209
---	-----

Bücher zu fränkischen Themen	213
---	------------

Frankenbund intern

<i>Christina Bergerhausen</i> Zum 4. Mal: Unsere Mainschiffahrt am 27. Mai 2016	217
Premiere: Bundestag des Frankenbundes in Rothenburg ob der Tauber! – mit geändertem Programmablauf –	219
Achtung: Verschiebung des Fränkischen Thementages „Reformation in Franken“! Neuer Termin: 6. Mai 2017 in Nürnberg	220
Sonderaktion FRANKENLAND: Verkauf gebundener Jahrgänge	220

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Dr. Oliver Gußmann	Touristen- und Pilgerpfarrer Evangelische Kirchengemeinde St. Jakob Klostergasse 15, 91541 Rothenburg ob der Tauber Oliver_Gussmann@yahoo.com
Dr. Markus Hirte LL.M.	Geschäftsführender Direktor des Mittelalterlichen Kriminalmuseums Burggasse 3, 91541 Rothenburg ob der Tauber info@kriminalmuseum.rothenburg.de
Karin Hoffmann	Frühstudentin an der Universität Würzburg Ochsenfurterstraße 11, 97340 Marktbreit kareli1@web.de
Charlotte Kätzel B.A.	Medienassistentin am Mittelalterlichen Kriminalmuseum Burggasse 3, 91541 Rothenburg ob der Tauber c.kaetzel@kriminalmuseum.rothenburg.de
Dr. Hellmuth Möhring	Leiter des Reichsstadtmuseums Klosterhof 5, 91541 Rothenburg o.d.T. reichsstadtmuseum@rothenburg.de
Dr. Markus Naser	Akademischer Rat am Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte der Universität Würzburg 1. Vorsitzender des Vereins Alt-Rothenburg e.V. Wolfsau 7, 91583 Diebach markus.naser@uni-wuerzburg.de
Dr. Alexander von Papp	freier Autor Euweg 8, 97236 Randersacker alexander@vonpapp.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Rothenburg ob der Tauber Walter Hartl zum 87. Bundestag des FRANKENBUNDES am 22. Oktober 2016



Die Stadt Rothenburg ob der Tauber begrüßt die Mitglieder des Frankenbundes zu ihrem 87. Bundestag 2016 in unserer Stadt. Wir freuen uns, Ihr Gastgeber sein zu dürfen. Mit dem seit Jahrhunderten an unserem Spitaltor eingemeißelten Spruch „*Pax intrantibus salus exeuntibus*“, was so viel bedeutet wie „*Friede den Eintretenden, Heil den Hinausgehenden*“, heiße ich Sie herzlich willkommen. Diesen Wunsch geben wir unseren Gästen gerne mit auf den Weg. Wir sehen ihn auch als eine Verpflichtung.

Weltoffenheit, kleinstädtische Idylle und die jahrhundertealte Geschichte verbinden sich in unseren Gassen zu einem einzigartigen Charme. In kaum einer Stadt dieser Größe begegnen sich so viele Menschen aus allen Kontinenten. Als „*Fränkisches Jerusalem*“ wurde Rothenburg beim Anblick der einzigartigen Silhouette über den grünen Tauberhängen vor Jahrhunderten einmal bezeichnet, und der ehemalige bayerische Ministerpräsident Alfons Goppel prägte das Wort von der „*Empfangs-*

stube Bayerns“. Weltberühmt sind die mittelalterlichen Mauern und Türme, die prächtigen Renaissance-Fassaden, die biedermeierlich heilen und intimen Winkel. Rothenburg ob der Tauber gilt deshalb weltweit als Inbegriff für **die** romantische Stadt.

Kunst und Kultur, Geschichte und Tradition sind hier allgegenwärtig. Ich meine, damit ist Rothenburg ob der Tauber ein guter Ort für den Bundestag des Frankenbundes!

Allerdings ist Rothenburg ob der Tauber auch eine moderne Stadt in der Mitte Europas. Hier schlägt der Puls eines verkehrsgünstig gelegenen modernen Mittelzentrums mit einer kompletten Infrastruktur – von der Kinderbetreuung und den Schulen bis hin zu einer Vielfalt von medizinischen Angeboten mit einem Krankenhaus und seinen leistungsstarken Fachabteilungen. Innovative und erfolgreiche Unternehmen haben hier ihre Heimat. Größter Arbeitgeber mit über 1.000 Beschäftigten ist die einzige deutsche Niederlassung des Electrolux-Konzerns, der hier auch sein europäisches Entwicklungszentrum angesiedelt hat. So verwundert es viele Gäste, dass wir nur etwa ein Drittel unserer Wirtschaftskraft aus dem Tourismus schöpfen, denn zwei Drittel stammen aus dem gewerblich-industriellen Bereich.

Dem Bundestag 2016 des Frankenbunds wünsche ich nun einen guten Verlauf und hoffe, dass den teilnehmenden Mitgliedern auch etwas Zeit verbleibt, sich vom Charme verzaubern zu lassen, den Rothenburg ob der Tauber ausstrahlt.

Herzlichst
Ihr

Walter Hartl
Oberbürgermeister

Rothenburgs Stadtgeschichte

Rothenburg ob der Tauber verfügt nicht nur über eine weltberühmte historische Altstadt, sondern auch über eine spannende und ereignisreiche Geschichte. Im Spätmittelalter gelang Rothenburg der Aufstieg zur Reichsstadt und der Erwerb eines ca. 400 Quadratkilometer großen Landgebiets, der sog. ‚Landwehr‘. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts bildete das Rothenburger Gebiet ein eigenes Territorium innerhalb des Heiligen Römischen Reiches.

Die Anfänge der Rothenburger Geschichte

Der Beginn der Rothenburger Geschichte reicht in das 11., vielleicht sogar in das 10. Jahrhundert zurück. Damals bestand eine Burg der Grafen von Comburg im Bereich des sog. ‚Essigkrugs‘. Die Existenz einer Siedlung neben dieser Burg ist nicht belegt und auch nicht wahrscheinlich. Die heutige Stadt entwickelte sich erst im Anschluss an die spätere Stauferburg.

Diesen modernen Erkenntnissen widersprechend finden sich in vielen alten Rothenburger Chroniken auch Berichte, die Burg und Stadt Rothenburg als wesentlich älter erscheinen lassen. Diese chronikalischen Ausführungen sind in den Bereich der Legenden zu verweisen. Weder stammen die Rothenburger von den Trojanern ab, noch lässt sich eine der Burgen bis zu dem sagenhaften Merowingerkönig Faramund aus dem 5. Jahrhundert zurückverfolgen, wie in der Rothenburger Historiographie des Öfteren behauptet wurde.¹

Rothenburg unter den Staufern

In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts starben die Grafen von Comburg aus und Teile ihres Erbes, darunter höchstwahrscheinlich auch die Burg auf dem Essigkrug, fielen den Staufern zu. Das Geschlecht der Staufer stellte seit 1079 die Herzöge von Schwaben. Aufgrund ihrer nahen Verwandtschaft zum 1125 ausgestorbenen Herrscherhaus der Salier gelangten sie 1138 zur Königswürde und stellten bis 1254 insgesamt acht römisch-deutsche Könige.

Der erste Stauferkönig Konrad III. (1138–1152) ließ nun auf dem Areal des heutigen Burggartens eine zweite, weitaus größere Burg errichten, die von Anfang an als Reichsburg anzusprechen ist. Dazu ertauschte Konrad das neue Burggelände auf einem Bergsporn oberhalb der Tauber (daher auch der spätere Namenszusatz: ob der Tauber) vom Würzburger Stift Neumünster. Dieser Tausch wurde 1142 durch den Würzburger Bischof bestätigt, und spätestens ab 1144 wird der Name ‚Rothenburg‘ für die neue Burganlage verwendet.²

Trotz des Aufstiegs zur Königswürde behielten die Staufer das Herzogtum Schwaben im Kreis der eigenen Familie. Meistens wurde es an einen Sohn des jeweiligen Königs oder bei dessen Kinderlosigkeit an einen Bruder oder anderen nahen Verwandten vergeben. Zwischen 1079 und 1268 stellten die Staufer durchgehend die schwäbischen Herzöge, und zwei der insgesamt zwölf stauferischen Herzöge hatten ihren Sitz auf der Burg in Rothenburg.

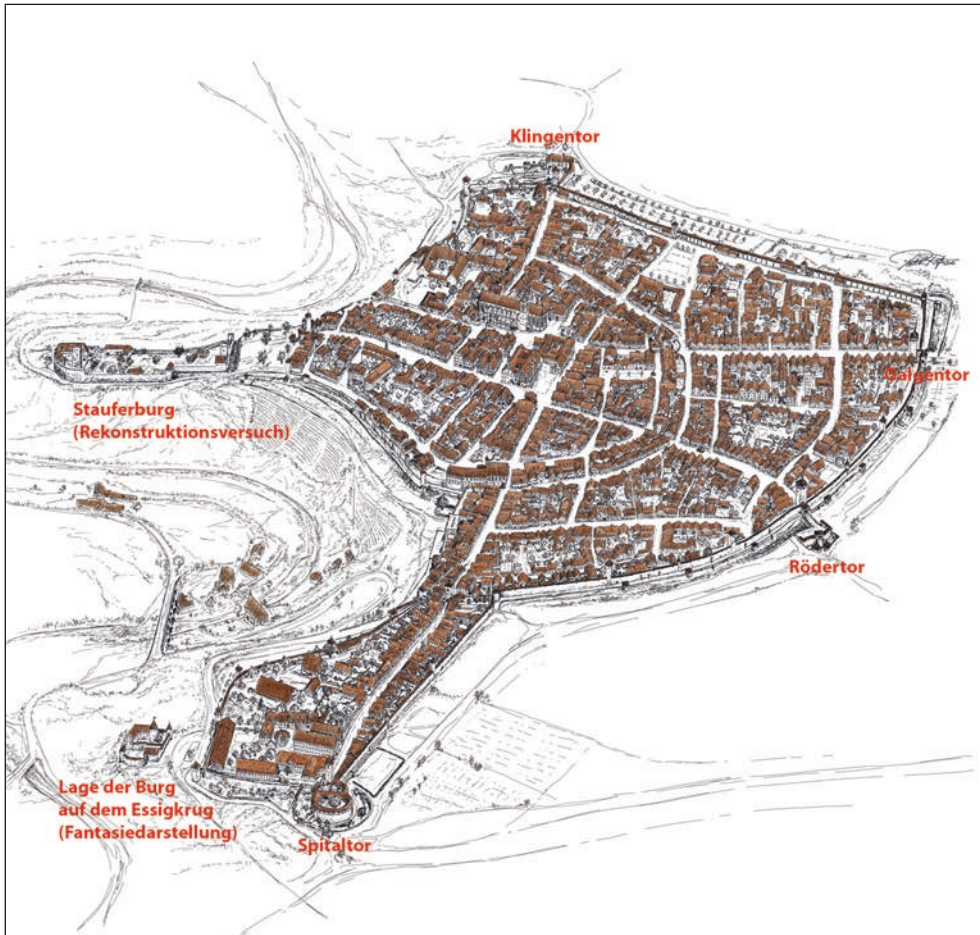


Abb. 1: Die Rothenburger Altstadt. Im Bereich innerhalb der Stadtmauer entspricht die Darstellung der Gebäude den heutigen Verhältnissen. Nur die beiden Burgen sind als Fantasiezeichnung ergänzt bzw. teilrekonstruiert eingezeichnet worden. Zeichnung: Patrick Riefer-Kraus. Abdruck mit freundlicher Genehmigung durch Johannes Wittmann (Die Waffenkammer).

Sie nannten sich nach ihr ‚dux de Rothenburg‘, was aus dem Lateinischen gerne mit ‚Herzog von Rothenburg‘ übersetzt wird. Das ist zwar sprachlich richtig, führte in der Vergangenheit aber häufig zu dem Missverständnis, dass es ein an der Stadt Rothenburg hängendes Herzogtum gegeben habe. Will man die Bedeutung des Titels korrekt wiedergeben, muss man aber

von einem ‚Herzog aus Rothenburg‘ sprechen oder von einem ‚Herzog von Schwaben mit Sitz in Rothenburg‘. In der älteren Literatur findet man dagegen häufig die Fehlinterpretation eines aus dem Titel abgeleiteten ‚Herzogtums Rothenburg‘. Ein solches hat es nie gegeben. Der Herzogstitel hing immer an Schwaben, nie an einem Territorium um Rothenburg.³

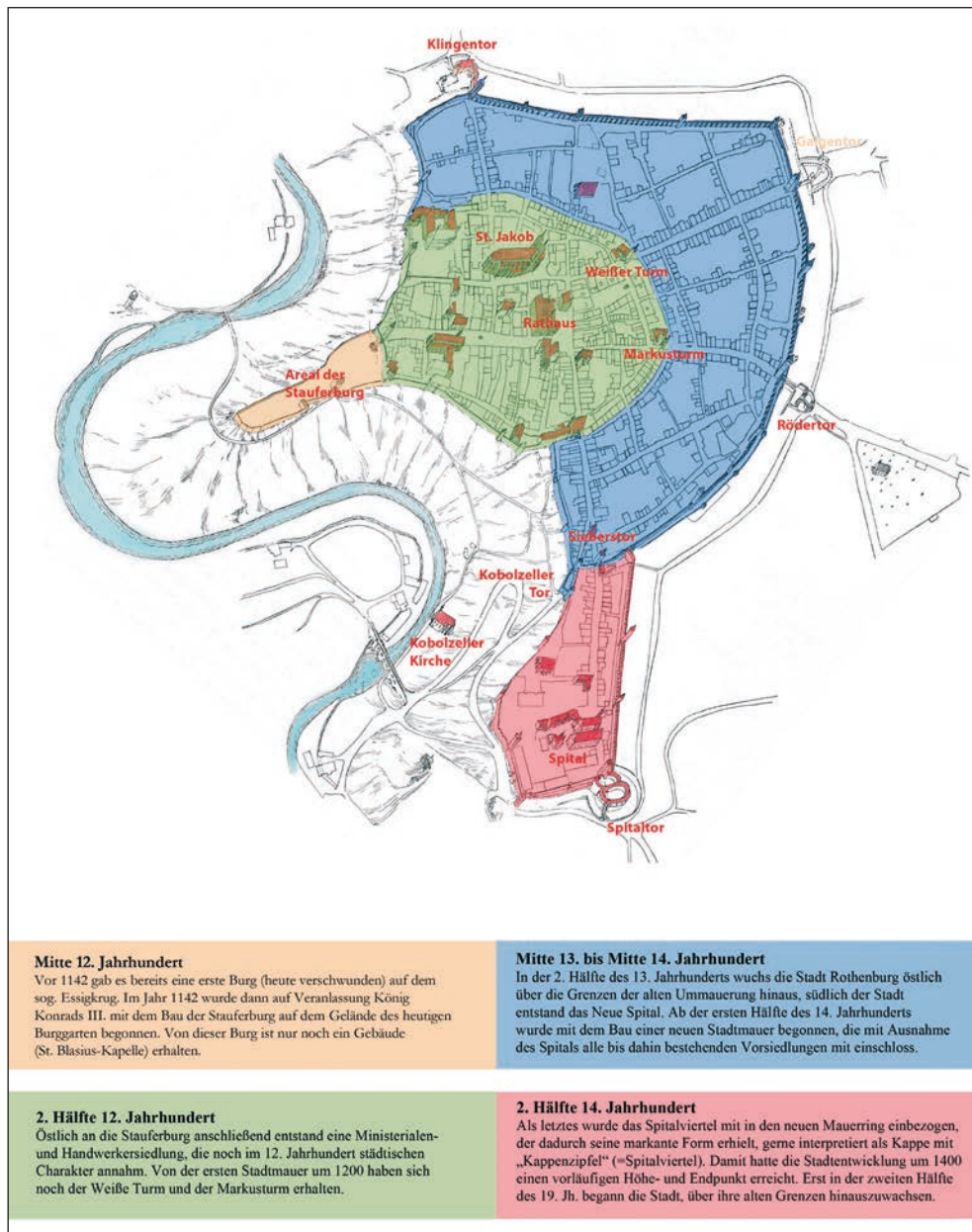


Abb. 2: Städtebauliche Entwicklung von Rothenburg ob der Tauber vom 11. bis ins 14. Jahrhundert. Aus: Rupp, Horst F./Borchardt, Karl (Hrsg.): Rothenburg ob der Tauber. Geschichte der Stadt und ihres Umlandes. Darmstadt 2016, Tafel 2. Wiederabdruck mit Namensergänzungen mit freundlicher Genehmigung durch die Herausgeber und den Konrad Theiss Verlag.

In der Rothenburger Geschichtsschreibung besonders hervorgehoben wurde die Bedeutung des erstgeborenen Sohnes Konrads III. mit Namen Friedrich (um 1144–1167). Als Erstgeborener hätte er gute Chancen gehabt, nach seinem Vater König zu werden. Da er in Rothenburg seinen Sitz hatte und bereits im Alter von acht Jahren Herzog wurde, wird er in der Literatur auch gern ‚Das Kind von Rothenburg‘ genannt. Besonders bedauert wird die Tatsache, dass er seinem Vater aufgrund dessen frühen Todes nicht im Königtum nachfolgen konnte. Stattdessen wurde 1152 sein Vetter Friedrich Barbarossa König, der ihn im Anschluss mit dem Herzogtum Schwaben belehnte. Man muss der Literatur aber ganz dezidiert widersprechen, wenn sie behauptet, ein Aufstieg des ‚Kindes von Rothenburg‘ zur Königswürde hätte der Stadt Rothenburg zu einer noch früheren Blüte oder einer noch größeren Bedeutung verholfen. Wahrscheinlich wäre sogar das genaue Gegenteil der Fall gewesen. Ein mittelalterlicher König war ständig unterwegs und hielt sich nur selten längere Zeit an einem Ort auf. Ein Herzog dagegen hatte einen festen Sitz und hielt dort Hof. Die dadurch gewährleistete Stabilität und permanente Residenzfunktion hat im Falle Rothenburgs wohl mehr zum wirtschaftlichen und politischen Aufstieg der jungen städtischen Siedlung beigetragen, als dies ein entfernter König jemals vermocht hätte. Aus Rothenburger Sicht sollte also nicht bedauert werden, dass ‚das Kind von Rothenburg‘ 1152 nicht König, sondern ‚nur‘ Herzog geworden ist. Vielmehr sollte bedacht werden, dass Friedrich noch bis 1167 von Rothenburg aus das Herzogtum Schwaben verwaltet hat und dem Ort damit eine frühe überlokale Bedeutung hat zuteilwerden lassen.

Entstehung und Wachstum der Stadt Rothenburg

Östlich an die neue Burg anschließend entstand die Stadt Rothenburg, entweder bereits als geplante Siedlung unter Konrad III. oder unter einem seiner unmittelbaren Nachfolger, jedenfalls noch im 12. Jahrhundert. Schwierig zu beantworten ist die Frage, ab wann genau man die neue Siedlung als voll entwickelte Stadt ansprechen darf und bis wann man streng genommen noch von einer ummauerten Burgsiedlung sprechen müsste. In der älteren Literatur wird das Jahr 1172 als Jahr einer Stadtrechtsverleihung durch Friedrich Barbarossa kolportiert. Für dieses angebliche Privileg fehlt aber jeder stichhaltige Beleg. In einer Urkunde aus dem Jahr 1217 taucht ein Rothenburger Einwohner als Zeuge auf, er wird aber nicht explizit ‚Bürger‘ genannt.⁴ Rothenburger Bürger sind in der lateinischen Form ‚cives‘ erst seit 1227 belegt, ein Stadtsiegel seit 1239.⁵ Spätestens ab diesem Zeitpunkt können wir von einer vollständigen Stadt im mittelalterlichen Rechtssinne ausgehen. Der Ort war ummauert, die Einwohner genossen ein Stadtrecht und das Siegel belegt die Rechtsfähigkeit der ansässigen Bürgergemeinde. Rothenburg zählt damit zu den zehn ältesten Städten in Franken.⁶

Der erste Mauerring war bereits zu Beginn des 13. Jahrhunderts abgeschlossen und ist auch heute noch in der Stadtopographie ausfindig zu machen. Sichtbare Überbleibsel sind der ‚Markusturm‘ mit dem ‚Röderbogen‘ und der ‚Weiße Turm‘. Schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde der ummauerte Raum zu eng und es wurden Häuser außerhalb des Mauerrings gebaut. Diese lagen im Falle eines Angriffs natürlich schutzlos da. Daher strebte man von Rothenburger Seite

bald danach, einen neuen, wesentlich größeren Mauerring errichten zu können. Mit den Arbeiten daran wurde in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts begonnen. Dieser zweite Mauerring mit ‚Klingentor‘, ‚Galgentor‘, ‚Rödertor‘, ‚Sieberstor‘ und ‚Kobolzeller Tor‘ hat sich bis heute erhalten. Als letztes in den Mauerring mit einbezogen wurde in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts das Spitalviertel.⁷ Damit hatte die ummauerte Fläche den Stand erreicht, den sie noch heute aufweist. Das heißt aber nicht, dass es an den Stadtbefestigungen im Laufe der Jahrhunderte keine Veränderungen mehr gegeben hätte. Viele der heute noch sichtbaren städtischen Bollwerke stammen nicht mehr aus dem Mittelalter, sondern aus der Frühen Neuzeit. Die ‚Spitalbastei‘ trägt im Schlussstein des Torbogens das Jahr 1586, die ‚Klingenbastei‘ ist nur wenig älter. Die einstmals wehrhafte Bastei am Galgentor ist heute nicht mehr erhalten.

Nach diesem kleinen Exkurs über die städtebauliche Entwicklung Rothenburgs gilt es, nach den politischen Entwicklungen in der betreffenden Zeit zu fragen.

Rothenburg im Interregnum

Für Rothenburg bedeutete es einen enormen Einschnitt, dass die Staufer in der Mitte des 13. Jahrhunderts die Königswürde verloren und wenig später ausstarben. Die deutschen Fürsten waren damals tief zerstritten und konnten sich bis 1273 nicht auf einen neuen König einigen. In dieser ‚Interregnum‘ genannten Zeit gab es zwar mehrere Könige, meist sogar mehrere Könige gleichzeitig, aber politisch waren sie weitestgehend machtlos. Interessant ist daher die Frage, wie sich die herrscherlose Zeit auf die Stadt Rothenburg ausgewirkt hat. Hierbei muss man

bedenken, dass das Aussterben der Staufer für die staufischen Städte zunächst nicht nur bedeutete, dass es kein allgemein anerkanntes Königtum mehr gab, sondern vor allem, dass sie auch keinen Stadtherrn mehr hatten. In vielen Fällen versuchten sogar die einstmals von den Staufern eingesetzten Stadtverwalter, die Stadt unter ihre Oberhoheit zu zwingen. In Rothenburg waren das die Reichsküchenmeister aus dem nahegelegenen Nordenberg, die der Stadt als Schultheißen vorstanden. Wahrscheinlich ist es kein Zufall, dass sich just in dieser Zeit der Rothenburger Rat als Vertreter der Rothenburger Bürgerschaft entwickelt hat. Im Jahr 1268 ist er das erste Mal greifbar.⁸ Vorher war immer nur von der Gemeinschaft der Bürger die Rede gewesen, nun wird dezidiert von einem Rat der Stadt gesprochen. Der Wegfall der staufischen Herrschaft hat im Falle Rothenburgs mehr oder weniger zwangsläufig das Entstehen eines städtischen Selbstverwaltungsgremiums nach sich gezogen. Die Bürger wollten die ihnen vormals gewährten Privilegien nicht verlieren und schlossen sich deshalb zusammen, denn vor allem wollten die Rothenburger auch ihren reichsunmittelbaren Status nicht verlieren. Da die Königsherrschaft wesentlich indirekter und dadurch weit weniger einschränkend war als die Fürstenherrschaft, genossen die reichsunmittelbaren Städte ungleich größere Freiheiten als normale Landstädte. Vor allem konnten sie selbständig Bündnisse eingehen, also faktisch eine eigene Außenpolitik verfolgen.

Dass Rothenburg in der Stauferzeit eine königliche Stadt gewesen ist, ist unstrittig. Die zweite Rothenburger Burg war als Reichsburg erbaut worden, und Rothenburg wurde daher selbstverständlich als königliche Stadt, als Stadt des Reiches

(und nicht irgendeines Fürsten) betrachtet. In der Reichssteuerverzeichnis von 1241 wurde Rothenburg dann auch dezidiert unter den Städten des Reiches aufgeführt.⁹ Während des Interregnums musste Rothenburg um seinen reichsunmittelbaren Status fürchten. Seit 1273 gab es dann aber mit Rudolf von Habsburg wieder einen allgemein anerkannten König.

Die Blütezeit der Reichsstadt (1274–1408)

Der neue König war sehr daran interessiert, Besitzungen, die dem Reich während des Interregnums verloren gegangen waren, für dieses zurückzugewinnen. In der Geschichtswissenschaft bezeichnet man das als ‚Revindikationspolitik‘. Ein wichtiger Faktor dieser Politik war die Stärkung der Reichsstädte und die Sicherung ihrer reichsunmittelbaren Position. Ein ganz besonderer Nutznießer dieser Politik wurde auch die Stadt Rothenburg, die 1274 ein derart umfangreiches Privileg erhalten hat, dass man es gerne als Gründungsurkunde der Reichsstadt Rothenburg betrachtet.¹⁰ Die von Rudolf von Habsburg am 15. Mai 1274 ausgefertigte Urkunde bestätigte das Erreichte und erweiterte die Rechte der Reichsstadt.¹¹ Rudolf nahm die Bürger von Rothenburg in seinen und des Reiches besonderen Schutz. Er befreite sie von fremden Gerichten und gewährte Königsschutz für alle Besucher der drei Jahrmärkte im Umkreis von einer Meile um die Stadt. Zudem durfte fortan kein Bürger der Stadt mehr zu einem Zweikampf herausgefordert werden. Darüber hinaus erweiterten Rudolf und seine Nachfolger die Rothenburger Gerichtsrechte. Aus einem Zentgericht wurde im Laufe der nächsten Jahrzehnte ein ‚Kaiserliches Landgericht‘ mit weitreichenden Befugnissen.

Die eben skizzierten Rechte stellen den Grundstock der Privilegien dar, die die Rothenburger Bürger bis zum Ende der Reichsstadtzeit am Beginn des 19. Jahrhunderts genossen haben. Auf ihrer Basis konnte sich Rothenburg im 14. Jahrhundert zu einem blühenden Gemeinwesen entwickeln. Nach 1274 setzte die dynamische Periode der Stadterweiterungen ein, die bereits dargestellt wurde. Rothenburg folgte damit ganz der Strömung der Zeit. Die Zeiten waren ruhiger geworden, der Handel florierte und dank Verbesserungen in der Landwirtschaft konnten immer mehr Menschen vom Land in die Städte ziehen. Auch das erste Auftreten der Pest im Jahre 1349 konnte diese Entwicklung nicht stoppen. Die Städte wuchsen weiter und mit ihnen auch Rothenburg. Während auf dem Land viele Siedlungen aufgegeben wurden und wüst blieben, prosperierte das städtische Leben ungebrochen. Ein heute noch sichtbares Zeichen des damaligen Aufschwungs ist die Rothenburger Jakobskirche, die mit ihren Ausmaßen und ihrer reichen Ausstattung Zeugnis ablegt vom Wohlstand, aber auch der Gottesfurcht der spätmittelalterlichen Rothenburger Bürgergemeinde.

Diese Blüte- und Hochzeit Rothenburgs ist untrennbar mit dem Namen eines Mannes verbunden: Heinrich Toppler (um 1349–1408).¹² Als langjähriger Bürgermeister hat er die Geschicke der Stadt beeinflusst wie keiner vor ihm und keiner nach ihm. Aufgrund einer geschickten Wirtschaftspolitik – in die vor allem auch die Juden als Kreditgeber einbezogen waren – gelang es ihm, der Stadt ein ansehnliches Landgebiet von knapp 400 Quadratkilometern Fläche zu erwerben. Während das Gebiet der meisten Städte an ihrer eigenen Stadtmauer endete, bildete das Rothenburger Gebiet fortan ein

eigenes Territorium innerhalb des Heiligen Römischen Reiches. Nur Ulm und Nürnberg verfügten zeitweise über ein größeres Landgebiet.

Rothenburg profitierte in dieser Phase davon, dass viele benachbarte Adelsfamilien mit massiven Geldproblemen zu kämpfen hatten. Die meisten Einnahmen des Adels basierten noch auf Naturalabgaben, und der Getreidepreis war aufgrund der Pest viele Jahre lang rückläufig. Um ihre Schulden bezahlen zu können, mussten die Adeligen Besitz veräußern, und Heinrich Toppler kaufte nur zu gerne für die Stadt Rothenburg ein – vergaß dabei aber auch sein eigenes Wohlergehen nicht. Bald war er der mit Abstand reichste Mann der Stadt und auch einer der wohlhabendsten im ganzen Reich. Sein Einfluss ging weit über die Grenzen seiner Vaterstadt hinaus.

Trotz der großen Erfolge Topplers darf man nicht vergessen, dass er es mit mächtigen Gegnern zu tun hatte. Die gefährlichsten davon waren der Bischof von Würzburg und die Burggrafen von Nürnberg. Rothenburg kam aber zugute, dass auch diese beiden Gegner damals hoch verschuldet waren und so nicht immer mit voller Freiheit agieren konnten.

Den Fürsten war die wachsende Macht der Städte ein Dorn im Auge. Überdies agierten die Städte auch zunehmend selbstbewusster. Mehrere süddeutsche Reichsstädte schlossen sich zum sogenannten Schwäbischen Städtebund zusammen, dem auch Rothenburg angehörte. Die Gegensätze zwischen den Fürsten und den Städten mündeten schließlich in einen handfesten Krieg, den sog. Städtekrieg (1387–1389). Lange Zeit war nicht abzusehen, wer sich durchsetzen würde, am Ende behielten aber die Fürsten die Oberhand. In der Schlacht bei Döffingen im Jahre

1388 musste sich das vereinte Städteheer den Fürsten geschlagen geben. Im darauffolgenden Landfrieden von Eger wurden alle Städtebünde verboten. Der Traum von politischer Vorherrschaft auf Reichsebene war für die Städte ausgeträumt.

Damit brachen auch für Rothenburg schwere Zeiten an. Zwar führte Rothenburg auch nach der Niederlage im Städtekrieg die Auseinandersetzung mit den benachbarten Adeligen in Form von Fehden zunächst noch mit Erfolg weiter. Jedoch begann sich das Blatt zu wenden. 1398 ist Burggraf Friedrich V. von Nürnberg gestorben. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich VI., der später als Friedrich I. Markgraf von Brandenburg werden sollte, wollte das reiche Rothenburg seinem Territorium einverleiben und wartete nur auf eine passende Gelegenheit. Diese bot sich ihm nach einem Herrscherwechsel.

Im Jahre 1400 wurde König Wenzel wegen Untätigkeit abgesetzt. Im 19. Jahrhundert erhielt er den Beinamen ‚der Faule‘. Nachfolger wurde Ruprecht von der Pfalz – kein ausgewiesener Städtefreund und gleichzeitig Schwager des Nürnberger Burggrafen. Der Nürnberger Burggraf ging nun offensiv gegen Rothenburg vor. König Ruprecht wollte als Schiedsrichter vermitteln, stellte sich aber immer offener gegen die Rothenburger auf die Seite seines Schwagers. Als der Burggraf im Jahre 1405 die Reichsstadt vor sein Landgericht in Nürnberg zitierte, antwortete Toppler mit einer Vorladung vor das Gericht in Rothenburg. Da der Burggraf natürlich nicht erschien, wurde er zu einer Zahlung von 1.000 Gulden verurteilt. Damit hatte Toppler den Bogen überspannt und die Situation eskalierte. Rothenburg fiel im Jahre 1407 der Reichsacht. Der Burggraf hatte sein Ziel erreicht: die Stadt war vogelfrei. Nach ihrer Einnahme würde er

derart hohe Schadenersatzforderungen an sie stellen, dass dem König nichts anderes übrigbleiben würde, als ihm die Stadt zu übereignen. Rothenburg stand alleine. In den kommenden Wochen trafen über 2.000 Fehdebrieфе in der Stadt ein – jeder noch so unbedeutende Adelige wollte sich an der Leichenfledderei beteiligen und hoffte, auch noch ein Stück vom großen Rothenburger Kuchen erhaschen zu können. Damit hatten sich die Angreifer aber verrechnet. Zwar gelang es ihnen, die Rothenburger Burgen in Nordenberg und Endsee zu erobern und die Stadt einzuschließen, diese war aber auf eine lange Belagerung vorbereitet. Die Kornspeicher waren prall gefüllt und der Bau der mächtigen Mauern und Vorwerke zahlte sich nun aus. Trotz achtwöchiger Belagerung fiel die Stadt nicht. Nun zeigte sich, dass dem Burggrafen das Geld für eine noch längere Belagerung fehlte. Die angeworbenen Söldner verschlangen Unsummen, und die Angreifer mussten bald einem Waffenstillstand zustimmen. Ein folgender Schiedsspruch sollte den Streit schlichten. Im Frühjahr 1408 war es dann so weit: im Frieden von Mergentheim wurde die Reichsacht gegen Rothenburg aufgehoben und beschlossen, dass jede Partei ihre Kriegskosten selbst zu tragen habe. Für Rothenburg war das ein äußerst günstiger Friedensspruch. Die Aufwendungen für die eigene Verteidigung waren gering gewesen. Die Angreifer dagegen standen mit leeren Händen da. Ein weiterer großer Triumph Heinrich Topplers – könnte man meinen. Manche seiner Rothenburger Ratskollegen sahen das aber anders. Sie warfen ihm vor, er habe das Glück der Stadt leichtsinnig aufs Spiel gesetzt und sei zudem längst größenwahnsinnig geworden. Die Verschwörer, die sich gegen Toppler zusammengetan hatten, wagten

dennoch nicht, ihn öffentlich anzugreifen. Zu groß waren sein Ansehen und sein Einfluss in der Stadt und im Reich. In einer handstreichartigen Aktion wurde er verhaftet und in das Verlies des Rathauses geworfen. Dort verstarb er – unter letztlich heute noch ungeklärten Umständen – im Juni 1408. Dass er hingerichtet wurde, ist eher unwahrscheinlich. Wahrscheinlicher ist, dass man Toppler verhungern ließ. Aber auch diese Erklärung bleibt spekulativ.

Konsolidierung auf hohem Niveau (15. Jhd.)

Mit dem Tode Topplers endete die expansive Phase der Rothenburger Geschichte. Man versuchte fortan, das Erreichte zu sichern. Warum ausgerechnet mit Topplers Tod auch die wirtschaftliche Entwicklung Rothenburgs zu stagnieren begann, ist bis heute nicht wissenschaftlich untersucht – auffällig ist es allemal. Während andere Reichsstädte wie Nürnberg, Augsburg und Köln im 15. Jahrhundert weiterwuchsen, ja erst ihre eigentliche Blüte erreichten, war dies bei Rothenburg nicht der Fall. Ob das mit den Verschiebungen in den Handelsnetzen Europas zusammenhängt, wie gerne argumentiert wird, müsste erst auf Basis der Quellen untersucht werden.

Insgesamt kann das 15. Jahrhundert als eine ruhige Zeit und eine Zeit der Konsolidierung gewertet werden. Zwar gab es immer noch zahlreiche Fehden mit Ritteradeligen und auch mit dem Brandenburger Markgrafen Albrecht Achilles, aber der Bestand der Reichsstadt an sich war nicht mehr akut bedroht. Das zugehörige Landgebiet wurde in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit einem ausgedehnten Wall-Graben-System, mit der sogenannten ‚Landhege‘, umgeben.¹³

Rothenburg im Bauernkrieg (1525)

Wesentlich ereignisreicher wurde es dann im beginnenden 16. Jahrhundert. Für Spannungen sorgten damals vor allem die kirchlichen Verhältnisse, auch und besonders in Rothenburg. Die Deutschherren, die seit dem hohen Mittelalter die Prediger in der Stadt gestellt hatten, waren träge geworden und mehr damit beschäftigt, ihre Pfründen zu genießen, als das Wort Gottes zu verbreiten. Daher stellte der Rothenburger Rat schon 1511, also bereits sechs Jahre vor den berühmten Thesen Martin Luthers, einen eigenen Prediger an, einen gewissen Johannes Teuschlein aus Frickenhausen. Zunächst war Teuschlein ein glühender Anhänger der Marienverehrung. Als solcher war er dann maßgeblich verantwortlich für die Vertreibung der Rothenburger Juden in den Jahren 1519/1520. Nachdem er aber mit den Thesen Luthers in Kontakt gekommen war, wurde er zum Verfechter der Reformation und bekämpfte die Marienverehrung ebenso leidenschaftlich, wie er sie vorher propagiert hatte.¹⁴ Teuschlein war aber nicht der einzige Reformator, der sich zu dieser Zeit in Rothenburg aufhielt. Auch Andreas Bodenstein, genannt Dr. Karlstadt, befand sich damals in Rothenburg. Dr. Karlstadt war ein radikaler Reformator und Bilderstürmer. Obwohl der Rothenburger Rat nach ihm fahnden ließ, konnte er seiner nicht habhaft werden. Dann nahmen die verhängnisvollen Ereignisse ihren Lauf. Im Zuge der Erhebung, die unter dem Namen ‚Bauernkrieg‘ in die Geschichtsbücher eingegangen ist, empörten sich die Bauern im Gebiet der Rothenburger Landwehr.¹⁵ Der Rat stand nun vor der schwierigen Entscheidung, wie er sich gegenüber den Aufständischen verhal-

ten sollte. Viele Forderungen der Bauern schienen gerechtfertigt. Sollte man also wirklich mit Heeresmacht gegen die eigenen Untertanen losziehen? Da man glaubte, ohne Unterstützung von außen der Lage Herr werden zu können, lehnte man ein Unterstützungsangebot des Markgrafen Casimir von Ansbach ab, was sich schnell als schwerwiegender Fehler herausstellen sollte. Ein Freund von Dr. Karlstadt namens Stephan von Menzingen sprengte mit seinen Anhängern den Rat und entmachtete ihn. Nun brachen die reformatorischen Geister und bäuerlichen Unruhen vollends los. Am Ostermontag 1525 wurde von einer wilden Meute die Kobolzheimer Kirche im Taubertal überfallen und ausgeplündert. Nur wenig später stimmte eine Rothenburger Bürgerversammlung für eine Allianz mit dem Bauernheer. Zwei der besten reichsstädtischen Kanonen wurden den Bauern zur Belagerung der Festung Marienberg in Würzburg mitgegeben. Nachdem diese Belagerung gescheitert war, war klar, dass das fürstliche Strafgericht auch die Rothenburger treffen würde. Die Bauern erlitten bei der Burg Ingolstadt in der Nähe von Giebelstadt eine vernichtende Niederlage. Wenig später zog Markgraf Casimir in Rothenburg ein. Der alte Rat wurde wieder eingesetzt. Am 30. Juni 1525 wurden auf dem Rothenburger Marktplatz 17 Aufwührer hingerichtet, unter ihnen Dr. Teuschlein und Stephan von Menzingen. Lediglich Dr. Karlstadt war die Flucht aus Rothenburg gelungen, gewisslich aber nicht in einem von der Stadtmauer herabgelassenen Korb, wie es die Legende gerne hätte. Damit war der erste Versuch einer Einführung der Reformation in Rothenburg gescheitert. Diese setzte sich jedoch wenig später trotzdem durch.

Von der Reformation bis zum Dreißigjährigen Krieg (1618–1648)

Nach der katastrophalen Erfahrung des Jahres 1525 drängte der Rothenburger Rat in der Folgezeit auf streng katholische Religionsausübung. Doch schon nach wenigen Jahren war man erneut unzufrieden mit der Art und Weise, wie die Deutschherren den Gottesdienst versahen. Bei einem Ausbruch der Pest im Jahre 1543 mussten viele Kranke ohne jeden geistlichen Zuspruch sterben – für die gläubigen Menschen der damaligen Zeit ein Skandal. Daher schickte man 1544 Boten nach Nürnberg und erbat sich einen evangelischen Prediger, den man auch bekam. Die Deutschherren wurden aus der Jakobskirche verdrängt und 1559 erließ der Rat eine protestantische Kirchenordnung. Damit einher ging die Auflösung der meisten Klöster der Stadt, allen voran des Dominikanerinnenklosters, in dem sich heute das Reichsstadtmuseum befindet. Die Besitzungen der Klöster zog die Stadt für sich ein und erreichte dadurch einen enormen Zuwachs an Einnahmen, Einfluss und Vermögen.¹⁶ Jetzt erst kann man wirklich davon sprechen, dass der Rat die Stadt in seiner Hand hatte. Vorher waren große Teile des Stadtgebietes geistliche Immunitätsbezirke gewesen. Der neugewonnene Reichtum führte zu einer zweiten Blüte der Stadt, vor allem, was die Bautätigkeit angeht. 1559 wurde eine eigene Lateinschule eingerichtet, die 1590 ein eigenes Gebäude neben der Jakobskirche bekam. 1572 wurde mit dem Bau des Ostflügels des Rathauses im Renaissancestil begonnen. Zur gleichen Zeit entstanden das Baumeisterhaus und die wehrhafte Spitalbastei.

Doch wie wenig dieser neue und die übrigen Wehrbauten im modernen Kriegs-

geschehen der Frühen Neuzeit Wert waren, sollte sich bald zeigen. Mit dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges im Jahre 1618 begann für Rothenburg – wie für viele andere Städte – eine Zeit, in der sie keine aktive Rolle mehr in der Politik spielen konnten, sondern zum Spielball des geschichtlichen Geschehens degradiert wurden. Die einstmals stolzen und selbstbewussten Städte waren nur noch dafür gut, die Truppen der umherziehenden Heere zu versorgen. Manchmal gelang es, einer Einquartierung durch das Zahlen hoher Geldbeträge zu entgehen, manchmal nicht. Ob es sich um verbündete oder feindliche Truppen handelte, machte dabei wenig Unterschied. Die Reichsstädte befanden sich damals in einer denkbar schwierigen Position. Sie waren direkt dem Kaiser und dem Reich unterstellt und hatten sonst keinen Schutzherrn. Dennoch waren die meisten Reichsstädte im Gegensatz zum Kaiser protestantisch geworden. Damit standen sie bei Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, der ja als Religionskrieg begann, meist auf Seiten der protestantischen Union. Eine einzelne Stadt hatte den damaligen Massenheeren mit ihren zigtausenden an Soldaten aber nichts entgegenzusetzen, und so versuchte auch Rothenburg, sich möglichst gut mit dem Kaiser zu stellen – trotz der gegensätzlichen religiösen Überzeugung. Das dicke Ende kam aber im Jahre 1631. Die von den Schweden geschlagenen kaiserlichen Truppen unter Feldmarschall Tilly kamen auf ihrem Rückzug in den Süden Deutschlands an Rothenburg vorbei. In der Stadt befand sich eine kleine schwedische Besatzung, mit der der Großteil der Bevölkerung sympathisierte. Da man hoffte, von den Truppen des schwedischen Königs Gustav Adolf entsetzt zu werden,

verschluss man den kaiserlichen Truppen die Tore der Stadt und bereitete sich auf die Verteidigung vor. Ein sinnloses Unterfangen. Zwar lesen sich die Verlustzahlen einigermaßen beeindruckend (300 Belagerer kamen ums Leben, aber nur 2 Rothenburger), aber eine Chance, dem Ansturm dauerhaft standhalten zu können, hatte man eigentlich nie. Ende Oktober 1631 zog Tilly mit seinen Truppen siegreich in die Stadt ein, und man erwartete ein fürchterliches Strafgericht. Dabei muss man bedenken, dass nur ein halbes Jahr vor der Eroberung Rothenburgs Tilly die Stadt Magdeburg dem Erdboden gleichgemacht hatte. Nun fürchtete man für die eigene Stadt dasselbe Schicksal. Dass es nicht so kam und die Stadt zwar gigantische Strafzahlungen leisten musste, aber eben nicht zerstört wurde, führte zur Legendenbildung um den ‚Meistertrunk‘ des Altbürgermeisters Nusch. Nach dieser Erzählung habe Nusch die Stadt durch das Leeren eines 13 Schoppen fassenden Pokals gerettet. Es handelt sich hierbei aber eben nur um eine Legende. Zeitgenössische Quellen, die zahlreich vorhanden sind, erwähnen das Ereignis nicht. Erst über 100 Jahre nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges wird der Meistertrunk erstmals kolportiert.

Stillstand und Dornröschenschlaf (ca. 1650–1802/1803)

Durch den Dreißigjährigen Krieg ist die Bevölkerungszahl in Rothenburg stark zurückgegangen. Zwar kann man nicht behaupten, dass Rothenburg nach dem Dreißigjährigen Krieg nicht mehr lebensfähig war, aber an ein wirtschaftliches Vorankommen war nicht mehr zu denken. Schwer wogen die Beiträge, die die Stadt zu den Reichskriegen gegen Frankreich

zu leisten hatte, und die benachbarten Fürsten gruben den Reichsstädten immer mehr das Wasser ab. So kam es, dass Rothenburg zwar nicht verfiel, aber in jenen Zustand konservierenden Stillstands (‚Dornröschenschlaf‘) versetzt wurde, der große Teile des mittelalterlichen Stadtbildes bis heute erhalten hat.

Extrem verschlimmert wurde die finanzielle Lage Rothenburgs durch den Ausbruch der Französischen Revolution 1789 und die darauffolgenden Feldzüge gegen Frankreich. Als die Reichsstadt Rothenburg durch den Reichsdeputationshauptschluss im Frühjahr 1803 an Bayern fiel, war von der alten Reichsstadtherlichkeit schon nicht mehr viel übrig. Das reichsstädtische Territorium, aus dessen Agrarproduktion Rothenburg einen nicht unerheblichen Teil seiner Einnahmen generiert hatte, gehörte nun nicht mehr zur Stadt. Dennoch konnte man zunächst hoffen, dass die Zugehörigkeit zu einem größeren Wirtschaftsraum für eine positivere Entwicklung sorgen würde.

Rothenburg im 19. und 20. Jahrhundert

Diese Hoffnungen wurden aber schon bald schwer enttäuscht. Für Rothenburg besonders nachteilig wirkte sich die Tatsache aus, dass im Jahr 1810 die Hälfte der ehemaligen Rothenburger Landwehr von Bayern an Württemberg abgetreten wurde.¹⁷ Rothenburg wurde damit zur Grenzstadt. Aufgrund dieser nachteiligen Position herrschte in Rothenburg auch weiterhin wirtschaftliche Stagnation, und der Dornröschenschlaf ging weiter. Erst nach der Gründung des Deutschen Reiches 1871 setzte eine Erholung ein. Zu dieser Zeit wurde Rothenburg als Inbegriff des deutschen Mittelalters wiederentdeckt

und der aufkommende Fremdenverkehr bewirkte, dass man die Denkmäler der Vergangenheit nun nicht mehr aufgrund von Geldmangel bewahrte, sondern um den Touristen ein möglichst traditionsreiches Stadtbild erhalten zu können. Der Anschluss an die Eisenbahnlinie Würzburg–Ansbach mit der Abzweigung in Steinach bewirkte ab 1873 einen weiteren Nachfrageschub bei inländischen und bald auch ausländischen Gästen. In der Zeit des Deutschen Kaiserreiches war Rothenburg bereits ein beliebtes Touristenziel.¹⁸

In der Weimarer Zeit breitete sich dann der nationalsozialistische Ungeist auch und besonders in und um Rothenburg aus. Schon Ende der 1920er Jahre erreichte die NSDAP in und um Rothenburg sehr hohe Wähleranteile, teils mit bayernweiten Spitzenwerten. Während der NS-Zeit bildete Rothenburg dann eine Hochburg nationalsozialistischer Gesinnung.¹⁹

Kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges kam dann der Feuersturm, der von Deutschland aus ganz Europa entfacht hatte, zurück zu seinem Verursacher, und auch die militärisch und wirtschaftlich unbedeutende Kleinstadt Rothenburg wurde nicht von ihm verschont. Am 31. März 1945 fielen 40% der Altstadt bei einem Angriff der U.S. Air Force in Trümmer.²⁰ Der Angriff hatte eigentlich einem Öllager bei Ebrach gegolten, das aber wegen schlechten Wetters nicht angegriffen werden konnte. Dennoch hatte die Stadt

Glück im Unglück: Der Angriff traf fast ausschließlich den Ostteil der Stadt. Der kunsthistorisch bedeutendere Westteil blieb weitgehend verschont.

Nach dem Krieg baute man die zerstörten Gebäude wieder auf. Allerdings nicht als Rekonstruktionen, sondern als proportional und stilistisch ähnliche, aber dennoch als Wiederaufbaugebäude erkennbare Einheiten.²¹ Ausnahmen hiervon bildeten natürlich die kunsthistorisch wertvollen Gebäude, die teils oder ganz zerstört worden waren, wie etwa das ehemalige Judentanzhaus, der Röderturm und der Ostteil des Rathauses, der schwer beschädigt worden war. Diese Gebäude wurden originalgetreu wiederhergestellt.

Dr. Markus Naser (geb. 1981) ist Akademischer Rat am Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte der Universität Würzburg. Geboren und aufgewachsen in der Nähe von Rothenburg ob der Tauber. Studium der Fächer Geschichte und Englisch auf Lehramt Gymnasium in Würzburg 2001–2007, Promotion im Fach Landesgeschichte 2010. Seit 2013 Vorstandsmitglied im Verband Bayerischer Geschichtsvereine und seit Januar 2015 Vorsitzender des Vereins Alt-Rothenburg. Seine Anschrift lautet: Wolfsau 7, 91583 Diebach, E-Mail: markus.naser@uni-wuerzburg.de.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. hierzu: Borchardt, Karl: Die Franken und ihre Herzöge in humanistischer Historiographie, in: Blessing, Werner K./Weiß, Dieter J. (Hrsg.): Franken. Vorstellung und Wirklichkeit in der Geschichte (Franconia. Beihefte zum Jahrbuch für fränkische Landesforschung, Bd. 1). Neustadt/Aisch 2003, S. 105–140.
- 2 Borchardt, Karl: Burg und Stadt Rothenburg un-

ter den Staufern, in: Rupp, Horst F./Borchardt, Karl (Hrsg.): Rothenburg ob der Tauber. Geschichte der Stadt und ihres Umlandes. Darmstadt 2016, S. 65–81, hier S. 69. Ob der Name ‚Rothenburg‘ auch bereits für die Burg auf dem Essigkrug verwendet worden ist, ist in der Forschung umstritten. Vgl. ebd., S. 68.

- 3 Hierzu nach wie vor aktuell: Bosl, Karl: Rothenburg im Stauferstaat (Neujahrsblätter der Gesell-

- schaft für Fränkische Geschichte, Bd. 20). Würzburg 1947.
- 4 Schnurrer, Ludwig (Bearb.): Die Urkunden der Reichsstadt Rothenburg 1182–1400 (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Reihe III, Bd. 6). Neustadt/Aisch 1999 [im Folgenden – im Sinne von ‚Rothenburger Urkundenbuch‘ – abgekürzt als RUB], S. 3 Nr. 5.
 - 5 RUB S. 4f. Nrn. 6 u. 8.
 - 6 Zur Einordnung des Alters vgl. Naser, Markus: Digitale Karten zur Geschichte der Städte in Franken (Mainfränkische Studien, Bd. 79). Bau-nach 2010.
 - 7 Der aktuelle Forschungsstand über die Rothenburger Stadterweiterungen ist zusammengefasst bei: Naser, Markus: Rothenburg im Spätmittelalter, in: Rupp/Borchardt: Rothenburg (wie Anm. 2), S. 82–135, hier S. 98f. Ausführlicher und bis auf die Einschätzung des Alters des Klingenviertels stimmig: Schnurrer, Ludwig: Die Stadterweiterungen in Rothenburg ob der Tauber. Ihre topographischen und sozialen Hintergründe und Folgen, in: Ders.: Rothenburg im Mittelalter. Studien zur Geschichte einer fränkischen Reichsstadt. Rothenburg 1997, S. 1–23.
 - 8 RUB S. 30 Nr. 58.
 - 9 Das Reichssteuerverzeichnis von 1241 ist zwar im Rahmen der ‚Monumenta Germaniae Historica‘ ediert worden (MGH Const. 3, S. 1–7), aber mittlerweile auch auf zahlreichen Internetseiten im Volltext zu finden.
 - 10 Seit 1974 (angebliches 700-jähriges Reichsstadt-jubiläum) werden in Rothenburg Anfang September die sogenannten Reichsstadt-Festtage gefeiert. Dabei ignoriert man die Tatsache, dass die Stadt bereits während der Stauferzeit eine reichsunmittelbare Position innehatte und ihre Reichsunmittelbarkeit während des Interregnums lediglich verteidigt, nicht aber erlangt hat. Wenn es um das Feiern von Jubiläen geht, wird aber häufiger – und nicht nur in Rothenburg – nicht ganz so genau hingesehen.
 - 11 MGH Const. 3, S. 638 Nr. 650; deutsches Regest: RUB S. 35f. Nr. 70.
 - 12 Über Toppler wurde, vor allem im 19. Jahrhundert, viel geschrieben – leider nur wenig Brauchbares. Erst Ludwig Schnurrer hat in seinen zahlreichen Aufsätzen in der Rothenburger Zeitungsbeilage ‚Die Linde‘ die Toppler-Forschung auf ein professionelles Niveau gehoben. Leider ist ‚Die Linde‘ nicht überall zu bekommen, weshalb ersatzweise die Lektüre von Schnurrer: Rothenburg im Mittelalter (wie Anm. 7) empfohlen wird. Die Forschungsergebnisse Schnurrers hat der Vf. erst kürzlich im Rahmen einer umfassenden neuen Rothenburger Stadtgeschichte zusammengefasst: Naser, Markus: Rothenburg im Spätmittelalter (wie Anm. 7). Die nachstehenden Absätze basieren auf dieser Publikation und sollen Lust auf die Lektüre des ganzen Sammelbandes [Rupp/Borchardt: Rothenburg (wie Anm. 2)] machen.
 - 13 Woltering, Herbert: Die Reichsstadt Rothenburg und ihre Herrschaft über die Landwehr. ND Inzingen 2010.
 - 14 Zur Einführung der Reformation in Rothenburg nach wie vor zentral: Schattenmann, Paul: Die Einführung der Reformation in der ehemaligen Reichsstadt Rothenburg o.T. 1520–1580 (Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns, Bd. 7). o.O. 1928.
 - 15 Zur Geschichte Rothenburgs im Bauernkrieg und im Dreißigjährigen Krieg vgl. den hervorragenden Überblick von Huggenberger, Florian: Frühe Neuzeit. Reformation, Dreißigjähriger Krieg, Aufklärung, in: Rupp/Borchardt: Rothenburg (wie Anm. 2), S. 156–201.
 - 16 Zur Geschichte der kirchlichen Einrichtungen in Rothenburg siehe Borchardt, Karl: Die geistlichen Institutionen in der Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber und dem dazugehörigen Landgebiet von den Anfängen bis zur Reformation (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Reihe 9, Bd. 37). Neustadt/Aisch 1988.
 - 17 Borchardt, Karl: Rothenburg ob der Tauber 1793–1818. Vom reichsstädtischen Kleinstaat zur bayerischen Grenzstadt, in: Müller, Rainer A./ Flachenecker, Helmut/Kammerl, Reiner (Hrsg.): Das Ende der kleinen Reichsstädte 1803 im süddeutschen Raum (Beihefte der Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte, Reihe B, Bd. 27). München 2007, S. 211–230.
 - 18 Kamp, Michael: Die touristische Entdeckung Rothenburgs ob der Tauber im 19. Jahrhundert. Wunschbild und Wirklichkeit. Schillingsfürst 1996.
 - 19 Zu diesem Thema erscheint im kommenden Jahr eine von Daniel Bauer verfasste Dissertationsschrift.
 - 20 Rothenburg ob der Tauber 1945. Zerstörung und Kriegsende (Jahresgabe des Vereins Alt-Rothenburg 1995). Rothenburg 1995.
 - 21 Berger, Hanns-Jürgen/Lauterbach, Tobias: Rothenburg ob der Tauber – der Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg. Eine städtebaulich-denkmalpflegerische Analyse (Jahrbuch des Vereins Alt-Rothenburg 2008). Rothenburg 2008.

Das jüdische Rothenburg im Mittelalter

Rothenburg ob der Tauber war im 13. Jahrhundert mit Rabbi Meir ben Baruch und seiner Talmudschule ein Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit. In der jüdischen Epoche von 1180 bis 1520 hatte die Stadt zwei – heute nicht mehr erhaltene – Synagogen und mehrere jüdische Ritualbäder (Kellermikwen) und eine Judengasse. Sehr viele jüdische Grabsteine aus dem Mittelalter sind heute im Reichsstadtmuseum zu sehen. Dieser Beitrag gibt einen Überblick über das jüdische Leben im Mittelalter.

Geschichtlicher Überblick

Es wird behauptet, die mittelalterliche Geschichte sei in Rothenburg schon oberhalb des Straßenpflasters so vielfältig und interessant, dass die Geschichte unter dem Pflaster, nämlich die archäologischen Zeugnisse, ganz vergessen werde. Für die Rothenburger jüdische Geschichte mag das wirklich zutreffen. Denn an den Stellen am Kapellenplatz und am Schrankenplatz, wo sich früher die jüdischen Stadtviertel befanden, dehnen sich heute die größten Parkplätze innerhalb der Altstadt Rothenburgs aus. Würde man dort graben, stieße man sofort auf Relikte der mittelalterlichen jüdischen Geschichte. So muss man die Geschichte zum großen Teil aus archivalischen Quellen rekonstruieren.¹

Wann und von woher im Mittelalter Juden nach Rothenburg gelangten, liegt im Dunkeln. Vielleicht geschah dies während der Vertreibung aus den rheinischen Städten Speyer, Worms oder Mainz bei

den ersten Kreuzzügen. Vielleicht kamen sie auch von Würzburg her. Eine Quelle aus dem Jahr 1180 berichtet, ein *Iudeus* namens Samuel Biscoph aus Rothenburg sei in Würzburg an einem Grundstückskauf beteiligt gewesen.² Dies ist der erste schriftliche Nachweis eines jüdischen Einwohners in Rothenburg.

Das Ende der mittelalterlichen jüdischen Epoche läutete der Marienverehrer und Stadtpfarrer Johannes Teuschlein im Jahr 1520 mit der Vertreibung aller Juden aus Rothenburg ein. Dazwischen liegen rund 350 Jahre jüdischer Stadtgeschichte. Diese Geschichte lässt sich einteilen in Phasen von relativer Akzeptanz und Verfolgung.

Die erste Phase reicht von den Anfängen vor 1180 bis 1298 als das Rindfleisch-Pogrom über Franken hinwegfegte und nahezu alle jüdischen Rothenburger ermordet wurden. Doch schon bald siedelten sich wieder Juden an, die auch als Bürger bezeichnet werden und einen Judenrat bilden konnten, dann in den Zeiten der Pest 1349/1350 aber wieder verfolgt wurden.³ Erst zwanzig Jahre später, mit Beginn der sogenannten Topplerzeit, hat man den Juden ein unattraktives Siedlungsgebiet im Bereich der heutigen Judengasse und der nördlichen Stadtmauer, dem heutigen Schrankenplatz zugewiesen. Diese dritte Siedlungszeit reichte bis 1520.

Rabbi Meir ben Baruch und die erste jüdische Gemeinde

Gäbe es in Rothenburg einen „walk of fame“ berühmter Persönlichkeiten, dann würde Rabbi Meir ben Baruch von Rothen-



Abb. 1: Die erste Rothenburger Synagoge auf dem Kapellenplatz (früher Milchmarkt). Die Zeichnung aus der Chronik von Johann Ludwig Schäfer (1745) zeigt das Gebäude von Südwesten, etwa 350 Jahre nachdem es schon in eine Marienkapelle mit angebaute Ostchor umgewandelt worden war.

Photo: Stadtarchiv Rothenburg B 669 zu S. 410.

burg (1215/1220–1293) sicherlich einen Stern dort verdienen. Sein Biograph Samuel Back schrieb: „Er ist der glänzendste Stern, der am Himmel der jüdischen Literatur in Deutschland aufgegangen ist und in finsterner Zeit helles Licht in die Hallen der jüdischen Lehrhäuser Deutschlands und weit darüber hinaus ausgestrahlt hat.“⁴

Rabbi Meir wurde um das Jahr 1215 in Worms geboren. Oft wird auch 1220 als sein Geburtsjahr angegeben. Irgendwo dazwischen muss sein Geburtstag angesetzt werden, der sich jetzt zum achthun-

dertsten Male jährt. Etwa vierzig Jahre, in den Jahren 1246 bis 1286, hat Rabbi Meir in Rothenburg gelebt. Die jüdische Gemeinde besaß am heutigen Kapellenplatz unweit des Marktplatzes eine Synagoge, ein sogenanntes Judentanzhaus und die Talmudschule (*Jeshiva*) des Rabbi Meir.

Die Synagoge war etwa dreizehn Meter lang und zehn Meter breit und besaß ein Satteldach. Die Fenster waren hoch angesetzt, vielleicht hatte noch ein Vorbau für die Frauensynagoge existiert.⁵ Später, im Jahr 1404, wurde die Synagoge durch den

Ratsherrn Peter Creglinger in eine Marienkapelle umgewandelt und 1411 geweiht. Deswegen trägt der Platz heute noch den Namen „Kapellenplatz“. 1804 wurde diese Kapelle abgerissen. Am 31. März 1945 wurde dieser Teil Rothenburgs bei dem Brandbombenangriff in Schutt und Asche gelegt. Was aus Rabbi Meirs Zeiten überhaupt noch an archäologischen Relikten übrig sein könnte, liegt heute verborgen unter der Pflasterdecke oder lässt sich an den alten Mauerverläufen in den Kellern des Kapellenplatzes ablesen. Eine Grabung am Kapellenplatz könnte beispielsweise das Erbauungsjahr der Synagoge feststellen, in der Rabbi Meir wirkte.

Ganz in der Nähe der Synagoge stand wohl auch das Schulhaus des Rabbi Meir. In dieser Talmud-Schule dachten der Meister und seine Studenten über den „Jewish way of life“ in einer mittelalterlichen Stadt wie Rothenburg ob der Tauber nach und studierten miteinander die Tora und den Talmud. Offensichtlich machte der Rabbi seine Sache gut, denn man nannte ihn respektvoll bald nur noch den „MaHaRam“, was „unser Lehrer, der Rabbi Meir“⁶ bedeutet. Für Rothenburg erwies sich der Lehrer als Magnet: Während seines Wirkens wuchs die jüdische Bevölkerungszahl in Rothenburg auf mehr als 470 Menschen an.

Rabbi Meirs religiöse Dichtung

Meir besaß ein ganz außergewöhnliches Gedächtnis, und in Diskussionen mit anderen Gelehrten überzeugte er mit den besten Argumenten. Außerdem dichtete er religiöse Lieder, sogenannte „*Pijutim*“, in die er durch viele Anspielungen sein Bibel- und Talmudwissen einbrachte. Ein Gedicht für das Nachmittagsgebet lautet:

*„Du bist groß und wunderbar,
Lässt dich ehren immerdar*

*Und nimmst vom sterblichen Sohne
An des Gebetes Krone.“⁷*

Seine Ausbildung erhielt Meir ben Baruch in Würzburg, wo er sechs Jahre lang lernte, und in Mainz und Paris bei den besten jüdischen Lehrern seiner Zeit. Während Rabbi Meir 1240 an der Talmudakademie in Paris weilte, gab es unter Papst Gregor IX. und König Ludwig IX. ein Inquisitionsverfahren gegen den Talmud, den Rabbi Meirs Lehrer, Rabbi Jeziel verteidigen sollte. Der Talmud unterlag, und alsbald brannten in den Straßen von Paris 24 Wagenladungen von Talmudhandschriften. Rabbi Meir sah die Bücherverbrennung weinend mit an und schrieb das Klagelied „*Sch’a’ali s’rufa ba’esch*“:

*„Frage, im Feuer Verbrannte,
nach der Trauernden Wohl,
die zu wohnen verlangen
im Hof deiner heiligen Wohnung,
die schmachten im Staub der Erde
und leiden,
die verstört sind
ob des Brandes deiner Rollen ...“⁸*

Das Lied wird noch heute am 9. Aw, dem Gedenktag der Zerstörung des Tempels, in der jüdischen Liturgie rezitiert.

Die Responsen Rabbi Meirs

Nach seinen Lehr- und Wanderjahren ließ sich Rabbi Meir 1246 in dem damals noch ziemlich unbekannten Städtchen Rothenburg ob der Tauber nieder und blieb vierzig Jahre. E-Mails oder Twitter-Botschaften erreichen heute in Sekundenschnelle und in einer breiten Streuung das andere Ende der Erde. Vor über 700 Jahren gelang Rabbi Meir etwas Ähnliches, nur dauerte es etwas länger: Er pflegte eine rege briefliche Korrespondenz mit Kollegen in Frankreich, Spanien, Italien, Böhmen, Österreich und sogar mit der israelischen

Stadt Akko. Von Rothenburg aus wurde Meir als Tossafist international bekannt. Tossafisten nennt man die französischen und deutschen jüdischen Rechtsgelehrten im 12. bis 14. Jahrhundert, deren Antworten auf den Talmud-Kommentaren Raschis (1040–1105) aufbauten. – Wenn ein jüdisches Gericht sich bei einer rechtlichen oder religiösen Frage nicht einig wurde, so wandte man sich häufig nach Rothenburg an Rabbi Meir, dessen Entscheidung als bindend galt. Dazu sandte man einen speziellen Boten mit der Anfrage nach Rothenburg. Rabbi Meir diskutierte die Anfragen mit seinen Schülern und ließ die Argumente und die Entscheidungen aufschreiben. Schon bald sandte er den Boten mit dem Gutachten wieder zurück. Rabbi Meirs Schüler haben mehr als tausend seiner „*Responsa*“ (Fragen und Antworten, hebr. „*sché'elot u-tschuvot*“) nach Themen geordnet und überliefert.⁹ Meirs Rechtsgutachten zeichnen ein detailliertes Bild von jüdischen Alltagsproblemen im Mittelalter, vom Eherecht, vom Verhalten zu Nichtjuden, Steuerrecht, Erbrecht, Weinhandel, Nachbarschaftsrecht und von jüdischen örtlichen Bräuchen. Außerdem befasste er sich mit der jüdischen Liturgie. Rabbi Meir hat keine eigenen zusammenhängenden Werke verfasst, doch sind seine Lehrentscheidungen in das Werk seiner Schüler eingeflossen, zum Beispiel des Rabbi Mordechai ben Hillel ha-Aschkenasi, Rabbi Samson ben Zadok (Tashbez) oder des Rabbi Meir ha-Kohen von Rothenburg.¹⁰

Rabbi Meirs Ende

Rabbi Meirs Leben endete tragisch. Nach über vierzig Jahren in Rothenburg brach Rabbi Meir im Jahr 1286 bei Nacht und

Nebel auf, um mit seiner ganzen Familie ins Gelobte Land nach Israel zu fliehen. Was ihn zur Auswanderung bewog, weiß keiner ganz genau. Mögliche Gründe könnten die erdrückend hohen Steuerforderungen des Königs Rudolf von Habsburg (1273–1291) gewesen sein oder die Verfolgungen nach Ritualmordanklagen, die zu dieser Zeit von Christen gegen Juden erhoben wurden. Rabbi Meir kam jedoch nicht weit. Als die Fliehenden nach einem anstrengenden Marsch schon die Alpen überquert hatte, wurde der berühmte Gelehrte in einer Bergstadt in der Lombardei erkannt und ausgeliefert. König Rudolf I. von Habsburg kerkerte ihn in Ensisheim im Elsaß ein und forderte für die Freilassung des Rabbi Meir ein immenses Lösegeld von den jüdischen Gemeinden in Deutschland. Doch Meir verbot seinen Anhängern, ihn freizukaufen: „*Es ist nicht erlaubt, für Gefangene mehr als deren Wert zu bezahlen,*“ heißt es in einer seiner Responsen. Damit sollte verhindert werden, dass für Gelehrte mehr Lösegeld bezahlt würde und Gelehrte entführt würden, um mehr Lösegeld fordern zu können. Seine Antwort wird heute noch zitiert, wenn es um die Frage von Lösegeldzahlungen an Entführer geht. Vor einigen Jahren drehte der kanadische Regisseur Lewis Cohen den Dokumentarfilm „*Jews & Money. Investigation of a Libel*“ (2013). Bei dem Film, der sogar einige Rothenburger Drehorte enthält, geht es auch um die Lehrmeinung Rabbi Meirs. Anlass für den Film war die Entführung und Ermordung des französischen Juden Ilan Halimi in Paris im Jahr 2006.¹¹

Rabbi Meir starb am 27. April 1293 nach sieben Jahren Kerkerhaft in der Festung von Ensisheim. Seine letzte Ruhe fanden seine sterblichen Überreste erst im



Abb. 2: Rabbi Meirs Grab in Worms (links) wird bis heute häufig besucht. Rechts daneben das Grab des Alexander ben Salomo.

Jahr 1307 auf dem „Heiligen Sand“, wie der jüdische Friedhof in Worms heißt. Sie waren von einem Verehrer des großen Maharam, Alexander ben Salomo Wimpfen für zwanzigtausend Mark Silber von Rudolfs Sohn Albrecht freigekauft worden. Zum Dank für seine großherzige Tat erhielt der Meir-Getreue sein Grab neben dem des berühmten Gelehrten. In der Inschrift heißt es: *„Nun ist das Glück ihm zuteil geworden, an seiner Rechten bestattet zu sein. Möge er auch im Jenseits unter den Seligen in Eden ihm zur Rechten weilen.“* Auf beiden Gräbern legt man nach jüdischer Sitte kleine Steine ab – ein Zeichen dafür, dass man sich noch immer an

den Glanz des Sternes aus Rothenburg erinnert.

Das Rintfleisch-Pogrom im Jahr 1298

Die Gemeinde des Rabbi Meir fand ein grausames Ende: Im Burggarten erinnert ein 1998 aufgestelltes Denkmal an der Außenwand der Blasiuskapelle an das Pogrom, das 1298 ein Adeliger namens „Rintfleisch“ aus dem nahe gelegenen Röttingen anzettelte. Unter dem Vorwand einer angeblichen jüdischen „Hostienschändung“ zogen Rintfleisch und seine Totschläger durch Franken, bis sie auch Rothenburg heimsuchten. Der falsche Vorwurf der

Hostienschändung lautete, Juden hätten versucht, Hostien (also den eucharistischen Leib Christi) zu stehlen und auf sie mit Messern einzustechen, bis Blut aus den Hostien geflossen wäre (Gottesmord-Vorwurf). Am 18. Juli 1298 flohen viele jüdische Einwohner vor den Fanatikern in die ehemalige Stauferburg und hofften auf den Schutz des Königs. Nach drei Tagen Belagerung erstürmten die Verfolger die Burg und verbrannten und ermordeten schonungslos alle Juden. Insgesamt starben 472 Juden, darunter 178 Kinder. Bezeugt ist das Geschehen gut durch das Memorbuch von Nürnberg.¹² Auch Abraham ben Baruch, der Bruder des Rabbi Meir, seine Frau und zwei Töchter verloren dabei ihr Leben. Insgesamt haben damals die Fanatiker in ganz Franken fast 5.000 Juden umgebracht. Eine einzigartige hebräische Inschrift hat sich auf einem Gedenksteins (Original im Reichsstadtmuseum) erhalten:

„Mit bitterer Seele eine bittere Klage, weil wir vergaßen

die ersten Verfolger. Um ihrer zu gedenken, meißelte ich

auf eine steinerne Tafel die Märtyrer Rothenburgs ein,

die getötet und verbrannt wurden wegen der Einzigkeit Gottes im Jahre 58

gemäß der kleinen Zählung am 19. Tammus. Und auf der Burg außerhalb der Stadt machten die Einwohner der Stadt ein Ende, indem sie Feuer entzündeten und töteten.

Und es endeten von uns Alt und Jung.

Am 12. des fünften Monats des sechsten Jahrtausends

hörte meine Freude auf und am dritten Tag

wird er uns in Freiheit entlassen. Dann wird kommen mein Erlöser und mein Heiliger.

Amen. Amen. Amen.”

Der „Judenkirchhof“ am Schrankenplatz

Im Jahr 1914 wurden 33 jüdische Grabsteine am Judenkirchhof (heute: Schrankenplatz) gefunden. Die Steine waren dort mit Mörtel verbunden und sekundär zu einer Mauer aneinandergereiht worden. Sie stammen aus der Zeit von 1266 bis 1395. Zweifellos hat es auch Grabsteine vor und nach dieser Zeit gegeben, die aber entweder nicht erhalten oder noch nicht gefunden worden sind. Die Fundstücke befinden sich heute im Reichsstadtmuseum, im sogenannten „Rabbi-Meir-Gärtchen“ am Weißen Turm und im jüdischen Museum Franken in Fürth. Einer der Steine war der erwähnte Gedenkstein von 1298. Seit 1339 ist der Platz, der ursprünglich außerhalb der ersten Stadtmauer lag, als „*coemeterium Judaeorum*“ (Begräbnisplatz der Juden) belegt. Nach der Vertreibung der Juden aus Rothenburg ab 1520 nutzte man den Platz dann als christlichen Friedhof. Bei seiner Erweiterung 1532/1533 entnahmen Arbeiter den jüdischen Gräbern die Gebeine und brachten sie an einen unbekannten Ort. Erst 1958 wurde dieser Platz in Schrankenplatz umbenannt. Das althochdeutsche Wort „*scranna*“ bezeichnet den Getreidemarkt und -speicher, der hier ab 1589 stand. Heute dient der Platz als Parkplatz und ist den Einheimischen aber immer noch als „Judenkirchhof“ geläufig. Dies ist eine früher von Christen häufig verwendete Bezeichnung für einen jüdischen Friedhof.

Das jüdische Viertel zwischen Judengasse und nördlicher Stadtmauer

Bald nach dem Rintfleisch-Pogrom siedelten sich in Rothenburg wieder Juden an. Sie standen unter dem Schutz des Kaisers

und mussten ab 1342 für diesen Schutz den „Goldenen Opferpfenning“ als Schutzsteuer entrichten. Nach dem Untergang des Judenviertels am Kapellenplatz um 1349 verzeichnen die Steuerlisten erst wieder ab 1375 eine rasch ansteigende jüdische Bevölkerungszahl. Das Eigentumsrecht über die Juden und ihre Häuser am Kapellenplatz hatte König Karl IV. 1353 der Stadt Rothenburg übertragen. Bekannte Rothenburger Rabbiner jener Zeit waren der Hochmeister der Juden Rabbi Mendel und Rabbi Israel ben Isaak. Zur Zeit des bedeutenden Bürgermeisters Heinrich Toppler (gest. 1408) gehörten Juden zu den wohlhabenden und hohe Steuern zahlenden Bürgern. Das Geld wurde wohl auch zum Bau der Stadterweiterung in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts verwendet. Der nördliche Stadtgraben des inneren Mauerrings wurde zugeschüttet.¹³ Dort und weiter nördlich siedelte man seit etwa 1371 Juden an, die uns auch namentlich bekannt sind.¹⁴ Juden und Christen wohnten hier nebeneinander. Die auf dem Stadtgraben entstandene Gasse trägt ihren Namen „Judengasse“ seit etwa 1377. Zwölf Fachwerkhäuser sind allein vor 1500 entstanden, deren ältestes wurde um 1399 gebaut.¹⁵ Die Gasse gilt in Fachkreisen als eines der noch am besten erhaltenen Ensembles des jüdischen Spätmittelalters. Die für jüdische Häuser typischen Einkerbungen an den rechten Türpfosten für die „Mesusot“ (Kapseln mit dem schriftlichen Gebot, Gott zu lieben) sucht man vergebens, da sie bei Umbauten alle verloren gegangen sind. Es gab dort Anfang des 15. Jahrhunderts einen „Judenhof“ der Familie Gans und ein „Seelhaus“ (Armenhaus). Juden und Christen wohnten in der Judengasse ZÜR an TÜR. Das neue jüdische Viertel reichte etwa bis zur heutigen nördlichen Stadtmauer. Der jü-

dische Friedhof (Judenkirchhof) lag nunmehr innerhalb der Stadtmauer. Ganz in der Nähe baute man 1404 eine neue Synagoge, deren genaue Ortslage jedoch unbekannt ist.

Nach der Zeit Topplers wurde die jüdische Bevölkerung mit immer neuen und hohen Steuern belastet. Kaiser Sigismund forderte 1414 von den Rothenburger Juden 2.000 Gulden als Steuern. 1435 wurde das Verbot für Christen, Zinsen zu nehmen, aufgehoben. Daraufhin verarmte die jüdische Bevölkerung zunehmend und viele wanderten ab. Ab 1432 führte die Stadt Rothenburg ein „Judenbuch“, in das die Bürgerrechte und die Steuersummen eingetragen wurden. 1491 versagte die Stadt im „Neuen Geding“ ihre Hilfe beim Eintreiben von Zinsforderungen. Hinzu kamen religiöse Repressalien bis hin zu ersten Vertreibungsversuchen. Der fanatische Stadtprediger Johannes Teuschlein hetzte die christliche Bevölkerung gegen die jüdische auf. Ende 1519 entschied dann der Rat der Stadt, dass die Juden bis Lichtmess (2. Februar) 1520 Rothenburg verlassen haben müssten. Die Synagoge wurde am 8. Januar 1520 geplündert, und die letzten sechs jüdischen Familien flohen aus Rothenburg. Die Synagoge erhielt einen Ostchor und wurde am 10. April 1520 als Kapelle zur reinen Maria geweiht wie auch schon die Synagoge am Kapellenplatz. Die Marienkapelle am Judenkirchhof/Schrannenplatz wurde nach nur fünf Jahren im Bauernkrieg zerstört. Ihre Mauern wurden 1561 eingerissen und als Baumaterial für die neue Friedhofskirche vor dem Rödertor verwendet, die somit aus den Steinen einer Synagoge besteht. Auch viele andere Gebäude im Bereich Heugasse/Schrannenplatz sind erst nach 1520 entstanden, so dass sich das Stadtbild nach der Vertreibung stark änderte.



Abb. 3: Modell der Kellermikwe in der Judengasse 10.
Photo: Reichsstadtmuseum.

Erst 1870 durften sich in Rothenburg wieder Juden ansiedeln.

Mikwen in Rothenburg

Im Keller des Hauses Judengasse Nr. 10 befindet sich eine kleine, etwa zwei Meter tiefe Mikwe aus dem frühen 15. Jahrhundert. Man kann sie bisher nur in der sehr besuchenswerten Judaika-Abteilung des Reichsstadtmuseums als Modell betrachten. Der Verein Alt-Rothenburg hat jedoch das Gebäude mit der Kellermikwe im Frühjahr 2016 gekauft und entwickelt derzeit dafür ein Museumskonzept.

Überall, wo es eine jüdische Gemeinde gab, muss es auch eine Mikwe gegeben haben. Diese befinden sich oft, manchmal noch unentdeckt, weil zugeschüttet, im Keller von ehemals jüdischen Wohnhäusern. In Rothenburg sind noch weitere Mikwen bezeugt, aber nicht erhalten, so zum Beispiel im sogenannten Juden-

tanzhaus am weißen Turm und am Judenkirchhof/Schrannenplatz.¹⁶ Auch heute besuchen Frauen eine Mikwe vor der Heirat, nach der Menstruation und nach der Geburt eines Kindes und Männer nach einer Pollution oder auch oft bei Sabbatbeginn. Die Mikwe dient nicht der Säuberung des Körpers, sondern der Reinigung des gesamten Menschen im rituellen Sinne. Dazu muss man drei Mal unter Segenssprüchen untertauchen, so dass alle Körperbereiche vollkommen vom Wasser umschlossen sind. Das Wasser darf nicht stehend, sondern muss fließend sein (z.B. ein Fluss) oder Grundwasser, wie es bei der Rothenburger Mikwe der Fall ist. Die wesentlichen Voraussetzungen zum Bau und zur Beschaffenheit des Wassers einer Mikwe sind in dem Mischna-Traktat Mikwaot niedergelegt ca. 200 n.Chr.¹⁷ und in der Mischne Tora des Maimonides (1180).

Die Mikwe in dem etwa 1409 erbauten Haus Judengasse 10 ist wahrscheinlich erst später eingebaut worden. Sie war vom inneren Vorraum des Hauses aus über eine Kellertreppe zugänglich. Später wurde der Zugang nach draußen verlegt, so dass man das Kellergewölbe vom hinteren südlichen Hofraum aus betreten konnte, ohne durch die Privaträume des Hauses gehen zu müssen.¹⁸ Deshalb wurde sie wahrscheinlich von mehreren jüdischen Familien im Umkreis benutzt. Fünf unterschiedlich hohe Treppenstufen führen auf einer Breite von nur 50 Zentimeter zu dem Wasserbecken hinunter, das noch heute mit Grundwasser gefüllt ist. Am Rand neben der Treppe konnte man vor dem Bad die Kleider ablegen. Das Wasserbecken selbst misst nur etwa 95 mal 111 Zentimeter und ist maximal 201 Zentimeter tief und verjüngt sich nach unten. Wesentlich ist aber nicht die Größe einer

Mikwe, sondern dass der Körper ganz untertauchen kann. Auf der Höhe der dritten Stufe befindet sich ein Überlauf westlich, wohin das überschüssige Wasser parallel zur Judengasse abfließen konnte. Dieser Überlauf und die Treppenstufen, die den schwankenden Grundwasserspiegel ausgleichen, sind Kriterien dafür, dass man diese Anlage als Mikwe und nicht einfach als Kellerbrunnen identifizieren kann.

Juden in christlicher Kunst

In Rothenburg ob der Tauber gibt es einige Möglichkeiten, den christlichen Blick im Mittelalter auf Juden zu studieren. Einige dieser Möglichkeiten seien hier genannt, auch wenn im Rahmen dieses Aufsatzes nicht näher darauf eingegangen werden kann:

Im Ostchor von St. Jakob sind drei große gotische Glasfenster aus der Zeit von ca. 1400 zu sehen. Das südliche, sogenannte Eucharistiefenster zeigt etwa in der Mitte die „Mannalese“ (2. Mose 16). Die Geschichte erzählt, wie das Volk Israel in der Wüste auf wunderbare Weise mit Himmelsbrot gespeist und gerettet wird: Auf dem Fenster sieht man ein blaues gotisches Kirchengewölbe mit Sternen, das bis in den Himmel hinaufragt. Von einem himmlischen Balkon, ganz oben im Bild, werfen fünf Engel mit Priesterstolen das Manna in Form von fränkischen Spitzwecken und Brezeln zu den Israeliten hinunter, die sie auffangen, essen und in Körbe sammeln. Das Fensterbild ist von den Eucharistielehren deutscher Mystiker her zu verstehen, denn man sah in der Speisung der Israeliten eine Vorausdarstellung des christlichen Abendmahls bzw. der Eucharistie. Diese typologische Darstellung vereinnahmt und verengt den Sinn der biblischen Mannaerzählung. Die

Israeliten sind auf dem Bild mit Judenhüten gekleidet und mit Hakennasen karikiert. Im 4. Laterankonzil von 1215 hatte die Kirche Juden dazu verpflichtet, sich durch ihre Kleidung von der übrigen Bevölkerung zu unterscheiden, u.a. um religionsübergreifende Heiraten zu vermeiden. Daraufhin mussten Juden den trichterförmigen Hut tragen. Jüdinnen sollten ein Band an der Haube und einen gelben Ring am Mantel tragen. Später wurden dies Zeichen der Ausgrenzung: In Rothenburg gab es erst 1511 ein Ratsedikt, das die Juden zwang, ein Abzeichen an der Kleidung zu tragen. Aber nicht immer war der Judenhut eine ausgrenzende Karikatur: Im mittleren Glasfenster von 1350 sieht man in der fünften Bildzeile von unten Joseph, den Vater Jesu, mit Judenhut. Darüber hinaus ist am Tabernakel von St. Jakob (Nordseite, ca. 1370) unterhalb der Türe Joseph von Arimathia zu sehen, wie er Joseph ins Grab bettet. Auch er trägt einen Judenhut.

Auch im Hochaltar von St. Jakob, der 1466 geschaffen wurde, gibt es Anspielungen auf das christlich-jüdische Verhältnis: Im linken Altarflügel rechts unten ist eine Szene der Beschneidung Christi als jüdische Szene zu sehen. Der Gevatter hält das Christuskind mit den Händen, wobei man auf dem Fellsaum des Gewandes bei günstigem Licht hebräische Buchstaben lesen kann. Der Beschneider wird als jüdischer Priester dargestellt. Durch Lukas 2,21 war bekannt, dass Jesus die Beschneidung empfangen hatte und Jude war. Daher gibt es am 1. Januar das Fest der Beschneidung und Namensgebung Christi. Jedoch hat man Darstellung von der Beschneidung Jesu in der Kirche selten positiv interpretiert. So ist in dem weit verbreiteten Volksbuch der „Legenda Aurea“ die Rede davon, Juden hätten bei der Be-



Abb. 4: Die Darstellung des Herrn auf dem Hochaltar von Friedrich Herlin (1466) in St. Jakob.

Photo: Peter Böttcher,
Institut für Realienkunde, Salzburg.

schneidung erstmalig das Blut Jesu vergossen.

Ein weiteres Bild mit jüdischer Parallele ist am rechten Flügel des Hochaltares rechts oben im Bild von Simeon und Hanna (Lukas 2,22–40) zu sehen: Hier wird gezeigt, wie Jesus als ältester Sohn vom Dienst am Tempel ausgelöst wird. Dabei wird eine Frau mit dem vorgeschriebenen Taubenopfer (Lukas 2,24 und 2. Buch Mose 13,12; 4. Buch Mose 18,15) gezeigt. Im rabbinischen Judentum hat sich der Ritus „Pidjon ha-Ben“ entwickelt, bei dem der Vater eines erstgeborenen Sohnes dem Kohen (einem priesterlichen Nachkommen von Aaron) fünf Silberstücke 30 Tage nach der Geburt übergibt und der Kohen den Sohn segnet.¹⁹

Auch auf dem Heilig-Blut-Altar im Westchor von St. Jakob gibt es Anspielungen auf das Judentum: Der linke Altarflügel zeigt den Einzug Jesu nach Jerusalem. Auf dem Relief sind auf einem Gewandsaum hebraisierende Buchstaben, wahrscheinlich die Gottesnamen Adonaj und Shaddai zu sehen.

Schluss

Das mittelalterliche jüdische Rothenburg ist mittlerweile gut erschlossen: In der Judaica-Abteilung des Reichsstadtmuseums findet man 30 der insgesamt 47 erhaltenen mittelalterlichen jüdischen Grabsteine. Außerdem wird dort das Siegeltypar der jüdischen Gemeinde Rothenburgs (um 1410) ausgestellt. Der Stein mit der Trauerklage über die beim Rintfleisch-Pogrom

von 1298 ausgelöschte jüdische Gemeinde ist ebenfalls zu sehen. Außerdem werden einige Responsen-Editionen von Rabbi Meir ben Baruch von Rothenburg gezeigt. Die Judaica-Abteilung wird durch den Museums-Band von Hilde Merz umfänglich erschlossen.²⁰ Für einen Spaziergang auf jüdischen Spuren durch die Altstadt Rothenburgs gibt es eine kleine Broschüre aus meiner Feder.²¹ Ergänzend dazu befinden sich an den wesentlichen Stellen in der Altstadt Informationstafeln zum mittelalterlichen jüdischen Rothenburg: Am Kapellenplatz, am Rabbi-Meir-Gärtchen, an der Ecke Heugasse/Judengasse, am Schrankenplatz und im Burggarten am 1998 errichteten Pogromdenkmal. Außerdem erzählt eine bronzene Hinweistafel am Kapellenplatz die Lebensgeschichte des Rabbi Meir. Im Oktober 2015 haben Schülerinnen und Schüler der Oskar-von-Miller-Realschule in Rothenburg mit ihren beiden Lehrern Hans-Gustaf Weltzer und Volker Barthelmeß eine Web-App für Smartphones entwickelt. Mit einem QR-Code oder unter www.judengemeinde.de kann man sein Mobiltelefon an elf Stationen als Führer durch die jüdische Stadtgeschichte benutzen.

Dr. Oliver Gußmann (geb. 1963) ist Touristen- und Pilgerpfarrer sowie Leiter des Evangelischen Bildungswerkes Rothenburg. Seine Anschrift lautet: Klostersgasse 15, 91541 Rothenburg ob der Tauber, E-Mail: Oliver_Gusmann@yahoo.com.

Anmerkungen:

1 Literatur zur mittelalterlichen jüdischen Geschichte Rothenburgs: Berger-Dittscheid, Cornelia: Art. Rothenburg ob der Tauber, in: Kraus,

Wolfgang u.a. (Hrsg.), erarb. v. Eberhardt, Barbara u.a.: Mehr als Steine... Synagogen-Gedenkbild Bayern. Bd. 2: Mittelfranken. Lindenberg

- 2010, S. 542–562; Tykocinski, Haim: Art. „Rothenburg ob der Tauber“, in: *Germania Judaica*. Bd. 1. Tübingen 1963, S. 311–313; Avneri, Zvi, in: ebd. II/2. 1968, S. 707–718; Wunschel, Hans-Jürgen, in: ebd. III/2. 1995, S. 1252–1276; Kluxen, Andrea/Krieger, Julia (Hrsg.): *Geschichte und Kultur der Juden in Rothenburg o.d.T. (Franconia Judaica 7)*. Würzburg 2012; Merz, Hilde (Hrsg.): *Zur Geschichte der mittelalterlichen Judengemeinde in Rothenburg ob der Tauber. Rabbi Meir ben Baruch von Rothenburg zum Gedenken an seinen 700. Todestag*. Rothenburg 1993; Steffes-Maus, Claudia: *Die Juden im mittelalterlichen Rothenburg ob der Tauber*, in: Rupp, Horst F./Borchardt, Karl (Hrsg.): *Rothenburg ob der Tauber. Geschichte der Stadt und ihres Umlandes*. Darmstadt 2016, S. 136–155; Wehrmann, Michael H.: *Die Rechtsstellung der Rothenburger Judenschaft im Mittelalter (1180–1520)*. Diss. Jur. Würzburg 1976.
- 2 Staatsarchiv Würzburg, Würzburger Urkunden 61.
- 3 Auch in der Zwischenzeit sind jüdenfeindliche Ausschreitungen für die Jahre 1336–1342 belegt.
- 4 Back, Samuel: R. Meir ben Baruch aus Rothenburg. Sein Leben und Wirken, seine Schicksale und Schriften. Gedenkschrift zur sechshundertsten Jahreswende seines Todes. 1. Bd.: *Leben, Wirken und Schicksale*. Frankfurt 1895, S. 4f.
- 5 **Zur Rekonstruktion:** Berger-Dittscheid, Cornelia: *Die Synagogen in Rothenburg o.d.T.*, in: Kluxen: *Geschichte* (wie Anm. 1), S. 67–98, hier S. 68–78.
- 6 Hebr. *Morenu haRaw Meir*.
- 7 Breuer, Mordechai: *Religiöse Innigkeit – Rabbi Meirs religiöse Dichtung*, in: Merz: *Geschichte* (wie Anm. 1), S. 223–243, hier S. 234f.
- 8 Ebd., S. 238.
- 9 Eine allgemeinverständliche Einführung zu Responsen findet man in: Navè-Levinson, Pnina u.a.: *Die Responsen als Spiegel der jüdischen Geschichte*. Tübingen 1996. Zu Rabbi Meir Beiträge in: Merz: *Geschichte* (wie Anm. 1) u. Mattes, Barbara: *Jüdisches Alltagsleben in einer mittelalterlichen Stadt. Responsa des Rabbi Meir von Rothenburg* (Studia Judaica 24). Berlin 2003.
- 10 Agus, Irving A.: *Rabbi Meir of Rothenburg. His Life and his Works as sources for the Religious, Legal, and Social History of the Jews of Germany in the Thirteenth Century*. 1. Aufl. 1947, 2. Aufl. New York 1970, S. XXIII–XXXIII.
- 11 https://de.wikipedia.org/wiki/Ilan_Halimi (aufgerufen am 6.8.2016).
- 12 Salfeld, Siegmund: *Das Martyrologium des Nürnberger Memorbuches*. Berlin 1898, S. 185–192.
- 13 Köber, Anke: *Archäologische Forschungen zur hochmittelalterlichen Stadtbefestigung und zum spätmittelalterlichen Judenviertel in Rothenburg o.d.T.*, in: *Beiträge zur Archäologie in Mittelfranken* 7 (2003), S. 205–222.
- 14 Steffes-Maus: *Juden* (wie Anm. 1), S. 147–151.
- 15 Kamp, Michael/Joist, Christa: *Archivalische Untersuchung Judengasse Rothenburg o.T.* (1989) [StaR MS 329.1–5].
- 16 Nach der Chronik des Sebastian Dehner von 1654 und NN: *Rothenburg ob der Tauber*. Erste Beilage zu Nr. 16, *Der Israelit* 17 (1876/16), S. 350: „Auch das frühere Mikwah – jetzt ein Brunnen – zeigt man noch“.
- 17 Z.B. Gußmann, Oliver/ Majer, Martin (Bearb.): *Mischna Mikwaot – Tauchbäder*, in: *Die Mischna. Textkritische Ausgabe mit deutscher Übersetzung und Kommentar*. Bd. VI/6. Hrsgg. v. Michael Krupp. Jerusalem 2014 (Lit.). Ein bebildelter Überblick über die Bedeutung und Architektur von Mikwen findet sich in: *Jüdische Museen Franken*. Frankfurt am Main–Hohenems–Wien: *Ganz rein! Jüdische Ritualbäder*. Fotografien von Peter Seidel. Wien 2010.
- 18 Zur Beschreibung u. zum Vergleich der Mikwe in Rothenburg mit anderen Mikwen in Deutschland s.: Künzl, Hannelore: *Eine mittelalterliche Mikwe in Rothenburg o.d. Tauber*, in: Merz: *Geschichte* (wie Anm. 1), S. 181–200, hier S 183.
- 19 Dubrau, Alexander: Artikel *Pidjon ha-Ben*, in: <http://www.bibelwissenschaft.de/stichwort/30964/> (aufgerufen am 13.8.2016).
- 20 Merz: *Geschichte* (wie Anm. 1).
- 21 Gußmann, Oliver: *Jüdisches Rothenburg ob der Tauber. Einladung zu einem Rundgang. Orte jüdischer Kultur*. Haigerloch 2. Aufl. 2011.

Hellmuth Möhring

Dominikanerinnenkloster und Reichsstadtmuseum in Rothenburg o.d.T.

Das 1258 gegründete Dominikanerinnenkloster nahm einen bedeutenden Raum im Stadtgefüge Rothenburgs o.d.T. ein. Als reiches Adelsstift war es bis zu seiner Auflösung 1554 auch immer ein Zankapfel durch die Jahrhunderte. Ungeklärt sind viele baugeschichtliche Fragen, die zwischen dem 16. und dem 19. Jahrhundert liegen. Fast vier Jahrhunderte führte es ein Schattendasein, bis es schließlich 1936 als Museum wieder mit neuem Leben erfüllt wurde.

Die Baugeschichte des Dominikanerinnenklosters (heute Reichsstadtmuseum)

Reichsküchenmeister Lupold von Nordenberg schenkte 1258 einen Wirtschaftshof in Rothenburg an die Dominikanerinnen in Neusitz. Von diesem sind vermutlich noch einige verbaute Spolien (Biforien, Ornamentfriese) im nördlichen Konventsgebäude vorhanden. Mit ausreichend finanziellen Mitteln versehen, konnte schon 1265 die Kirche konsekriert wer-



Abb. 1: Dominikanerinnenkloster Rothenburg o.d.T., (heute Reichsstadtmuseum Rothenburg o.d.T.), Kreuzhof nach Nordwesten.¹



Abb. 2: Dominikanerinnenkloster Rothenburg o.d.T., Rekonstruktion mit der 1812 abgerissenen Klosterkirche (nach Ress, 1959).

den; Albertus Magnus nahm persönlich die Weihe vor. Man kann allerdings davon ausgehen, dass während dieser siebenjährigen Bauzeit nicht nur an der Kirche, sondern bereits auch kräftig an den Klostergebäuden gebaut wurde. So stammen einige Balkenlagen der Klosterküche aus dieser Zeit, und auch die Sakristei zeigt noch in ihren Kapitellformen Anklänge an das 13. Jahrhundert. Grabungen haben erbracht, dass die Kirche zunächst einen geraden Chorabschluss besaß, was zum einen eine architektonische Demutsformel zisterziensischen Zuschnitts bedeutete, andererseits auch einfach kostensparend war. Dass Mitte des 14. Jahrhunderts ein Polygonalchor den Rechteckchor ersetzte, zeigt schon die gestiegene Finanzkraft des Konvents. Wie die Kirche im Innern aussah, ist kaum mehr rekonstruierbar. Neben dem gewölbten Chor mit 5/8-Schluss(?) besaß das Langhaus eine flache Holzdecke, auch die Seitenschiffe dürften flach gedeckt gewesen sein. Die aufwendig gestalteten Portale an der Südwestecke des Gebäudekomplexes zeigen, dass sie – wie

viele Frauenklosterkirchen – doppelgeschossig angelegt war und somit eine Nonnenempore existierte.

Allerdings bleibt die archivalisch erwähnte St.-Veits-Kapelle immer noch rätselhaft. Vielleicht ist sie durch die beiden Eingänge im südlichen Seitenschiff zu erreichen gewesen, zumal uns die aquarellierte Zeichnung Johann Ludwig Schaeffers von 1745 einen solchen Zustand zeigt.

Weitere Ein- und Umbauten des Mittelalters lassen sich im frühen 14. Jahrhundert ausmachen, wo Steinmetzzeichen im Kreuzgang auftauchen, die identisch mit einigen auf dem Lettner der Franziskanerkirche sind. Später, während der Prioratszeit der Magdalena vom Rein (1494–1510) erfolgen Umbau und Aufstockung des Westkreuzgangs, Neubau des Dormitoriums und Errichtung einer Badstube (von der bis heute jeder Rest fehlt). Der Gedenkstein im Ostkreuzgang (1497) mit der Anbetung Mariens und des Jesusknaaben und ein Wappenstein derer vom Rein im Konventbau zeugen von dieser Bauphase.



Abb. 3: Die Dominikanerinnenkirche zu Rothenburg o.d.T., Aquarellierte Federzeichnung von J.L. Schaeffer (Stadtarchiv Rothenburg o.d.T., B669, p. 419), datiert 1738, 1812/1813 abgerissen.

riode. Vielleicht stammt auch die sehr bedeutende Bohlenstube (Pfortnerstube) und der angrenzende Heizraum aus dieser Zeit.

1519/1520 berichten die Quellen vom heute so genannten „Prioratsbau“, den man lange an der Westseite des Konventbaus verortete. Die Fensterformen zeigen zwar auffällige Bezüge zu dieser Zeit, jedoch sprechen die dendrochronologisch ermittelten Daten vom späten 16. bis zum 19. Jahrhundert, also aus nachklösterlicher Zeit. Der eichene Dachstuhl des Hauses Klosterhof 6, ehemals klösterlicher Besitz, passt dendro-datiert jedoch genau zu dieser Phase der letzten klösterlichen Bautätigkeit. Über das genaue Aussehen des Komplexes ist jedoch nichts bekannt.

Das Kloster als landwirtschaftlicher Betrieb und städtebauliches Provisorium

Nach der Übernahme des Gebäudes durch die Stadt Rothenburg 1554 trat offenbar nicht sofort eine Umnutzung ein. Doch die Fischkästen im östlichen Kellerraum und weitere Bauteile, die das Steinmetzzeichen des Baumeisters Leonhard Weidmann (ca. 1538–1602) tragen, lassen darauf schließen, dass schon kurz nach der profanierenden Inbesitznahme der klerikale Zweck der Baulichkeiten ausgedient hatte. Diverse Handwerkerrechnungen haben sich erhalten, die jedoch hauptsächlich auf Renovierungen und Ausbesserungen hinweisen. Insbesondere der Nordtrakt bereitete statische Probleme. Dort, an der ursprünglichen Stadtmauer des 13. Jahrhunderts, wo die Mauer der Konventbauten direkt aufsaß, machten Feuchtigkeit und weicher Untergrund dem Gebäude teil zu schaffen. Deswegen wurden 1571 und 1586/1587 große Strebepfeiler angebracht, um ein Absacken zum damals



Abb. 4: Wappen der Magdalena vom Rein mit „M R“ (ca. 1490–1495) am südlichen Fenstergewände des I. OG im Konventbau des Dominikanerinnenklosters.

wohl noch unverfüllten Stadtgraben hin zu verhindern. Die auf dem mittleren Pfeiler angebrachte Renovierunginschrift „1754“ beweist, dass dieses Problem über Jahrhunderte weiter existierte – bis heute.

Die jeweils zuständigen Klosterpfleger gingen in den folgenden Jahrhunderten durchaus unterschiedlich mit der Bau-

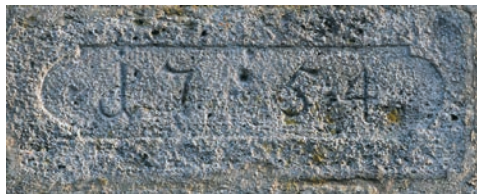


Abb. 5: Renovierungsinschrift am mittleren Stützpfeiler der Nordfassade am Dominikanerinnenkloster.

substanz um. Im ausgehenden 16. und frühen 17. Jahrhundert ist eine eher geringe Bautätigkeit zu erkennen. Pfarrwitwen und –waisen wohnten in wechselnder Folge wohl im nördlichen Trakt, was aber offensichtlich zu keinen größeren Eingriffen führte. Der Einbau von kleineren Raumunterteilungen und die dazu passenden Rollwerkmalereien im I. OG des Nordtrakts sprechen eine eher verhaltene Sprache.

Dagegen nahm die Bautätigkeit im 18. Jahrhundert spürbar zu. Verschiedene angebrachte Datierungen aus dieser Zeit nahezu an jedem Flügel des Gebäudes beweisen die erhöhten Anstrengungen. Im Dachboden des Konvents- und Ostbaues deutet die 1704 angebrachte Datierung an, dass damals der Dachstuhl massiv verändert wurde; offensichtlich hat man sogar den Winkel der Dachneigung steiler gestaltet als er ursprünglich war.

Besonders frappant ist der aufwendig gestaltete Festsaal aus den Jahren 1724 bis 1730, dessen Zweck bis heute ungeklärt ist. Neben dem Einbruch neuer Fenster, der Verlegung eines soliden Fischgrätparketts aus Eiche und der Anschaffung eines Ofens aus Wasseraufhängen stechen besonders die Stuckarbeiten an der Decke hervor. Sie zeigen Orpheus als „Pazifikator“ (= Friedensbringer), der die Tiere mit seinem Spiel besänftigt, Apoll als oberste

Instanz des Götterhimmels und die vier Elemente in kleineren einbeschriebenen Vierpässen. Da in dieser Zeit das Kloster als Pflegerwohnung diente, ist es durchaus denkbar, dass ein reicher Patrizier sich hier einen repräsentativen Festraum schaffen wollte. Ein auf 1720 datierter Schlussstein im sogenannten „Barockkeller“ mit Namen und Wappen legt den Schluss nahe, dass viele dieser Umbauten unter Johann Christian von Winterbach (1674-?) stattfanden. Johann Christian entstammte nicht nur einer bedeutenden Rothenburger Patrizierfamilie, sondern hatte 1699 auch die Rothenburger Bürgermeisterstochter Ursula Margaretha Walther geheiratet und damit Ansehen und Vermögen sicher noch beträchtlich erhöht. Im Schrag'schen Wappenbuch werden seine Ämter, die er später bekleidete, genannt: Bauinspektor, Bürgermeister, Klosterverwalter, Steuerer und Senator sind nur einige Titel, aus denen er mit Sicherheit auch großen finanziellen Gewinn zog. So sind seine Umbauten wohl meist dem Gedanken entsprungen, die Ausgaben für die baulichen Investitionen später wieder durch bessere Lagerkapazitäten (von Heu, Getreide oder Wein) gewinnbringend amortisieren zu können. An Denkmalpflege wurde seinerzeit noch kein Gedanke verschwendet. Dies ist umso bedauerlicher, da durch den Einbruch einer Einfahrt am südöstlichen Gebäudetrakt die Sakristei des 13. Jahrhunderts Teile des Ostkreuzgangs (15. Jhd.) und die darin befindlichen Maßwerkfenster fast vollkommen zerstört wurden. Massiv verändert wurde 1745 auch ein Teil des Nordtrakts, wo man nicht nur das komplette Gebälk, das Dach und alle Wände zerstörte, sondern auch eine neue Sandsteintreppe (an der sich die Datierung befindet) einzog. Heute nutzt das Topplertheater diesen offenen

Bereich als sommerliche Freiluftbühne. Eine weitere Treppe, allerdings aus Holz, wurde 46 Jahre später (1791) in der mittelalterlichen Klosterküche eingezogen. Der Handwerksmeister hat sogar seine Initialen (J A V) hinterlassen, diese deuten auf den Rothenburger Zimmermann Georg (= Jörg) Andreas Vogt (Bürgerrecht 1782). Die Treppe ersetzte den Speiseaufzug, der bis dato von der Kochstelle in das sogenannte Winterrefektorium führte. Leider führte der Einbau auch hier zu einer



Abb. 6: Inschrift an der Küchentreppe von Zimmermeister Jörg Andreas Vogt, 1791.

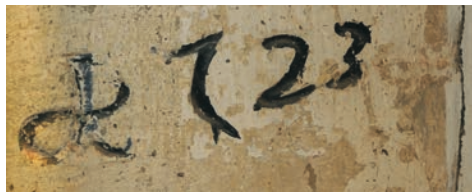


Abb. 7: Renovierungsinschrift am inneren südlichen Giebel in der Nähe des ehemaligen Dormitoriums.

empfindlichen Störung des optischen Eindrucks, den die mittelalterliche Küche bis dato wohl noch geboten hatte.

Andere Datierungen des 18. Jahrhunderts 1720 (archivalisch) am Brunnen, 1723 (a,d) im Dormitorium, 1731 (datiert) (an einem Wasserschlag zum Taubertal) sind wohl als Reparaturen zu deuten.

Das Dominikanerinnenkloster als bayerisches Rentamt

Noch weit sorgloser, ja geradezu brutal, gingen die Bayern nach der Mediatisierung mit dem Gebäude um. Zunächst wurde die Dominikanerinnenkirche versteigert. Zwar wurde sie wohl schon seit langem nicht mehr gottesdienstlich genutzt, es ist aber auch nirgends vermerkt, dass sie vollkommen baufällig gewesen sei. Trotzdem durfte 1812 der Rothenburger Maurermeister Krämmmer nach dem Zuschlag für das höchste Gebot die Steine der Kirche für 545 fl. abtragen, was auch bis auf wenige Reste geschah. Einige Skulpturenfragmente des 14. und 15. Jahrhunderts wurden 2007 bei Bauarbeiten im Prioratsbau gefunden; ein Indiz dafür, dass Etliches in anderen Bauten wiederverwendet wurde. Vom sonstigen Inventar, den Retabeln und anderen Skulpturen, fehlt bisher jede Spur. Dazu zählt auch ein urkundlich verbrieftes Retabel von Tilman Riemen-



Abb. 8: Ehemalige Sakristei des Dominikanerinnenklosters, 13. Jhd., Gewölbeansätze noch vorhanden, heute Ausstellungsraum für Vasa Sacra.

schneider, das auf dem Allerheiligen-Altar gestanden haben muss. Einzig einige Epitaphien und die Großskulptur einer Madonna mit Kind (ca. 1440) blieben erhalten, abgesehen von den Flügeln des Hochaltars, die im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg verwahrt werden. Mit der Zerstörung der Kirche verlor die bis dahin komplette Klosteranlage die bauliche Dominante, ein unwiederbringlicher großer Verlust. Die nächste bauliche Dezimierung des Bestandes war der Abriss des sogenannten „Beichtvaterhauses“, das sich wohl an der westlichen Stadtmauer anlehnte. Auf manchen historischen Stadtansichten des 18. und 19. Jahrhunderts lässt sich das Dach vom Taubertal aus noch erkennen, eine genauere Ansicht besitzen wir allerdings nicht. Nach 1840 ist es verschwunden. Rätselhaft bleiben

jedoch die Steinmetzzeichen in Buchstabenform (H, M, B, W) an dieser Stadtmauerstelle, die eher in die Zeit zwischen 1590 und 1620 deuten und somit in nachklösterliche Zeit.

Die bayerische Administration, die sich durchaus in Siegermentalität dieser und anderer Gebäude bemächtigt hatte, richtete ab 1812 im Osttrakt ein Rentamt ein, wobei allerdings auch die anderen Flügel als Archiv, Büro- und Wohnräume genutzt wurden. So wurde das bisher als Heu- und Getreideschober genutzte Dormitorium zum Archivraum. Einige Fenster vermauerte man und stattete sie mit Aktenschränken aus. Im Ostflügel, in der jetzigen Gemädegalerie, traten bei der Renovierung 2008 noch einige Malschichten zu Tage. Es handelt sich um typische Biedermeiermalerei, die eine Wandvertäfelung in Braun

und Grün imitiert. Zum besseren Zugang in das Obergeschoss wurde im Kreuzhof ein repräsentatives hölzernes Treppenhaus angebaut. Dass auch hier wieder Maßwerkfenster und -türen zerstört wurden, braucht kaum mehr erwähnt zu werden. Überhaupt wissen wir durch die brachialen Eingriffe im Ostbau relativ wenig über die ursprünglichen Räumlichkeiten im I. OG. Die Gewölbe der darunter liegenden Sakristei, die bis dahin noch existiert hatten, wurden durch den Einbau neuer Balkenlagen ebenfalls zerstört.

Die weitere Baugeschichte des 19. Jahrhunderts – die mehrheitlich eine zerstörerische war – ist leider bis heute nicht tiefergehend erforscht. Wahrscheinlich hielten sich die weiteren Eingriffe im Rahmen konservatorischer oder kosmetischer Maßnahmen. So hat man wohl zu dieser Zeit die ursprünglich einfarbigen Stukkaturen des Festsaals bunt übermalt, diverse Raumabtrennungen vorgenommen oder neue Fußböden verlegt. Als das staatliche Rentamt (dann Finanzamt) 1933 einen Neubau an der Oberen Bahnhofstraße erhielt, stand der riesige Baukomplex mit einem Schlag leer.

Baumaßnahmen in der Museumszeit

Die lange kulturhistorische Tradition des Gebäudes als Dominikanerinnenkloster und Rentamt prädestinierte die Baulichkeiten aus damaliger Sicht geradezu für die Einrichtung eines Museums. Auf Vorschlag des Vereins Alt-Rothenburg und des Landesamts für Denkmalpflege wurde ein Teil des „Ludwig-Siebert-Sonderfonds Rothenburg“ dafür ausgegeben, die Räume in musealer Anmutung umzugestalten. Auch dabei ging man nicht immer schonend mit der Bausubstanz um. Die hemdsärmeligen Umgestaltungen folgten

mehr dem pseudoidealen Gedanken des ‚ursprünglich Deutschen‘. Viele Mauern im Innern wurden versetzt, neue eingezogen. Man scheute auch nicht davor zurück, zugunsten einer historisierenden Stimmungslage gravierende Änderungen vorzunehmen. So wurde z.B. an der Westfront des Konventbaus eine neue Fensteranordnung vorgenommen, vermutlich um einen datierten Fenstersturz einzubauen, den man einem anderen Denkmal entnommen hatte. Die Verantwortlichen schreckten auch keineswegs vor Geschichtsklitterung zurück: im Pfarrwitwenrakt zog man Teile einer alten Bohlenstube ein, fügte historisierende Zahnleistenfriese hinzu und nannte den Raum „Zelle der Priorin“. Der erste Museumsführer (1939) erwähnt zwar die Schenkung des Vereins Alt-Rothenburg von 6.000 Reichsmark, nennt die Gleichschaltung und damit die Vereinnahmung von Vereinsbesitz aber dreist eine „Schenkung an die Stadt“. Leider sind wir auch bei den weiteren Umbauten auf bauhistorische Untersuchungen angewiesen, da alle Akten und Pläne wohl beim Brand des Rathauses 1945 verbrannt sind. Nach dem Krieg diente das Museum zeitweilig als Wohnung, dann betreute es eine Nachbarin ehrenamtlich, bis der Investitionsbedarf so weit gestiegen war, dass ab 1978 eine grundlegende Sanierung mit einer professionellen Museumsleitung vonnöten wurde. In allen Gebäudeteilen fanden sich Schäden: im Nordteil schimmelten viele Objekte, Balken im Dachwerk waren verfault, sämtliche Installationen mussten neu gelegt werden. Die heftigste Kontroverse bei der Restaurierung war die Wiederherstellung des Südkreuzgangs.

Durch den Abriss der Kirche entstand aus dem ursprünglich quadratischen Klostergrundriss eine dreiflügelige Anlage, die

für einen Museumsrundgang unbedingt wieder geschlossen werden musste. Letztlich entschied man sich 1980 für eine restituierende Lösung, moderne Glas-Stahl-Bauten wurden auch aus klimatechnischen und denkmalpflegerischen Gründen verworfen. Leider beging man bei der Sanierung auch Fehler. Auf das Treppenhaus setzte man, um die Dachgeschosse besser erreichen zu können, einfach zwei Stockwerke auf, was derzeit statische Probleme verursacht. Zwischen Konvent- und Prioratsbau wurde ebenfalls ein Treppenhaus eingebaut, was den Charakter der Südansicht doch gravierend verändert hat. Außerdem wurde bei der Sanierung des Dachwerks (und vieler Objekte) großflächig Xylamon verwendet, ein mit Lindan belastetes Biozid. Auch hier kämpft man immer noch gegen die lange Halbwerts-

zeit dieses cancerogenen Gifts an. Bei der Neueindeckung der Dachflächen verwendete man spezielle Dachziegel, die leider nach 20 Jahren starke Auflösungserscheinungen zeigten. Daneben müssen immer wieder Schäden und Baufehler der Vergangenheit revidiert werden. So hat die Aufstockung des Nordtrakts im Mittelalter wohl einen Wohnraumzuwachs gebracht. Doch gleichzeitig wurde der Kaminabzug aufgemauert, was wiederum zu einem viel zu hohen Lastdruck in den Sandsteintraversen des Kamins führte. Nach statischen Berechnungen kam man zu der Erkenntnis, dass ohne aufwendige Verpressungen und Verspannungen der Unterzüge keine Sicherheit zu erreichen sei. Mit Hilfe der Stiftung Deutscher Denkmalschutz wurde dieses Verfahren angewandt, das man bereits bei der Sanierung des Prioratsbaus



Abb. 9: Südkreuzgang nach Westen, Rekonstruktion von 1980.



Abb. 10: Das erste Sammlungstück des Reichsstadtmuseums: der Dielenschrank aus der Zeit um 1620/1630.

eingesetzt hatte, um ein Abrutschen ins Tal zu verhindern. Die Beschädigungen der Sakristei konnte man 2007 glücklicherweise wieder so weit rückgängig machen, dass der ursprüngliche Raumeindruck für den Museumsbesucher heute wieder erlebbar ist. (s. Abb. 8)

Die Sammlungsgeschichte des Reichsstadtmuseums

1871 hielt der Gewerbeverein zugunsten des Ankaufs eines Frühbarockschrankes Lesungen und Rezitationen ab. Der Hintergrund zu dieser Aktion war, dass bereits in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts Kunst- und Kulturgut in Rothenburg verkauft, bisweilen wohl

auch verschleudert wurde. Der „Fränkische Anzeiger“ hatte vorher sogar dazu aufgerufen, „Alterthümer“ ins ehemalige Fleischhaus zu bringen, wo man sie gewinnbringend an englische und amerikanische Touristen verkaufen könne. Dies geschah dann so massenhaft, dass einigen Verantwortlichen die Abwanderung von kunsthandwerklichen Objekten bedenklich wurde. Hintergrund war aber auch, dass nach der Gründung des Deutschen Reichs 1871 das Deutschtum und seine originären Wurzeln in Architektur, Literatur und Kunst gesucht wurden. In jedem Fall zeigte das erfolgreiche Sammlungsergebnis von 600 Gulden, dass man den Nerv der Zeit getroffen hatte. Darüber hinaus beschloss der Verein Alt-Rothen-



Abb. 11: Ursprüngliche Einrichtung des „Gelehrtenzimmers“ im ehemaligen Ortsmuseum („Fleischhaus“ am Marktplatz) der Stadt Rothenburg o.d.T.

burg, eine Sammlung kulturhistorischer Güter im Fleischhaus anzulegen und dem allgemeinen Trend zu Museumsgründungen zu folgen.

So entstand um 1918 das „Ortsmuseum“. Der erkaufte Frühbarockschränk erhielt bald den Namen „Gambert-Schränk“ nach dem urkundlich bekannten Bernhard Gambert, einem Rothenburger Schreiner des frühen 17. Jahrhunderts. Heute weiß man, dass die Zuschreibung sehr willkürlich erfolgte und dass das Objekt realiter womöglich aus Nürnberg stammt. Einige Postkarten zeigen noch die ursprüngliche Inneneinrichtung. Dem Zeitgeschmack entsprechend, bestückte man die Räume in Epochen- bzw. Themenzimmer. So gab es beispielsweise ein „Patrizier-Zimmer“, ein

„Gelehrtenzimmer“, aber auch eine „Bauernstube“. So bescheiden wie die Anfänge waren, kamen doch über die Jahrzehnte einige bedeutende Objekte zusammen.

Parallel dazu hatten wohl einige rührige Rothenburger skulpturale Objekte gesammelt, die schon ab 1905 in die Blasiuskapelle im Burggarten eingebracht wurden. Man nannte das Ganze „Lapidarmuseum“, obwohl sich auch einige Holzobjekte und sogar Gemälde darunter befanden. Das Stadtarchiv bewahrt noch Photos aus dieser Zeit auf, auf denen sich viele Objekte identifizieren lassen, die sich heute im Reichsstadtmuseum befinden.

Als das Rentamt aus dem Klosterhof in die Obere Bahnhofstraße (früher Ludwig-Siebert-Straße) zog, war es also fast folge-

richtig, dass man beide Sammlungen im ehemaligen Reichsstadtmuseum vereinigte, zumal das Ortsmuseum durch den ständigen Zustrom von Objekten zu klein geworden war. Ein Frankfurter Kunsthistoriker, Dr. Albert Rapp, wurde zur Inventarisierung herangezogen. Rapp bemühte sich nach Kräften, alles zu erfassen, was er vorfand, doch kannte er die lokalen Gegebenheiten überhaupt nicht und ordnete Manches sehr pauschal ein. So liest man dann oft zum Beispiel in den Beschreibungen: „*Krug, Steinzeug, 18. Jh., wertlos*“, was die Identifizierung nicht erleichtert, wenn man heute danach sucht. Einige Objekte hat er immerhin photographiert, was damals noch nicht selbstverständlich war. Erfasst wurden die Gegenstände nach Räumen, und auch dies ist nicht unbedingt sehr hilfreich. Denn inzwischen sind mehrfach Konzeptänderungen eingetreten, und die meisten Exponate wurden inzwischen in andere Räume oder gar ins Depot verlagert. Rapp verließ die Stadt nach seiner erledigten Aufgabe, und die Betreuung wurde in die Hände ehrenamtlich Tätiger gelegt.

Nach der bereits erwähnten „Vereinigung“ des Vereins- und des städtischen Eigentums in der Zeit des Nationalsozialismus und des summarisch angelegten Inventars war es nach dem Krieg beinahe unmöglich geworden, beide Eigentumskomplexe wieder auseinanderzuidividieren, zumal in der Nachkriegszeit andere Probleme vorherrschten. 1947, nach der Besetzung der Amerikaner, wurden 41 Zinngegenstände, die die Nazis bei Juden geraubt und im Museum ausgestellt hatten, zurückgegeben.

Elisabeth Eberlein, die Nachbarin des Museums und Hausmeisterin seit 1939, übernahm nach 1945 die Betreuung des Museums. Sie übernahm Führungen, sorg-

te für die Sauberkeit und führte sogar sporadisch das Inventar weiter. Der riesige Baukörper und die inzwischen stark angewachsene Sammlung waren jedoch in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts nicht mehr auf ehrenamtlicher Basis zu betreuen. Denn sowohl das Einrichtungskonzept als auch die Bausubstanz waren über Jahrzehnte nicht betreut und gepflegt worden. Der Status Quo war schließlich durch einen Einbruchdiebstahl nicht mehr haltbar geworden. Alle Glas- und Fayencegegenstände des Altbestands sind seitdem verschwunden.

Mit der neuen Leitung unter Frau Dr. Hilde Merz wurde ab 1978 sowohl die Bausubstanz erneuert als auch das Inventar auf wissenschaftliches Niveau gehoben. Seit 1992 wird dieses zudem elektronisch



Abb. 12: Blick in das ehemalige „Lapidarium“ (= Blasiuskapelle) im Burggarten, um 1910.

Photo: Stadtarchiv Rothenburg o.d.T.,
Photosammlung.

geführt. Damit war das Reichsstadtmuseum eines der ersten Museen in der Region mit EDV-gestützter Datenbank.

Mit den steigenden Besucherzahlen und der damals sehr neuen Idee des Marketings gab es auch immer wieder Versuche, über den Namen des Museums ein neues Image zu kreieren und sowohl die historische Bedeutung des Gebäudes als auch die der Sammlungen angemessener zu vermitteln. Von „Ortsmuseum“ (1918) zu „Reichsstadtmuseum“ (1936) zu „Klostermuseum“ (1950er Jahre) wieder zu „Reichsstadtmuseum“ (ab 1960) hatte dies jedoch keine größeren Auswirkungen auf den Zustrom von Gästen.

Inzwischen sind auch weitere umfangreiche Sammlungskomplexe hinzugekommen. Der künstlerische Nachlass des Malers Wilhelm Schacht mit über 1.200 Ob-

jekten beispielsweise oder der des Leibl-Freundes Theodor Alt mit sogar 200 Kunstwerken mehr. Von der ev.-luth. Kirchengemeinde St. Jakob zeigt das Reichsstadtmuseum wertvolle Vasa Sacra in Dauerleihgaben.

Immer wieder hat es auch in der jüngeren Vergangenheit bedeutende Ankäufe gegeben, wobei die Stadt Rothenburg und der Verein Alt-Rothenburg mustergültig zusammengeholfen haben, um Rothenburger Kulturgüter für die Sammlungen erwerben zu können. Als Beispiele seien nur der Creußener Humpen (1667) des Altbürgermeisters Johann Gangolph Schwarz oder das Rothenburger Skizzenbuch (1885) von Hans Thoma (1839–1924) genannt.

Als bedeutendster Neuzugang muss jedoch die Stiftung Baumann gelten, die ab dem Jahr 2000 als fester Bestandteil des Reichsstadtmuseums zählt. Für die Einrichtung wurde es nötig, das Sammlungskonzept grundlegend zu überarbeiten. So zeigen nun das ehemalige Dormitorium und der Festsaal historisch höchst bedeutende Waffen.

Das Jagdensemble der Marie Antoinette, das doppelläufige Gewehr von Jérôme Bonaparte, der Duellpistolenkasten des Fürsten Klemens von Metternich, ein Jagdgewehr Friedrichs des Großen – allein diese Aufzählung verdeutlicht die europäische Dimension und Bedeutung der neu hinzugekommenen Sammlung. Daneben sollen aber auch nicht die vor- und frühgeschichtliche Abteilung, die regional sehr bedeutenden Fayencen und Model und Schlösser unerwähnt bleiben, die nun als Besucherattraktion das kulturelle Ensemble des Reichsstadtmuseums bereichern.

Nach einer Konsolidierungsphase steht der Kulturbetrieb – wie die meisten anderen auch – heute stärker unter Zugzwang, mit Freizeitparks und Computer-Erlebnis-



Abb. 13: Humpen mit dem Wappen der Schwarz und der Inschrift zum Altbürgermeister Johann Gangolph Schwarz, 1667, Creußener Steinzeug mit Emaillemalerei. Eigentum Verein Alt-Rothenburg e.V. und Stadt Rothenburg.



Abb. 14: Jagdgewehr der französischen Königin Marie Antoinette, gefertigt von den Hofbüchsenmachern Le Page in Paris. Eisenschnitt auf vergoldetem Grund mit gebläutem Lauf, um 1780.

welten mithalten zu können. „Lange Nächte“ der Museen, Sonderausstellungen und Eventangebote wie Hochzeits- und Geburtstagsfeiern, Museumspädagogik, Vorträge und Lesungen haben das Programm ausgeweitet und damit die Herausforderungen der Zukunft angenommen.

Literatur:

- Anton Röss: Die Kunstdenkmäler der Stadt Rothenburg ob der Tauber. Kirchliche Bauten. München 1959, S. 454–523.
- Ludwig Schnurrer: Zur Kultur-, Kunst- und Baugeschichte des Dominikanerinnenklosters zu Beginn des 16. Jahrhunderts, in: LINDE 1978, S. 9–14, 24.
- Ludwig Schnurrer: Neue Beiträge zur Kultur-, Kunst- und Baugeschichte des Dominikanerinnenklosters in Rothenburg, in: LINDE 1982, S. 45–47.
- Hellmuth Möhring/Sigrid Popp: Reichsstadtmuseum Rothenburg o.d.T. Führer durch die Sammlungen. Rothenburg o.d.T. 2000, S. 5–7.

Dr. Hellmuth Möhring (geb. 1956) hat Kunstgeschichte, Denkmalpflege und Französische Literaturwissenschaft in Bamberg und Berlin studiert. Er ist seit 1995 Leiter des Reichsstadtmuseums in Rothenburg. Sein wissenschaftlicher Schwerpunkt liegt auf der Erforschung und Vermittlung mittelalterlicher Architektur, Skulptur und Malerei. Er ist zweiter Vorsitzender des Vereins Alt-Rothenburg e.V. und zweiter Vorsitzender des Arbeitskreises Museen und Schlösser in Hohenlohe-Franken e.V. Kontakt: Reichsstadtmuseum, Klosterhof 5, 91541 Rothenburg o.d.T., E-Mail: reichsstadtmuseum@rothenburg.de.

Anmerkung:

- 1 Alle Photorechte beim Reichsstadtmuseum (außer Nr. 3 und 12, hierzu sind Photorechte erteilt).

Markus Hirte und Charlotte Kätzel

Das Mittelalterliche Kriminalmuseum in Rothenburg ob der Tauber – 1.000 Jahre Rechtsgeschichte unter einem Dach –

Rothenburg ob der Tauber gilt seit über 150 Jahren als Inbegriff von Romantik und Mittelalter. Seine mächtigen Verteidigungsanlagen und verwinkelten Gassen versetzen jedes Jahr Millionen von Besuchern aus aller Welt zurück in die ‚alte Zeit‘. Viele fragen sich: wie sahen Alltag und gesellschaftliches Leben früher konkret aus? Was unterschied den Tagelöhner vom Ratsherrn? Wie wurden Konflikte geregelt, Verbrecher überführt oder streitende Ehepaare gebändigt? Antwort auf diese Fragen erhält der Gast im Mittelalterlichen Kriminalmuseum, Europas bedeutendstem Rechtskundemuseum.

2. Die Ausstellung – ein kurzer Rundgang

a. Das Recht der Germanen und Franken

Seit jeher versuchten die Menschen, auf Verbrechen und die damit einhergehende Störung des Friedens zu reagieren. Dies geschah in den jeweiligen Zeiten auf ganz unterschiedliche Weise. Bereits die antiken Hochkulturen verfügten über ein ausdifferenziertes Strafrecht. Vor allem das römische Recht war für die Rechtsentwicklung in Europa von immenser Bedeutung.

1. Einleitung

Im Mittelalterlichen Kriminalmuseum werden in zwei Gebäuden allein in der Präsenzausstellung gut 2.000 Exponate aus über 1.000 Jahren deutscher und europäischer Rechtsgeschichte ausgestellt. Obgleich der Name des Museums eine Fokussierung auf die Epoche des Mittelalters indiziert, deckt die Sammlung mittlerweile auch die Neuzeit bis zur Gegenwart ab. Der Sammlungsschwerpunkt liegt auf der Geschichte des Strafrechts. An dieser und am Gang eines Strafverfahrens orientiert sich auch der Rundgang durch das Museum. Darüber hinaus werden viele weitere Bereiche des Verfassungs-, Verwaltungs-, Polizei-, Handels-, Gesellschafts-, Familien-, Erb-, Schul- sowie des allgemeinen Zivilrechts in Themeninseln museal aufgearbeitet.



Abb. 1: Außenansicht des Mittelalterlichen Kriminalmuseums in Rothenburg ob der Tauber.

tung. Mit dem Untergang des römischen Weltreiches verlief sich jedoch die vormals hochspezialisierte Rechtswissenschaft in ein Vulgarrecht.

Bis zum sechsten nachchristlichen Jahrhundert sind kaum Rechtsquellen des germanischen Rechts überliefert.¹ Die wenigen Quellen wurden von Römern gefertigt und waren subjektiv gefärbt. Sie beschreiben das Gesellschaftsleben der Germanen als magisch durchdrungen. Der freie Germane war eingebunden in überpersönliche, auf verwandtschaftliche Beziehungen basierende Verbände. Verbandsinterne Rechtsbrüche wurden in diesen sanktioniert und konnten im Ausschluss aus der Gemeinschaft gipfeln. Für Rechtsbrüche zwischen Familienverbänden rekurrten die Germanen auf die Fehde, eine rechtlich kanalisierte Form der Rache des Verletzten und seiner Verwandtschaft am Missetäter und dessen Verwandten. Daneben konnte der Rechtsfrieden auch durch eine Bußzahlung, also eine geldwerte Genugtuung für ein erlittenes Unrecht, wieder hergestellt werden. Als höchstes Gericht entschied bei den Germanen das Thing über bedeutsame Rechtsfälle. Diese Versammlung aller freien Germanen konnte bei schwersten Verbrechen Todesstrafen aussprechen oder in Bußsachen die Höhe der zu leistenden Buße festsetzen. Leibes- und Todesstrafen trafen in germanischer Zeit vornehmlich Unfreie.

Mit dem Ende der Völkerwanderung nehmen die (Rechts-)Quellen wieder zu. Die jeweiligen germanischen ‚Völker‘ zeichneten nach und nach ihr Gewohnheitsrecht in sogenannten Stammesrechten (*leges barbarorum*) auf. Bis zum 9. Jahrhundert bildete sich in Westeuropa mit dem fränkischen Reich der bedeutendste Nachfolgestaat des unterge-

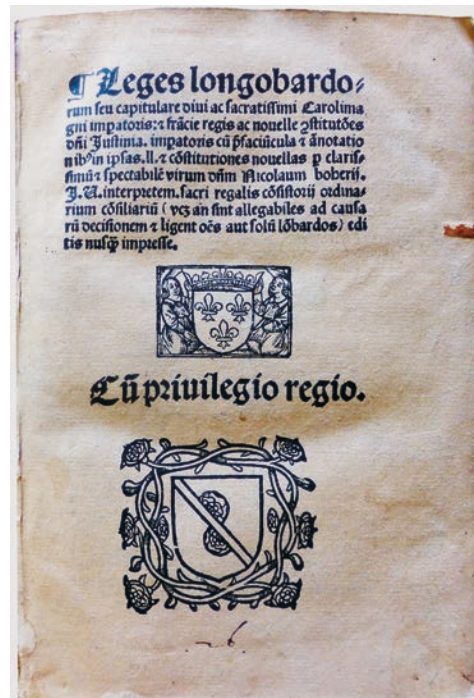


Abb. 2: *Leges langobardorum*, Lyon 1512.

gangenen Weströmischen Reiches. Seine Blüte erlebte das Reich der Franken unter Karl dem Großen (747–814). Vor allem unter den Karolingern trat mit den Kapitularien eine weitgehend einheitliche – königliche – Gesetzgebung neben die tradierten Stammesrechte. Mit der Konzentration der Macht auf einzelne Personen etablierten sich neben dem Familienverband zunehmend monarchische Elemente. In der Gerichtsbarkeit verdeutlicht dies das Aufkommen des Königgerichts. Im Königgericht fällten zwar Schöffen das Urteil. Dem lokalen Herrscher oblag jedoch der Vorsitz. In der fränkischen Zeit ahndeten die Richter und Schöffen – soweit angerufen – die Rechtsbrüche anhand der Stammesrechte mit Bußleistungen (*compositio*). Die

Stammesrechte gaben den kasuistisch aufgeführten Rechtsbrüchen konkrete Bußtarife vor. Diese sollten dem Opfer die Unwirtschaftlichkeit der Fehde aufzeigen und es ihm ermöglichen, die Bußzahlung für das erlittene Unrecht ohne Ehrverlust anzunehmen. Deshalb waren die Bußtarife sehr hoch bemessen. Die für eine Kompensationswirkung erforderliche Stafelung der Bußsätze nach der Stellung des Opfers sowie die Vielzahl möglicher Rechtsbrüche kulminierten in einem – für die Stammesrechte typischen – ausgefeilten Kompositionensystem.

Prozessual dominierte in der fränkischen Zeit das parteigetragene Anklageverfahren. Sofern der Täter nicht unmittelbar bei der Tat gestellt und im gerichtlichen Handhaftverfahren ad hoc verurteilt wurde, waren Kläger und Beklagter zur ‚Beweisführung‘ auf Eideshelfer angewiesen. Diese bezeugten als Leumundszeugen jedoch nur die Integrität der jeweiligen Partei. In schweren Fällen musste der Beklagte seine Unschuld durch ein Gottesurteil beweisen, etwa durch die Feuerprobe oder einen gerichtlichen Zweikampf. Gottesurteile entbanden jedoch den Urteiler nur scheinbar von seiner Pflicht. Oft war der Ausgang einer Probe – etwa der Heilungsverlauf einer Brandwunde – interpretationsbedürftig.

Obgleich die Machtfülle der Herrscher in der Merowinger- und Karolingerzeit zunahm, war das Strafrecht des Frühmittelalters noch kein öffentlich-peinliches Strafrecht. Die fränkischen Staatsgebilde basierten weiterhin auf einem Konsens der sie tragenden Personenverbände. Dieser stand einer Institutionalisierung hoheitlicher Strafverfolgung auf das Königtum entgegen. Zudem lässt diese Epoche keine obrigkeitliche Tendenz zur Verdrängung des dem hoheitlichen Strafanspruch

prima facie entgegenstehenden Bußensystems erkennen. So ist die Entstehung einer (durchsetzbaren) öffentlichen Strafverfolgung im heutigen Sinne erst in nachfränkischer Zeit anzusetzen.²

b. Herrschafts- und Rechtssymbole im Mittelalter

Das Mittelalter war eine von Mündlichkeit geprägte Epoche. Deshalb kam bestimmten Handlungen oder Objekten eine zeichenhafte Funktion zu. Sie übernahmen die Aufgaben von Schrift und Dokument. Werte und Normen galten noch nicht aufgrund ihrer schriftlichen Anordnung. Sie wurden vielmehr von Generation zu Generation weitergegeben, oft in Form von (Rechts-)Sprichwörtern, von denen noch Hunderte im heutigen deutschen Sprachgebrauch zu finden sind. Der stetige Vollzug von symbolischen Handlungen sicherte das Weiterbestehen dieser Ordnung. Die elementare Bedeutung von Symbolen zeigt sich besonders in Herrschafts- und Rechtszeichen. So war die Reichskrone wohl das bedeutendste Herrschaftszeichen und Machtsymbol im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation.³ Anfang des 11. Jahrhunderts gefertigt,⁴ war die oktagonale Bügelkrone anfangs eine Krone unter vielen und eine Krönung mit ihr für die Rechtsgültigkeit der Kaiserkrönung nicht zwingend erforderlich. In den folgenden Jahrhunderten avancierte diese Krone zur ‚Krone der Kronen‘. Sie wurde Kaiser Karl dem Großen zugeschrieben und ab dem 13. Jahrhundert als heilig verehrt. Ihre Symbolträchtigkeit gewann die Krone aus dem Krönungszeremoniell, in dem sie die herausragende Stellung des Gekrönten zeigte. Der Reichskrone kam auch eine herrschaftszusichernde Kraft zu, denn zur



Abb. 3: Nachbildung der Reichsinsignien (Bügelkrone, Szepter, Reichsapfel und Heilige Lanze), 20. Jhd.

Demonstration der Macht über das Reich galt es, Krone und Insignien zu besitzen. So deutete auch die Übertragung der Krone auf einen Wechsel von Herrschaft. Darüber hinaus bildete die Krone weltliche Machtstrukturen ab. Neben ihrer Bedeutung als Symbol war die Krone selbst äußerst symbolgeladen und verwies auf ein umfangreiches herrschaftstheologisches Programm.

c. Das Recht der Kirche und die Entstehung des weltlichen Inquisitionsverfahrens

Über die vielfältigen regionalen Rechte, Sitten und Gebräuche im mittelalterlichen Europa wölbte sich als universale Rechtsgemeinschaft die römisch-katholische Kirche.⁵ Der Einfluss der Kirche auf die Ent-

wicklung des Strafrechts und einer Strafrechtswissenschaft kann nicht hoch genug geschätzt werden. Mit der Christianisierung des Abendlandes bildete sich bereits im Frühmittelalter neben den weltlichen Stammesrechten mit dem Kirchenrecht ein weiterer Rechtskreis. Zur Rettung des Seelenheils der Gläubigen forcierte die Kirche die Ausforschung und Ahndung der individuellen Sündenschuld. Dabei halfen den Geistlichen die mit dem 5. Jahrhundert aufkommenden Bußbücher (*libri poenitentiales*). Diese stellten Hilfen zur Erkennung der einzelnen Sünden bereit und benannten die adäquaten Bußen. Im Gegensatz zum Sanktionssystem der *leges* kam hier der Motivation zur Sündenbegehung eine ungleich stärkere Bedeutung für die Bußzumessung zu. Der innere Gerichtshof des Beichtinstituts (*forum inter-*



Abb. 4: Massive hölzerne Streckbank mit Stachelrolle und Schnürung, Elsass, 17. Jhd.

num) trug insoweit einiges zum Einbruch des Schuldgedankens in die strafrechtliche Zurechnung und zur Entstehung eines Schuldstrafrechts im Mittelalter bei.

Über die Jahrhunderte wuchs der Fundus von sich teilweise widersprechenden Aussprüchen der Kirchenväter, päpstlichen Urteilen und Konzilsbeschlüssen. Um 1140 unternahm erstmals das *Decretum Gratiani* den Versuch, diese Rechtsmasse in ein weitgehend widerspruchsfreies System zu bringen. Die Kanonistik der Folgezeit integrierte die Flut dann auch archivarisch in Registern festgehaltener päpstlicher Entscheidungen (Dekretalen) in dieses und andere Systeme. Ein neues Selbstverständnis der Kirche förderte den Rechtsetzungswillen der Päpste und gipfelte 1234 in der als *Liber Extra* bezeichneten Dekretalensammlung Papst Gregors IX., welche die

nach Gratian entstandenen päpstlichen Entscheidungen ihrerseits systematisierte. Verfahrensrechtlich war diese Zeit – besonders das Pontifikat des Juristenpapstes Innozenz III. (1198–1216) – gezeichnet von der Entwicklung verschiedener Strafprozessarten.⁶ Neben dem parteigetragenen Anklageprozess wurde der von Amts wegen betriebene kirchliche Inquisitionsprozess als eigenständiger Verfahrenstyp fest verankert.⁷ Dieser delegierte die Verfahrenshoheit von den beiden streitenden Parteien an die Obrigkeit als dritten Verfahrensbeteiligten. Beweisrechtlicherseits versuchte die Kirche, die Durchführung von Gottesurteilen weiter einzudämmen und als verbotene Versuchung Gottes zu untersagen. Das Verfahrensziel fokussierte sich zunehmend auf die Feststellung der materiellen Wahrheit. Für eine Über-

führung mittels Zeugen waren mit dem geforderten Zwei-Zeugen-Beweis hohe Verurteilungshürden zu überwinden. Als primäres Beweismittel galt das freiwillige Geständnis. Die kirchlichen Ketzerverfolgungen des 13. Jahrhunderts führten zur verfahrensrechtlichen Legalisierung der vormals geistlicherseits geächteten Folter als Beweisgewinnungsinstitut. Die Tortur wurde verfahrensrechtlich ‚notwendig‘ zur Erleichterung des zum Schutz des Angeklagten an hohe formale Hürden (Zeugen, Geständnis) geknüpften Überführungsbeweises. Die im heutigen deutschen Recht geltende freie richterliche Beweiswürdigung erschien in einer Zeit des formalisierten Verfahrens als Willkür undenkbar.

Unterstützt durch das Erstarken der Städte dank effektiven kapitalistischen Wirtschaftens und durch die Beförderung städtisch-bürgerlicher Rationalität bildete sich zunächst in den norditalienischen Städten und ab 1231 auch im Königreich beider Sizilien aus dem ursprünglich kirchlichen Inquisitionsverfahren sein weltliches Gegenstück. Es sind eben diese Regionen, aus denen die frühesten quellenmäßigen Überlieferungen der weltlichen Folter stammen.⁸ Nördlich der Alpen hielt die Folter erst mit dem 14. Jahrhundert Einzug in die städtische Strafverfolgung gegen landschädliche Leute als Reaktion auf das zunehmende Straßenräubertum und andere gefährliche Kriminalität, derer mit der tradierten Verbrechensbekämpfung mittels Fehde und Buße nicht mehr Herr zu werden war. Mit der Territorialisierung begannen sich im späten Mittelalter über bestimmte Territorien Landesherrschaften zu entwickeln und in Landeshoheiten zu verdichten. Diese ersetzten die bisherigen persönlichen Herrschaftsbeziehungen von Person zu Person. Dabei



Abb. 5: *Peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V., Frankfurt am Main 1559.*

bemächtigten sich die Obrigkeiten verstärkt der Strafverfolgung, die sich mit einer gelehrten Strafrechtswissenschaft zu verbinden begann, als sichtbares Zeichen ihrer Sorge für das Wohl der Untertanen und zur Sicherung des Friedens in ihren Herrschaftsgebieten. So ging allmählich auch die Blutgerichtsbarkeit auf die Territorialgewalten über.

d. Die Carolina (1532)

Im späten Mittelalter versagten die vielen Partikularrechte mit ihren überkommenen, kaum noch praktikablen Förmlichkeiten zunehmend dabei, Verbrechen effektiv zu bekämpfen. Zunächst versuchten die Obrigkeiten, der Kriminalität mit exzessiver

Folter und grausamsten Hinrichtungen entgegenzuwirken. Der Strafprozess verkam zu einem „*Räderwerk der Grausamkeit*“.⁹ Ende des 15. Jahrhunderts wurde deshalb der Ruf nach einem einheitlichen Strafrecht für das gesamte Reich immer lauter. Im Jahr 1532 wurde dann mit der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karls V. (sog. *Carolina*) ein erstes ‚Reichstrafgesetzbuch‘ erlassen, das sich an der Bambergischen Halsgerichtsordnung aus dem Jahre 1507 orientierte. Eine sogenannte salvatorische Klausel im Vorwort der *Carolina* sicherte den Landesherren die weitere Anwendbarkeit regionalen Rechts zu.

Verfahrensrechtlich behandelte die *Carolina* den Anklageprozess als ordentliche Prozessform und den Inquisitionsprozess als *processus extraordinarius*. Besonders bedeutsam waren auch die beweisrechtlichen Bestimmungen, etwa die Einschränkung der Folter durch eine dezidierte Indizienlehre. Zur Verurteilung bedurfte es eines Tatgeständnisses des Angeklagten oder dessen Überführung durch mindestens zwei redliche Augenzeugen. Lagen lediglich bestimmte Indizien vor, berechnete dies zur Folter, deren oberstes Ziel die Geständniserlangung war. Die Folterindizien waren teilweise von solcher Qualität, dass sie nach heutigem deutschem Recht ausreichen würden, den Angeklagten – aufgrund der Überzeugung des Gerichts von der „*an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit*“ der Täterschaft – zu verurteilen.¹⁰ Abgesehen von diesen gesetzlich geregelten Verdachtsschwellen standen jedoch Art, Intensität und Dauer der Folter im Ermessen des Richters. Das Urteil und die Vollstreckung der Strafe wurden am endlichen Rechtstag vollzogen, der festen formalen Regeln folgte und nicht selten volksfestartig begangen wurde. Zwar zeigte sich die *Carolina* dem überkommenen

Spektrum grausamster peinlicher Strafen verpflichtet, zugleich verkörperte sie jedoch den Versuch, die uferlose Verhängung der Todesstrafe einzudämmen.

e. Polizeiordnungen

Neben den klassischen Strafgesetzen entstand in der Frühen Neuzeit mit den sogenannten Polizeiordnungen eine neuartige Gesetzesdimension, die insbesondere Sicherheit, Ordnung, Moral, Sitte und Zucht umfasste.¹¹ Der Begriff „*Polizei*“ umschrieb in der Frühen Neuzeit die von der weltlichen Obrigkeit zu sichernde gute Ordnung des Gemeinwesens. Gesetzliche Grundlage dieser ‚guten Ordnung‘ war der Reichsabschied von Worms (1495). Der Reichstag zu Augsburg verabschiedete sodann im Jahr 1530 die erste umfassende und später regelmäßig überarbeitete Reichspolizeiordnung. Ab dem Ende des 16. Jahrhunderts verlagerte sich der Schwerpunkt der Polizeigesetzgebung zunehmend vom Reich auf die einzelnen Territorien. Innerhalb der nächsten 300 Jahre erließen die jeweiligen Obrigkeiten außerordentlich viele Polizeiordnungen, die alle Facetten des gesellschaftlichen Lebens detailliert durch Gebote und Verbote regelten. Die schiere Flut an unterschiedlichen Polizeiordnungen machte ihre regelmäßige öffentliche Bekanntmachung erforderlich, sollte sie ihr Ziel auch erreichen.

f. Die Strafen

Neben der Geschichte des Strafprozesses und der Strafgesetze widmet sich die Sammlung des Mittelalterlichen Kriminalmuseums in Rothenburg ob der Tauber als weiterem Schwerpunkt der Sanktionengeschichte.

aa. Der Scharfrichter als Organ der Rechtspflege

Mit der Herausbildung des öffentlich-peinlichen Strafrechts und der Zunahme der Leibes- und Lebensstrafen sowie der Professionalisierung des Strafvollzugs bildete sich ab dem 13. Jahrhundert der eigenständige Berufszweig der Scharfrichter (Nachrichter/Henker) heraus. Ihm oblagen – mit regionalen und zeitlichen



Abb. 6: Rostbrauner Scharfrichterumhang mit Kapuze, Leinen/Wolle, 17. Jhd.



Abb. 7: Richtschwert des Scharfrichters Manfred Witte, Lübeck, 1729.

Unterschieden – die Durchführung der Folter und die Vollstreckung der Leibes- und Lebensstrafen. Obgleich das Amt des Scharfrichters ein öffentliches/städtisches war, genoss er wenig Ansehen.¹² Weithin schienen seine Profession unehrenhaft und der Kontakt mit ihm ehrbeeinträchtigend.

bb. Einzelne Todesstrafen

Die Todesstrafe gilt gemeinhin als die älteste aller Strafen, ohne dass sich deren genauer Ursprung klären ließe. Sie zieht sich – in unterschiedlicher Prägung und Einordnung als Sanktion – von der mosaischen und antiken sowie germanischen Zeit über Mittelalter und Frühe Neuzeit bis in die heutige Zeit.¹³ Im Mittelalter bildete sich aus der Vielzahl möglicher

Tötungsarten ein Kanon der gängigen Todesstrafen heraus, die folgend generalisierend angeführt werden.

Das Enthaupten eines Verurteilten mit dem Richtschwert galt als eine der ehrenvollsten Hinrichtungsarten, ließ sie doch anschließend eine Bestattung in geweihter Erde zu und strahlte nicht auf die Nachkommen aus. Ausweislich der überlieferten Bild- und Textzeugnisse kniete der Verurteilte bei dieser Hinrichtungsart erhebenen Hauptes vor dem Scharfrichter oder saß auf einem Richtstuhl. Nicht selten waren Richtschwerter, die von Generation zu Generation weitergegeben wurden, an Heft und vor allem Klinge kunstvoll verziert mit Abbildungen und Gravuren.

Als wohl qualvollste Hinrichtungsart kann das Rädern bezeichnet werden. Diese Strafe blieb vor allem Mördern und Hochverrätern vorbehalten. In einem ersten Schritt wurden dem Verurteilten mit einem großen Wagenrad die Arm- und Beinknochen zerschlagen. In einem zweiten Schritt wurde der Verurteilte auf das Rad gelegt und seine gebrochenen Glieder in die Speichen geflochten oder an diese gebunden. Anschließend wurde das Rad mit dem Verurteilten auf einen hohen Pfahl gesteckt und aufgerichtet. In der Regel überlebte der Verurteilte diese Prozedur und verstarb erst nach einiger Zeit auf dem aufgerichteten Rad.

Weit verbreitet war auch die Todesstrafe des Verbrennens auf einem Scheiterhaufen. Diese Strafe traf überwiegend Brandstifter, Häretiker, Zauberer und Wahrsager, später auch Hexen. Verwendet wurden neben Scheiterhaufen verschiedenster Bauweisen, vor allem in den Hexenverfolgungen, auch Öfen. Neben der Herbeiführung des Todes sollte das Verbrennen auch die sterblichen Überreste des Verurteilten und so sinnbildlich jede Erinne-

rung an ihn und seine Tat vernichten. Überdies symbolisierte das Verbrennen – gerade bei Religionsdelikten – nicht selten die Hölle, welche den Straftäter nach der Vorstellung seiner Zeitgenossen nach dem Tode erwartete.

Die wohl zahlenmäßig häufigste Hinrichtungsart war das Erhängen einer Person am Galgen. Als unehrenhafte Hinrichtungsform strahlte ihre Ehrbeeinträchtigung auch auf die Nachkommen aus und untersagte eine Bestattung in geweihter Erde. Die Strafe traf vor allem Diebe, Räuber, Brandstifter und Münzfälscher. Zwar trat der Tod beim Erhängen durch Ersticken, Genickbruch oder Hirnschlag ein, gleichwohl wurde im Regelfall der Leichnam danach nicht vom Galgen entfernt. Vielmehr verblieb er am Galgen, bis er sich durch Verwesung oder Tierfraß vom Galgenstrick löste. Aufgrund des mit dieser Hinrichtungsform einhergehenden Verwesungsgeruchs und der Seuchengefahr befanden sich die Galgen nicht innerhalb der Stadtmauern oder Befestigungen. Vielmehr standen sie an exponierter Stelle vor der Stadtmauer (etwa einem Galgenhügel) und dienten somit auch der Warnung und Abschreckung.

cc. Leibesstrafen und Brandmarken

Der Terminus Leibesstrafen umschreibt Verstümmelungsstrafen. Im frühneuzeitlichen Strafenkanon galt *das Blenden* als eine der härtesten Leibesstrafen. Die Sanktion war vorgesehen für Brandstiftung, Diebstahl, Falschmünzerei und Körperverletzungsdelikte, aber auch für politische Verbrechen. Die wohl verbreitetste Leibesstrafe war *das Abschlagen der Hand* – in der Regel der Schwurhand – mit einem Beil. Damit wurde der Meineid quasi spiegelbildlich bestraft. Bei der Voll-



Abb. 8: Meister H.F., Abbildung der Leibes- und Lebensstrafen, 1509.

streckung von Strafen für zuvor begangene Körperverletzungsdelikte kam nicht selten das Tatwerkzeug noch einmal zum Einsatz. Überliefert ist auch das Abschlagen von Fingern oder Fingerteilen, was verglichen mit dem Verlust einer ganzen Hand wohl als mildere Strafe angesehen werden muss. *Das Abschneiden der Zunge* kam als Sanktion vor allem in Fällen der Gotteslästerung, der Verleumdung, des Verrats oder auch bei Meineid zur Anwendung. Bei Diebstahl war die wohl gängigste Leibesstrafe *das Abschneiden oder Schlitzzen eines Ohres*. Neben der eigentlichen Verstümmelung kam dieser Sanktion zugleich eine stigmatisierende Wirkung zu, machte sie den Dieb doch für alle erkennbar („*Schlitzohr*“). *Die Prügelstrafe* wurde vorwiegend gegen sogenannte landschädli-

che Leute und andere Randgruppen ausgesprochen. *Das Brandmarken* ging in der Regel einher mit anderen Strafen, etwa dem Landesverweis. Vollzogen wurde das Brandmarken durch das Einbrennen eines Buchstabens oder Zeichens; anfangs auf die Backen/Wangen bis zu den Zähnen, später dann auf Stirn, Nacken, Rücken, Schulter oder Hand. Es ist zweifelhaft, ob es sich beim Brandmarken um eine eigenständige Strafform handelte. Naheliegender ist dessen Einordnung als sichtbare Sicherungsmaßnahme für die Zukunft.¹⁴ Durch die Stigmatisierung wurden zwar Dritte über die erfolgte Verurteilung sichtbar in Kenntnis gesetzt, jedoch trieb die damit verbundene Ausgrenzung des Täters aus der Gesellschaft ihn nicht selten in eine weitere Verbrecherlaufbahn.

dd. Freiheitsstrafen

Der Begriff der Freiheitsstrafe umfasst sowohl diejenigen Sanktionen, welche die persönliche Bewegungsfreiheit des Einzelnen einschränkten (Inhaftierung), als auch jene, die ihm den Zutritt zu einem bestimmten Ort oder einer Gegend untersagten (Verbannung, Verweisung). Die Verbannung stellte die schwerste Form dieser Straftat dar und erging oft gnadenhalber an Stelle einer Todesstrafe. Die Stadt- und Landesverweisung untersagte als mildere Form das Betreten einer Stadt oder eines Gebiets für einen gewissen Zeitraum. Gerade in den weniger mobilen Gesellschaften des Mittelalters wurde diese Sanktion als empfindliches Übel betrachtet. Das Einsperren in Räumen und Türmen war als Korrektionsstrafe im frühmittelalterlichen Kirchenrecht üblich, insbesondere in Form der Klosterhaft. Auf weltlicher Seite war zu dieser Zeit das Einsperren im Schulturm oder Kerker jedoch eher eine Art Untersuchungshaft oder als Schuldhaft für säumige Schuldner dem zivilrechtlichen Bereich zuzuordnen. Die eigentliche Freiheitsstrafe im heutigen Sinne entwickelte sich erst seit dem 16. Jahrhundert und nahm ihren Ursprung in England. So wurde in Bridewell in London 1555 erstmals ein „*house of correction*“ installiert, dessen Ziel zugleich die Erziehung zu Arbeit und „Anständigkeit“ war. Diese Einrichtungen verbreiteten sich rasch über den Kontinent. Der Siegeszug der Freiheits- und Arbeitsstrafen wurde befördert durch das Nützlichkeitsdenken des absolutistischen Staats, welcher die Inhaftierten als preisgünstige Arbeitskräfte sah.

ee. Ehrenstrafen

In den sich im Mittelalter herausbildenden Ständegesellschaften avancierte die Ehre

zur zentralen sozialen Kategorie.¹⁵ Aus diesem Grund waren obrigkeitliche Sanktionen, die auf Reduzierung der Ehre gerichtet waren, äußerst wirkungsvolle Instrumentarien. Dies umso mehr, als die Größe der Gemeinschaften seinerzeit überschaubar war. So bildeten sich – vor allem in der städtischen Strafpraxis des Mittelalters – eigenständige Ehrenstrafen heraus, wobei man durchaus erfindungsreich war. Das Panoptikum der Ehrenstrafen reichte von eher leichten Schandstrafen der Niedergerichtsbarkeit bis zu kapitalen Ehrenstrafen der Hochgerichtsbarkeit. Einen festen Katalog gab es jedoch nicht. Die Ehrenstrafen variierten und konnten kombiniert bzw. abgewandelt werden. Besonders häufig wurden Ehrenstrafen ausgesprochen bei Gotteslästerungen, sexuellen Verfehlungen, Beleidigungen und Diebstahl. Damit konnte diese Strafkategorie im Grunde jeden ereilen, der sich einer entsprechenden Übertretung oder Straftat schuldig gemacht hatte. Tatsächlich trafen Ehrenstrafen jedoch vorrangig das einfache Volk und Fremde. Adelige, geistliche und weltliche Würdenträger blieben von ihnen oft verschont. Verstärkt wurde dies durch die Möglichkeit, Ehrenstrafen durch Zahlung eines Geldbetrags „abzulösen“. So trafen Ehrenstrafen vor allem arme Personen und solche mit ohnehin schon minderer Ehre.

Bei Ehrenstrafen vollzog letztlich die Gemeinschaft – etwa die Stadtbevölkerung – die Bestrafung durch ihre Verspottung des Verurteilten. Deshalb fand die Vollstreckung öffentlich statt. Sie war oft volksfestartiger Natur und stärkte durch ihren „Unterhaltungswert“ die Gemeinschaft. Um eine möglichst breite Öffentlichkeit zu erreichen, standen die Geräte zum Vollzug der Ehrenstrafen meist an exponierter Stelle. Die zentrale Lage des Prangers ist



Abb. 9: Schandmaske mit Narrenkraut, Österreich, 17./18. Jhd.

neben der Öffentlichkeitswirkung auch mit dessen Bedeutung für die Stadt und ihre Bürger zu erklären. Der Pranger verkörperte neben der Hinrichtungsstätte die Hochgerichtsbarkeit, ein besonderes und von Stadt und Bürgern teilweise erbittert verteidigtes Privileg. Trotz der großen Zahl an Ehrenstrafen lassen sie sich doch zumindest grob in Prangerstrafen und schimpflichen Aufzug einteilen. Den Prangerstrafen war gemein, dass der Verurteilte eine gewisse Zeitspanne an einem Strafgerät fixiert vor der Öffentlichkeit ausgestellt wurde, etwa an einem Pranger, einer Schandsäule, einer Trülle oder einem sog. Stock, ein senkrecht stehender Block mit Öffnungen für die Beine und Eisenbeschlägen für die Handgelenke. Zusätzlich konnten dem Verurteilten weitere Gegenstände angelegt werden, die nicht selten

die Übertretung, derentwegen der Delinquent verurteilt wurde, symbolisierten oder überzeichneten (etwa Schandmasken oder Halsgeigen).

Neben den stationären Strafen an Pranger, Schandsäule oder im Stock bildete der sogenannte schimpfliche Aufzug die zweite große Kategorie an Ehrenstrafen. Bei dieser musste der Delinquent in beschämender Kleidung, auf einem Tier oder mit einem (umgehängten) Gegenstand eine gewisse Strecke in der Öffentlichkeit unter dem Spott seiner Mitbürger zurücklegen. Als schimpfliche Kleidung galten etwa ein gekürztes Kleid, Strohkränze und andere Kopfbedeckungen (etwa auffällig gefärbte oder geformte Hüte) oder auch gekürzte Haare. Als zu tragende Gegenstände kamen neben den bereits bei den Prangerstrafen dargelegten Instrumenten nicht selten schwere und besonders verzierte Steine oder Holzblöcke zum Einsatz, sog. Lastersteine.

g. Die Eiserne Jungfrau von Nürnberg – Mythos und Wirklichkeit

Die Eiserne Jungfrau galt lange als Symbol eines finsternen Mittelalters.¹⁶ An der Innenseite des mit vielen eisernen Dornen und Spitzen versehenen, metallbeschlagenen hölzernen Mantels entfaltete sie ihre grauenvolle Wirkung beim Schließen der Manteltüren, so die Legende der Eisernen Jungfrau als schauriges Folter- oder Hinrichtungsgerät, die Ende des 18. Jahrhunderts aufkam. Der Reiz eines ‚düsteren‘ Mittelalters beförderte viele Schauergeschichten – auch über die Eiserne Jungfrau. Die ‚Entdeckung‘ und Ausstellung zweier Exemplare (Jungfrau von Feistritz/Österreich, 1834 und Jungfrau von Nürnberg, 1857) brachte der Legende einen weiteren Verbreitungsschub.



Abb. 10: Eiserne Jungfrau von Nürnberg.

Die Nürnberger Jungfrau wurde ab 1857 von G.F. Geuder (1818–1897) zunächst im Nürnberger Fröschturn, später im Fünfeckigen Turm der Nürnberger Burg als Hauptexponat einer Folterausstellung präsentiert und im großen Stil vermarktet. Befördert wurde diese Öffentlichkeitswirkung durch die seinerzeitige touristische Bedeutung Nürnbergs als Inbegriff des Mittelalters. Weltruhm erlangte die Eiserne Jungfrau von Nürnberg

schließlich durch eine Gruselgeschichte des irischen Schriftstellers Bram Stoker („*The Squaw*“), der das Exponat in den 1880er Jahren in Nürnberg besichtigt hatte. 1889 wurde die Nürnberger Jungfrau nach England, schließlich 1905 in die USA verkauft und auf Wanderausstellungen gezeigt. 1968 erwarb das Mittelalterliche Kriminalmuseum in Rothenburg ob der Tauber das Exponat und präsentiert es seitdem in seiner Präsenzausstellung.

Bislang konnten für eine Eiserne Jungfrau als Hinrichtungs- oder Folterinstrument keine historischen Belege gefunden werden. Die wenigen Überlieferungen von „*Jungfer*“ oder „*mit der Jungfer gestrafft*“ beziehen sich auf ein Fesselungsgerät. Untersuchungen der in Rothenburg ob der Tauber ausgestellten Eisernen Jungfrau von Nürnberg ergaben, dass der metallbeschlagene Holzmantel wohl aus dem 16. Jahrhundert stammt. Bei den an der Innenseite angebrachten Spitzen handelt es sich jedoch um französische Tülbajonette aus den Befreiungskriegen (1813–1815). Fehlende Hinweise auf die Existenz oder gar Verwendung des Nürnberger Exemplars vor seinem erstmaligen Auftauchen 1857 in der Nürnberger Ausstellung legen den Verdacht einer nachträglichen Verfälschung des Exponats nahe. So dürfte auch die Nürnberger Jungfrau eine Erfindung des 19. Jahrhunderts gewesen sein. Die heutige Forschung geht davon aus, dass der Inhaber der Nürnberger Sammlung, G.F. Geuder, die Mantelinnenseite mit eisernen Spitzen versehen ließ, um ein faszinierendes Stück für zahlende Besucher vorweisen zu können. Der Mantel selbst dürfte ursprünglich als ein Schandmantel für Frauen verwendet worden sein, also ein der Trinkertonne oder dem spanischen Mantel vergleichbares Gerät zum Vollzug von Ehrenstrafen.

4. Sonderausstellung 2016–2018: Luther und die Hexen

Im Zuge der Reformationsdekade und den Themenjahren Rothenburg in Renaissance und Reformation widmet sich das Mittelalterliche Kriminalmuseum in den Jahren 2016 bis 2018 mit einer großen Sonderausstellung auf zwei Etagen anhand von mehr als 100 Exponaten dem Thema „Luther und die Hexen“.

a. Die Geschichte des Hexenglaubens

Der große Reformator Martin Luther lebte in einer Zeit der wachsenden Hexenangst. Dabei war die Vorstellung der Hexe zu Luthers Zeit noch verhältnismäßig jung; sie entstand erst im 15. Jahrhundert und ist kein Phänomen des ‚finsteren‘ (Hoch-) Mittelalters. Als Grundlage der späteren Hexenverfolgungen umschrieb der Vorwurf der Hexe/Hexerei ein Verbrechen, das aus den folgenden fünf Teiltatbeständen bestand: 1. Schadenszauberei, 2. Teufelspakt, 3. Teufelsbuhlschaft, 4. Hexenflug und 5. Teilnahme am Hexensabbat. Die Geschichte dieser einzelnen Vorstellungen und Vorwürfe ist sehr alt und geht – abgesehen vom Sabbatszenario – bis weit in die vorchristliche Zeit zurück.¹⁷ So finden wir die Vorstellung von übernatürlichen Handlungen (Zauberei) bereits bei den mesopotamischen und später auch in den antiken Hochkulturen. Diese Tradition lässt sich über das gesamte Mittelalter fortsetzen. Während die Obrigkeiten Schadenszauber durch gesetzliche Bestimmungen einzudämmen versuchten, griff der Volksglaube nicht selten auf magische Schutz- und Abwehrmittel, etwa Amulette und Talismane zurück. Eng verbunden mit dem Zauberglauben ist spätestens seit der Spätantike auch die

Vorstellung des Teufelspaktes als Grundlage jeder Form magischen Handelns. Auch die Vorstellung einer realen körperlichen Vereinigung von Menschen mit übernatürlichen Wesen ist in der antiken Welt weit verbreitet, fußt doch die Welt der Halbgötter auf geschlechtlichen Vereinigungen zwischen Göttern und Menschen. Mit dem Frühmittelalter mehrten sich Stimmen in der theologischen Literatur, die Buhlschaften mit Dämonen eher dem Bereich der Halluzination zuordneten. Ebenfalls nicht unumstritten war im Frühmittelalter die Vorstellung einer realen Nachtfahrt. Im Gegensatz zu antiken und heidnischen Vorstellungen, die von tatsächlichen Flügen durch die Luft auf Besen oder Tieren ausgingen, ordnete der Abt Regino von Prüm in seinem Sendhandbuch aus dem Jahre 906 derartige Vorstellungen dezidiert als Wahn ein. Der letzte der fünf Teiltatbestände des Hexereidelikts, der Sabbat, entwickelte sich aus den Ketzersabbatvorstellungen des Hochmittelalters.¹⁸

Bis in das 14. Jahrhundert standen diese Teiltatbestände noch weitgehend getrennt nebeneinander. Im 15. Jahrhundert begann deren Verschmelzung zu einem Superverbrechen – dem Sammeldelikt der Hexerei. Regionaler Ausgangspunkt dieses Amalgamierungsprozesses war die Region der Westalpen, die anlässlich zweier kirchenpolitischer Großereignisse (Konzil von Konstanz 1414–1418 und Konzil von Basel 1431–1448) zu einem europäischen Kommunikationszentrum und zu einem Schmelztiegel der Kulturen avancierte.¹⁹ Genau in jener Zeit, als der Fokus der Weltöffentlichkeit auf dieser Alpenregion lag, mehrten sich – angefeuert durch die zeitgleich stattfindenden Waldenserverfolgungen – Berichte über Teufelspakete und Schadenszauberer. Diese vagen Gerüchte

und Vorstellungen wurden insbesondere auf dem Baseler Konzil von einzelnen Teilnehmern wissenschaftlich in Traktaten bearbeitet. Über die Berichte der Konzils- teilnehmer in ihre Heimatländer verbreitete sich die Vorstellung einer neuen – weltweit operierenden Hexensekte – rasch über den Kontinent. Wohl bedrückend- ste Resultat dieses frühen Hexenglaubens ist der 1486/87 erschienene Hexenham- mer des Dominikanerinquisitors Heinrich Kramer.²⁰

b. Martin Luther und die Hexen

In die Zeit des sich entwickelnden und verbreitenden Hexenglaubens wurde Mar- tin Luther (1483–1546) geboren. Er

wuchs in einem von Zauberglauben ge- schwängerten Elternhaus auf. Bereits die Tätigkeit seines Vaters im Bergbau war un- trennbar mit dem zeitgenössischen Aber- glauben verbunden, schrieb man doch die vielen unerklärlichen Ereignisse unter Tage den Dämonen und Teufeln zu. Auch Luthers Mutter fürchtete Zauberinnen und Hexen und schrieb diesen nächtliche Schreiatattacken ihrer Kinder zu. So kam Luther bereits von Kindesbeinen an mit den landläufigen und insbesondere in der bildenden Kunst gern aufgegriffenen Zau- ber- und Hexenvorstellungen in Berüh- rung, denen er sich später als Mönch und Theologe auch wissenschaftlich näherte.

Luther verwendete keinen konkreten Terminus für die Hexerei/Hexen. Viel-



Abb. 11: H. Kramer (ca. 1430–1505): Hexenhammer, 1492, Frontispiz.

mehr sind über fünfzig unterschiedliche Begriffe überliefert, mit denen der Reformator dieses Phänomen umschreibt. Theologisch betrachtete Luther die Hexeivorstellung als Aberglauben, als Verstoß gegen das erste Gebot. Insbesondere in seinen Dekalogpredigten der Jahre 1516 bis 1518 beschäftigte er sich intensiv mit Schadenszaubern und Teufelspakten. Weniger interessierten ihn hingegen die Subtilitäten der Flug- und Buhlschaftstheorien oder das Sabbatszenario. Die sich überschlagenden Ereignisse der beginnenden Reformation, etwa Ablassstreit, Reichstag zu Worms und Entführung auf die Wartburg, rückten die Hexenfrage für Luther in den Hintergrund.

Nach Luthers Rückkehr von der Wartburg nach Wittenberg zu Kanzel und Katheder drängte sich dann auch das Hexenthema für ihn wieder häufiger auf. So sind aus den 1520er Jahren Predigten von Luther überliefert, in denen er sich in kurzer Folge äußerst ambivalent zum Umgang mit Hexen äußerte. Einmal fordert er deren unnachgiebige Verfolgung und Verbrennung. Ein anderes Mal ermahnte er seine Gemeinde, gegen Hexen zu beten und nicht in Panik zu verfallen.²¹ Auch als Privatmann beschäftigte ihn das Treiben der Hexen, vor allem in seinen späten Jahren. Ausweislich Luthers Tischreden schwankte der Reformator auch in den 1530er Jahren zwischen pastoraler Milde und unnachgiebiger Verfolgung. Diese Ambivalenz lässt sich weder juristisch noch theologisch erklären, sondern am ehesten über Luthers Persönlichkeit.²² Luther schrieb seine Krankheiten dem Teufel und Dämonen zu. Ging es ihm gesundheitlich weniger gut, fühlte er sich von Hexen bedroht, und es konnte für ihn der Scheiterhaufen nicht genug geben.²³ War er mit sich und der Welt mehr im Reinen,



Abb. 12: Albrecht Dürer (1471–1528): *Die Hexe*, Kupferstich, um 1500.

schlug er mildere Töne an. So steht Luther paradigmatisch für eine Zeit der grassierenden Hexenangst auf der Vorstufe zu einem Wahn und pogromhaften Hexenverfolgungen. Überdies bewegte sich Luther mit seinen – wenngleich gelegentlich sehr heftigen – Forderungen nach dem Flammentod für Schadenszauberinnen im Rahmen der Strafgesetze seiner Zeit. So sahen die Bambergische Halsgerichtsordnung (1507), die Brandenburgische Halsgerichtsordnung (1516) sowie ab 1532 auch die Peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. die Todesstrafe des Verbrennens für den nachgewiesenen Schadenszauber vor.

c. Hexenverfolgungen nach Luther

Die großen europäischen Hexenverfolgungen – ein thematischer Schwerpunkt der Sammlung des Mittelalterlichen Kriminalmuseums – ereigneten sich weder im ‚finsternen‘ Mittelalter, noch zu Lebenszeiten Luthers. Sie begannen ab ca. 1560 wellenförmig das Heilige Römische Reich heimzusuchen, mit einem auffallenden regionalen Schwerpunkt in den stark zersplitterten Teilen des Reichs. Die großen Flächenstaaten waren hingegen weniger von den Hexenverfolgungen betroffen. Zu pogromhaften Hexenverfolgungen kam es häufig, wenn eine Notlage (etwa Unwetter oder Epidemien) mit einem gelebten Hexenglauben in Verbindung gebracht wurde und beides auf einen Justizapparat traf, der groß genug war, um viele Hexenprozesse innerhalb kurzer Zeit bewältigen zu können, ohne ausreichend instanzgerichtlich kontrolliert zu werden. Prozessual galt für die Mehrzahl der Fälle der obrigkeitlicherseits betriebene und auf Ermittlung der materiellen Wahrheit gerichtete Inquisitionsprozess. Verfahrensrechtlich verheerend wirkte sich die vielenorts präferierte Einordnung des Hexereiverbrechens als *crimen exceptum* und dessen Aburteilung in einem summarischen Prozess aus. Dieser zeichnete sich durch relativ geringe Verfahrenseröffnungsvoraussetzungen und eine weitreichende Zulassung der Folter aus. Sogar seit dem Hochmittelalter verbotene Beweisgewinnungsverfahren wie die Gottesurteile (Wasserprobe) erlebten im summarischen Prozess eine traurige Renaissance. Kaum existente Verfahrenseröffnungshürden und exzessive Folter führten in den meisten Fällen zu erpressten falschen Geständnissen und Verdächtigungen dritter Personen, die ihrerseits inhaftiert und peinlich befragt

wurden. So weiteten sich die Hexenprozesse im summarischen Prozess zu schwer einzudämmenden Wellen aus. Die wohl häufigste Sanktionsform in Hexenprozessen war der Feuertod. Die Hinrichtung des Verbrennens auf dem Scheiterhaufen erforderte große Mengen an Holz und Reisig, die auch durch Güterkonfiskation der Verurteilten in der Regel nicht gedeckt werden konnten. So wurden nicht selten mehrere Hexen zeitgleich auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

Ab dem zweiten Quartal des 17. Jahrhunderts nahmen die Hexenverfolgungen erkennbar ab. Wirtschaftliche Erholung und eine verbesserte Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln sowie das Ausbleiben großer Epidemien wirkten Misstrauen, Unruhe und Angst entgegen. Die zunehmend professionalisierte und universitär ausgebildete Rechtsprechung nahm eine prozesskritischere Haltung ein und handhabte das Indizienrecht und die Folterzulassung zurückhaltender, wodurch Hexenprozesse durch die Justiz langsam zurückgedrängt wurden. Mitunter endeten die Hexenverfolgungen spektakulär durch das Eingreifen übergeordneter Instanzen, etwa des Reichskammergerichts (in Köln) oder des Reichshofrats (in Bamberg). Die Argumente der Verfolgungsgegner – befördert durch einen aufklärerischen Zeitgeist und sich diesem Ideal verschreibende Landesherren – erlangten immer mehr Gehör und mündeten in obrigkeitliche Einschränkungen und Verbote von Hexenprozessen, etwa in Kurtrier um 1653, Preußen 1714 oder in den habsburgischen Ländern 1755 bzw. 1766. Der letzte Hexenprozess im deutschsprachigen Raum fand im Jahr 1782 in der Schweiz gegen Anna Göldi statt und rief europaweit Empörung und Entsetzen hervor.

Dr. iur. Markus Hirte, LL.M. (geb. 1977 in Weimar): 1996–2001 Jura-Studium an der Universität Jena, 2001–2004 Promotion zum Dr. iur. über „Papst Innozenz III., das IV. Lateranum und die Strafverfahren gegen Kleriker“, 2005 Promotionspreis des Freistaats Thüringen, 2004–2006 Rechtsreferendariat, 2007–2013 Rechtsanwalt bei CMS Cameron, McKenna, London, 2009–2012 berufsbegleitend LL.M. an der FU Hagen, seit 2013 geschäftsführender Direktor des Mittelalterlichen Kriminalmuseums in Rothenburg o.d.T. Seine

Anschrift lautet: Burggasse 3, 91541 Rothenburg ob der Tauber, E-Mail: info@kriminalmuseum.rothenburg.de.

Charlotte Kätzel (geb. 1989 in Rothenburg o.d.T.): 2010–2014 Bachelorstudium der Fächer Theater- und Medienwissenschaft und Germanistik an der Universität Erlangen-Nürnberg, anschl. Masterstudium der Theater- und Medienwissenschaft ebenda (Abschluss vsl. 2016), seit April 2016 Medienassistentin am Mittelalterlichen Kriminalmuseum Rothenburg o.d.T. Ihre Anschrift lautet wie oben.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. dazu als erster Einstieg mit weiteren Nachweisen [m.w.N.]: Hirte, Markus/Hübsch, Ronny: Einführung in die ältere Strafrechtsgeschichte, in: Juristische Arbeitsblätter 2009, S. 606f.
- 2 Vgl. dazu: Rüping, Hinrich/Jerouschek, Günter: Grundriss der Strafrechtsgeschichte. 6. Aufl. München 2011, S. 6ff. m.w.N. auf die andere Auffassung [a.A.] von Jürgen Weitzel.
- 3 Vgl. zur Reichskrone: Hirte, Markus: De betekenissen van de rijkskroon, in: Callebaut, Dirk/van Cuyck, Horst (Hrsg.): De erfenis van Karel de Grote 814–2014. Provinciebestuur Oost-Vlaanderen 2014, S. 127ff.
- 4 Zur Datierungsfrage: Schulze-Dörrlamm, Mechthild: Die Kaiserkrone Konrads II. (1024–1039). 2. Aufl. Sigmaringen 1992, S. 117ff.
- 5 Vgl. Hirte, Markus: Poenae et poenitentiae. Sanktionen im Recht der Kirche des Mittelalters. Budapest 2003, S. 3ff.
- 6 Vgl. zur Entwicklung der Strafverfahren: Hirte, Markus: Papst Innozenz III., das IV. Lateranum und die Strafverfahren gegen Kleriker. Eine registergestützte Untersuchung zur Entwicklung der Verfahrensarten zwischen 1198–1216. Tübingen 2015, S. 44ff.
- 7 Zum Streit um die ‚Geburt des Inquisitionsverfahrens‘ unter Innozenz III. vgl. auch: Hirte, Markus: Innozenz III. als Richter und Schlichter im Umfeld der Besetzung des Erzbistums Esztergom. Budapest 2011, S. 16ff.
- 8 Zur Einführung der Folter in das Strafverfahren vgl. Schild, Wolfgang: „Von peinlicher Frag“. Die Folter als rechtliches Beweisverfahren. Rothenburg ob der Tauber 2000, S. 41ff.
- 9 Wesel, Uwe: Geschichte des Rechts. Von den Frühformen bis zur Gegenwart. 4. Aufl. München 2014, S. 384.
- 10 Vgl. Schroeder, Friedrich-Christian: Nachwort, in: Die Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. von 1532 (Carolina). Stuttgart 2014, S. 209.
- 11 Vgl. dazu: Wüst, Wolfgang (Hrsg.): Die „gute“ Policy im Reichskreis. Erlangen 2015, S. 17ff.
- 12 Vgl. dazu: Nowosadko, Jutta: Scharfrichter und Abdecker. Der Alltag zweier „unehrlicher Berufe“ in der Frühen Neuzeit. Paderborn 1994, S. 354ff.
- 13 Vgl. dazu m.w.N.: Hirte, Markus: Die Todesstrafe in der Entstehung des Reichsstrafgesetzbuches. Berlin 2013, S. 5ff.
- 14 Schild, Wolfgang: Folter, Pranger, Scheiterhaufen. Rechtsprechung im Mittelalter. München 2010, S. 176.
- 15 Vgl. als ersten Einstieg: Hirte, Markus: Ehrlose, in: Bachmann, Christoph/Dütsch, Karin (Hrsg.): Alte Zeiten, Raue Sitten. München 2014, S. 239.
- 16 Vgl. zur Eisernen Jungfrau: Schild, Wolfgang: Die Eisernen Jungfrau. Dichtung und Wahrheit. Rothenburg ob der Tauber 1999, S. 4ff.

- 17 Vgl. dazu m.w.N.: Hirte, Markus. Die Genese des Hexereidelikts, in: Jerouschek, Günter/Rüping, Hinrich (Hrsg.): „Auss liebe der gerechtigkeit vnd umb gemeines nutz willenn“. Historische Beiträge zur Strafverfolgung. Tübingen 2000, S. 59ff.
- 18 Vgl. dazu: Hirte, Markus: Die Entstehung des Hexereidelikts, in: Mergenthaler, Markus/Klein-Pfeuffer, Margarete (Hrsg.): Hexenwahn in Franken. Dettelbach 2014, S. 48ff.
- 19 Vgl. zu den frühen Hexenverfolgungen: Blauert, Andreas: Frühe Hexenverfolgungen. Ketzer, Zauberei- und Hexenprozesse des 15. Jahrhunderts. Hamburg 1989, S. 111ff.
- 20 Die Co-Autorschaft von Jakob Sprenger ist mittlerweile widerlegt, vgl. dazu: Jerouschek, Günter/Behringer, Wolfgang (Hrsg.): Kramer, Heinrich (Institoris): Der Hexenhammer. Maleus Maleficarum. Kommentierte Neuübersetzung. 2. Aufl. 2001, S. 31ff.
- 21 Haustein, Jörg: Martin Luthers Stellung zum Zauber- und Hexenwesen. Stuttgart 1990, S. 123ff.
- 22 Vgl. Jerouschek, Günter: Luthers Hexenglaube und die Hexenverfolgung, in: Lück, Heiner/de Wall, Heinrich (Hrsg.): Wittenberg. Ein Zentrum europäischer Rechtsgeschichte und Rechtskultur. Köln 2006, S. 145f., a.A. Haustein, Jörg: Martin Luthers Stellung zum Zauber- und Hexenwesen. Stuttgart 1990, S. 131. Zur Persönlichkeit Luthers vgl. Erikson, Erik H.: Der junge Mann Luther. Eine psychoanalytische und historische Studie. München 1958, v.a. S. 277ff.
- 23 Vgl. Jerouschek: Hexenglaube (wie Anm. 22), S. 145f.

Lektorat • Korrektorat • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrektorat Ihrer Manuskripte, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – Elmar Hahn Verlag – Harrassowitz Verlag – Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturwerk Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.

Ich berate Sie gerne, kostenfrei und unverbindlich!

**Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de**



Karin Hoffmann und Dominik Dörfel

Die Schlacht um Würzburg 1796

„Die Schlacht bei Würzburg am 2. und 3. September 1796 ist eine der vielen bedeutungsvollen und entscheidenden Schlachten der Revolutionskriege, deren Rang angesichts der weittragenden Siege und Erfolge Napoleon Buonapartes häufig unterschätzt wurde. Durch den schier übermächtig erscheinenden Nimbus der napoleonischen Kriegführung und deren Rezeption in weiten Teilen der Militärgeschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts blieb die Periode der Kriege der französischen Republik wenig beliebt und wurde stiefmütterlich, wenn nicht sogar abweisend, behandelt.“¹ So bewertet Winfried Romberg die Schlacht bei Würzburg 1796 im historischen Zusammenhang.

Die Französische Revolution stürzte 1789 die absolute Monarchie. Nachdem sie sich gegen innerfranzösische Widerstände durchgesetzt hatte, musste sie sich gegen die übrigen europäischen Mächte zur Wehr setzen, die zusammen mit aus Frankreich geflüchteten Adligen das Rad der Zeit zurückdrehen wollten. Nach Frankreichs Kriegserklärung an Österreich, das mit Preußen und Böhmen einen Schutzvertrag unterzeichnet hatte, begann 1792 der 1. Koalitionskrieg. Die Koalitionstruppen marschierten unter dem Herzog von Braunschweig auf Paris, um den französischen König Ludwig XVI. wieder einzusetzen. Die Revolutionstruppen stellten sich ihm entgegen, wobei es am 20. September 1792 bei Valmy zur Schlacht kam,

die keinen klaren Gewinner hatte. Als „Kanonade von Valmy“ ging sie in die Geschichte ein. Für die Revolutionstruppen wirkte sie wie ein Sieg, da sich die Koalitionstruppen aus Frankreich zurückzogen. In den folgenden wechselvollen Kämpfen konnten sich die Revolutionstruppen behaupten, und am Ende des Jahres 1795 hatte das revolutionäre Frankreich die österreichischen Niederlande und die linksrheinischen Reichsgebiete mit Ausnahme eines Brückenkopfes um Mainz erobert. *„Längst war der zwar nationale, aber doch im Grunde kosmopolitische Geist der Revolution in einen machtbewussten Imperialismus umgeschlagen, trieben Finanznot und der Umstand, dass der Krieg den Krieg ernähren musste, die Franzosen zur Expansion.“²*

Am 5. Oktober 1795 hatte der junge General Napoleon Bonaparte in Paris den Aufstand der Royalisten niedergeschlagen. Frankreich musste zwar *„endlich Frieden haben, doch die Majorität des Parlaments wollte ihn nur, wenn er das Programm der Eroberung abschloss: die gesicherte Rheinlinie als ‚natürlicher Grenze‘“³*. Hierfür war ein erfolgreicher Schlag gegen Österreich erforderlich, der ohne Rücksicht auf den schlechten Zustand der Streitkräfte 1796 geführt werden sollte. Der Schwerpunkt des Angriffs lag in Süddeutschland, wo zwei Armeen unter den Generälen Jean-Baptiste Jourdan und Jean-Victor-Marie Moreau über den Rhein hinweg nach Wien vorrücken sollten. Zur Ablenkung und Bindung von Kräften der Österreicher sowie um Beute zu machen, sollte eine Nebenarmee unter General Napoleon Bonaparte durch Oberitalien nach Osten

vorstoßen und nach Norden Richtung Wien wirksam werden.

Österreich machte sich unterdessen große Hoffnungen auf Erfolg und kündigte daher am 1. Juni 1796 den Waffenstillstand mit Frankreich. Die vorrangigen Ziele des kommandierenden österreichischen Generals Erzherzog Carl waren hierbei die Vernichtung der französischen Truppen und ein baldiges Kriegsende.

Ein Vorstoß von General Moreau am 5. Juni 1796 wurde durch Erzherzog Carl verhindert, daraufhin folgte der vorläufige Rückzug der Franzosen, während der siegreiche Carl über den Rhein zog und lediglich das Korps Wartensleben im Norden gegen Jourdan zurückließ. Als der nunmehr zahlenmäßig überlegene Jourdan am 16. Juni 1796 wiederum den Rhein überquerte, konnte jenes Korps den Vorstoß der Franzosen nur verzögern und musste sich dann aber in der Oberpfalz hinter die Naab zurückziehen. Würzburg war somit in der Hand der Franzosen. Erzherzog Carl konnte unterdessen Moreau nicht schlagen und wurde von diesem entlang der Donau ebenfalls nach Osten zurückgedrängt. So entschloss er sich, Jourdan anzugreifen, der ihm als der gefährlichere der beiden französischen Oberbefehlshaber erschien.⁴

Er beließ ein schwaches Korps an der Donau und überschritt die Donau nach Norden. Im Raum Amberg vereinigte er sich mit dem Korps Wartensleben. Trotz zahlenmäßiger Überlegenheit gelang es ihm zwar nicht, Jourdan am 24. August 1796 vernichtend zu schlagen, konnte ihn aber auf die äußere, längere Rückzugslinie nördlich des Mains Richtung Schweinfurt zwingen. Der Erzherzog selbst konnte auf der inneren und damit kürzeren Linie in den Raum südlich Schweinfurts marschieren. Dadurch zwang er Jourdan, den Rück-

zug in Richtung des Rheins fortzusetzen und verhinderte zugleich die Vereinigung der beiden französischen Armeen. Am 31. August 1796 erreichte die Armee Jourdan, nördlich des Mains, Schweinfurt. Für den 1. September 1796 hatte die Vorhut der Armee unter Graf Sztarray Befehl, Würzburg einzunehmen.

Die französische Armee unter Jourdan hielt am 1. September 1796 einen Rasttag. Jourdan entschied, sich nach Süden zu wenden, um mit Moreau zusammen zu wirken. Noch in der Nacht auf den 2. September 1796 rückte die Armee Jourdan in Richtung Würzburg vor.

Erzherzog Carl marschierte weiterhin mit seiner Armee nach Westen, seine Vorhut, das Korps Sztarray ging am 1. September 1796 bei Kitzingen über den Main. Der Kommandeur der Spitzendivision der Vorhut, Freiherr von Hotze, nahm die Stadt Würzburg ein und schloss die Festung Marienberg von Osten und



Abb. 1: Erzherzog Carl von Österreich.



Abb. 2: „Général en Chef“ Jean-Baptiste Jourdan.

Westen ein. Erzherzog Carl und Feldzeugmeister Kray standen noch ostwärts des Mains.

Am 2. September 1796 erreichten die Franzosen Würzburg, und es kam daraufhin den ganzen Tag über zu kleineren Gefechten. Feldmarschall-Lieutenant Sztarray folgerte aus den Meldungen des Fürst Liechtenstein richtig, dass die Masse der Armee Jourdan sich nördlich Würzburgs befand und bereitete seine Truppen auf einen Angriff im Morgengrauen des 3. Septembers 1796 vor. Als Erzherzog Carl diese Meldung am Abend des 2. September 1796 erhielt, wurde ihm klar, dass er umgehend das Korps Sztarray unterstützen musste, damit es nicht durch die ihm überlegenen Franzosen geschlagen würde. Dazu gab er in der Nacht auf den 3. September 1796 den Korps Kray und War-

tensleben den Befehl, im Morgengrauen über eine Behelfsbrücke bei Stadtschwarzach den Main zu überschreiten, Sztarray zu unterstützen und die Entscheidung in der Schlacht zu bringen.

Im Morgennebel des 3. September 1796 griff Sztarray mit der Masse seines Korps überraschend die Division Simon an, während sich die Korps Kray und Wartensleben noch an der Übergangsstelle bei Stadtschwarzach stauten, weil die Behelfsbrücke nicht rechtzeitig fertig geworden war.⁵ Nach Anfangserfolgen der Österreicher drängte Jourdan diese jedoch zurück. Dadurch entwickelte sich bis gegen Mittag die Lage für die Österreicher zur Krise, ein Erfolg für die Franzosen lag in greifbarer Nähe.

Das Erscheinen des Korps Kray bei Proselsheim verhinderte jedoch den Flankenstoß der Franzosen. Damit war zwar die Gefahr auf Seiten der Österreicher gebannt, aber die Schlacht kam zum Stillstand und konnte nur durch den Einsatz frischer Kräfte entschieden werden.⁶

Noch immer staute sich die Grenadierdivision Werneck jenseits des Mains bei Stadtschwarzach. Wartensleben ging inzwischen südlich von Dettelbach über den Main, um das Schlachtfeld rechtzeitig zu erreichen. Jetzt wurde eine französische Kavalleriedivision zum Angriff angesetzt, der jedoch aufgrund der Überlegenheit der österreichischen Kavallerie erfolglos blieb. Es gelang aber kein geschlossener Angriff der großen österreichischen Kavalleriemasse, denn es war kein Befehlshaber für die versammelte Kavallerie bestimmt, und so drohte das Gefecht zu zerflattern. Die Franzosen hatten keine frischen Kräfte mehr verfügbar, wohingegen die Österreicher in Form der Grenadierdivision Werneck noch frische Truppen besaßen. Diese wurde dann auch zum schlachtentschei-

denden Angriff auf die rechte Flanke der Franzosen eingesetzt.

In dieser Situation brach Jourdan die Schlacht ab, um wenigstens Teile seiner Armee zu retten. Er zog sich Richtung Arnstein zurück, weshalb die Grenadierdivision Werneck nur noch auf wenig Widerstand stieß. Erzherzog Carl verfolgte die abrückenden Franzosen allerdings zu spät, da er seine Truppen zunächst in Linie aufgestellt hatte und deshalb zu langsam war.⁷ Schließlich kapitulierte die französisch besetzte Festung Marienberg am 4. September.

Jourdan gab für den 2. und 3. September 1796 2.000 Tote an, was jedoch zu niedrig angegeben erscheint. Erzherzog Carl meldete nach der Schlacht bei Würzburg, es seien 22 Offiziere und 1.447 Mann vermisst.⁸

Die Schlacht bei Würzburg war insofern wichtig, als dass Erzherzog Carl eine Vereinigung der beiden französischen Armeen verhindern und sie in der Folge hinter den Rhein zurückdrängen konnte. Alles in allem kann man jedoch keine Seite zum klaren Sieger erklären. Weder die Österreicher noch die Franzosen hatten ihre Ziele erreicht. Zwar hatte der Erzherzog zu verhindern gewusst, dass die Franzosen Wien einnahmen, jedoch verfehlte er das vom Kaiser gestellte Ziel, die beiden französischen Armeen zu vernichten. Allerdings wurden vor dem Hintergrund der Erfolge Napoleons in Oberitalien die Ereignisse in Deutschland eher bedeutungslos.

Vor allem in Würzburg wurden in diesen Tagen die katastrophalen Folgen des Gefechts nur allzu deutlich. Die Bevölkerung wurde bedroht von fliegenden Kanonenkugeln und Tod und Verderben rund um sie her. Durch ein Feuer in einem Strohh- und Heumagazin kam zu den di-

rekten Kriegszerstörungen auch noch eine bedrohliche Brandgefahr. Die Einwohner Würzburgs und der umliegenden, vielfach verwüsteten Dörfer wurden zudem Opfer zahlreicher Plünderungen durch die französischen Truppen. Der Schaden war für die Bauern und Bürger umfassend, weswegen der Dank für Erzherzog Carl, den Befreier Frankens, umso größer war. Am schlimmsten war der Schaden in den Dörfern Lengfeld, Mühlhausen, Burggrumbach, und Unterpleichfeld: Die Quellen berichten von Feuersbrunst und vollkommen zerstörten Gassen in jenen Orten. Außerdem kam zu den ruinierten Häusern und den getöteten Tierbeständen noch der Ausbruch einer Viehseuche, der auch noch die oft geringen Restbestände der Bauernhöfe hinwegraffte. So mussten viele Einwohner auf die Hilfe ihrer Nachbarn auf Obdach und Nahrung hoffen. Diese schweren Schicksalsschläge ließen die Einwohner vieler kleiner betroffener Orte näher zusammenrücken.⁹

Zu den jugendlichen Autoren: Karin Hoffmann (geb. 1998) erwarb im Rahmen eines Frühstudiums im Fach Geschichte einen Überblick über die letzten Jahrhunderte deutscher und besonders fränkischer Geschichte, was sie bewog diesen Artikel zu verfassen. Ihr Mitautor Dominik Dörfel (geb. 1995) lieferte dabei mit seiner Facharbeit „Die Schlacht bei Würzburg 1796“ im Fach Geschichte die Vorlage dazu. Besonderer Dank gilt außerdem Herrn Gerald Dörfel, der nicht nur die ursprüngliche Arbeit, sondern auch den überarbeiteten Artikel mitbetreute. Kritik und Anregungen an: Karin Hoffmann, Ochsenfurterstraße 11, 97340 Marktbreit, E-Mail: kareli1@web.de.

Anmerkungen:

- 1 Romberg, Winfried M.: Die Schlacht von Würzburg – ein unbekanntes Kapitel Würzburger Geschichte, in: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 43 (1991), S. 124.
- 2 Fiedler, Siegfried: Kriegswesen und Kriegführung im Zeitalter der Revolutionskriege. Kolbenz 1988, S. 54.
- 3 Fiedler: Kriegswesen (wie Anm. 2), S. 55.
- 4 Bibra, Reinhard Freiherr von: Die Schlacht bei Würzburg am 3. September 1796. Würzburg 1897, S. 224 u. Massenbach, Hermann Freiherr von: Amberg und Würzburg 1796. München 1894, S. 77.
- 5 Massenbach: Amberg und Würzburg (wie Anm. 4), S. 96.
- 6 Ebd., S. 97.
- 7 Ebd., S. 102.
- 8 Ebd., S. 104.
- 9 S. http://www.napoleonwiki.de/index.php?title=Schlacht_von_Würzburg (zuletzt aufgerufen am 15.8.2016).

**BÜCHER ZU
FRÄNKISCHEN THEMEN**

Johannes Breidenbach: **Würzburger Straßennamen. Texte von Bruno Rottenbach. Würzburger Straßennamen Bd. I (1965).** Würzburg (Königshausen & Neumann) 2014, ISBN 978-3-8260-5538-6, 192 S., zahlr. Abb., 19.80 Euro.

Ein Historiker hat einmal die Straßennamen einer Stadt als „*Fingerabdruck*“ eines Ortes bezeichnet. Tatsächlich sind sie ein Spiegel seiner Geschichte, aber auch seiner Erinnerungskultur und auch des Stolzes der Gesellschaft. Da gibt es die Straßennamen, die schon seit Jahrhunderten in Gebrauch sind und auf historische Sachverhalte hinweisen oder als geographische Aussagen über örtliche Gegebenheiten, Wohnquartiere oder über die Zielrichtungen, zu denen sie hinführen, informieren usw. Andere, oft in bestimmten Vierteln konzentrierte Straßennamen dokumentieren den Stolz, der die nationale Geschichte

durchzog, indem sie an militärische Ereignisse, Großtaten und Feldherren oder an Vertreter und Erfolge der Monarchien, aber auch an berühmte Persönlichkeiten und verdiente Bürger erinnern. Wieder andere spiegeln Trends und Moden der Benennungspraxis wider. Viele Namen erklären sich selbst oder sind leicht verständlich, manche stellen einen indes auch vor Rätsel oder erscheinen gar skurril.

Das vorliegende Buch zeigt, wie reich die Straßen an Geschichte und Geschichten sind. Es stellt die Namen der Straßen, Gassen und Plätze in der Würzburger Altstadt vor und lässt die Leser durch eine über 1300-jährige Stadtentwicklung wandern. Anregend und kurzweilig skizziert es geschichtliche Fakten und Episoden, lässt aber auch prägende Menschen lebendig werden. Das ist für sich hochinteressant, darüber hinaus aber in besonderer Weise wertvoll, weil die Würzburger Innenstadt

durch den Luftangriff am 16. März 1945 nahezu vollständig zerstört wurde und danach ihr Gesicht stark gewandelt hat.

Die Texte waren ursprünglich Anfang der 1960er Jahre als kurze Artikel im Fränkischen Volksblatt erschienen. Der Autor, Lokalredakteur der Zeitung, wollte diese veränderte Stadt „ihren Bürgern wieder näher bringen“ und „anhand der Straßennamen kurze Streiflichter auf die städtische Historie werfen.“ Die für den Tag geschriebenen Texte lösten bei den Lesern große Begeisterung aus. So wurden später diese „Streiflichter“ in zwei Bänden zusammengefasst und bebildert. Das vorliegende Buch bringt einen unveränderten Nachdruck der Originaltexte und vieler s/w-Abbildungen des damaligen Bandes I.

Das Buch bietet eine besondere und fesselnde Heimatkunde (wobei sich in den Straßen inzwischen manche Details natürlich verändert haben), ergänzt um zahlreiche aktuelle Farbphotographien. Es zeigt, wie interessant das Konglomerat der Straßennamen eines Ortes ist und direkt in die Ortsgeschichte hineinführt. Die Texte öffnen die Augen für die historische Entwicklung des Gemeinwesens und für die Tatsache, dass die Geschichte eines Ortes auch und vor allem eine Geschichte der Menschen ist.

Alexander von Papp

Judith Bornemann, Angelika Breunig, Gudrun Wirths: **Zwischen Franken und der Front. Weihnachten in Kriegszeiten.** Würzburg (Echter Verlag) 2014, ISBN 978-3-429-03737-6, geb., 134 S., zahlr. s/w u. Farbbabb., 14,95 Euro.

Weihnachten und die Vorbereitung auf das Fest verbinden sich heute für sehr viele Menschen mit dem Gefühl von ‚Weihnachtsstress‘. Trotzdem ist es für die meis-

ten Menschen noch immer ein Höhepunkt des Jahres, zu dem Erzählungen über das Weihnachten in vergangenen Zeiten dazugehören. Sie schildern meist eine besondere Jahreszeit, sind voller Erinnerungen an Geborgenheit in der Familie, an wunderbare Erlebnisse, an Herzenswärme und Besinnlichkeit. Andererseits war Weihnachten vor 70 oder 100 Jahren auch Weihnachten in unmenschlichen Kriegen: daheim wie insbesondere an den Fronten oder z.B. in den Bunkern Stalingrads war es ein Weihnachten voller Grauen, voller schlimmer Schicksale.

Nun wurden über die beiden Weltkriege schon unzählige Berichte geschrieben und Filme gezeigt. So sind die Ereignisse, Daten und großen Namen allgemein bekannt. Das vorliegende Buch erinnert mit vielen Beispielen daran, wie Menschen in der Zeit des Ersten und des Zweiten Weltkriegs das Weihnachtsfest erlebt und gelebt haben: draußen im Feld wie daheim in der fränkischen Heimat. Dazu präsentieren die Autorinnen viele Berichte von Betroffenen und Zeitzeugen sowie Photographien, Feldpostkarten, Briefe, Anzeigen von Geschäften, Vereinen und Zeitungen usw. Sehr anrührend sind die Auszüge aus Weihnachtsbriefen, die Soldaten von der Front, aus Lazaretten oder aus der Kriegsgefangenschaft an die Familie schrieben oder Angehörige an ihre Männer und Söhne draußen im Felde sandten.

Interessant und aufschlussreich sind auch die Berichte über das Weihnachtsgeschehen in fränkischen Städten oder über den Christbaumschmuck 1933 bis 1945, das Winterhilfswerk, den Nürnberger Rauschgoldengel und die Weihnachtsbescherung mit Kriegsspielzeug. Bei all dem zeigen die Autorinnen ferner mit zahlreichen Beispielen, wie in den Kriegszeiten der Staat das Weihnachtsfest und dessen

Symbol, den Weihnachtsbaum, für seine Propaganda missbrauchte, etwa um den Soldaten an der Front ein idyllisches Weihnachten in der Heimat vorzuführen und ihren Durchhaltewillen zu stärken. Im Zweiten Weltkrieg versuchte das Regime zudem, das Weihnachtsfest in nationalsozialistische Bahnen zu lenken, in seine Kriegsanstrengungen einzubeziehen und für seine Ideologie umzuformen.

Insgesamt vermittelt das Buch ein lebendiges Bild, wie Weihnachten im Ersten und Zweiten Weltkrieg gefeiert und benutzt wurde, im Feld oder in der fränkischen Heimat. Ein kleines Literaturverzeichnis verweist auf zusätzliche Informationsmöglichkeiten.

Alexander von Papp

Gabriela Signori (Hrsg.): **Prekäre Ökonomien. Schulden in Spätmittelalter und früher Neuzeit** (Spätmittelalterstudien, Bd. 4). Konstanz–München (UVK Verlagsgesellschaft) 2014, ISBN 978-3-86764-521-8, geb., 270 S., 39 Euro.

Die mittelalterlichen Ratsprotokolle, auch fränkischer Städte, verzeichnen überraschend viele Schuldenprobleme ihrer Bürger. Beispielsweise bat im Januar 1577 „in Ochsenfurt Paulus Neubar den Rat der Stadt darum, seine Schulden bei der Pfarrkirche zu stunden. Da ihm der Wein erfroren war, sei er nicht in der Lage, die offene Summe aufzubringen. Dem Gesuch wurde stattgegeben.“ Oder: In Nürnberg ersuchte Anfang 1539 der Türmer Peter Wagner den Rat der Stadt „um einen Vorschuss auf sein Gehalt, da seine Frau vor 14 Tagen entbunden hatte, und kein forrath nit hab, damit ich weib und kind mecht erhalten.“

Wenn unsere gegenwärtigen politischen Diskussionen und Medienberichte ver-

mitteln, wir lebten in einem ‚Zeitalter der Schulden‘, so zeigt die vorliegende Publikation: „*Schulden waren in der vormoderne durch Münzknappheit geprägten Vorstellungs- und Lebenswelt genauso allgegenwärtig wie in der modernen Welt der Banken und Kreditkarten – wenn vielleicht nicht sogar verbreiteter.*“ Diese Feststellungen werden untermauert mit einer Fülle von Beispielen und Dokumenten aus vielen Regionen und Städten Europas, auch aus Franken. Belege sind z.B. die Rats- und Gerichtsprotokolle vieler Städte, wie z.B. Würzburg, oder entsprechende Forschungsberichte wie die 1993 erschienene Studie „Zum Wirtschaften armer Leute in Nürnberg am Ende des 15. Jahrhunderts“.

Eingehend zeigen die Abhandlungen dieses Buches die vielfältigen Formen des mittelalterlichen Schuldenmachens sowie seiner sozialen und kulturellen Implikationen. Ursachen waren temporäre Beschäftigungsverhältnisse, Krankheiten und andere Krisenlagen oder die „*Schwierigkeit der Bürger, Steuern, Bußen oder Gerichtsgebühren aufzubringen*“. Deshalb waren auch Gesuche um Ratenzahlungen oder um Nachlass der Schulden an der Tagesordnung, was das Buch u.a. mit Beispielen aus Würzburg belegt. Eine weitere Ursache für Verschuldung war die Abhängigkeit der Pächter von den Grundherren, wobei gerade in Franken „*die ‚Schuld‘ der Pächter und die Gnade der Grundherren grundlegend die feudalen Beziehungen konstituierten*“.

Neben den Grundherren waren auch die Städte wichtige Gläubiger. So füllen unzählige Schuldner die Rats- und Gerichtsbücher der mittelalterlichen Städte. Als Zwangsmaßnahme gegen zahlungsunwillige Schuldner wird insbesondere die Schuldhafte vorgestellt. Sie war in manchen Regionen kaum verbreitet, aber es gab sie

in vielen Städten, u.a. in Würzburg und Nürnberg. So plädierte der Würzburger Rat, laut Ratsprotokoll, Ende 1464 gar für ein neues Gefängnis neben dem Rathaus, um dadurch die Bürger zu zwingen, Steuern zu zahlen, „*die man sonst in vielen Jahren von etlichen nicht (ein)bringen mag*“.

Insgesamt überrascht, welche Dimensionen schon im Mittelalter sowohl die allgemeine Verschuldung als auch die entsprechenden Gerichtsfälle hatten. Immer wieder beeindruckt aber auch, wie viele Phänomene der damaligen Wirtschaftsverhältnisse uns in unseren Tagen noch immer begegnen. Etwa „*die Neigung von Kreditgebern, die prekäre wirtschaftliche Lage von Menschen zu ihrem Vorteil auszunutzen*“: durch Drücken des vereinbarten Lohns, durch Hinauszögern des Bezahlens der gefertigten Produkte oder durch „*Bezahlung der Arbeit statt in Geld in überbewerteten Waren*“. Dies kennzeichnete u.a. die wirtschaftlichen Organisationsformen des Verlagssystems, bei dem die Vermarkter (Verleger) dezentral produzieren ließen und dafür mit Geld und Waren in Vorlage gingen. Häufig versuchten sie dann, die ihnen geleistete Arbeit in ungerechtfertigter Weise schlecht zu machen. Das hat z.B. schon der Nürnberger Schuhmacher und Meistersinger Hans Sachs 1524 in seinem Dialog „Wider den Geiz“ heftig kritisiert. Die Beiträge des Buches dokumentieren

dazu auch zahlreiche Beispiele, wie Landesherren oder die Handwerksordnungen in den Städten solche Praktiken verboten, z.B. in Nürnberg 1540 für die Rotschmiede oder 1631 für das Messergewerbe.

Das Buch enthält neben einer Einführung zehn Fachartikel. Sie nähern sich dem Schuldenmachen in der vorindustriellen Welt aus sehr unterschiedlichen Perspektiven, etwa der Sozial- und Kulturgeschichte, der Rechtsgeschichte, der Wirtschaftsgeschichte oder der historischen Kriminalitätsforschung. Sie richten den Blick auf unterschiedliche Bevölkerungskreise, z.B. auf die kleinen Leute, auf die Kaufleute und Handwerker oder auch auf die Frauen – sowohl als Schuldnerinnen wie auch als Gläubigerinnen. Besondere Themen sind ferner die Rolle des Kredits in der Kriegsökonomie sowie in der Gelehrtenkultur. Am Beispiel der ‚heiligen‘ Stadt Köln sowie der Kleinstadt Thun wird schließlich noch die Rolle der Städte als politischer Rahmen und Ordnungsfaktor beleuchtet. Dabei wird immer wieder deutlich, dass das Wirtschaften mit Schulden auch damals schon nur für wenige erfolgreich, für sehr viele aber ein prekäres Unterfangen war, bestätigt durch eine Vielzahl von Schuldnern, denen der Zahlungsverzug den Schuldturm, die Verbannung oder gar Misshandlungen einbrachte.

Alexander von Papp

Christina Bergerhausen

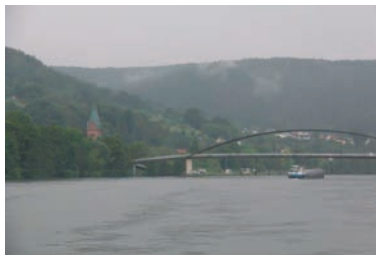
Zum 4. Mal: Unsere Mainschiffahrt am 27. Mai 2016

Grau verhangen war der Himmel, als sich am Tag nach Fronleichnam unser Schiff mit 170 Teilnehmern an Bord von Wertheim nach Lohr in Bewegung setzte. Glücklicherweise wurde das schlechte Wetter dank der interessanten und vielfältigen Ausführungen von Herrn Dr. Scherg (Marktheidenfeld) über die vorbeiziehende Landschaft schnell vergessen. Nach einer Stunde Fahrzeit war Neustadt am Main erreicht, unser Zwischenhaltepunkt. Kaum verließen die ersten das Schiff, da rissen die Wolken auf und fortan war gutes Wetter. An Land konnten die Teilnehmer zwischen einer ausführlichen Besichtigung der Klosteranlage in Neustadt oder einer Führung durch Rothenfels wählen.

Im Kloster erwarteten die Besucher profunde Informationen über die über tausendjährige (Bau-) Geschichte des Klosters wie auch über die Geschichte der dort im Laufe der Jahrhunderte ansässigen Orden von Frau Dr. Schaelow-Weber, Frau Dr. Feuerbach und Schwester Dagmar Fasel.

In Rothenfels, der kleinsten Stadt Bayerns, empfingen uns der Bürgermeister Herr Gram und sein Stellvertreter Herr Oestel zu einer Führung durch den Ort. Oben auf der Burg erläuterten Herr Dr. Scherg und Herr Dr. Ruf die Anlage, die im Mittelalter u.a. Sitz der Grafen von Rieneck war und seit Anfang des 20. Jahrhunderts als Tagungsort des Quickborn, einer katholischen Erneuerungsbewegung, dient.

Nach dem Mittagessen an Bord stimmten die beiden Referenten Herr Anderlohr und Herr Dr. Ruf auf die Besichtigung von Lohr ein. Hier angekommen, wurden wir von Schneewittchen und den sieben Zwergen willkommen geheißen und mit einem Apfel beschenkt, während die 2. Bürgermeisterin von Lohr, Frau Kohnle-Weis, uns offiziell im Namen der Stadt begrüßte. In Lohr gab es ein





vielfältiges Programm: Die Teilnehmer konnten zwischen einer Kostümführung, einer stadgeschichtlichen Führung mit Herrn Dr. Ruf, einem Rundgang mit Besteigung des letzten erhalten gebliebenen Turms der früheren Stadtbefestigung, einer Besichtigung des ansonsten nicht zugänglichen Alten Rathauses mit Herrn Amrhein, einem Besuch der beiden kunstgeschichtlich interessanten Innenstadtkirchen mit Herrn Anderlohr und einer Führung durch das Spessartmuseum wählen.

Nach sieben Stunden Programm brachten drei Busse die Teilnehmer wieder nach Marktheidenfeld zurück.

Auch auf dieser Mainschiffahrt konnten die Teilnehmer die Landschaft während der Fahrt auf dem Main genießen, Neues erfahren, Städte besichtigen, interessante Informationen über Land und Leute erhalten und ihre Geschichtskenntnisse auffrischen. Auch kritische und nachdenkliche Töne fehlten nicht; so wurden die Probleme kleiner Orte am Main, die Nachwuchssorgen der Orden, das schwierige Verhältnis von Ökonomie und Kulturlandschaft angesprochen.

Die Bundesgeschäftsführerin dankt den oben genannten Referenten, dem Touristbüro Lohr mit seinen Stadtführern, der Besatzung des Motorschiffs „Alte Liebe“, dem Busunternehmen Grasmann, in Neustadt Schwester Theresita Wanitsche und Frau Grübel, dem Geschichts- und Museumsverein Lohr mit Herrn Anderlohr, Herrn Harth und Herrn Amrhein und dem Historischen Verein Karlstadt mit Herrn Dr. von Erffa und insbesondere Herrn Büttner für die gute Zusammenarbeit.

Für das nächste Frühjahr ist geplant, die Mainschiffahrt mit einer Fahrt von Gemünden nach Veitshöchheim und einem längeren Aufenthalt in Karlstadt fortzusetzen. In Veitshöchheim wird ein Bustransfer nach Gemünden eingerichtet, der am Morgen die Teilnehmer vom Großraumparkplatz nach Gemünden bringt.

Photos: Dr. Axel von Erffa, Michael Sauter.

Premiere: Bundestag des Frankenbundes in Rothenburg ob der Tauber! – mit geändertem Programmablauf –

Erstmals in seiner Geschichte tagt der Frankenbund am 22. Oktober 2016 in Rothenburg ob der Tauber; zu Gast sind wir im zentral gelegenen Mittelalterlichen Kriminalmuseum. Nach einem Begrüßungsimbiss treffen wir uns um 10 Uhr im Festsaal der Johanniterscheune auf dem Museumsgelände zum Festakt, auf dem – wie in den Jahren zuvor – unser Kulturpreis verliehen wird. Musikalisch umrahmt wird unsere Veranstaltung von dem Rothenburger Gitarristen Oswin Voit.

Das Rothenburger Kriminalmuseum zeigt seit Mai dieses Jahres eine viel beachtete Sonderausstellung mit dem Titel: Mit dem Schwert oder festem Glauben – Martin Luther und die Hexen. Thematisiert werden die Auslegung des Hexerei-Delikts durch die Jahrhunderte wie auch die unterschiedlichen Stellungnahmen Martin Luthers zum Hexenwesen. Mit dieser Ausstellungsthematik befasst sich auch der Festvortrag auf unserem Bundestag, den der Museumsleiter und Ausstellungsmacher Dr. Markus Hirte hält.

In diesem Jahr wird die Festveranstaltung auf anderthalb Stunden gekürzt, damit die Delegierten und Nicht-Delegierten genügend Zeit haben, sich bei freiem Eintritt das Kriminalmuseum mit der Sonderausstellung wie auch die eine oder andere Sehenswürdigkeit in Rothenburg anzuschauen. Am Nachmittag um 15 Uhr treffen sich die Delegierten wieder im Festsaal zur jährlichen Delegiertenversammlung; den Nicht-Delegierten wird währenddessen eine besondere Stadtführung geboten.

Auf zahlreiches Erscheinen freut sich die Bundesleitung.



*Photo: Dr. Hirte mit Exponaten der Sonderausstellung.
©Mittelalterliches Kriminalmuseum
Rothenburg ob der Tauber.*

**Achtung: Verschiebung
des Fränkischen Thementages „Reformation in Franken“!
Neuer Termin: 6. Mai 2017 in Nürnberg**

Der Fränkische Thementag zur „Reformation in Franken“ wird wegen einer Terminüberschneidung auf **Samstag, 6. Mai 2017**, verlegt.

Passend zum Thema findet die Veranstaltung in Nürnberg statt; am Vormittag treffen wir uns im dortigen Heilig-Geist-Spital zu einführenden Vorträgen, am Nachmittag gibt es wieder ein reichhaltiges Programm mit Referaten, thematischen Führungen durch Nürnbergs Kirchen und Stadtführungen sowie einer Ausstellungsbesichtigung.

Einen detaillierten Programmablauf mit Anmeldeformular finden Sie demnächst im Frankenland-Heft 1 – 2017.

Sonderaktion FRANKENLAND: Verkauf gebundener Jahrgänge

Verkauft werden FRANKENLAND-Bände der Jahrgänge 2005 bis 2011 zum Stückpreis von 12 € zzgl. Versandkosten.

Bestellungen an die Bundesgeschäftsstelle,
Tel.: 0931 – 56712;
E-Mail: info@frankenbund.de

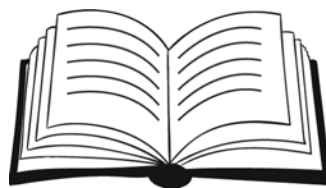




Abb.: Ebrach, Klosterkirche, Bernhardsaltar, Detail. Photo: Georg Hippeli.

*Gesegnete Weihnachten
und für das Jahr 2017
Glück, Gesundheit und Frieden
wünscht*

*allen Bundesfreunden und allen Lesern
die Bundesleitung des Frankenbundes,
Vereinigung für Fränkische Landeskunde und Kulturpflege e. V.*

Neue Gruppe im FRANKENBUND: Der Historische Verein Heidenfeld e.V.	224
---	-----

Geschichte

Gerald Dörfel

Franken 1866 – Folge 11: Die Preußen in Bayern – Die Gefechte bei Winkels und Nüdlingen 1866 – die Bayern greifen an	225
--	-----

Daniel Oelbauer

„Wir gestehen gern, daß wir dem Rechenbrett ohne Rückhalt den Vorzug vor der russischen Rechenmaschine zugestehen.“ Ernst Troeltsch (1857–1916) und sein Nürnberger Rechenbrett. Biographische und didaktische Anmerkungen	246
--	-----

Kunst

Josef Laudenbacher und Leonhard Scherg

Die Kreuzigungsgruppe auf dem Friedhof in Roden	260
---	-----

Kultur

Klaus Arnold

Johannes Trithemius (1462–1516) – Benediktinerabt und Universalgelehrter	264
--	-----

Aktuelles

Robert Unterburger

Ingeborg Höverkamp zum 70. Geburtstag	272
---	-----

Bücher zu fränkischen Themen	275
---	-----

Frankenbund intern

Der FRANKENBUND gratuliert seinem 2. Bundesvorsitzenden Herrn Professor Dr. Werner K. Blessing zum 75. Geburtstag!	282
--	-----

Peter A. Süß

Bericht über den 87. Bundestag des FRANKENBUNDES am 22. Oktober 2016 in Rothenburg ob der Tauber	282
--	-----

Horst F. Rupp

Laudatio auf Pfr. Dr. Oliver Gußmann anlässlich der Kulturpreisverleihung des FRANKENBUNDES am 22. Oktober 2016 in Rothenburg o.d. Tauber	286
---	-----

Bundesfreund Theobald Stangl mit dem Großen Goldenen Bundesabzeichen ausgezeichnet	290
--	-----

Reinhold Schweda

Der Baunacher FRANKENBUND feierte 90. Geburtstag	291
--	-----

Termine des FRANKENBUNDES im Jahr 2017	292
--	-----

Spenden erwünscht	245
-------------------------	-----

Ein passendes (Weihnachts-)Geschenk	263
---	-----

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Univ.-Prof. Dr. Klaus Arnold	Obere Bachgasse 38/40, 97318 Kitzingen k_arnold-kitzingen@t-online.de
Gerald Dörfel	Diplom-Vermessungsingenieur, Oberstleutnant Bonhoefferstraße 43, 97078 Würzburg charlie.doerfel@gmx.de
Dr. Andreas Flurschütz da Cruz M.A.	Akademischer Rat a.Z. am Lehrstuhl für Neuere Geschichte unter Einbeziehung der Landesgeschichte an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg Fischstraße 5–7, 96045 Bamberg andreas.flurschuetz@uni-bamberg.de
Dr. Hubert Kolling	Diplom-Politologe Hirtenweg 9, 96231 Bad Staffelstein Dr.Hubert.Kolling@t-online.de
Josef Laudенbacher	Dorfchronist Gartenstraße 7, 97842 Karbach Josef.Laudenbacher@freenet.de
Dr. Daniel Oelbauer M.A.	Kaltenbergstraße 7, 94160 Ringelai daniel.oelbauer@gmx.de
Dr. Alexander von Papp	freier Autor Euweg 8, 97236 Randersacker alexander@vonpapp.de
Univ.-Prof. em. Dr. Horst F. Rupp	Lehrstuhl für Evangelische Theologie II der Universität Würzburg Obere Landwehr 1, 97082 Würzburg horst.rupp@googlemail.com
Johannes Schellakowsky M.A.	Historiker, Regierungsdirektor Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg schellakowsky@web.de
Dr. Leonhard Scherg	Altbürgermeister von Marktheidenfeld, Kreisarchivpfleger Am Hollerbusch 12, 97828 Marktheidenfeld leonhard.scherg@bnmsp.de
Reinhold Schweda	Schriftführer der FRANKENBUND-Gruppe Baunach Bahnhofstraße 4, 96148 Baunach rschweda@gmx.net
Robert Unterburger	Kreisarchivpfleger des Landkreises Roth Johannisstraße 8, 90584 Allersberg unterburger-allersberg@t-online.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Neue Gruppe im FRANKENBUND: Der Historische Verein Heidenfeld e.V.

Der FRANKENBUND hat erneut Zuwachs bekommen: Auf dem diesjährigen Bundestag in Rothenburg ob der Tauber wurde der Historische Verein Heidenfeld e.V. als neue selbständige Gruppe des FRANKENBUNDES aufgenommen.

Wir heißen die neuen Bundesfreunde aus Mainfranken herzlich willkommen!

Die Gemeinde, die rund 1.500 Einwohner zählt, liegt ca. 10 km südwestlich von Schweinfurt im gleichnamigen Landkreis und bildet seit der Gebietsreform 1978 zusammen mit den Ortsteilen Hirschfeld und Röthlein die Gemeinde Röthlein (rd. 4.800 Einw.). Der Historische Verein Heidenfeld, der dort am 24. Februar 2013 von 65 interessierten Bürgerinnen und Bürgern gegründet wurde, ist der Verein für Geschichte, Kultur und Heimatpflege der Großgemeinde Röthlein und ihrer umliegenden Dörfer. Mittlerweile ist er auf über 80 Mitglieder angewachsen und will das geschichtliche Sprachrohr der gesamten Kommune sein.

Mit seinem Beitritt zum FRANKENBUND dokumentiert der Historische Verein Heidenfeld, dass seine vordergründig örtlichen Ziele hervorragend zur Ausrichtung des aufnehmenden überregionalen Gesamtvereins passen, der fränkisches Heimatbewusstsein vermitteln und eine frän-

kische Identität stiften will. Deshalb freuen wir uns im FRANKENBUND ganz besonders über die Mitgliedschaft des Historischen Vereins Heidenfeld und hoffen auf eine für beide Seiten erfolgreiche und gewinnbringende Zusammenarbeit beim Engagement für unsere fränkische Heimat.



Abb.: Mit dem Handschlag nach der Unterschrift unter die Beitrittsvereinbarung am 22. Oktober 2016 in Rothenburg o.d. T. ist der Beitritt des Vereins aus Heidenfeld zum FRANKENBUND besiegelt (im Bild v.l.n.r.: Der 1. Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES Dr. Paul Beinhofer, der 1. Vorsitzende des Historischen Vereins Heidenfeld e.V. Stefan Menz sowie die Stellvertretenden Bundesvorsitzenden Siegfried Stengel und Dr. Andrea Thurnwald).

Photo: Peter Feuerbach.

Gerald Dörfel

Franken 1866 – Folge 11: Die Preußen in Bayern – Die Gefechte bei Winkels und Nüdlingen 1866 – die Bayern greifen an!¹

„Unterdessen hatten sich die Baiern in den Gottesacker geworfen und sich hinter den Mauern desselben gut verschanzt und eröffneten nun gegen die in den Gartenlokalitäten Goldmaiers befindlichen Preußen ein mörderisches Gewehrfeuer“, berichtet ein Kissinger Arzt von seinem Verbandplatz im goldmaier'schen Bierkeller, „der gegen Winkels zu, nächst dem Kirchhofe liegt.“²

Die Kampfhandlungen bei Winkels und Nüdlingen am 10. Juli 1866 werden nachfolgend kritisch dargestellt und abschließend auch der Feldzugsabschnitt ‚Kampf um die Saale-Linie‘ bewertet. Die Gefechte bei Hammelburg und Bad Kissingen sind von zentraler Bedeutung für den Mainfeldzug 1866. Die preußische Main-Armee³ war am 10. Juli 1866 aus Brückenaue mit der Division Beyer nach Süden vorgestoßen und stand in Hammelburg im Kampf. Division Goeben⁴ war nach Osten marschiert, hatte Kräfte zum Flankenschutz eingesetzt und den Saale-Übergang bei Kissingen erzwungen. Die Division Manteuffel rückte dahinter vor, kämpfte mit der Avantgarde im Raum Hausen-Aschach an der Saale und marschierte mit dem Gros auf Kissingen. Prinz Karl hatte seine Operationsabsicht kurzfristig geändert,⁵ weil er nur Teile der preußischen Main-Armee vor sich zu haben glaubte. Diese wollte er an der Saale stellen und

mit der dann überlegenen bayerischen Armee⁶ zerschlagen. Dazu hatte er die Division Zoller⁷ an der Saale durch die Masse der Division Feder verstärkt, Kissingen sollte ‚um jeden Preis‘ gehalten werden. Den Divisionen Stephan bzw. Hartmann hatte er zeitgerecht den Gegenangriff befohlen. Den Kurort selbst konnten die Preußen bis etwa 13 Uhr erobern, den sofortigen, weiteren Vorstoß verhinderte



Abb.1: Marienfigur auf dem Kapellenfriedhof. Der Metallfleck in der Herzgegend stammt nicht von einem Geschoss, sondern von einem ehemals dort vorhandenen Schmerzensschwert und blieb nach dessen Entfernung zurück. Photo: Autor.

der bayerisch besetzte Kapellenfriedhof. Gegen 13.30 Uhr gelang es den Preußen, den Stationsberg zu nehmen, zusammen mit Bodenlaube das Schlüsselgelände für die Verteidigung des Raumes Kissingen. Aufgrund knapper Kräfte entsprechend der ursprünglichen Operationsabsicht war es zunächst unbesetzt, die Verstärkungen kamen dann zu spät und kämpften unglücklich.⁸

Bei den Bayern führte General von Zoller das Verteidigungsgefecht zwischen Kissingen und Aschach mit insgesamt 15 Infanteriebataillonen, knapp vier Kavallerieregimentern und 38 Kanonen mit Schwerpunkt im Winkelser Becken.⁹ Nördlich von Aschach standen fünf weitere Bataillone, eine Eskadron Kavallerie und zehn Kanonen¹⁰ ohne übergeordnete Führung, bei der Schwarzen Pfütze und nördlich davon waren 40 Kanonen der Reserve-Artillerie verfügbar.¹¹ Die Division Hartmann im Raum Oerlenbach-Pferdsdorf hatte Befehl zum Vorrücken nach Euerdorf und Kissingen, die Division Stephan marschierte nach Nüdlingen. Sie konnten gegen 15 bzw. ab 15.30 Uhr dort wirksam werden. Feldmarschall Prinz Karl und sein Generalstabschef, Generallieutenant Ludwig Freiherr von der Tann befanden sich unabhängig voneinander vorne auf dem Gefechtsfeld, Generalmajor von Schintling mit dem Armeehauptquartier hinten in Münnerstadt.

Die preußische Division Goeben stand um 13.30 Uhr mit Teilen von vier Infanteriebataillonen¹² im Kurort sowie mit schwachen Kräften¹³ ostwärts davon, vom westlichen Sinnbergabhang im Norden bis auf dem Stationsberg im Süden. Neun Infanteriebataillone mit etwa 7.500 Mann, ein Kavallerieregiment, etwa 560 Reiter und sechs Kanonen waren verfügbar. Die Masse der Artillerie führte den Feuerkampf

mit der bayerischen Artillerie im Raum Winkels.¹⁴ Erst mit der Besetzung des halbrunden Höhenzuges ostwärts von Kissingen¹⁵ war der Brückenkopf über die Saale fest in preußischer Hand. Der weitere Angriff hierzu führte über den Kapellenfriedhof, den aber die Bayern besetzt hielten. Zur Verteidigung vorbereitet, wirkte er wie ein Wellenbrecher vor der bayerischen Gefechtslinie Sinnberg – westlich Winkels – Winterleite. In seinem Schutz konnten sich sieben Infanteriebataillone,¹⁶ im Ortskampf sowie durch das Ausweichen stark durchmischt und zersplittert, auch durch Gefechtsverluste teilweise erheblich geschwächt, sammeln, Munition ergänzen und die Gefechtsordnung herstellen. Zur Unterstützung dienten 16 Kanonen und etwa 270 Kavalleristen in drei Eskadronen,¹⁷ das Gelände ließ den Einsatz einzelner Eskadronen für Schwarmattacken zu. Im Winkelser Becken führte General von Zoller selbst, unterstützt durch General von Ribaupierre.¹⁸

Im Kapellenfriedhof standen zweieinhalb Kompanien ‚Neuner‘ aus Würzburg, etwa 300 Gewehre.¹⁹ Die Friedhofsmauer war mit Auftritten für die Infanteristen versehen worden, damit sie ihre Gewehre gedeckt stehend auf der Mauerkrone aufgelegt abfeuern konnten.²⁰ Nach etwa einstündigem Feuergefecht wurde die Munition knapp, auch drohte die Überflügelung. Um die Räumung des Friedhofes zu erleichtern, befahl General von Zoller der Eskadron Egloffstein ‚Attacke‘, die zwar an einem tief eingeschnittenen Weg zum Stehen kam, aber die Preußen kurzfristig ablenkte. Dadurch gelang den meisten Verteidigern der Ausbruch. Schwache Teile wurden jedoch zurückgedrängt, die das Ausweichen deckende Plänklerkette in den Nahkampf verwickelt, Hauptmann Thoma fiel.²¹ Die Verteidigung des Ka-

pellensfriedhofes hatte „Zoller eine Atempause geschaffen, die dringend nötig war, um wenigstens einige Ordnung in die verwirrten Reihen zu bringen“,²² dauerte bis etwa 13.45 Uhr und kostete die Bayern vier Tote sowie je 20 Verwundete und Gefangene.²³

Der kleine Ort Winkels lag abgesetzt von Kissingen südlich der großen Straße inmitten von Getreidefeldern und hatte damals 39 Gebäude mit 128 Einwohnern, die in Waldverstecke geflohen waren. Etwa auf Höhe der heutigen Firma Faber am Ostring zweigte eine kleinere Straße in den Ort ab, etwa 300 m nordostwärts davon fand Prinz Karl vier Generale samt ihren Stäben vor, als er kurz nach der Räumung des Kapellensfriedhofes aus dem Abschnitt nördlich Kissingens zurückkehrte. In den feuernden Schützen auf dem Stationsberg sah er die Vorhut der Division Hartmann. Die Meldung, das seien Preußen, zerstörte seine Hoffnung. Aber noch immer konnte die Falle zuschnappen – wenn im Zentrum der Raum Winkels gehalten würde und endlich die beiden Divisionen herankämen. Weitere Verstärkung hatte General von Zoller nördlich Kissingen angefordert und befahl vorne in der Gefechtslinie gerade eine weitere Absetzbewegung. Das unterband der Feldmarschall aber durch den Befehl zum Gegenangriff um etwa 14 Uhr, weil er die frontale Bindung der Preußen aufrechterhalten musste, damit der Flankenstoß der Division Hartmann wirksam wurde. General von Zoller setzte sich an die Spitze seiner vorrückenden Truppen, auf die die preußische Artillerie das Feuer eröffnete. Dabei wurde der General tödlich getroffen, sank vom Pferd und starb wenig später in Nüdlingen. Der Gegenangriff blieb nach einigen hundert Schritten im preußischen Schnellfeuer stecken. Prinz Karl beauftragte General von



Abb. 2: Zoller-Denkmal in Winkels „an der Chaussée nach Münnerstadt“. Photo: Autor.

Ribaupierre mit der Divisionsführung und ließ den Rückzug auf die Linie Unterer Sinnberg – Winkels – Winterleite zu, unterstützt von einer weiteren Attacke der Eskadron Egloffstein. Gegen 14.30 Uhr bekam der Feldmarschall die Meldung, dass seine Befehle den Generalen Hartmann und Stephan ausgerichtet worden waren. Neue Hoffnung keimte auf, nachdem das Kriegsglück den Bayern bisher wenig hold gewesen war.²⁴

Noch am Vormittag hatte General von Goeben durch die Befragung von Einwohnern, Gefangenen und preußischen Kurgästen sowie aus eigenen Beobachtungen sein Feindlagebild verbessert, demzufolge ihm Kräfte im Umfang etwa einer bayerischen Division gegenüberstanden. Von seinen beiden Flanken-Abteilungen hatte er keine Meldungen, vom Gefecht bei Hammelburg erfuhr er nur beiläufig. Auf die Division Manteuffel konnte er hoffen, aber nicht zählen. Dass sich die Bayern bereits durch Teile einer Division verstärkt hatten, wusste er, dass zwei weitere bayerische Divisionen innerhalb zweier Marschstunden verfügbar waren, dagegen

nicht. Sein Befehl zur vorläufigen Einstellung des Angriffs nach der Einnahme des Kapellenfriedhofes erreichte die preußischen Kräfte nördlich und südlich Winkels nicht, die weiter vorgingen. Ab 13.30 Uhr gruppierte General von Goeben seine Division für den weiteren Angriff um, er beließ die Kavalleriereserve und Artillerie noch auf dem westlichen Saale-Ufer sowie zwei Infanteriebataillone als Reserve in Kissingen. Gegen 14.15 Uhr befahl er den weiteren Angriff. Die durch das 2. Posen'sche Infanterieregiment Nr. 19, rund 2.250 Mann, das seine Feuertaufe erhalten sollte, verstärkte Brigade Kummer sollte links der Straße Kissingen – Nüdlingen vorgehen und den Sinn- und Schlegelsberg mit dem Nüdlinger Sattel nehmen. General von Kummer stellte die 19er an die Spitze, gefolgt von den etwa 2.600 Westfalen des Infanterieregiments 53. In der linken Flanke führte das fast 700 Mann starke Halbbataillon 55er unter Hauptmann von Below, das Gefecht um den Sinnberg.²⁵ Zwei Bataillone 13er, etwa 1.760 Mann, musste er als Divisionsreserve abstellen.²⁶ Die Brigade Wrangel sollte rechts der Straße vorgehen und durch Druck auf die linke Flanke der Bayern den Angriff voranbringen. General von Wrangel setzte die rund 750 Lipper Füsilier südlich der Straße frontal auf Winkels an,²⁷ gefolgt vom ersten Bataillon 15er, ca. 680 Mann.²⁸ Zwei Bataillone 55er, etwa 1.650 Mann,²⁹ bildeten den rechten Flügel. Als Brigadereserve diente ein schwaches Halbbataillon 55er unter Oberstlieutenant von Boecking, vielleicht 200 Mann.

Die Bayern hatten in der nur 800 Meter breiten Gefechtslinie quer durch das Winkelser Becken sieben Infanteriebataillone, leidlich geordnet und mit ergänzter Taschenmunition, dazu 16 Kanonen. An

Kavallerie standen drei Eskadronen mit etwa 250 Reitern bereit, zwei weitere Infanteriebataillone, knapp 1.600 Mann, waren verfügbar.³⁰

Hauptmann von Belows Vorgehen am Sinnberg bedrohte einerseits die rechte Flanke der Bayern und gab andererseits Raum für den Aufmarsch der 19er. Die Division Goeben griff ab 14.30 Uhr mit elf Bataillonen und zwei Bataillonen in Reserve an: Mehr als 9.000 Pickelhauben gegen nicht mehr als 4.600 Bayern. Als das 2. Posen'sche Infanterieregiment Nr. 19³¹ die Höhe der Brigade Wrangel erreicht hatte, gingen die Preußen auf ganzer Breite zum Angriff über, und die preußische Flut rollte auf Winkels zu.³² Die bayerischen Verteidiger nahmen den Angriff aber nicht an, sondern wichen aus. Weder waren die Divisionen Hartmann oder Stephan, noch die von General von Hanser zugesagten Verstärkungen eingetroffen. Vielmehr besagte eine Meldung, Friedrichshall und Hausen seien geräumt worden und die Preußen gingen dort über die Saale.³³ Der zweite Teil war falsch, die Preußen blieben an der Saale stehen. Da diese Passivität aber dem bisherigen preußischen Gefechtsverhalten so gar nicht entsprach, nahm der Feldmarschall die Bedrohung seiner Rückzugslinie ernst und befahl auszuweichen, was keine leichte Aufgabe war. Zunächst zogen sich Artillerie und Kavallerie nach Nüdlingen zurück. Teilweise mit Feuerunterstützung durch über den Sinnberg zurückgehende Schützen, sonst nur gedeckt durch eigene Schützenlinien und kurzzeitig vier Kanonen, folgte die Infanterie.³⁴ Winkels wurde durch 15er, 19er und 55er gewonnen. Die Preußen drängten nicht nach, sondern sammelten erschöpft ihre Truppen. Um 15.30 Uhr besetzten die 19er den halbrunden Höhenzug im Osten Kis-

singens, Teile des Regiments und das Bataillon Kaweczynski gingen weiter auf Nüdlingen vor.³⁵

General von Goeben hatte keine Meldungen von seinen Flanken-Abteilungen und der Division Manteuffel, als gegen 14.30 Uhr von Norden Artilleriefeuer zu hören war. Er befahl Aufklärung und erhielt nach einem Artillerieduell und einem kleinen Husarenstück³⁶ von General von Treskow zwei Meldungen, die ihm die Sorge um seine linke Flanke nahmen und den Eindruck vermittelten, die Bayern zögen ab. Aber dann ging noch vor 15 Uhr die zuverlässige Meldung ein, am Morgen sei halben Wegs zwischen Kissingen und Schweinfurt wenigstens eine bayerische Division mit besonders viel Artillerie gesehen worden.³⁷ Jetzt waren Maßnahmen gegen diese maximal zweieinhalb Marschstunden entfernte bayerische Reserve zu ergreifen.

In Friedrichshall und Hausen hatten sich inzwischen die Bataillonskommandeure gegen 14 Uhr für die Räumung entschieden, General von Hanser und Oberst Freiherr von Brück schlossen sich diesem Rückzug an.³⁸ Damit zogen sich sechs Infanteriebataillone, achteinhalb Eskadronen Kavallerie und 20 Kanonen von der Saale nördlich Kissingen zurück, die zusammengefasst unter General von Hanser durchaus etwas bewirken hätten können, stattdessen verließen sie überwiegend das Gefechtsfeld.³⁹ Auch für die gut 700 Kavalleristen im Raum nordwestlich Nüdlingen gab es offensichtlich keine Einsatzmöglichkeit.⁴⁰ Bei Hausen rückte die Avantgarde der Division Manteuffel auf das Ostufer der Saale und blieb stehen.⁴¹ Zwar hatten die preußischen Kräfte nördlich Kissingen dazu beigetragen, einen Entlastungsversuch zu vereiteln, aber dass nicht wenigstens ein Infanteriebataillon Richtung Nüdlingen

vorrückte, sollte sich im Abendgefecht als nachteilig erweisen.

Etwa zehn Kilometer Luftlinie nördlich von Kissingen, in Waldaschach (heute Aschach) war die bayerische Besatzung noch nach 15 Uhr verstärkt worden.⁴² Da die Preußen in Hausen ihre Rückzugslinie bedrohten, entschlossen sich auch hier die Bataillonskommandeure, den Ort zu räumen.⁴³ Oberst von Schleich in Bischofsheim a.d. Rhön hatte von seinem Beobachtungsposten auf dem Kreuzberg Meldung zum Verlust Kissingens erhalten und zog über Neustadt a.d. Saale ab.⁴⁴ Aus dem Raum Aschach – Steinach – Neustadt – Bischofsheim marschierte eine weitere verstärkte Infanteriebrigade mit sieben Infanteriebataillonen, einer Eskadron Kavallerie und zehn Kanonen⁴⁵ ohne einheitliche Führung ab. An den Kampfhandlungen des Tages nahmen sie nicht mehr teil. Das Auseinanderziehen der bayerischen Kräfte an der Saale war erforderlich, bis der Ansatz des preußischen Angriffs erkannt war. Aber es war keine Vorsorge getroffen, diese Kräfte wieder zusammenzufassen und zur Wirkung zu bringen. Auch die Verstärkung der angegriffenen Abschnitte nach Änderung der Operationsabsicht war richtig und gelang gerade noch rechtzeitig, außer beim Schlüsselgelände in Kissingen. Weder wurde die Führungsorganisation angepasst, noch ernsthaft gekämpft, vielmehr jede Bedrohung einer Flanke sofort als Rückzugsgrund geradezu dankbar angenommen. Die Bayern blieben auf allen Führungsebenen passiv, was sich gegenüber der preußischen Initiative besonders nachteilig auswirkte. Auch wurden die häufig zahlenmäßig überlegenen bayerischen Kräfte nicht ökonomisch eingesetzt und auf die Hauptaufgabe konzentriert, sondern vielfach abgeordnet und aufgeteilt. Jetzt ruhten alle Hoffnun-



Abb. 3: Winkler Becken vom westlichsten Übersichtspunkt des militärhistorischen Wanderweges 1866 Nüdlingen. Hier heraufwichen die bayerischen Truppenteile vor den nachstoßenden preußischen Kräften aus. Von Waldrand weiter rechts überschütteten die Bayern beim Gegenangriff am Abend die Preußen mit einem Geschosshagel. Photo: Autor.

gen auf den Divisionen Hartmann und Stephan.

General von Goeben entschloss sich, nicht über Nüdlingen hinaus vorzugehen. Der Brigade Wrangel wurden das Infanterieregiment 19 und drei Schwadronen Husaren unterstellt. Sie sollte ihre beiden Batterien über die Saale nachziehen und den halbrunden Höhenzug halten. Die Brigade Kummer sollte die Divisionsreserve stellen und die rechte Flanke sichern.⁴⁶ General von Treskow kehrte mit Kürassieren und reitender Batterie bis 16.30 Uhr nach Kissingen zurück. General von Goeben nahm die Bedrohung durch die Divi-

sion von Hartmann ernst, vom Anmarsch der bayerischen Division Stephan hatte er keine Kenntnis. Vom Sinnberg zurück, traf er in Kissingen General von Manteuffel, der mitteilte, dass seine Avantgarde in Hausen stehen bleiben und das Gros gegen Abend Kissingen erreichen werde. Dann schritten die Generale zum Festmahl im ‚Russischen Hof‘, an dem auch General von Falckenstein, aus Hammelburg kommend, teilnahm.

In Nüdlingen blieben von den Bayern neben dem frischen Infanteriebataillon⁴⁷ abgekämpfte Truppenteile stehen, während andere unter General von Ribaupierre

abmarschierten und dabei die Division Stephan auf der engen Straße durch den Wald beim Vormarsch behinderten. Gegen 15.30 Uhr standen sieben Infanteriebataillone, zwei Eskadronen Kavallerie und eine Halbbatterie Artillerie,⁴⁸ gut 4.800 Infanteristen, knapp 200 Reiter und vier Kanonen unter General Schumacher in Nüdlingen. Als General Wrangel gegen 15.45 Uhr seiner Brigade ‚Halt‘ befahl, sollten die 19er, noch rund 2.100 Mann, Sinnberg, Nüdlinger Sattel und Schlegelsberg bis zur Ablösung besetzt halten, die 10. Kompanie als linker Flügel am Nordostrand des Sinnbergwaldes gegenüber der Hainmühle. Deren Chef, Hauptmann Wlosto hatte den Befehl zum Halten nicht bekommen und war aus eigenem Entschluss auf die Hainmühle vorgegangen, ohne dies zu melden. Die Bayern räumten wegen dieser drohenden Überflügelung ihre Stellung am Nüdlinger Bach und gingen auf den Westrand des Dorfes zurück.⁴⁹ Gegen 16 Uhr wichen von Friedrichshall zwei Infanteriebataillone über den Sinnberg kämpfend aus, ließen zwei Kompanien, etwa 200 Mann, auf dem Kirchhof von Nüdlingen zurück und stellten sich auf dem Schlossberg auf.⁵⁰ Damit kamen die Bayern im Raum Nüdlingen auf neun Bataillone mit knapp 6.500 Mann. Mit dem Vorstoß des Bataillons Kaweczynski auf den Kalvarienberg⁵¹ gingen sie aber kurz darauf noch weiter zurück, die Halbbatterie Kirchhoffer in Feuerstellung südlich der Kirche, links davon stand ein Infanteriebataillon, dahinter am Schlossberg und ostwärts acht Infanteriebataillone.⁵² Aus Winkels kommend drang der Zug Riedel zusammen mit Kompanie Wlosto in den Westrand Nüdlingens ein, an dem folgenden Feuergefecht beteiligte sich das frische bayerische Infanteriebataillon.⁵³ Zwischen etwa 15.30 und 16 Uhr beschoss die Halb-

batterie Kirchhoffer zunächst preußische Kürassiere am nördlichen Sinnbergabhang, dann lieferten sie sich das kurze Artillerieduell mit der reitenden Batterie Metting. Da deren Feuer gut lag⁵⁴ oder um gegen die preußischen 15er zu unterstützen, machten zwei der bayerischen Kanonen Stellungswechsel auf den Kalvarienberg.⁵⁵

Zwischenzeitlich war die verstärkte reitende Batterie Lepel mit acht Zwölfpfündern ostwärts Nüdlingen aufgefahren, eröffnete das Feuer und traf die eigene Infanterie auf dem Kalvarienberg!⁵⁶ Die räumte schleunig das Feld, die beiden Zwölfpfünder standen ohne Bedeckung da. Eine Kanone konnte abfahren, die andere versuchten die Preußen gegen bayerischen Widerstand zu erobern. Nach hartem Kampf blieb die Beute den Preußen. Als Major von Kaweczynski die Überlegenheit der bayerischen Stellungstruppen und Artillerie erkannte und sein Adjutant von den 19ern am Nüdlinger Sattel keine Verstärkung, sondern den Haltebefehl mitbrachte, zog sich das Bataillon südlich um den Osterberg herum nach Winkels zurück. Die Kompanie Wlosto und der Zug Riedel blieben im Westteil des Dorfes, die Bayern hatten Nüdlingen gegen 16 Uhr geräumt und standen im Ostteil des Nüdlinger Beckens, hielten insbesondere den Schlossberg besetzt.

Vom Straßenknie an dessen Nordostecke beobachtete Prinz Karl ab etwa 16.15 Uhr den Aufmarsch der Division Stephan, die mit neun Infanteriebataillonen, etwa 7.100 Mann, vier Eskadronen Kavallerie, ca. 440 Reitern und zehn Kanonen endlich heran war.⁵⁷ Im Raum Winkels verfügte General von Wrangel über knapp sechs Infanteriebataillone. Die Batterien Coester und Eynatten II standen nördlich von Winkels, ebenso eine von drei Schwadronen Husaren.⁵⁸ Zusammen etwa 5.500

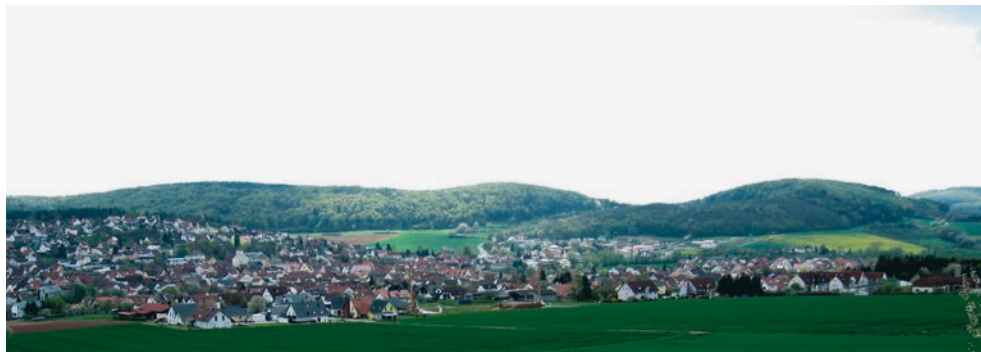


Abb. 4: Nüdlinger Becken mit Blick nach Westen mit von links Kalvarienberg und Kirche Nüdlingen, am Horizont Osterberg – Schlegelsberg – Nüdlinger Sattel – Sinnberg, die Angriffsrichtung der Bayern am Abend des 10. Juli 1866.
Photo: Autor.

Infanteristen, 420 Husaren und 13 Kanonen. General von Wrangel hatte keine Verbindung zu den 15ern im Raum Friedrichshall aufnehmen und, schlimmer noch, die Fühlung mit dem Feind abreißen lassen, obwohl er ausreichend Kavallerie zur Hand hatte. Man muss den Preußen eine gewisse Sorglosigkeit oder große Ermüdung bescheinigen. Ihre Artillerie schirrte und sattelte ab, die Infanterie lagerte neben den Gewehrpyramiden, die 19er warteten auf Ablösung.

Unter dem Schutz dreier Infanteriebataillone der 2. Infanteriebrigade⁵⁹ sowie vier voraus aufgefahrener Artilleriebatterien mit 26 Kanonen,⁶⁰ marschierte kurz nach 16 Uhr die Masse der Division Stephan am Fuße des Schlossberges südlich der Straße auf: vier der sechs Infanteriebataillone der 1. Infanteriebrigade, das Jägerbataillon rückte auf den Schlossberg, ein Infanteriebataillon und das Kavallerieregiment bildeten die Divisionsreserve.⁶¹ Bis etwa 17 Uhr waren bedeutende frische bayerische Truppen ostwärts Winkels aufmarschiert,⁶² aber abgesehen von vier Infanteriebataillonen Stellungstruppe und einer Artilleriebatterie⁶³ marschierten die Truppenteile

der Divisionen Zoller und Feder ab. Es fand sich keine ordnende Hand, und es herrschte keine Ökonomie der Kräfte, die das bestmögliche Kräfteverhältnis für den Gegenangriff hergestellt hätte. Die Gegenangriffskräfte hätten noch um ein frisches Infanteriebataillon verstärkt, die Aufträge Artilleriebedeckung, Aufklärung und Sicherung nach Nordwesten durchaus von der Stellungstruppe übernommen werden können. Mit 18 Infanteriebataillonen, rund 13.600 Mann, sechs Eskadronen Kavallerie zu 640 Reitern und 31 Kanonen hatten die Bayern gegenüber der Brigade Wrangel mit sieben Infanteriebataillonen, rund 5.500 Mann, drei Schwadronen Kavallerie, etwa 420 Reitern und 13 Kanonen eine zahlenmäßige Überlegenheit von weniger als 3:1. Trotz der günstigen preußischen Stellungen sollte das zusammen mit dem Überraschungsmoment eigentlich genügen, die Preußen in die Saale zu werfen. General von Goeben konnte zunächst mit sechs Infanteriebataillonen, etwa 5.100 Mann, fünf Schwadronen Kavallerie, ca. 700 Reiter und 28 Kanonen unterstützen, bis die Division Hartmann mit sechs Infan-

teriebataillonen, etwa 4.300 Mann, drei Eskadronen Kavallerie, rund 300 Reitern und 14 Kanonen die Masse seiner Kräfte band. Das sah nicht schlecht aus für die Bayern, solange die Division Manteuffel nicht mit Masse an der Saale wirksam wurde.

Diese bedeutenden Vorgänge wurden General von Wrangel nicht von seinen Vorposten gemeldet, sondern von einem Spähtruppführer der preußischen 15er, dessen Meldung er gegen 16.45 Uhr aber als „*Tartarennachricht*“ abtat. Er glaubte die Meldung vom bayerischen Angriff erst Major Gotzkow, befahl die Batterie Eynatten II unter Husaren-Bedeckung schnell auf den Nüdlinger Sattel in Feuerstellung und zog das Bataillon Rex⁶⁴ heran. Lieutenant Clemen schickte er mit Meldung und einer Unterstützungsforderung zu General von Goeben. Um sich selbst Einblick in die Lage zu verschaffen, ritt er hoch zum Nüdlinger Sattel.

Gegen 17 Uhr eröffnete die bayerische Artillerie das Feuer, beschoss Nüdlingen und anschließend den Schlegels- und Sinnberg. Dann nahmen die „*Plänkler des 2. Regiments das Feuergefecht*“⁶⁵ gegen die schwachen preußischen Kräfte im Ort auf, während sieben Infanteriebataillone zum Angriff antraten. Endlich griffen die Bayern an!

Vor dieser Übermacht wichen die etwa 200 Preußen sofort zum Schlegelsberg aus. Damit blieb die Lücke in der Vorpostenstellung am Nordosthang des Sinnberges. Ein Zug Chevaulegers versuchte, die zurückgehenden Preußen zu überreiten, scheiterte jedoch im Nüdlinger Bachgrund.⁶⁶ Die Bayern nahmen nahezu kampflos Nüdlingen, in der Mitte stieß das Infanterie-Leib-Regiment bis zum südwestlichen Ortsrand,⁶⁷ rechts drei Infanteriebataillone Richtung Sinnberg,⁶⁸

links das 2. Jägerbataillon auf den Kalvarienberg vor. Dahinter standen Reserven⁶⁹ und die Stellungstruppe ohne Auftrag. General von Steinle drang mit der rechten Angriffsgruppe⁷⁰ durch die Lücke in den Sinnbergwald ein und ging bis an den südlichen Waldrand in Flanke und Rücken der Brigade Wrangel vor. Richtung Friedrichshall – Hausen hatte er eine offene Flanke. Die Batterie Mussinan war mit sechs Zwölfpfündern an den Kirchhof und die reitende Batterie Lepel mit acht Zwölfpfündern nordwestlich Nüdlingens vorgegangen und beschossen den Schlegelsberg und den Nüdlinger Sattel. Von dort erwiderten sechs preußische Zwölfpfünder das Feuer aus ungeschickt gewählter, hastig bezogener Feuerstellung.⁷¹ Sie konnten die bayerische Artillerie beschießen, aber den Talgrund nicht einsehen und somit nicht gegen die angreifende Infanterie wirken. Im Artillerieduell waren sie zahlenmäßig unterlegen. Eine Husarenschwadron hatte links der Straße gegen den Nüdlinger Sattel gedeckt Aufstellung genommen, mit dem Sinnbergwald direkt vor sich und in der linken Flanke.⁷² Die Batterie Schuster und die Halbbatterie Hutten, immerhin zwölf Kanonen, hielten bereits Feuerpause, obwohl die Bayern im Angriff zur Erlangung der Feuerüberlegenheit auf jede Kanone angewiesen waren.

Gegen 17.30 Uhr trat auch die zentrale bayerische Angriffsgruppe auf den Nüdlinger Sattel und den Schlegelsberg an – aber nur drei der zwölf Kompanien des Leib-Regiments.⁷³ „*Alle übrigen Truppen blieben auf dem Schloß- und Kalvarienberge und bei Nüdlingen zurück.*“⁷⁴ Sechzehn von 51 Infanteriekompanien blieben untätig, zwölf hielten Nüdlingen besetzt, und nur 23 blieben noch für den Angriff. Auch zehn von 26 Kanonen beteiligten

sich schon nicht mehr am Artilleriekampf. Obwohl mit etwa 600 Reitern in sechs Eskadronen ausreichend Kavallerie zur Verfügung stand, wurde keine Aufklärung in den Raum Friedrichshall – Hausen angesetzt. General von Steinle musste seine rechte Flanke selbst sichern,⁷⁵ wieder waren drei Infanteriekompanien dem Angriff entzogen. Dreieinhalb weitere sollten folgen, denn das dritte Infanteriebataillon der rechten bayerischen Angriffszange, ging teilweise zum Schutz der rechten Flanke gegen Friedrichshall, teilweise nach Süden hinter den beiden Bataillonen auf die Straße zu vor,⁷⁶ wo drei Kompanien ‚Leiber‘ frontal gegen den Nüdlinger Sattel angriffen.⁷⁷

Noch bevor diese ins Gefecht kamen, eröffneten die Bayern am Südrand des Sinnbergwaldes überraschend das Feuer auf die Truppenteile der Brigade Wrangel im Nüdlinger Becken. Die Husaren galoppierten zurück, überritten und zersprengten drei Kompanien 19er und konnten erst am Kapellenfriedhof wieder gesammelt werden. Auf teilweise nur etwa 200 Meter Entfernung trafen die knapp 28 Gramm schweren Bleigeschosse der bayerischen Podewils-Gewehre unerbittlich die preußische Infanterie, deren Offiziere sich verzweifelt um die Herstellung einer Gefechtsordnung und Feuererwiderung bemühten. Die Bayern erreichten eine hohe Schussfolge und Trefferquote durch den Einsatz mehrerer Soldaten zum Laden der Gewehre, die sie jeweils einem treffsicheren Schützen zureichten. Erschüttert wichen drei preußische Kompanien bis hinter die Ortschaft Winkels zurück und fielen für die weitere Gefechtsführung zunächst aus.

Einzelne Soldaten flüchteten bis Kissingen, wo sie Oberstlieutenant von Boecking mit seinem Halbbataillon veranlassten, nach Winkels abzubiegen.⁷⁸ Zwei Kompa-

nien 55er⁷⁹ verschafften der Batterie Ey-natten II durch einen Gegenstoß etwas Luft, die sechs Zwölfpfünder konnten auf einem Saumpfad auf der Ostseite des Schlegelsberges abfahren, wobei eine Kanone vorübergehend verloren ging. Es folgten unübersichtliche Kämpfe um den Nüdlinger Sattel, den die drei Kompanien ‚Leiber‘ schließlich einnahmen. Die Bayern konnten die Wirkung ihres Feuerüberfalls nicht ausnutzen, weil ihnen zum weiteren Angriff gegen die Zündnadelgewehre die Feuerüberlegenheit fehlte – der Angriff wurde nicht genährt, insbesondere keine Artillerie nach vorne gezogen. *„Auch hier war es den Bayern nicht gelungen, die vorhandenen, starken Kräfte voll einzusetzen und so ging der Angriff an seiner eigenen Zaghaftigkeit ein, ein Vorwurf, der nicht die Truppe, sondern deren Führer trifft.“*⁸⁰

Nur ein Drittel der frischen Kräfte, gerade einmal 16½ Infanteriekompanien, griffen tatsächlich an. Die Bayern nutzten ihre zahlenmäßige Überlegenheit nach glücklicher Überraschung nicht aus. Dadurch wurden Teile von fünf Kompanien 19er nur auf den Schlegelsberg abgedrängt, dessen Kuppe sie zusammen mit dem Zug Riedel hartnäckig behaupteten.⁸¹ General von Wrangel war nicht bis auf den Nüdlinger Sattel gelangt, als der bayerische Feuerüberfall einsetzte. Er befahl Oberstlieutenant von Henning nördlich Winkels eine Auffangstellung zu halten und die Batterie Coester in Feuerstellung nördlich Winkels rechts der Straße. Den Ort selbst ließ er durch drei Züge 15er und das Füsilierbataillon Lippe besetzen. Der General fürchtete zu Recht, den Tagessieg der Division Goeben zu verlieren. Dies hätte eine stoßkräftige, linke bayerische Angriffszange, die jetzt die preußische Auffangstellung in der rechten Flanke gepackt hätte, durchaus bewirken



Abb. 5: Grab des Kommandeurs Füsilierbataillon Lippe, Major Rohdewald, auf dem Kapellenfriedhof.
Photo: Autor.

können. Aber nur zwei Jägerkompanien gingen in diese Richtung vor und beschossen die Preußen im rechten Teil der Aufnahmestellung wenig wirksam in Flanke und Rücken.

Durch einen schneidigen Gegenangriff nach eigenem Entschluss brachte Oberstleutnant von Rex mit seinem Bataillon, durch die Artillerie wirksam unterstützt, auch wenn sie zunächst die eigene Truppe traf,⁸² den bayerischen Angriff über den Sinnberg zum Stehen. Die Lage der Brigade Wrangel stabilisierte sich gegen 19 Uhr. Die Bayern drängten im Zentrum nicht nach. Die Batterie Mussinan stellte das Feuer ein und ging zurück, die vier Sechspfünder der Halbbatterie Hutten standen zwar auf dem Kalvarienberg, konnten aber von dort aus keinen Feuerkampf führen, ohne eigene Truppe zu gefährden.

Die Batterie Lepel hatte Infanteriefeuer erhalten und war zurückgegangen, die Batterie Schuster war abgefahren. Die zahlenmäßig überlegene bayerische Artillerie konnte beim Angriff der Division Stephan am Abend des 10. Juli 1866 nur anfänglich Wirkung erzielen.⁸³ Gegen 19.30 Uhr hatte der bayerische Angriff seinen Kulminationspunkt überschritten, preußische Kräfte am Hundsbrunnen sowie im Raum Haard bedrohten die rechte Flanke, und Munitionsmangel trat ein.

Lieutenant Clemen kam von General von Goeben zurück und meldete seinem Brigadekommandeur, dass er über die beiden Infanteriebataillone bei Friedrichshall verfügen könne, ansonsten aber in starker Stellung jedem Angriff gewachsen sein müsse. Da ließ General von Wrangel kurz entschlossen ‚das Ganze vorgehen‘ blasen.

Das Signal wurde sogleich auf ganzer Breite aufgenommen, die Infanteristen folgten den entrollten Fahnen, die Offiziere vor der Front feuerten ihre Soldaten an, was allerdings Verluste nach sich zog. So fiel neben anderen der Bataillonskommandeur Lippe, Major Rohdewald, hoch zu Ross an der Spitze seines Bataillons.

Auch General von Wrangel stürzte unter sein getroffenes Pferd und blieb benommen liegen. Oberst von Stoltz übernahm das Kommando und „mit begeisterten Jubel und lautem Hurrah“⁸⁴ ging es weiter. Die Preußen warfen am Nüdlinger Sattel die ‚Leiber‘ zurück und befreiten die Verteidiger des Schlegelsberges. Um den Sinnberg wurde härter gekämpft, das zweite Bataillon der 2er griff die Preußen ebenfalls mit ‚Hurra‘ an und brachte sie kurzzeitig zum Stehen. Aber schließlich musste General von Steinle gegen 20 Uhr den Rückzug befehlen. Seine Maßnahme deckte sich mit dem Befehl Prinz Karls, den gegen 20 Uhr die Meldung erreichte, dass auf die Division Hartmann nicht mehr zu rechnen war.⁸⁵

General von Goeben hatte Maßnahmen zum Schutz seiner rechten Flanke gegen das wirksamste gegnerische Handeln, nämlich den Angriff auf die Preußen im Schwächemoment nach Gewässerübergang, ergriffen; und genau das hatte Prinz Karl zeitig befohlen. Sein Befehl war auch rechtzeitig bei dem 71-jährigen General von Hartmann eingegangen, hatte allerdings nicht die wünschenswerte Klarheit und zwei divergierende Teilaufträge: die 4. Division sollte auf Euerdorf vorrücken und „so rasch und so stark als möglich gegen Kissingen détachiren“.⁸⁶ General von Hartmann setzte schwache Truppen auf Euerdorf an⁸⁷ und rückte mit starken Kräften⁸⁸ auf Kissingen vor. Er ließ sich dabei Zeit, die er nicht hatte, denn das Kräftever-

hältnis im Raum Kissingen verschob sich laufend zu Gunsten der Preußen. Gegen 15 Uhr erreichte ihn die Meldung, Euerdorf sei feindbesetzt und von Kissingen gehe preußische Infanterie in seine Richtung vor.⁸⁹ Daraufhin rief er General Cella zurück und stellte sein Vorrücken auf Kissingen ein, keine fünf Kilometer vor dem Kurort, der Gefechtslärm war deutlich zu hören. Dann erreichten ihn zwei sich widersprechende Befehle, und obwohl er erkennen musste, dass der mündliche direkt vom Oberkommandierenden erneut das Eingreifen bei Kissingen forderte, blieb General von Hartmann untätig.

Er schickte lediglich Meldung nach Münnerstadt, dass er in die Stellung Poppenhausen einrücke, ansonsten aber die Division nach dem ununterbrochenen Hin- und Hermarschieren des Tages nunmehr stark ermüdet sei und sich an den Operationen des Tages nicht mehr beteiligen könne.⁹⁰ Am frühen Nachmittag hätte die Division Hartmann die Preußen in die Saale werfen können. „Ohne Zweifel wäre Goeben in eine schwierige Lage geraten, wenn die Division Hartmann in seine Südflanke gestoßen wäre, wie es Prinz Carl beabsichtigt hatte.“⁹¹ So aber beteiligte sich eine intakte bayerische Infanteriedivision nicht am Gefecht, 32 Kanonen der Reserve-Artillerie teilten dieses Schicksal.⁹² Zu den Gründen für das Versagen zählen fehlende Kriegs- und mangelnde Führungserfahrung aufgrund eingesparter Großübungen im Frieden ebenso wie die grundlegende Änderung der Operationsabsicht Prinz Karls im laufenden Gefecht, die nicht eindeutig in Befehle umgesetzt und zügig übermittelt wurde,⁹³ sowie die Aufteilung des Oberkommandos an drei Orten.

Die Preußen setzten wieder Vorposten auf dem halbrunden Höhenzug ein⁹⁴ und ließen die Bayern im Schutze der Nacht

und einer Nachhut nach Osten abziehen, gegen 21 Uhr verstummte das Feuer im Raum Nüdlingen.⁹⁵ Die bayerische Armee sammelte sich im Raum Schweinfurt, die Preußen änderten ihre Operationsrichtung und marschierten nach Frankfurt am Main.

Die Bayern hatten bei Kissingen, Friedrichshall, Hausen und Aschach Verluste von 52 Offizieren, 1.205 Unteroffizieren und Mannschaften, ferner 107 Pferde und eine Kanone. Davon waren 565 Mann vermisst, überwiegend gefangen. Die Preußen beklagten im gleichen Raum Ausfälle von 36 Offizieren, 865 Unteroffiziere und Mannschaften sowie 26 Pferde.⁹⁶ Davon galten 58 Mann als vermisst, überwiegend gefangen. Auf die 19er entfielen Verluste von zehn Offizieren, 303 Unteroffiziere und Mannschaften. Nach 14% Verlustquote an einem Gefechtstag standen die 19er im weiteren Feldzug nur noch in Reserve.⁹⁷ Viele Verwundete starben später an den Folgen der Verwundung oder deren Versorgung. *„Für beide Teile war das Gefecht von Kissingen das verlustreichste des Mainfeldzuges.“*⁹⁸

Winkels war von den Bayern geräumt und von den Preußen nicht beschossen worden, aber als seine Bewohner vermutlich am späten Abend zurückkehrten, fanden sie ihre Häuser voller Verwundeter und Einquartierter. Die vorhandenen Nahrungsmittel dürften das Biwak der Brigade Wrangel nicht überlebt haben, zudem fiel die gesamte Ernte rund um den Ort aus, tausende Soldatenfüße und zahlreiche Pferdehufe hatten alles niederge trampelt.

Weniger gut kam der größere Ort Nüdlingen davon: durch den preußischen Artilleriebeschuss gab es kleinere Brände, und auch die bayerische Artillerie schoss zu Beginn des Angriffes der Division Stephan



Abb. 6: Bayerisches Soldatengrab am Sinnberg, zum 10. Juli wie jedes Jahr geschmückt.

Photo: Autor.

in den Ort, aber *„nur einige Häuser waren durch Volltreffer beschädigt. Durch Gewehrfeuer waren an den meisten Dächern die Ziegel zerschossen.“*⁹⁹ Heute noch werden im alten Gebälk Infanteriegeschosse gefunden, stille Zeugen der Kämpfe um die Ortschaft. Mit dem endgültigen Rückzug der Bayern lag Nüdlingen im Niemandsland, als viele seiner Bewohner aus ihren Waldverstecken südlich des Ortes und den Nachbarortschaften zurückkehrten. Sie fanden alle Vorräte aufgezehrt, die Kirche, das Pfarrhaus und das Gasthaus ‚Stern‘ mit etwa 300 Verwundeten belegt, zudem waren Gefallene zu bestatten. *„Die große Julihitze erzwang die Bestattung der Gefallenen*

*an Ort und Stelle, ein Umstand, der die vielen Soldatengräber im Kissinger Becken aus dieser Zeit erklärt.*¹⁰⁰

Am „11. Juli früh gegen 3 Uhr“ floh bis auf den Pfarrer Michael Erhard die ganze Bevölkerung vor der Drohung der Preußen, den Ort zusammen zu schießen und zu plündern, falls es noch Widerstand gäbe. Da das nicht eintraf, wurde damals die Madonnenstatue in der Ortsmitte als Dank für die Verschonung vor völliger Zerstörung errichtet. Von der Ernte konnten die Bauern kaum etwas retten, der Schaden wurde auf 4.500 Gulden beziffert. Für einen Gulden bekam man damals fast elf Maß Bier zu 1.07 Litern. Von 36 Nüdlinger Kriegsteilnehmern blieben fünf im Felde.¹⁰¹

Im ersten Abschnitt des Mainfeldzuges – von Eisenach am 1. Juli 1866 bis zum Rechtsabmarsch der preußischen Main-Armee auf Frankfurt am Main ab 11. Juli 1866 – waren die Gefechte um die Saale-Linie am 10. Juli 1866 bei Hammelburg und im Raum Kissingen die ernsthaftesten und bedeutendsten Kampfhandlungen. Trotz überraschend günstiger Lageentwicklung konnten die Bayern im Raum Kissingen die Masse ihrer Armee gegen nur wenig mehr als ein Drittel der preußischen Main-Armee nicht erfolgreich zum Einsatz bringen. Auf die fehlende Kenntnis der kurzfristigen Änderung der Operationsabsicht werden sich dabei nur wenige bayerische Kommandeure berufen können, mangelndes taktisches Verständnis und vor allem fehlende Initiative muss sich dagegen die Masse der bayerischen Kommandeure aller Führungsebenen vorwerfen lassen. Unterlegene Aufklärungs-, Marsch- und Führungsleistung sowie unterschiedliche Ansichten zur Gefechtsführung kamen hinzu. Feldmarschall Prinz Karl „war per-

*sönlich furchtlos und tapfer und hielt sich dauernd in der Front auf; gerade aber dadurch verlor der den Überblick und ließ sich von Augenblickseindrücken leiten, von denen ein Oberbefehlshaber sich freihalten sollte.*¹⁰² Auch darf angenommen werden, dass „die fatale Vorliebe der bayerischen Truppenführer für Abstellung von Kräften nach bedeutungslosen Abschnitten und ihre Unfähigkeit, die Kräfte am entscheidenden Punkt zu konzentrieren, die Niederlage in hohem Maße mitverschuldet haben.“¹⁰³

Schnelles, initiatives und durchschlagskräftiges Handeln zeigten die Bayern nirgends. Die Preußen klärten zwar auch mangelhaft auf, marschierten aber schneller, führten beweglich und zupackend, hatten allerdings auch einen klaren Gefechtszweck und eiferten überdies den Siegern von Königgrätz nach. Der häufig angeführte Feuerhagel der preußischen Hinterlader kann nur in taktischen Ausnahmefällen als Entschuldigung gelten, wie der preußische Munitionsverbrauch belegt.¹⁰⁴ Dagegen gelang es den Bayern nicht, die eigene, zahlenmäßig überlegene Artillerie zum Ausgleich der Feuerüberlegenheit der Zündnadelgewehre einzusetzen. Nur die Änderung der preußischen Operationsrichtung bewahrte sie vor umgehenden, weiteren Niederlagen. Aber auch die folgenden Abschnitte des Mainfeldzuges bis Kriegsende brachten keine Gefechtserfolge. Die Süddeutschen von 1866 konnten gegen die Preußen ebenso wenig gewinnen, wie dies die Preußen von 1806 gegen die Franzosen vermocht hatten. Allzu oft und gerne hatten die kleineren Mitglieder des Bündnisses der Führungsmacht die Regelung kriegsrechtlicher Angelegenheiten überlassen und zusammen mit chronischer Unterfinanzierung der Armee eine allgemein mangelnde Kriegsbereitschaft herbeigeführt.¹⁰⁵

Gerald Dörfel ist Diplom-Vermessungsingenieur und aktiver Stabsoffizier der Bundeswehr. Er beschäftigt sich über das dienstliche Interesse hinaus auch privat seit langem mit der Militär- und Kriegsgeschichte. Derzeitiger Schwerpunkt ist der Deutsche Krieg von 1866 vor dem Hintergrund des 150. Jubiläumjahres 2016, besonders in Form der Mitarbeit in überregionalen und regionalen Arbeitskreisen. Seine Anschrift lautet: Bonhoefferstraße 43, 97078 Würzburg, E-Mail: charlie.doerfel@gmx.de.

Anmerkungen:

- 1 Besonderer Dank gilt Herrn Oberstleutnant a.D. Jürgen Bereiter aus Nüdlingen, der den Untertitel „Die Preußen in Bayern“ ersann u. durch Denkanstöße, Hinweise u. sein militärisch fundiertes Urteil stets wertvoll unterstützte.
- 2 Fontane, Theodor: Der deutsche Krieg von 1866. Der Feldzug in West- u. Mitteldeutschland. Berlin 1871. Nachdruck 1979; Augenzeugenbericht, S. 134.
- 3 Improvisierter Großverband, rd. 50.000 Mann [M.], der unter dem 69-jährigen General der Infanterie Eduard Vogel von Falckenstein ab 2. Juli 1866 Richtung Main operierte u. die 13. Infanteriedivision [InfDiv] unter Generallieutenant August von Goeben sowie die beiden kombinierten Divisionen [Div] des Generalmajors von Beyer u. Generallieutenants Edwin Freiherr von Manteuffel umfasste. Truppenteile [TrTle] werden durch den Namen ihres Kommandeurs, z.B. ‚Div Goeben‘ oder ihre Herkunft, z.B. ‚Füsilierbataillon [FüsBtl] Lippe‘ bezeichnet. Alle Angaben zur Stärke sind gerundet.
- 4 13. InfDiv mit 3 Brigaden: Avantgarde 25. InfBrig/Generalmajor von Kummer (westfälisches [westf.] Infanterieregiment [InfRgt] Nr. 13 u. 53, je eine 4- u. 6pfündige Artilleriebatterie [ArtBtrr] sowie 4 Schwadronen [Schwdr]/1. westf. Husarenregiment [HusRgt] Nr. 8, davon 1. Schwdr u. I. Bataillon [Btl]/InfRgt 13 zum Schutz rechte Flanke u. Verbindunghalten mit Div Beyer auf Euerdorf angesetzt). ‚Gros‘ 26. InfBrig/Generalmajor Freiherr von Wrangel (westf. InfRgt Nr. 15 u. 55, verstärkt durch FüsBtl des mit Preußen verbündeten Fürstentums Lippe-Detmold (4 Kompanien [Kp]/940 M.) sowie je einer 4- u. 12Pfänder-Btrr u. 3 HusSchwdr. 2. Schwdr/HusRgt 8 mit II. u. III. Btl/InfRgt 15/Oberst [O] Freiherr von der Goltz zum Schutz der linken Flanke u. Verbindunghalten mit Div Manteuffel eingesetzt). Reserve 13. KavBrig/Generalmajor von Treskow (westf. Kürassierregiment [KürRgt] Nr. 4/4 Schwdr. 2. Posensches [pos] InfRgt Nr. 19 u. reitende Btrr Metting/6 12Pfd. Westf. InfBtl am 10.07.1866 je 880, pos. je 750 M. in je 4 InfKp. KavSchwdr ca. 140 Reiter [R.]. Goeben, August Karl von: Aus dem Feldzuge des Jahres 1866. Bd. 1: Das Treffen bei Kissingen. Darmstadt–Leipzig 1868, S. 7. Div Goeben gesamt 16 InfBtl, 9 Esk Kav u. 31 Kanonen [Kan] in 5 Btrr (Btrr Coester + 1 erbeutete Kan), rd. 16.900 Mann.
- 5 Zunächst war nur eine zeitlich begrenzte Verteidigung an der Saale zum Flankenschutz der nach Süden in die Stellung Poppenhausen marschierenden Armee beabsichtigt. Frauenholz, Eugen: Die Heerführung des Feldmarschalls Prinzen Carl von Bayern im Feldzuge 1866. München 1925, S.57f. u. Anl. IX.1., S. 186ff.
- 6 Bayer. Feldarmee, zugleich VII. Bundeskorps, bestand aus 1. InfDiv/Generalmajor Stephan, 2. InfDiv/Generallieutenant von Feder, 3. InfDiv/Generallieutenant Oscar Freiherr von Zoller, 4. InfDiv/Generallieutenant Ritter von Hartmann, ‚Reserve-Cavallerie-Corps‘ [ResCavCorps], ‚Reserve-Artillerie‘ [ResArt], Pionier- u. Logistik-TrTle, Feldtelegraphenabteilung. Gesamt 45.000 M. in 46 Inf- bzw. JägerBtl [JgBtl]/38.000 Infanteristen, 44 Eskadronen [Esk] Kav/4.400 R. u. 18 ArtBtrr/136 Kan. Vier reitArtBtrr zu je 6, 8 ArtBtrr zu je 8 glatten, 12-pfdg Vorderladern u. 6 ArtBtrr zu je 8 gezogenen, 6-pfdg Hinterladern. Zusammen 88 bronzene 12Pfd mit 1.680, ausnahmsweise 2.300 m Höchstschussweite aus bayer. Produktion sowie 46 gussstählerne 6Pfd C61 mit 3.800 m Höchstschußweite aus preuß. Produktion. Durch selbständigen Einsatz von ArtZügen zu zwei Kan entstanden z.B. ‚Halbbatterien‘. Kav 4 Esk/ca. 100 R. je KavRgt, 7 KavRgt im ResCavCorps.
- 7 Bayer. InfDiv zu 10 Inf- u. 4 JgBtl, 1 KavRgt/4 Esk u. 2 Btrr/knapp 12.500 M., davon rd. 10.000 Infanteristen, 400 R. u. 16 Kan (je 8 6-

- u. 12Pfdr). InfBtl je 2 Schützen-[Schtz-] u. 4 InfKp/je 150, Btl 900 M. JgBtl/600 M./4 JgKp.
- 8 Beim Saale-Übergang waren nur schwache Kräfte auf die Bodenlaube vorgegangen, behaupteten diese, warfen 6. JgBtl u. 1½ Schtz-Kp/InfRgt 9 aus Würzburg vom Stationsberg u. hielten ihn gegen 7. JgBtl/2.Div, dessen Kommandeur, Major Philipp Graf von Ysenburg-Philippseich, fiel.
 - 9 Abschnitt Kissingen 3 InfBtl u. 2 InfKp (II. u. III.Btl/InfRgt 15, III.Btl/11, 7. u. 8.Kp/II./11)/5.InfBrig/Generalmajor von Ribaupierre, verstärkt durch 3 InfBtl/4.Div (6. JgBtl, III.Btl/9 u. III.Btl/4) u. 3 InfBtl/2.Div (7.JgBtl, I. u. II.Btl/12) sowie Abschnitt nordostwärts Kissingen 3 InfBtl/5.InfBrig (I.Btl/InfRgt 15, II.Btl/11 ohne 7. u. 8.Kp, 5.JgBtl)/Generalmajor Graf von Pappenheim, verstärkt durch 3 InfBtl/2.Div (3.JgBtl, I. u. III.Btl/InfRgt 10)/Generalmajor von Hanser. 4 KavRgt mit 15 Esk (2.ChvlRgt/3.Div, 3.Ulanen-Rgt u. 5.Chvl-Rgt/2.leiKavBrig, 4.ChvlRgt/2.Div ohne 2.Esk). 5 ArtBtr: Redenbacher/ArtRes/8 6Pfdr, Btrr Schuster/3.Div/8 12Pfdr, reitBtr Hellengradt/ArtRes/6 12Pfdr, Btrr Girtl/ArtRes/8 6Pfdr, ¼ Btrr Kirchhoffer/2.Div/2 12Pfdr, ¾ Btrr Zeller/2.Div/6 6Pfdr, zus. 16 12- u. 22 6Pfdr.
 - 10 I. u. II.Btl/InfRgt 7, 2.Esk/4.ChvlRgt, ¼ Btrr Zeller/2.Div/2 6Pfdr/O von Schleich in Bischofsheim a.d. Rhön, ½ Btrr Kirchhoffer/2.Div/4 12Pfdr auf dem Marsch zur Div, 4.JgBtl u. ¼ Btrr Mussinan/1. Div/2 12Pfdr in Neustadt a.d. Saale, I. u. II.Btl/3 u. ¼ Btrr Kirchhoffer/2.Div/2 12Pfdr in Steinach.
 - 11 Btrr Minges, Mehler, Gramich u. Cöster/ArtRes/je 8 12Pfdr, verstärkte reitBtr Lepel/ArtRes/6+2 12Pfdr.
 - 12 I.Btl/InfRgt 15, I.Btl/55 u. FüsBtl Lippe/Brig Wrangel sowie II.Btl/53/Brig Kummer.
 - 13 Beim Flussübergang u. im Ortskampf bis auf Gruppen-Ebene zersplitterte Kräfte, insgesamt etwa 10 InfKp aus 4 InfBtl.
 - 14 Brig Wrangel II. u. III.Btl/InfRgt 55, Brig Kummer I. u.III. Btl/53, II. u. III.Btl/13, Brig Treskow I.- III.Btl/19, KürRgt 4/560 R. u. reitBtr Metting/6 12Pfdr. 4 von 5 ArtBtr, 25 Kanonen: Btrr Weigelt/6 4Pfdr u. Btrr Eynatten I/6 6Pfdr am Südhang Staffelsberg, Btrr Coester/7 4Pfdr bzw. Btrr Eynatten II/6 12Pfdr am Nord- bzw. Südhang Altenberg, alle auf dem Westufer. Die weite Schussentfernung ergab eine große Längsstreuung der Granaten, nur sehr großer Munitionseinsatz brachte Wirkung. Der aufgeweichte Boden ‚verschluckte‘ viele Splitter, soweit die Aufschlagzünder überhaupt ansprachen. Die 12Pfdr konnten sich mangels Reichweite gar nicht beteiligen. Bei der Main-Armee herrschte Artilleriemunitionsmangel, so kam das Artillerieduell zum Erliegen.
 - 15 Sinnberg-Nüdlinger Sattel-Osterberg-Linnenberg-Stationsberg nach heutigen Bezeichnungen. Damals zusätzlich Nordteil Osterberg ‚Schlegelsberg‘, Höhe 358,1 m u. südlich Winkels ‚Winterleite‘, Höhe 355,6 m.
 - 16 III. Btl/InfRgt 9 aus Würzburg, III.Btl/11, I.Btl/12, II. u. III.Btl/15, 6. u. 7.JgBtl. 4 Kp aufgerufen: VI.SchtzKp/ III./InfRgt 11, III. Schtz- u. 5.Kp/II./15, 11.Kp/III./15. 6 Kp erschüttert mit schweren Verlusten: 11. u. 12. Kp/III./9, 10. u. 12.Kp/III./11, 10. u. 12. Kp/III./15.
 - 17 Btrr Redenbacher/8 u. ¾ Btrr Zeller/6 6Pfdr sowie ¼ Btrr Schuster/2 12Pfdr. Esk Egloffstein/4.Chvl-Rgt/ca. 100 R. u. 2 Esk/5.ChvlRgt/2.leiKavBrig/ca. 170 R.
 - 18 Den Abschnitt nördlich Kissingen konnte er nach wie vor nicht einsehen. Truppen 2.Div wurden ohne Anpassung der Führungsorganisation zusätzlich unterstellt, die Führungskapazität 2.Div nicht genutzt.
 - 19 9.Kp/Hauptmann Thoma, 10. Kp/Hptm v. Ausin u. 1 Zug V.SchtzKp/III./InfRgt 9/Oberleutnant [Olt] Reis. Käufer: Geschichte des königlich bayerischen 9. Infanterie-Regiments Wrede. Würzburg 1895, S. 79. „15. Regiment“ falsch bei Fontane: Der Deutsche Krieg (wie Anm. 2), S. 114.
 - 20 Der Friedhof war damals kleiner als heute, das Haupttor zur Stadt verbarrikadiert, zur Nüdlinger Straße ein Seitentor, einen Notausgang in die ostwärtige Mauer zu brechen, wurde versäumt. Ebd., S. 79.
 - 21 Er fand seine letzte Ruhe auf dem Kapellenfriedhof.
 - 22 Kopp, Walter: Das Gefecht von Bad Kissingen am 10. Juli 1866. Veitshöchheim 1968, S. 20.
 - 23 Hoenig, Fritz: Die Entscheidungskämpfe des Mainfeldzuges an der Fränkischen Saale. Berlin 1895, S. 129.
 - 24 Zwischen 14.15 u. 14.45 Uhr schickte Prinz Karl nochmals Befehl an 4. Div „alle dispo-

- niblen Kräfte gegen Kissingen vorrücken zu lassen.*“ Ebd., S. 134.
- 25 I.Btl/InfRgt 55 wurde beim Saale-Übergang zerrissen, je ein HalbBtl/Oberstleutnant [OTL] von Boecking u. Hptm von Below gingen nacheinander in den Ortskampf, bei dem HalbBtl Boecking weiter zersplittert wurde, HalbBtl Below durch Anschluss von Kräften auf fast 700 M. aufwuchs. Blomberg, Freiherr von Leszczynski, von: Geschichte des 6. Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 55. Detmold 1877, S. 191–214. Tagesverluste 81 von 880 M., Munitionstagesverbrauch 5.490, keine 7 Schuss/M. Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 23), Anlage V u. VI.
- 26 II. u. III.Btl/InfRgt 13 zu je rd. 880 M.
- 27 FüsBtl Lippe wurde beim Flussübergang geteilt u. zersplitterte im Ortskampf weiter. Schwache Teile waren auf Bodenlaube u. Stationsberg vorgegangen u. stießen erst am Abend wieder zum Btl. Mit Hilfe eines Weinfasses gelang das Sammeln der Masse unter Hptm Kellner. Major Rohdewald sammelte noch versprengte Teile u. schloss sich mit mehr als 100 M. Hptm Below an. Tagesverluste 46 von 940 M., darunter der BtlKdr. Hölzermann, L.: Der Anteil des Bataillons Lippe an dem Feldzuge der Main-Armee im Sommer 1866. Detmold 1866, S. 1–39. Munitionstagesverbrauch 8.450, keine 10 Schuss/M. Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 23), Anlage VI.
- 28 I.Btl/InfRgt 15/Major von Kaweczynski trug die Hauptlast des Kampfes um den Saale-Übergang u. wurde dabei aufgesplittert. Schwache Teile blieben auf dem Westufer, Masse ging über u. griff den Kurort an, davon gingen schwache Teile mit Teilen FüsBtl Lippe auf Bodenlaube u. Stationsberg vor u. fochten dort überraschend erfolgreich, darunter Lieutenant [Lt] von Riedel mit seinem Zug. Masse des Btl nahm den Kurort, Abteilungen vom Westufer gingen über den Badhaussteg u. wurden zur Abriegelung der ostwärtigen Ortsausgänge eingesetzt, schlossen sich später HalbBtl Below an u. kamen erst spät wieder zum Btl. Andere Teile beteiligten sich an der Einnahme Kapellenfriedhof, während die Masse im Kurort sammelte, etwas ruhte, sich mit „Wein und Bier aus den Häusern“ erfrischte u. 209 Gefangene einbrachten. Im Vorstoß auf Winkels bogen die vielleicht 680 M. vor der Abzweigung des Weges nach Winkels rechts zur südlichen
- Umfassung der Winterleite ab. Krieg, von: Kriegs-Tagebuch des 2. Westfälischen Infanterie-Regiments Nr.15. Minden 1867, S. 43ff. u. 62. Tagesverluste: 83 von 880 M. Munitionstagesverbrauch 15.080, keine 20 Schuss/M. Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 23), Anlage VI.
- 29 II. u. III.Btl/InfRgt 55.
- 30 4 Kp von I.Btl/InfRgt 12/2.Div in u. bei den Weinbergen, rd. 550 M. Bttr Redenbacher u. $\frac{3}{4}$ Bttr Zeller mit 14 6Pfdr zwischen Weinbergen u. Winkels, etwas weiter ostwärts 2 12Pfdr OLT Gößner/Bttr Schuster. Esk Egloffstein mit weniger als 100 R. zwischen den Bttr u. Weinbergen. II.Btl/15 ohne III.Schtz- u. 5.Kp, rd. 600 M., von den Weinbergen hangabwärts bis nördlich der Straße nach Nüdlingen, südlich davon III.Btl/15, vielleicht noch 700 M. 3. u. 4.Kp/I./12/2.Div im Zwischenraum zur Winterleite hin, ca. 250 M. Daran anschließend 6. JgBtl/4.Div u. 7.JgBtl/2.Div, jeweils rd. 550 M., bis auf den bewaldeten Rücken der Winterleite hinauf. In 2. Linie südlich der Straße III.Btl/9/4.Div, nicht mehr als 700 M. u. III.Btl/11 (mit starken Verlusten u. V.Schtz-Kp in Euerdorf, mit 7. u. 8.Kp/II./11), vielleicht 700 M. 2 Esk/5.ChvlRgt, rd. 170 R., im Raum Winkels. III.Btl/InfRgt 4/4.Div in Nüdlingen/770 M., II.Btl/12 auf dem Marsch dorthin/800 M.
- 31 InfRgt 19 griff an mit 5 Kp in KpKolonnen vorne nebeneinander, jeweils mit entwickeltem Schützenzug voraus, die beiden Züge geschlossen dahinter. Im zweiten Treffen ebenfalls 5 KpKolonnen, dahinter 2 Kp Reserve. Btl rd. 750, Kp 185, Züge 60 M. stark.
- 32 Der Angriff InfRgt 19 war wohl sehr eindrucksvoll, allerdings kostete die Feuertaufe 1 Offz u. 90 M. Verluste.
- 33 Abteilung zum Schutz der linken Flanke/O Freiherr von der Goltz mit II. u. III.Btl/InfRgt 15 u. 2. Schwdr/HusRgt 8/rd. 1.760 M. u. 140 R., erhielt gegen 10.15 Uhr ca. 3 km nördlich Kissingen Feuer von 5.JgBtl/rd. 630 M. in der Oberen Saline u. 4 12Pfdr OLT Zu-Rhein/Bttr Schuster, auf der Wasserbehälterhöhe. Es entwickelte sich ein Feuergefecht über das deckungslose Saaletal, die beiden Saale-Brücken waren abgetragen, an einen Übergang zunächst nicht zu denken. General von Manteuffel, 11.30 Uhr vor Ort, setzte die Avantgarde seiner Div weiter nördlich auf Hau-

- sen an u. verstärkte Abteilung Goltz durch 2 4Pfd u. 30 Dragoner. Es konnte nur eine Kan eingesetzt werden, die mit 7 Schuss 6 bayerische Esk zum Ausweichen an den Hinterhang brachte, bevor sie Infanteriefeuer in Deckung zwang. Gegen 13 Uhr beschossen die Preußen bayer. Infanterie, die auf dem Ostufer der Saale nach Süden marschierte. General von Hanse hatte 3.JgBtl/2.Div, rd. 650 M. im Raum Hausen-Großenbrach eingesetzt u. Btrt Grl u. Hellingradt /ResArt/8 6- u. 6 12Pfd in Feuerstellung befohlen, ¼ Btrt Kirchhoffer/2 12Pfd im Raum Hundsbrunnen/Haard belassen. Mit I. u. III.Btl/InfRgt 10, ohne 1. Zug/3. Kp u. I.SchtzKp/I./InfRgt 10 zur ArtBeckung knapp 1.500 M., marschierte er quer zum Feind nach Süden zur Unterstützung General von Zoller. Erst nach der Räumung des Ostufers gelang den Preußen ca. 14.30 Uhr der Flussübergang. Munitionstagesverbrauch zweier Btl 15er 7.668, nicht einmal 5 Schuss/M. Verstärkte Avantgarde Div Manteuffel beschoss aus 10 Kan bayer. Infanterie auf dem Marsch nach Süden u. bayer. Artillerie ostwärts Hausen, die das Feuer aus 12 Rohren erwiderte. Vom preuß. Feuer gefasst, wichen die beiden Btl aus u. sammelten am Hinterhang nahe der 6 Esk/2.leiKavBrig. Dauer, Joseph: Das königlich Bayerische 10. Infanterieregiment. Ingolstadt 1906, S. 471f.
- 34 In Nüdlingen kam Btrt Schuster wieder auf 8 12Pfd, 2 davon wären fast verloren gegangen. Brennfleck, Joseph: Das königlich bayerische 2. Feldartillerie-Regiment Horn. München 1939, S. 98. *„Die Bayern wichen auf allen Punkten, bis sie den auf dem Kamme der Höhen befindlichen Waldsaume erreichten. Hier machten sie einen Augenblick Halt und richteten [...] ein mörderisches Feuer auf die anrückenden Kolonnen.“* Hölzermann: Anteil Bataillons Lippe (wie Anm. 27), S. 35. Zudem war ½ Btrt Kirchhoffer aus Bischofsheim zurück, ihrer 2.Div gefolgt u. jenseits der Passhöhe in Feuerstellung gegangen. Zwar zu spät, aber ein Beispiel für Initiative im Gefecht. Leeb, Wilhelm: Das Kgl. Bayerische 4. Feldartillerie-Regiment. Augsburg 1937, S. 28.
- 35 I.Btl/InfRgt 15/Major von Kaweczynski hatte Winterleite genommen, 3.Kp beteiligte sich an der Wegnahme von Winkels u. blieb dort. Zug Riedel schloss sich ihr, vom Stationsberg kommend, an.
- 36 General von Treskow mit KürRgt 4/560 R. u. reitBtr Metting auf dem Ostufer gegen Friedrichshall u. nach Osten auf den Sinnberg-Abhang HusRgt Nr.8/4 Schwdr/560 R., gefolgt von II. u. III.Btl/InfRgt 13. 2.Schwdr/HusRgt 8 war vom Kaskadental über Kissingen gegen 15 Uhr zu ihrem Rgt gestoßen, dass *„Stellung auf den jenseitigen Höhen nahm“*. N.N.: Geschichte des 1. Westfälischen Husaren-Regiments Nr. 8. Berlin 1882, S. 55. Die Kürassiere wurden von Artillerie aus Nüdlingen beschossen, reitBtr Metting erwiderte das Feuer. General von Treskow erbeutete in kühner Attacke einige bayer. Brotwagen vom InfRgt 10.
- 37 Div Hartmann im Raum Pferdsdorf-Oerlenbach u. ½ ResArt (4 Btrt zu je 8 12Pfd) bei der Schwarzen Pfütze. Nach Abstellungen noch 9 InfBtl, 4 Esk Kav u. 6 Btrt/rd. 9.000 M., 400 R. u. 48 Kan, dabei 8 6Pfd.
- 38 III.Btl/InfRgt 10 nahm die ausweichenden TrTle am nördlichen Sinnbergabhang auf, mit V.SchtzKp/III./10 zum Schutz der linken Flanke im Sinnbergwald. I.Btl/10 wich mit 3.JgBtl aus u. rückte gegen 15 Uhr *„beim Regiment in die Stellung westlich Nüdlingen ein“*. Da stand V.SchtzKp/III./10 *„bereits im lebhaften Feuergefecht am Südrand des Sinnbergwaldes.“* 2.leiKavBrig wich frühzeitig aus, InfRgt 10 zog seine Stellung näher an Nüdlingen heran. *„Hauptmann von Lacher mit seiner 5. Schützen-Kompanie deckte allein diesen Abmarsch, indem er zunächst im Walde dem Gegner längeren Aufenthalt bereitete; dann zog er sich fortwährend feuernd langsam gegen den Osthang des Sinnberges zurück, wurde hier von der 6. Schützen-Kompanie, die links von ihm eingriff, verstärkt und leistete erneut zähen Widerstand, bis ihn bei Nüdlingen die 12. Kompanie aufnahm. Als das 10. Regiment bei Nüdlingen eintraf, mochte es etwa 4 Uhr sein.“* Dauer: 10.Infanterieregiment (wie Anm. 33), S. 473.
- 39 Nur I. u. III.Btl/InfRgt 10, Esk Faulhaber/4. ChvlRgt verblieben in Nüdlingen, 3.JgBtl, II.Btl/11, 5.JgBtl, Btrt Hellingradt, Grl u. ½ Btrt Zu-Rhein sowie eine Esk/4. ChvlRgt marschierten ab.
- 40 ¼ Btrt Kirchhoffer/2 12Pfd stieß in Haard wie III.Btl/7, ca. 550 Mann, (ohne V.SchtzKp Stabschwache u. 12.Kp Sicherung Munitionsreserve) dazu. Götz, Martin/Bergmann, Werner: Geschichte des Kgl. Bayer. 7. Infanterieregiments Prinz Leopold von Bayern, 1866–1869.

- Kirchenlamitz 1994, S. 34. 2 Esk/4.ChvlRgt 4/2.Div/200 R., ½ Esk/2.ChvlRgt/3.Div/50 R. sowie 2 Esk/5.ChvlRgt/160 R. u. 4 Esk/3. UlanenRgt/ rd. 300 R./2.leiKavBrig, zus. gut 700 R. 2 Esk/5.ChvlRgt/160 R. nach Winkels détachiert.
- 41 Kunz, Hermann: Der Feldzug der Main-Armee im Jahre 1866. Berlin 1890, S. 101.
- 42 I.Btl/InfRgt 15, rd. 825 M./Major von Moor, verstärkt durch III.Btl/8, rd. 850 M./Major Ritter von Reichert u. ½ Btrr Hutten/4 6Pfdr von I.Div.
- 43 Was nur unter erheblichen Verlusten gelang. Die Masse zog nach Norden ab, bevor III. Btl/InfRgt 25/OTL von Cranach erschien. I.SchtzKp/15 in Großenbrach erhielt den Befehl zum Ausweichen zu spät, stieß mitten im Ort auf den Feind u. verlor 41 M., die Preußen hatten 2 Verwundete.
- 44 I. u. II.Btl/InfRgt 7, ¼ Btrr Zeller/2 6Pfdr, 2. Esk/4.ChvlRgt. Aufnahmekräfte Neustadt a.d. Saale: 4.JgBtl u. ¼ Btrr Mussinan/2 12Pfdr von I.Div.
- 45 I.Btl/InfRgt 15 u. III.Btl/8, ½ Btrr Hutten/4 6Pfdr, I. u. II.Btl/3 u. ¼ Btrr Kirchhoffer/2 12Pfdr, I. u. II.Btl/7, ¼ Btrr Zeller/2 6Pfdr, 2. Esk/4.Chvl-Rgt, 4.JgBtl u. ¼ Btrr Mussinan/2 12Pfdr.
- 46 Goeben: Treffen bei Kissingen (wie Anm. 4), S. 28. InfRgt 53 DivRes. III.Btl/13 u. 4. Schwdr/HusRgt 8 sollten auf der Straße nach Schweinfurt möglichst weit vorgehen, II.Btl/13 Unterstützung. I.Btl/55 auf Reiterswiesen.
- 47 III.Btl/InfRgt 4/4.Div, knapp 770 M., erhielt am 9. Juli 1866 in Nüdlingen „vom Kommando der 3. Division den Befehl, in einer geeigneten Stellung so lange zu verweilen, bis eine andere Abteilung ablösen oder ein Gegenbefehl eintreffen würde.“ Bezzel, Oskar: Das K.B. 4. Infanterie-Regiment. München 1906, S. 342.
- 48 6. u. 7.JgBtl/je 550 M., III.Btl/bayer.InfRgt 15/625 M., III.Btl/11 ohne VI.SchtzKp in Euerdorf, mit 7. u. 8. Kp/II./11 vielleicht 820 M., I. u. II.Btl/12 /730 u. 790 M., frisches III. Btl/4/4. Div/770 M., zus. 4.835 M., Esk Faulhaber u. Egloffstein/4.ChvlRgt, ½ Btrr Kirchhoffer/4 12 Pfdr.
- 49 7.JgBtl, III.Btl/bayer.15er u. III.Btl/11.
- 50 I. u. III.Btl/InfRgt 10/ca. 835 u. 800 M.
- 51 I.Btl/preuß. InfRgt 15/Major Kaweczynski, vielleicht 500 M, hatte den Halte-Befehl ebenfalls nicht erhalten u. war südlich um den Osterberg herum durch den Wiesengrund auf Nüdlingen vorgegangen.
- 52 Südlich der 12Pfdr II.Btl/InfRgt 12, mit den SchtzKp am Westrand des Kalvarienberges. I. Btl/12 ging auf den Schlossberg zurück, dort III.Btl/4, I. u. III.Btl/10. Am ostwärtigen Rand des Nüdlinger Beckens waren 6. u. 7. JgBtl, III.Btl/bayer.15er u. III.Btl/11 nochmals aufmarschiert.
- 53 V. u. VI.SchtzKp. Das spätere Eintreffen Div Stephan interpretierte der BtlKdr, Major Frhr. von Leoprechting, als Ablösung u. marschierte, ohne sich am Entscheidungskampf zu beteiligen, bis ca. 20.30 Uhr nach Pferdsdorf, um dort im Großverband untätig zu sein. Die Regimentsgeschichte selbst bezeichnet dieses Verhalten als „gewiss nicht rühmliche Rolle.“ Bezzel: 4. Infanterie-Regiment (wie Anm. 47), S. 343, Anm. 1.
- 54 (Original-) Tagebuch des Sergeanten Schulte der 3ten reitende Batterie Westfälische Artillerie Brigade No 7 aus den Jahren 1864 u. 1866, S. 33f. Mit freundlicher Erlaubnis des Urenkels, Herrn Heinz-Günther Schulte, Kirchenlamitz.
- 55 4. Zug/OLt Graf von Buonaccorsi/Btrr Kirchhoffer. Leeb: 4. Feldartillerie-Regiment (wie Anm. 34), S. 29.
- 56 II.Btl/InfRgt 12.
- 57 Nach der Abstellung von 2 InfBtl, ¼ Btrr Mussinan u. ½ Btrr Hutten sowie II. Btl/8 Bedeckung Hauptquartier. III.Btl/11 marschierte vmtl. gleich, III.Btl/15 u. 7.JgBtl nach Eintreffen Div Stephan ab. Die Stellungstruppe schmolz von rd. 5.660 M. auf ca. 3.165 M. (I. u. III.Btl/10, I. u. II.Btl/12) ab. III.Btl/15 schloss sich um 18 Uhr dem Rückzug an. N.N.: 15. Infanterie-Regiments im Feldzuge 1866 gegen Preußen. Neuburg 1867, S. 29.
- 58 I.-III.Btl/InfRgt 19/ca. 2.100 M., II. u. III. Btl/55, je 850 M., FüsBtl Lippe ohne Teile 2. Kp ca. 900 M. I.Btl/15/800 M. auf dem Weg von Nüdlingen zurück, I.Btl/55 auf Befehl DivKdr auf dem Weg nach Reiterswiesen. Btrr Coester/7 4Pfdr u. Btrr Eynatten II/6 12Pfdr, 2., 3. u. 5.Schwdr/HusRgt 8.
- 59 II.Btl/InfRgt 2, rd.780 M. nördlich der Straße, dahinter I.Btl/8, rd. 750 M. III.Btl/2, rd. 780 M. südlich der Straße mit V. u. VI.SchtzKp auf dem Schlossberg, 9. Kp am Nordhang, 10. u. 11.Kp in Reserve am Osthang u. 12.Kp Artilleriebedeckung.

- 60 Südlich der Straße $\frac{1}{2}$ Bttr/Hutten/4 6Pfdr, nördlich $\frac{3}{4}$ Bttr/Mussinán/6 12Pfdr, beide 1. Div, sowie die wieder nach vorne geholte Bttr Schuster/3.Div/8 12Pfdr. Mit reitBttr Lepel/ResArt/8 12Pfänder insgesamt 26 Rohre, aber nur 4 weitreichende 6Pfdr. 5 weitere Bttr wurden nicht herangezogen, ihre 16 6Pfdr u. 11 12Pfdr hätten die Artillerie an Zahl verdoppelt u. die dann 20 weitreichenden 6Pfdr ohne häufige Stellungswechsel den Angriff voranschließen können.
- 61 Vom Infanterie-Leib-Regiment „marschierte das 2. Bataillon [...] in Kompaniekolonnen auf, hinter diesem in Bataillonskolonne das 3. Bataillon.“ Illing, Franz: Geschichte des Königlich Bayerischen Infanterie-Leib-Regiments. Berlin 1892, S. 170ff. II.Btl rd. 830 M., III.Btl/InfLbRgt rd. 840 M. Dahinter II. u. III.Btl/InfRgt 1/je rd. 820 M. Auf dem Schlossberg 2.JgBtl/620 M. links, also südlich neben III. Btl/2. I.Btl/2/rd. 860 M. sowie 3.ChvlRgt DivRes.
- 62 7.100 M. frische Truppen in 51 Kp, davon 34 Kp/ ca. 4.800 M./1. u.17 Kp, rd. 2.300 M./2. InfBrig (I./8 nur 5 Kp).
- 63 I. u. III.Btl/InfRgt 10, I. u. II.Btl/12 sowie Bttr Schuster.
- 64 III.Btl/55/OTL von Rex, vielleicht 850 M.
- 65 Prielmayer, Max: Geschichte des k. b. I. Infanterie-Regiments König. München (o.J.), S. 314ff.
- 66 Kp Wlosto und Zug Riedel. Stabswache Kdr 1.Div, rd. 30 R./3.ChvlRgt.
- 67 In der Mitte gewann II.Btl/InfLbRgt den südwestlichen Ortsrand mit Schützen am Bach, III.Btl/InfLbRgt gelangte tlw. auf den Kalvarienberg u. tlw. rechts vom II.Btl/InfLbRgt. Auf den Kalvarienberg rückten auch 3 Kp III. Btl/2 vor, 10. u. 11.Kp Reserve, 12.Kp. Artilleriebedeckung, somit vorne ein HalbBtl III. Btl/2, ca. 390 M.
- 68 Rechts marschierten II.Btl/InfRgt 1 mit III. SchtzKp voraus u. rechts davon II.Btl/2 durch den Nordteil von Nüdlingen u. nördlich daran vorbei, „in der Richtung auf den Sinnberg, die Hainmühle links lassend, unter Führung des Generalmajors von Steinle.“ Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 23), S. 202. III.Btl/1 folgte.
- 69 10. u. 11.Kp/III./InfRgt 2 sowie I.Btl/2, I. Btl/8 u. 3.ChvlRgt.
- 70 Voraus III. u. IV.SchtzKp/II.Btl/InfRgt 1, rechts davon 6. Kp/II./InfRgt 1 aufgelöst u. II. Btl/InfRgt 2, das sich eng zusammengehalten zwischen die beiden SchtzKp u. 6.Kp/InfRgt 1 einschob. Prielmayer: I. Infanterie-Regiment (wie Anm. 65), S. 314ff.
- 71 Preuß. Bttr Eynatten II.
- 72 2. Schwdr/HusRgt 8, Rittmeister von Crnach, 140 Säbel.
- 73 VI.Schtz-, 9. u. 10.Kp/III. Btl/InfLbRgt. Illing: Infanterie-Leib-Regiments (wie Anm. 61), S. 171. Falsch bei Fontane: Deutscher Krieg 1866 (wie Anm. 2), Skizze S. 125, die beide Btl/InfLbRgt u. 2.JgBtl im Vorstoß auf den Nüdlinger Sattel zeigt.
- 74 Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 23), S. 208. VI.Schtz-, 9. u. 10.Kp/III./InfLbRgt sowie links davon VI. Schtz- u. 9.Kp/III./2 als auch noch weiter links zwei Kp 2.JgBtl nahmen zunächst vom Bach aus die preuß. Infanterie unter heftiges Feuer, im Zentrum gingen nur 15 InfKp, links nur 2 JgKp vor, nachdem die beiden anderen zur Bedeckung der Bttr Mussinan eingesetzt worden waren.
- 75 5., 7. u. 8.Kp/II.Btl/InfRgt 1 außerhalb des Sinnbergwaldes in einem schluchtartigen Einschnitt Richtung Friedrichshall.
- 76 9., $\frac{1}{2}$ 10., 11. u. 12.Kp/III./InfRgt 1 nach rechts zum Flankenschutz gegen Friedrichshall, V. u. VI.Schtz- u. $\frac{1}{2}$ 10.Kp hinter III. u. IV.SchtzKp/II./1, dem linken Flügel auf dem Sinnberg.
- 77 VI.Schtz-, 9. u. 10.Kp/III./InfLbRgt.
- 78 Ihm folgte Hptm von Below mit dem anderen HalbBtl I./55 ebenfalls entgegen Befehl Div-Kdr.
- 79 6. u. 7.Kp/II./InfRgt 55.
- 80 Kopp: Gefecht von Bad Kissingen (wie Anm. 22), S. 25.
- 81 „Die Trümmer von 10., 11., 7., 6./19, untermischt mit Mannschaften von 1./19.“ Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 23), S. 211.
- 82 Die rechts am weitesten vorgedrungene 9.Kp/III./InfRgt 55.
- 83 $\frac{3}{4}$ Bttr Mussinan verschoss am Gefechtstag 220, $\frac{1}{2}$ Bttr Hutten 56 Schuss, also knapp 37 Schuss/Rohr/Tag die 12Pfdr u. ganze 14 Schuss/Rohr/Tag die 6Pfdr.
- 84 Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 23), S. 218.
- 85 Eine Meldung zum Gefecht bei Hammelburg erhielt er den ganzen Tag nicht.
- 86 Eingang Befehl mündlich um 11.35 Uhr.

- 87 8.InfBrig/Generalmajor Cella: II.Btl/InfRgt 4 u. I.Btl/9, zus. 1.500 M., 1 Esk/6.ChvLRgt, rd. 100 R., $\frac{1}{4}$ Btrr Hang/2 12Pfdr. II.Btl/9 verblieb in Pferdsdorf.
- 88 7.InfBrig/O Bijot: 8. JgBtl, I., II. u. III.Btl/InfRgt 5, I. u. II.Btl/13, zus. 4.300 M., 3 Esk/6.ChvLRgt/ca. 300 R., $\frac{3}{4}$ Btrr Hang/6 12Pfdr u. Btrr Königer/8 6Pfdr.
- 89 Kopp: Gefecht von Bad Kissingen (wie Anm. 22), S. 34 bewertet diese Meldung als falsch.
- 90 „Erstaunlich ist jedoch, daß Hartmann sein Fehler nicht geschadet hat. Er wurde 1870/71“, 75-jährig, „im Feldzug gegen Frankreich sogar Kommandierender General des bayerischen II. Korps.“ Ebd., S. 36.
- 91 Ebd., S. 35.
- 92 4 Btrr Gramich, Cöster, Minges u. Mehler/je 8 12Pfdr.
- 93 Der Meldeverkehr zwischen 4. Div u. dem Hauptquartier in Münnerstadt wurde durch einen Generalstabsoffizier abgewickelt – auf einem Leiterwagen! Der „schwache Reiter“, brauchte für die einfache Strecke von ca. 15 Kilometern $2\frac{3}{4}$ Stunden. Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 23), S. 197. Neben drei weiteren Generalstabsoffizieren standen rd. 400 R. des 6.ChvLRgt auch für den Verbindungsdienst zur Verfügung.
- 94 I.Btl/InfRgt 55/OTL von Boecking.
- 95 4 InfBtl 2.Div (I. u. II.Btl/12, I. u. III.Btl/10) deckten den Rückzug der 1.Div u. folgten etwa um 23 Uhr nach, I.Btl/8 verblieb über Nacht auf Vorposten. 3.JgBtl u. III.Btl/7 sicherten im Raum Burghausen.
- 96 Hoenig: Entscheidungskämpfe (wie Anm. 23), S. 242. Der preuß. 12Pfdr am Osthang des Schlegelsberges wurde von seiner Btrr geborgen.
- 97 Lettow-Vorbeck, Oscar, von: Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland. 3. Bd. Der Main-Feldzug. Berlin 1902. S. 176.
- 98 Kopp: Gefecht von Bad Kissingen (wie Anm. 22), S. 41.
- 99 Pillich, Emil: Die Geschichte des Dorfes Nüdlingen 772–1972. Nüdlingen 1972, S. 42ff., nach einem Bericht des damaligen Pfarrers Michael Erhard.
- 100 Wabra, Josef: Rhönfeldzug 1866 – Schlacht bei Hammelburg und Bad Kissingen. Wern-eck 1968, S. 65.
- 101 Pillich: Geschichte Nüdlingen (wie Anm. 99), S. 42ff. u. 52.
- 102 Kopp, Gefecht von Bad Kissingen (wie Anm. 22), S. 38.
- 103 Ebd.
- 104 Gerade weil durch den Hinterlader Munitionsverschwendung befürchtet wurde, waren die preuß. Soldaten auf eiserne Feuerdisziplin gedrillt worden.
- 105 Abschließend gilt mein Dank Herrn Hauptmann Alexander Bagus M. A. für seine nimmermüde Unterstützung insbesondere in der fruchtbaren Zusammenarbeit mit der Schriftleitung des Frankenbundes.

Spenden erwünscht!

Auch der FRANKENBUND ist auf Spenden angewiesen,
um seine Kulturarbeit erfolgreich fortsetzen zu können.

Möchten Sie spenden?

Unsere Bankverbindung lautet: DE67 7905 0000 0042 0014 87
bei der Sparkasse Mainfranken, BIC: BYLADEM1SWU.

Als gemeinnütziger Verein ist der FRANKENBUND berechtigt,
eine Bestätigung über eine Geldzuwendung (Spendenbescheinigung)
zur Vorlage beim Finanzamt auszustellen.

„Wir gestehen gern, daß wir dem Rechenbrett ohne Rückhalt den Vorzug vor der russischen Rechenmaschine zugestehen.“ –

**Ernst Troeltsch (1857–1916) und sein Nürnberger Rechenbrett.
Biographische und didaktische Anmerkungen**

Der aus Naila in Oberfranken stammende Volksschullehrer Ernst Troeltsch erlangte mit seinem Nürnberger Rechenbrett über die Grenzen Frankens und Deutschlands hinaus einige Berühmtheit.

Im 19. Jahrhundert gab es eine Vielzahl von Volksschullehrern, die trotz ihrer vermeintlich bescheidenen Ausbildung überaus bemerkenswerte intellektuelle Leistungen vollbrachten. Zu diesen Persönlichkeiten gehörte unter anderem der aus Altdorf bei Nürnberg stammende Stefan Heller (1872–1949), der sich mit der Anlegung des Heller-Herbars, das sich im Besitz des Departments Biologie der Universität Erlangen-Nürnberg befindet, große Verdienste erworben hat.¹ Ebenso zu nennen ist der in der Nähe von Kulmbach geborene „Fränkische Weichselkönig“ Johann Witzgall (1848–1932), der mit seinen Schriften über die Bienenzucht Standardwerke verfasste.² Ein weiterer ebenso aus Franken stammender Volksschullehrer, der durch die Erfindung des Nürnberger Rechenbretts über die Grenzen Deutschlands hinaus Bedeutung erlangen sollte, war Ernst Troeltsch (1857–1916). Dieser Beitrag widmet sich Troeltschs Rechenbrett vor dessen biographischem Hintergrund.

Lebensstationen im Überblick

Ernst Troeltsch kam am 15. April 1857 in Naila als Sohn des Stadtkapellmeisters Karl Christian Troeltsch und seiner Mutter Henriette, geborene Schmidt, zur Welt. Nach Besuch der Volksschule in Naila ließ er sich im Anschluss daran zum Volksschullehrer ausbilden. 1880 legte er seine Anstellungsprüfung ab. 1881 heiratete er Maria Besold (1856–1889).³ Aus dieser Ehe gingen zwei Töchter hervor, Johanna Christiana Antonie Hedwig (* 1882) und Johanna Franziska (* 1886), die beide den Beruf einer Handarbeitslehrerin ergriffen. 1883 erhielt er seine erste Planstelle. Zwei Jahre später war er Lehrer an der Lödel-Wirth'schen Mädchenschule in Nürnberg. Nach dem Tod seiner Frau verehelichte sich Troeltsch, kurz nach seinem Dienstantritt am Nürnberger Zellengefängnis, im August 1890 mit Marie Margaretha Alexandra Schulze (1867–1940).⁴ 1891 erblickte ihr gemeinsamer Sohn Georg Ernst Wolfgang das Licht der Welt. Auch dieser sollte den Lehrberuf ergreifen und wurde Volksschullehrer. Ernst Troeltsch starb am 30. Juli 1916 in Nürnberg.⁵

Ausbildung

Die Ausbildung zum Lehrer an Volksschulen erfolgte zur Zeit von Troeltsch an Schullehrer-Seminaren. Begründet wur-

den diese von Johann Julius Hecker (1707–1768), der 1748 mit seiner Realschule ein Seminar für Volksschullehrer verband.⁶ In der Folge waren es die Philanthropen, die die Gründung von Lehrerseminaren forderten. Insbesondere die Bildungsanstalten von Friedrich Eberhard von Rochow (1734–1805) und Johannes Ignaz von Felbiger (1724–1788) wurden lange Zeit als Musterschulen betrachtet und förderten die Gründung weiterer Seminare.⁷ Für die Entwicklung der Seminare war die Anerkennung der Elementarlehrmethode Johann Heinrich Pestalozzis (1746–1827) von Bedeutung, die davon ausging, dass jede Erkenntnis von Anschauung auszugehen hatte.⁸

Während es in Bayern vor 1806 bereits Seminare in Bamberg (1771) und Würzburg (1790) gab, kam es nach der Schaffung des Königreichs zu einer Reihe von Neueinrichtungen: München (1806), Amberg (1808), Nürnberg und Augsburg (beide 1809).⁹ Die Ausbildung der Lehrer war durch verschiedene Ordnungen geregelt. Neben den Verordnungen von 1809, 1836 und 1857 existierte das *„Normativ über die Bildung der Schullehrer im Königreiche Bayern“*, das am 19. September 1866 erlassen wurde. Nach einer restriktiven Phase mit einer deutlichen Absenkung des Anforderungsniveaus und einer überproportionalen Erhöhung der Religionsstunden¹⁰ knüpfte dieses Normativ an die Ordnung von 1809 an, indem es der Idee der allgemeinen Menschenbildung wieder mehr Raum schenkte, die Realienfächer aufwertete und religiöse Inhalte reduzierte; der fachliche Anspruch näherte sich in etwa dem Niveau der Gymnasien.¹¹ Jedoch wurden die Seminaristen durch die Vielzahl der zu vermittelnden Stoffe überfordert.¹² Ebenso bildete man in den Se-

minaren nur Lehrer für die „Standesschule“ des „einfachen Volkes“ aus, wobei auf die Erziehung zum kritischen Denken verzichtet wurde. Der Lehrstoff wurde zwar vermehrt, jedoch kaum selbständig erarbeitet, sondern aus dem Lehrervortrag oder aus dem Lehrbuch rezipiert.¹³

Zugleich regelte das Normativ nicht nur die Ausbildung der angehenden Lehrer mit zweijähriger Seminarzeit, sondern auch deren Vorbildung. Diese erfolgte in den Präparandenschulen, in die man nur aufgenommen wurde, wenn die siebenjährige Volksschule vollständig abgeleistet war. Der dreijährige Präparandenunterricht war verpflichtend und konnte nicht wie zuvor durch private Unterweisung bei einem Geistlichen oder Lehrer erbracht werden. Zu diesem Zweck wurden in Bayern 35 Präparandenschulen errichtet.¹⁴ Bezüglich der Fortbildung hielt das Normativ fest, dass die Anstellungsprüfung nach vier Fortbildungsjahren nach dem Austritt aus dem Seminar abgelegt werden konnte.¹⁵ Erst diese bildete die Grundlage für ein Anstellungsverhältnis.¹⁶

Dieses Normativ bildete die Grundlage für die Ausbildung von Troeltsch zum Volksschullehrer. Nach Ableistung der 1856¹⁷ von sechs auf sieben Jahren erhöhten Volksschulzeit absolvierte er zwischen 1871 und 1874 die Präparandenschule. Vermutlich verbrachte er diese drei Jahre an der Schule in Wunsiedel, die zum Seminar in Schwabach gehörte, das seit 1843 zusammen mit Altdorf für die Ausbildung der protestantischen Volksschullehrer in Bayern zuständig war.¹⁸ Der Unterricht in der Präparandie begann jeweils am 16. Oktober und endete am 31. August des folgenden Jahres. Neben den sechs Wochen Herbstferien gab es noch zwei Wochen Osterferien.¹⁹ Die Wochenstundenzahl

war in jedem Kursjahr gleich und betrug jeweils 31 Stunden, wovon jeweils sechs Stunden auf Deutsch und Musik, vier Stunden auf Rechnen, drei Stunden auf Religionslehre und jeweils zwei Stunden auf Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Schönschreiben, Zeichnen und Turnen entfielen.²⁰ Am Ende der ersten und zweiten Kursphase fand eine Abschlussprüfung statt. Im dritten Kursjahr gab es keine Jahres-, jedoch eine Seminar- aufnahmeprüfung.²¹

Im Anschluss daran durchlief Troeltsch von 1874 bis 1876 das königliche Schullehrerseminar in Bamberg.²² Damit gehörte er zu einem der ersten Jahrgänge, die das Bamberger Seminar als eine gemischt konfessionelle Einrichtung besuchten. Diese Umwandlung wurde, aufgrund der Überfüllung der Seminare in Altdorf und Schwabach, ein Jahr zuvor vollzogen.²³ Troeltsch war einer von insgesamt 40 Seminaristen, die im Oktober 1874 ihre zweijährige Ausbildung in dem neu erbauten Schullehrerseminar am Nordhang des Bamberger Stephansbergs begannen.²⁴ Es galt die gleiche Ferienregelung wie in den Präparandenschulen.²⁵ Die Wochenstundenzahl betrug für das erste Kursjahr 32 und für das zweite Kursjahr 33 Stunden, nur hinsichtlich einiger Fächer unterschieden sich die Kursstufen voneinander. Im zweiten Jahr wurde das Fach Naturgeschichte durch Landwirtschaft ersetzt. Ebenso kamen als neue Fächer Gemein- deschreiberei und Niedere Kirchendienste hinzu. In beiden Kursphasen mussten folgende Fächer absolviert werden: Religionslehre, Deutsche Sprache, Arithmetik und Mathematik, Geographie, Geschichte, Naturlehre, Erziehungs- und Unterrichtskunde (Pädagogik), Zeichnen, Musik und Turnen.²⁶ Zum Seminar gehörte

auch eine siebenklassige Übungsschule, die von den Seminaristen des ersten und zweiten Kurses besucht wurde. Unter Anleitung eines Seminarlehrers bestand für sie Gelegenheit, selbst Unterricht zu halten und diesen im Anschluss daran zu besprechen.²⁷ Am Ende eines jeden Jahres fanden die Hauptprüfungen statt, die für den zweiten Kurs zugleich die Austrittsprüfung aus dem Seminar bildete.²⁸ Troeltsch schloss seine Ausbildung Ende Juli 1876 ab.²⁹

Die Zeit nach dem Austritt aus dem Seminar und erste Berufsjahre

Das Normativ von 1866 regelte schließlich die Fort- und Weiterbildung der Lehramtskandidaten. Nach dem Austritt aus dem Seminar 1876 und einem daran sich anschließenden Jahr unbezahlter Schulpraxis, die durch eine praktische Prüfung abgeschlossen wurde, arbeitete Troeltsch weitere drei Jahre als Schulgehilfe.³⁰ Schließlich absolvierte er 1880 die Anstellungsprüfung. Er belegte unter 35 geprüften den zweiten Platz.³¹

Wo und in welcher Funktion Troeltsch seine Zeit bis zur Anstellung als definitiver Lehrer 1883³² verbrachte, konnte nicht zweifelsfrei eruiert werden. Vermutlich wird er, wie damals üblich, noch einige Jahre als Verweser auf einer zweiten Lehrerstelle oder einer einklassigen Schule unterrichtet haben.³³ Da seine ältere Tochter Johanna 1882 in der Gemeinde Wetzendorf, die als Stadtteil seit 1899 zu Nürnberg gehört, geboren wurde, kann davon ausgegangen werden, dass seine Familie und er dort zu dieser Zeit ansässig waren. Auch wo er seine erste feste Anstellung als Lehrer erhielt, war nicht eindeutig zu ermitteln.

Troeltschs unterrichtliche Tätigkeit an der Lödel-Wirth'schen Mädchenschule in Nürnberg

Gesichert ist hingegen, dass er 1885³⁴ als Lehrer an der Lödel-Wirth'schen Mädchenschule in Nürnberg tätig war. Diese Mädchenschule geht ursprünglich auf zwei im 18. Jahrhundert gegründete Armenschulen zurück. Ambrosius Wirth (1656–1723) begann 1702 damit, Schülern armer Bürger Unterricht erteilen zu lassen. Dazu engagierte er Schüler höherer Schulen, die die Kinder zu Hause aufsuchten und sie unterrichteten. Um 1704 waren es bereits 300 Kinder, die er in seiner Wohnung unterweisen ließ. Nach dem Tod von Wirth wurde die Schule in eine öffentliche Armenschule überführt.

Noch zu ihren Lebzeiten stiftete Felizitas von Hörmann, verwitwete Lödel, der Stadt Nürnberg ihr Haus mit der Auflage, eine Schule für arme Kinder einzurichten. Die Eröffnung der Armenschule erfolgte noch in ihrem Todesjahr 1778. Fortan erhielten 15 Mädchen und 15 Jungen eine bescheidene elementare Bildung.³⁵

Nachdem Nürnberg bayerisch geworden war, erwuchs ihr aus der bayerischen Schulgesetzgebung die Pflicht, für die Errichtung und den Unterhalt der Volksschulen selbst Fürsorge zu tragen. Ebenso herrschte nun eine allgemeine Schulpflicht, die bis dahin in Nürnberg nicht bestand.³⁶ Von entscheidender Bedeutung war die Ersetzung der dreiklassigen durch siebenklassige Schulen in den Jahren 1843 bis 1845. Während der Lehrer zuvor noch alle Altersstufen unterrichtete, war er fortan nur noch für einen Jahrgang zuständig. In der Folge wurden je zwei Jungen- und zwei Mädchenschulen zu einer Schule vereinigt und um eine Vorbereitungsklasse ergänzt. Gleichzeitig löste man die bis dahin bestehende Aufteilung der Schulen

nach Kirchensprengeln zugunsten der Einteilung nach zwei Stadtseiten auf. Somit wurden die Wirth'sche und Lödel'sche Armenschule als siebenklassige Schule zur Lödel-Wirth'schen Mädchenschule vereinigt.³⁷ An dieser Schule unterrichtete Troeltsch 1885 eine erste Klasse und war dort vermutlich bis zu seiner Anstellung am Zellengefängnis 1890 tätig.

Hauslehrer am Zellengefängnis in Nürnberg

Das Nürnberger Zellengefängnis wurde zwischen 1865 und 1868 an der Fürther Straße errichtet. Den Standort wählte man aufgrund der guten infrastrukturellen Anbindung und der günstigen Grundstückspreise.³⁸ 1868 konnte ein Teil des Gefängnisses, das für den Vollzug von Gefängnisstrafen männlicher Personen von über drei Monaten bestimmt war,³⁹ in Betrieb genommen werden. Am Gefängnis herrschte Einzelhaft mit der vollständigen Isolation der Gefangenen bei Tag und bei Nacht. Kontakt bestand lediglich zwischen Gefangenen und Gefängnispersonal.⁴⁰ Unter diesen Bedingungen trat Troeltsch zum 1. Juli 1890 seinen Dienst als Hauslehrer am Zellengefängnis an. Er machte unter 45 Bewerbern das Rennen, wobei der Auswahlkommission letztlich unklar blieb, *„warum er den städtischen Dienst verlassen will, der ihn finanziell besser stellt.“*⁴¹ Schließlich waren die Lehrergehälter in Nürnberg sehr attraktiv und galten als führend in Deutschland.⁴² Troeltsch bekleidete sein Amt bis zu seinem Tod am 30. Juli 1916.

Arbeitsbedingungen

Das Lehrerkollegium am Zellengefängnis setzte sich aus Hauslehrern beiderlei Konfessionen zusammen. Nach der Dienstordnung waren beide einander gleich und

mussten die gleiche Qualifikation wie reguläre Volksschullehrer aufweisen.⁴³ Angestellt und beaufsichtigt wurden sie vom Justizministerium, allerdings war der Anstaltsdirektor ihnen gegenüber weisungsbefugt. Wie bei ihren Kollegen an den Volksschulen bestand auch am Zellengefängnis eine geistliche Schulaufsicht mit der Abhängigkeit zu den Hausgeistlichen.⁴⁴ Erst in der Weimarer Republik ersetzte man sowohl an Volks- als auch an Gefängnisschulen die geistliche durch die Fachaufsicht der Schulbehörde.⁴⁵ Während die Volksschullehrer erst zu diesem Zeitpunkt den lange ersehnten Beamtenstatus mit einem jährlichen Gehalt von 2.100 Mark erlangten, beförderte man demgegenüber die beiden Hauslehrer am Zellengefängnis bereits 1906 zu „*pragmatischen Staatsdienern*“ mit einem Jahresgehalt in Höhe von 3.000 Mark.⁴⁶

Troelltsch hatte 18 Wochenstunden Unterricht zu halten. Dieser wurde von Montag bis Sonntag zwischen acht und zwölf Uhr vormittags und teilweise nachmittags von zwei bis vier Uhr erteilt. Die restliche Arbeitszeit im Umfang von 21 Stunden verteilte sich auf den sonntäglichen Gottesdienst, Zeichenunterricht, Singstunde, Einstudierung von Gesangsstücken, Bienenkurs oder Lesestunde am Sonntagnachmittag, Konferenzen, Aufnahmeprüfungen und Zellenbesuche.⁴⁷ Sinn und Zweck von Letzteren bestand darin: „... *die von den Gefangenen gefertigten Aufgaben zu kontrollieren, den Schwachen den im Unterricht behandelten Lehrstoff nochmals zu erklären, anderen wieder in einzelnen Unterrichtsfächern nachzuhelfen. [...] Durch Belehrungen und wohlgemeinte Ratschläge wurde auch auf das Gemüt und den Willen der Inhaftierten bessernd einzuwirken versucht.*“⁴⁸

Zu seinen Tätigkeiten gehörte ebenso die Beschaffung von Arbeitsstellen für ent-

lassene Gefangene sowie die Durchführung der Invalidenversicherung, die einen Teil der Gefangenenfürsorge bildete.⁴⁹ Darüber hinaus musste Troelltsch über die Entwicklung der Fähigkeiten und Kenntnisse seiner Schüler Buch führen und den schriftlichen Jahresbericht anfertigen. Gemeinsam mit den übrigen Mitgliedern der Beamtenkonferenz, die sich aus dem Direktor, Verwalter, Arzt den beiden Hausgeistlichen und seinem Lehrerkollegen zusammensetzte, musste er über die Verwendung bzw. Einführung der Lehrmittel entscheiden, deren sorgfältige Verwaltung beiden Lehrern oblag. Neben seiner Eigenschaft als Lehrer war er zudem Erzieher, Autorität und Vorbild zugleich. Als säkularer Seelsorger sollte er die Sträflinge auf die Rechte Bahn bringen.⁵⁰

Unterrichtliche Tätigkeit

Nach der Hausordnung des Zellengefängnisses war grundsätzlich jeder Häftling schulpflichtig. Innerhalb der ersten beiden Tage nach Ankunft des Gefangenen wurde eine Prüfung zur Feststellung der Kenntnisse durchgeführt,⁵¹ nach deren Resultaten dann die Zuweisung zu den Klassenstufen eins bis sechs erfolgte.⁵² Während man sich in den unteren Klassen auf die elementaren Kulturtechniken wie Schreiben, Lesen und Rechnen konzentrierte, erfuhr der Lehrstoff in den höheren Klassen eine Erweiterung unter anderem um die Gebiete Arithmetik, Geometrie, Geographie, Physik, Chemie, kaufmännische Buchführung und Englisch.⁵³

Die enorme Stofffülle in den Sachfächern führte zum Vorwurf der Überfrachtung. Das Hauptaugenmerk legte Troelltsch ohnehin auf die Pflege des Gemüts und die Stärkung des Willens, ebenso wie er die Strafanstaltsschule als Wiederholungsschule betrachtete.⁵⁴ Der Un-

terricht war bei ihm als erziehender Unterricht angelegt, der der Bildung des Verstandes, dem Nahebringen der richtigen Vorstellung vom Staatswesen und -zweck sowie der Wohltaten der gesellschaftlichen Ordnung und der Pflege der Vaterlandsliebe diente.⁵⁵

Kennzeichnend für den Unterricht am Zellengefängnis war das Isolationsgebot und die dadurch bedingte gegenseitige Abschottung der Gefangenen, was nicht ohne Folgen für den Lehrer bleiben sollte, wie Troeltsch zu berichten wusste: *„Der Unterricht im Zellengefängnis, wo die Gefangenen abgeschlossen in Isolierstühlen sitzen, ist gewiß anstrengender als in Strafanstalten mit gemeinsamer Haft, wie in letzteren Anstalten, wo die Gefangenen selbst an der Wandtafel und Landkarte beschäftigt werden können, während in einer Anstalt mit Einzelhaft jede unterrichtliche Tätigkeit vom Lehrer selbst ausgeführt werden muß.“*⁵⁶ Erschwerend kam noch dazu, dass, wie Troeltsch im Anschluss an die Eingangsprüfung zur Feststellung der Kenntnisse 1891 beurteilte, *„sehr viele Sträflinge [...] fast alles in der Schule Gelernte vergessen“*⁵⁷ hatten. Zudem durften die Gefangenen dem Lehrer keine Fragen stellen, womit die erwähnten Zellenbesuche den Charakter eines Nachunterrichts erhielten.⁵⁸

Ebenso problematisch war die Überfüllung der Klassen. Um dieser zu begegnen, wurde die Klasseneinteilung am Zellengefängnis 1891 geändert. Die Stufen wurden parallelisiert und jeder Lehrer unterrichtete alle sechs Klassenstufen. Gleichzeitig brachte die neue Einteilung mehr Abwechslung für die Lehrer.⁵⁹ Die häufigen Schülerwechsel blieben dagegen unverändert.⁶⁰ Dieser ständige Wechsel erschwerte einen planmäßig und methodisch fortschreitenden Unterricht,⁶¹ ebenso wie er jegliche Kontinuität verhinderte.⁶²

Das Nürnberger Rechenbrett

Neben seiner Unterrichtstätigkeit gestaltete Troeltsch verschiedene Lehr- und Lernmittel wie das Nürnberger Rechenbrett und das „Rechenbuch für Volksschulen“, das in verschiedenen Ausführungen im Oldenbourg-Verlag zwischen 1895 und 1896 herausgegeben wurde. Seine weiteren bis 1904 erschienenen Titel beschäftigen sich ebenso mit elementarmathematischen Fragestellungen und deren praktischer Anwendung, die aufgrund des besonderen Unterrichtsprofils am Nürnberger Zellengefängnis u.a. eine Erweiterung im Hinblick auf die Prozentrechnung erfuhr. Da es den Rahmen sprengen würde, sein gesamtes Œuvre einer Analyse zu unterziehen, soll im Folgenden sein Rechenbrett, das schließlich einen gewissen Bekanntheitsgrad erlangte und als sein Hauptwerk betrachtet werden kann, einer eingehenden Betrachtung unterzogen werden.

Entwicklungsgeschichte

Das Rechenbrett entstand in den 1880er-Jahren und ist *„aus langjähriger Praxis an einer I. Klasse (Kinder im Alter von 6 bis 7 Jahren) der Schulen Nürnbergs hervorgegangen [...]“*⁶³ In diesem Zeitraum wurde in der Volksschulpolitik ein neuer Kurs eingeschlagen. Vormalig restriktive und reaktionäre Maßnahmen verschoben sich in Richtung einer expansiven, den inneren Ausbau der Volksschulen forcierenden Politik.⁶⁴ Dies führte zu einer sukzessiven Erhöhung des Etats für das niedere Bildungswesen bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs.⁶⁵ Von Bedeutung für das mittelfränkische Schulwesen war die Einführung eines neuen Lehrplans 1877, der den seit 1811 bestehenden offiziell nicht er-

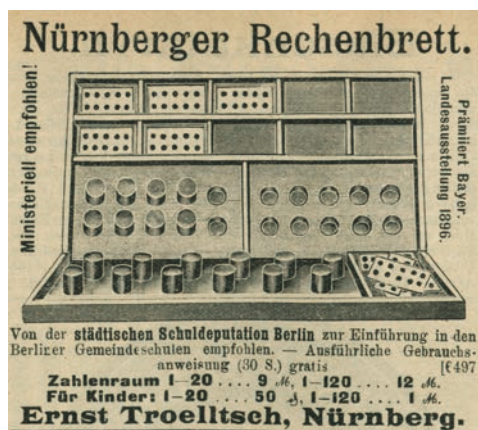


Abb. 1: Nürnberger Rechenbrett (Anzeige aus der Bayerischen Lehrerzeitung 37 [1903], S. 345).

setzte, jedoch zu einer Differenzierung der Unterrichtsinhalte führte.⁶⁶ Der Unterricht konzentrierte sich weiterhin auf das Erlernen der kulturellen Kernkompetenzen wie Schreiben, Lesen und Rechnen. Das in der Schule vermittelte Wissen diente der praktischen Anwendung im alltäglichen Leben. Von dieser Zwecksetzung ließ sich auch Troelltsch bei seiner Beschäftigung mit der elementaren Rechenlehre leiten, die zur Entwicklung des Nürnberger Rechenbretts führen sollte.

Ursprünglich hatte er gar nicht vor, sein Rechenbrett zu verlegen und befolgte vielmehr den Rat der vorgesetzten Schulbehörde, dieses Lehrmittel auch anderen Lehrern zugänglich zu machen.⁶⁷ Seine Fertigstellung erfolgte 1887.⁶⁸ Im gleichen Jahr versuchte er beim Bayerischen Kultusministerium die Aufnahme in die Liste der zugelassenen Lehrmittel zu erwirken, was ihm misslang. Schließlich erhielt es nach erneutem Aufnahmegesuch 1889 die Zulassung. Zeitgleich erfolgte die Anmeldung eines Verlags für das Rechenbrett.⁶⁹ 1893 ließ er das Rechenbrett unter der Nummer 74.169 in Deutsch-

land, 1895 unter der Nummer 533.216 in den USA patentieren.

Neben Bayern empfahlen es die Regierungen Hessens, Württembergs, Elsass-Lothringens, Schwarzburg-Rudolstadts (Thüringen) sowie Berlins für den Unterricht.⁷⁰ 1893 wurde es bei der Deutschen Lehrerversammlung in Leipzig als das beste Veranschaulichungsmittel für den Rechenunterricht bezeichnet. Im gleichen Jahr erfuhr es bei der Bayerischen Lehrerversammlung in Würzburg Anerkennung als äußerst praktisches Rechenmittel. Auf der bayerischen Landesaussstellung in Nürnberg 1896 wurde es prämiert. In der Folge sollte es in über 1.000 Schulen Deutschlands, Ungarns, Bulgariens, Englands und der Schweiz Einsatz finden. Es konnte sich zu einem der führenden Veranschaulichungsmittel für den ersten Rechenunterricht entwickeln und trat in Konkurrenz zu den seinerzeit etablierten Rechenapparaten. Dazu gehörte die russische Rechenmaschine,⁷¹ die Napoleon Bonaparte (1769–1821) von seinen Russlandfeldzügen nach Europa mitbrachte und die bis in die 1960er Jahre zum Standard von Schulklassenzimmern gehörte. Weitere Konkurrenzprodukte waren verschiedene Apparate, die auf dem Rechenkasten⁷² von Ernst Gotthelf Albrecht Tillich (1780–1827) basieren, der in Leipzig ein privates Erziehungs- und Unterrichtsinstitut für Jungen betrieb. Bedingt durch die Produktion im Selbstverlag wird die Verbreitung des Rechenbretts mit Troelltschs Tod 1916 vermutlich zum Erliegen gekommen sein, auch wenn es bis in die 1920er Jahre am Nürnberger Schulmuseum zum Verkauf angeboten wurde.⁷³

Das Rechenbrett gab es als Kinderrechenbrett in zwei Ausführungen: für den Zahlenraum eins bis 20 bzw. eins bis 120.⁷⁴ Das Brett für den Zahlenraum bis

20 ist aus Pappe gefertigt, faltbar und besteht aus zwei Zehnerfeldern mit je zehn Vertiefungen, in welche doppelfarbige, schwarze oder rote Klötzchen oder Scheiben (= Einer) aus Holz gelegt werden. Zur Veranschaulichung von zehn Einern als einem Zehner sind dem Rechenbrett zwei Zehnerscheiben, Pappscheiben mit je zehn Punkten, beigegeben. Die Rückseite der Zehnerscheibe, die Deckscheibe heißt, ist leer. Mit ihr können die zehn Einer verdeckt werden. Das Brett für den Zahlenraum bis 120 besitzt zusätzlich zu den Zehnerfeldern zwei Reihen mit je fünf Rechteckfeldern für die Aufnahme der Zehnerscheiben, wovon zehn Stück beigelegt sind. Daneben existierte ein Schulrechenbrett für die gleichen Zahlenräume.⁷⁵ Aufbau und Zubehör gestaltete sich wie bei den vergleichbaren Kinderrechenbrettern. Ausgeliefert wurden die Rechenbretter in einer Pappschachtel mit Bedienungsanleitung. Sie kosteten um 1896 je nach Ausführung zwischen 50 Pfennig und zwölf Mark. Die Rechenbretter konnten direkt über den Autor oder über die Friedrich Korn'sche Buchhandlung⁷⁶ bzw. über die Buchhandlung von Eugen Pfahl⁷⁷ in Nürnberg bezogen werden. Zur Bewerbung seines Rechenbretts erschienen auch Anzeigen, beispielsweise in der Bayerischen Lehrerzeitung (Abb. 1).⁷⁸

Didaktische Konzeption

Ausgangspunkte für Troelltschs Entwicklung waren zum einen die Anschauungspädagogik Pestalozzis und zum anderen die Diskussion um die ‚richtige‘ Aneignung des Zahlbegriffs. Nach Pestalozzi beruhte jede Erkenntnis auf Anschauung. Diese fußte auf den drei Elementen Zahl, Form und Name. Aus diesen leitete sich der Wissensstoff ab, nämlich Schalllehre

als Ton-, Wort- und Sprachlehre, Formlehre als Messen, Zeichnen und Schreiben sowie die Zahllehre als Addieren, Subtrahieren, Multiplizieren, Dividieren und Bruchrechnen.⁷⁹ Durch das Wirken Pestalozzis vollzog sich in der Elementarmathematik zudem ein Wandel, denn während bis ins 17. Jahrhundert der Rechenunterricht fast ausschließlich einen praktischen Zweck betonte, geriet das mechanische Rechnen im Lauf des 18. Jahrhunderts mehr und mehr in den Hintergrund und eine beweisend-erklärende Lehrart brach sich Bahn⁸⁰; das Rechnen sollte zum Denkrechnen werden.⁸¹ Dies wurde flankiert durch eine Entwicklung hin zu einer einheitlichen und allgemeinen mathematischen Bildung.⁸² Zeitgleich entstanden jedoch zwei unterschiedliche Typen von Fachdidaktiken, eine für Volksschulen und eine für Gymnasien, die einerseits durch die Aufteilung in sozial getrennte Schularten und andererseits durch die unterschiedliche Institutionalisierung der Lehrerbildung forciert wurde (Volksschulen/Seminare; Gymnasien/Universität).⁸³

Die Diskussionen im Bereich der Volksschuldidaktik konzentrierten sich auf die Aneignung des Zahlbegriffs, woraus sich im Lauf des 19. Jahrhunderts eine reichhaltige Methodenliteratur entwickelte und damit im Gegensatz zu den *„drei oder vier Bänden, die den mathematischen Unterricht an höheren Schulen behandeln,“* stand.⁸⁴ Das Ergebnis dieser Diskussionen war unter anderem die Herausbildung zweier Hauptvertreter. Die „Zähler“ betonten bei der Vermittlung des Zahlbegriffs die sukzessive Auffassung sowie die Interpretation der Zahlen als Glieder einer Zahlenreihe (Ordinale Zahlentheorie), wie sie durch die russische Rechenmaschine und den Tillich'schen Rechenkasten veranschaulicht werden.⁸⁵ Für die „Anschauer“

stand dagegen die simultane Auffassung der Menge im Vordergrund. Sie betrachteten Zahlen als Individuen (Kardinale Zahlentheorie).

Zahlbilder sind das Medium der „Anschauer“, und bereits vor Troelltsch, der zu deren Vertretern gehörte, sollten Zahlbilder für den Rechenunterricht Verwendung finden, erstmalig bei Friedrich Gottlieb Busse (1756–1835), Professor am Dessauer Philantropin: „*Punkte sind unter allen Bildern, wodurch man anschauliche Begriffe von Zahlen wecken kann, die einfachsten und eben deshalb die ratsamsten.*“⁸⁶ Während bei ihm der einheitliche Aufbau der Zahlbilder fehlte (Abb. 2), entwickel-

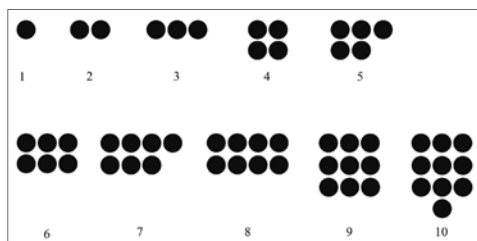


Abb. 2: Zahlbilder nach Busse (aus: Lietzmann: *Stoff und Methode des Rechenunterrichts* [wie Anm. 80], S. 29).

ten sich in der Folge Zahlbilder heraus, bei denen der Aufbau aus dem vorangehenden deutlich erkennbar ist. Neben den Zahlbildern von Georg August Friedrich Krancke (1782–1852)⁸⁷ gehören dazu auch die Zahlbilder von Herrmann Born (1833–1877)⁸⁸ in Form einer Doppelreihe bzw. einer Gruppierung von Paaren⁸⁹ (Abb. 3). An seinen Zahlbildern kann man recht gut erkennen, dass das neue Bild durch Hinzufügen eines weiteren Punktes entsteht, ohne dass sich die Stellung der anderen Punkte verändert.⁹⁰

Als Vorzug seines Rechenbretts nennt Troelltsch, dass das sogenannte Raumbild

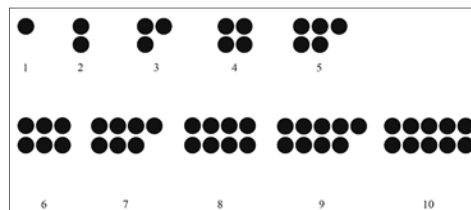


Abb. 3: Zahlbilder nach Born (aus: Lietzmann: *Stoff und Methode des Rechenunterrichts* [wie Anm. 80], S. 32).

der Zahl (d.h., die Zahl nimmt einen bestimmten, leicht übersehbaren Raum ein) „*stets unverändert bleibt*“, womit sich das Kind eine Vorstellung von einer Zahl machen kann.⁹¹ Die Raumbilder der einzelnen Zahlen entwickelt er aus dem Zufügen von schwarzen Punkten zu den bereits bestehenden und bildet somit Gruppierungen von *Paaren*, wobei die Raumverhältnisse gleichbleiben, indem sie sich in ihrem Aufbau von oben nach unten reihen, mit den ungeraden Raumbildern oben und den geraden Raumbildern unten.⁹² Diese sind nichts anderes als die Born'schen Zahlbilder,⁹³ die er übernommen hat, was er jedoch entschieden verneinte.⁹⁴ Denn er vertrat die Auffassung, dass sich die Born'schen Zahlbilder und seine Raumbilder einander nur dem äußeren Anschein nach ähneln. Die Zahlbilder

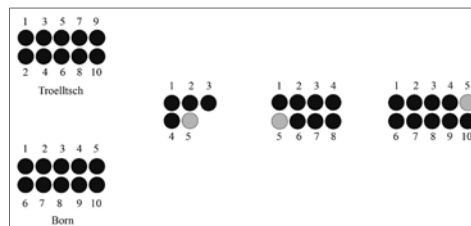


Abb. 4: Raumbilder nach Troelltsch und dessen Interpretation der Born'schen Zahlbilder sowie die Stellung der Zahl 5 innerhalb der Zahlbilder 5, 8 und 10 (nach: Troelltsch: *Vortrag* [wie Anm. 70], S. 5).

von Born werden eben nicht auf die Weise gebildet, wie es aus der Abbildung hervorgeht (Abb. 4). Vielmehr handelt es sich bei diesen um eine *Doppelreihe*, bei der sich je nach zu veranschaulichender Zahl die Position einzelner Zahlbildelemente verschiebt, wodurch nach Troeltsch der Born'sche Zahlbildaufbau ungeeignet für den Rechenunterricht sei.⁹⁵

Unabhängig davon, ob und wie sich Zahl- und Raumbilder von Born und Troeltsch nun letztlich unterschieden, nutzte Letzterer den Anschauungsbegriff von Pestalozzi: *„Das Kind lernt den Gegenstand am leichtesten erkennen und auffassen, den es immer in einer bestimmten Form sieht. – Ebenso soll auch die Gewinnung der Zahlenbegriffe und die Vorführung der Rechenoperationen in einer bestimmten, leicht übersehbaren, unveränderten Form geschehen. Durch die unveränderte Form der Raumbilder der Zahlen, wie sie das Rechenbrett bietet, kommt das Kind zu richtigen Zahlvorstellungen.“*⁹⁶

Das eigentliche Rechnen mit dem Nürnberger Rechenbrett gestaltete sich in der Weise, dass die zueinander in Verbindung zu bringenden Zahlen bzw. deren Raumbilder durch verschiedenartige Scheiben darzustellen waren. So wird zum Beispiel die Addition „4+3“ durch das Zusammenlegen von vier schwarzen und drei roten Scheiben zum Ausdruck gebracht, die



Abb. 5: Die Addition „4+3“ (links) und die Multiplikation „4x4“ (rechts) mit dem Rechenbrett von Troeltsch (nach Troeltsch: *Ein Beitrag zur Methodik des grundlegenden Rechenunterrichts* [wie Anm. 63], S. 14).

Multiplikation von „4x4“ durch das Zusammenstellen von zweimal vier schwarzen und zweimal vier roten Scheiben (Abb. 5).⁹⁷ Während sich im Zahlenraum bis 20 die Zahlen und Operationen noch übersichtlich darstellen lassen, ist dies beim erweiterten Zahlenraum, auch wegen der Zulegung der Zehnerscheiben offensichtlich umständlicher, was von Seiten der Fachöffentlichkeit kritisiert wurde.⁹⁸

Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass es für die Übertragung der Zahlbilder auf Veranschaulichungsapparate Vorbilder gab. Die Grundform bildet das Löcherbrett bzw. der sogenannte Berliner Knopfapparat, der aus einer schwarzen Holztafel mit 100 gleichweit voneinander entfernten Löchern besteht, in die Holzstifte mit abgerundeten Köpfen (Knöpfe) gesteckt werden.⁹⁹ Da die Herstellung dieses Lehrmittels aufgrund der Bohrungen für die Löcher und der Produktion der Knöpfe teuer war, konnte sich dieses nicht durchsetzen.¹⁰⁰ Im Gegensatz dazu trug sicherlich der geringe Anschaffungspreis zum Erfolg von Troeltschs Rechenbrett bei.

Kritische Würdigung

Troeltsch war einer unter vielen, der Lehrmittel für den ersten Rechenunterricht konzipierte. Gerade im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert gab es Dutzende von Rechenapparaten, die alle die vermeintlich beste und wirkungsvollste Methode für die Erlernung des Rechnens für sich reklamierten. Wie erwähnt, gehörten dazu die russische Rechenmaschine und der Apparat von Tillich. Insofern ist es beeindruckend, dass sich das Rechenbrett von Troeltsch im Anbetracht dieser Konkurrenz einer hohen Popularität und Verbreitung, auch überregionaler Art, erfreute.

Konzeptionell und methodisch betrachtet, übernahm er die anschauungspädagogischen Vorstellungen Pestalozzis und die Prämissen der kardinalen Zahlentheorie mit Zahl- bzw. Raumbildern als Veranschaulichungsmedium. Troeltschs Leistung bestand darin, den seinerzeit geführten Diskurs nicht nur zu verfolgen, sondern ihn durch einen eigenen Beitrag zu bereichern, der in Fachkreisen einige Aufmerksamkeit erregte. Angesichts seiner zwar viele Jahre dauernden Ausbildung, der letztlich die intellektuelle Tiefe fehlte, kommt bei Troeltsch das zum Tragen, was Harmut Heller als „*ausgebremste Begabtenreserve*“ bezeichnet hat.¹⁰¹ Er eignete sich die notwendigen Kenntnisse neben seinem Beruf an, ohne die eine Konzeption seiner Lehr- und Lernmittel unmöglich gewesen wäre.

Schluss

Der Volksschullehrerberuf im 19. Jahrhundert ermöglichte einen bescheidenen sozialen Aufstieg, was als eines der stärksten Motive für sein Ergreifen galt. Troeltsch musste sich bei seiner Berufswahl jedoch von anderen Motiven geleitet lassen haben, was spätestens bei seinem Wechsel vom Schuldienst der Stadt Nürnberg zum Gefängnisschuldienst offensichtlich wird. Materielle Erwägungen spielten eine eher untergeordnete Rolle, obwohl er zu einem

späteren Zeitpunkt pekuniär und versorgungsmäßig deutlich besser gestellt wurde, als dies im städtischen Schuldienst der Fall gewesen wäre. Vielmehr suchte Troeltsch, von erzieherischen Beweggründen motiviert, die pädagogische Herausforderung in der Bildung junger straffällig gewordener Erwachsener, die er als staatsloyaler Untertan auf den rechten Weg bringen wollte. Letztlich musste Troeltsch sich eingestehen, dass im Gefängnis ebenso wie im städtischen Schuldienst Zwänge herrschten, die den pädagogischen Freiraum limitierten. Besonders hervorstechend war das von ihm monierte Isolationsgebot mit seinen Auswirkungen auf das alltägliche Unterrichtsgeschehen. Unabhängig davon gehörte Troeltsch zu jenen Volksschullehrern, die an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert, trotz einer nach heutigem Verständnis nicht auf wissenschaftlichen Grundlagen basierenden Ausbildung, außerordentliche von der wissenschaftlichen Öffentlichkeit beachtete Leistungen bei der Entwicklung von Lehr- und Lernmitteln vollbrachten.

Dr. Daniel Oelbauer M.A. beschäftigt sich mit Fragen regionaler Bildungsgeschichte. Seine Anschrift lautet: Kaltenbergstraße 7, 94160 Ringelai, E-Mail: daniel.oelbauer@gmx.de.

Anmerkungen:

- 1 Heller, Hartmut: Der Nürnberger Lehrer Stefan Heller (1872–1949). Seine autodidaktische Betätigung als Pflanzengeograph in Franken und das von ihm hinterlassene „Heller-Herbar“ im Biologikum der Universität Erlangen-Nürnberg, in: RegnitzFlora 3 (2009), S. 31–36.
- 2 Rossmeißl, Ralf: Der fränkische „Wechselkönig“. Über den Schullehrer und Bienenzüchter

Johann Witzgall (1848–1932), in: Franken unter einem Dach 27 (2005), S. 63–72.

- 3 Stadtarchiv Nürnberg (künftig StadtAN): C 21/IX. Nr. 319.
- 4 StadtAN: C 27/III. Nr. 189, Registereintrag 836.
- 5 StadtAN: C 27/II. Nr. 1450, Registereintrag 1630.
- 6 Hüttner, Dieter: Von der Normalschule zum Lehrerseminar. Die Entstehung der seminaristischen Lehrerbildung in Bayern (1770–1825)

Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte,
Kunst und Kultur
68. Jahrgang 2016

Inhalt

(Die Seitenzahlen des Sonderheftes 2016 sind mit Asteriskus [*] gekennzeichnet)

I. Geschichte

<i>Blessing, Werner K.</i>	Äußerer Kampf und innerer Dissens. Die Kriegserfahrung von 1866 in Franken	23*
<i>Dittmann, Werner</i>	Franken 1866 – Folge 10: Die militärischen Ereignisse in und um Aschaffenburg im Juli 1866	94
<i>Dörfel, Gerald</i>	Franken 1866 – Folge 9: Die Preußen in Bayern – Die Gefechte bei Kissingen am 10. Juli 1866 – die Einnahme des Kurorts	75
<i>Dörfel, Gerald</i>	Franken 1866 – Folge 11: Die Preußen in Bayern – Die Gefechte bei Winkels und Nüdlingen 1866 – die Bayern greifen an!	225
<i>Götschmann, Dirk</i>	Ein Wendepunkt deutscher und europäischer Geschichte. Der Krieg von 1866 im historischen Rückblick	4*
<i>Gußmann, Oliver</i>	Das jüdische Rothenburg im Mittelalter	165
<i>Hamm, Walter</i>	„ <i>Dulce et decorum est pro patria mori</i> “ – Vom Sterben (und Leiden) im „Deutschen Krieg“ von 1866	68*
<i>Kränzlein, Dirk</i>	Die Anwendung technischer Innovationen im „Deutschen Krieg“ von 1866	35*
<i>Mötzung, Hans-Peter</i>	Franken 1866 – Folge 8: Die Preußen in der Rhön	9
<i>Naser, Markus</i>	Rothenburgs Stadtgeschichte	152
<i>Oelbauer, Daniel</i>	„Wir gestehen gern, daß wir dem Rechenbrett ohne Rückhalt den Vorzug vor der russischen Rechenmaschine zugestehen.“ Ernst Troeltsch (1857–1916) und sein Nürnberger Rechenbrett. Biographische und didaktische Anmerkungen	246

<i>Pacholski, Jan</i>	„Der Deutsche Krieg von 1866“ in Theodor Fontanes Berichten	48*
<i>Rumschöttel, Hermann</i>	Wie ein Phönix aus der Asche: Die Geburt einer neuen bayerischen Armee nach dem Krieg von 1866	61*
<i>Weisel, Heinrich</i>	Theodor Hermann Husemann – Beamter, Priester und Wohltäter	3
Zu diesem (Sonder-)Heft		3*

II. Kunst

<i>Laudenbacher, Josef/Scherg, Leonhard</i>	Die Kreuzigungsgruppe auf dem Friedhof in Roden	260
<i>Möhring, Hellmuth</i>	Dominikanerinnenkloster und Reichsstadtmuseum in Rothenburg o.d.T	177
<i>Sander, Johannes</i>	Klosterbauten des Historismus und der Moderne in Unterfranken	103

III. Kultur

<i>Maier, Hans</i>	Franken in Bayern – geht das?	20
<i>Papp, Alexander von</i>	Mainfranken-Messe – starker Wirtschaftsfaktor und attraktives Schaufenster der Region	35
<i>Papp, Alexander von</i>	Einmalig in Franken – Tauberrettersheim glänzte mit zwei Weinköniginnen gleichzeitig	46
<i>Aumüller, Gerhard</i>	Harald Wießner spielt aus der Neustädter Orgelambulatur an der Adam-Philipp-Schleich-Orgel der Heilig-Kreuz-Kapelle Gaibach	133
<i>Hirte, Markus/Kätzl, Charlotte</i>	Das Mittelalterliche Kriminalmuseum in Rothenburg ob der Tauber: 1.000 Jahre Rechtsgeschichte unter einem Dach	190
<i>Arnold, Klaus</i>	Johannes Trithemius (1462–1516) – Benediktinerabt und Universalgelehrter	264

IV. Aktuelles

<i>Bader, Matthias/ Rittenauer, Daniel/ Zech-Kleber, Bernhard Graf von</i>	10 Jahre Historisches Lexikon Bayerns, 10 Jahre wissenschaftlich fundierte Landesgeschichte im Internet ...	135
<i>Hoffmann, Karin/Dörfel, Dominik</i>	Die Schlacht um Würzburg 1796	209
<i>Süß, Peter A.</i>	Kulturpreis des Bezirks Unterfranken für Bundesfreund Gunter Ullrich	60
<i>Tomczyk, Leonhard</i>	Kunstphotographie im Spessart	54
<i>Unterburger, Robert</i>	Ingeborg Höverkamp zum 70. Geburtstag	272
<i>Wolfrum, Renate</i>	„Oberfränkische Malertage“ 2016 in Neudrossenfeld ...	138

V. Bücher zu fränkischen Themen 62, 139, 213, 275

VI. Frankenbund intern

<i>Beinhofer, Paul</i>	60.Geburtstag von Frau Dr. Christina Bergerhausen. Der FRANKENBUND gratuliert seiner Bundesgeschäftsführerin	71
<i>Fahrt auf dem Main von Marktheidenfeld nach Lohr. 5. Unterfränkische Regionaltagung am 27. Mai 2016</i>		72
<i>Meißner, Sabine</i>	Historischer Verein Haßberge e.V. ehrt verdienten „Staahaber“ und „Gründungsvater“	145
<i>Der Frankenbund gratuliert Prof. Dr. Hartmut Heller zum 75. Geburtstag</i>		147
<i>Einladung zum 87. Bundestag am 22. Oktober 2016 in Rothenburg o.d.T.</i>		148
<i>Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Rothenburg ob der Tauber Walter Hartl zum 87. Bundestag des FRANKENBUNDES</i>		151
<i>Bergerhausen, Christina</i>	Zum 4. Mal: Unsere Mainschiffahrt am 27. Mai 2016 ...	217
<i>Premiere: Bundestag des Frankenbundes in Rothenburg ob der Tauber! – mit geändertem Programmablauf –</i>		219
<i>Achtung: Verschiebung des Fränkischen Thementages „Reformation in Franken“! Neuer Termin: 6. Mai 2017 in Nürnberg</i>		220

Sonderaktion FRANKENLAND: Verkauf gebundener Jahrgänge	220
Neue Gruppe im FRANKENBUND: Der Historische Verein Heidenfeld e.V. . . .	224
<i>Süß, Peter A.</i> Der FRANKENBUND gratuliert seinem 2. Bundes-	
vorsitzenden Herrn Professor Dr. Werner K. Blessing	
zum 75. Geburtstag!	282
<i>Süß, Peter A.</i> Bericht über den 87. Bundestag des FRANKEN-	
BUNDES am 22. Oktober 2016 in Rothenburg	
ob der Tauber	282
<i>Rupp, Horst F.</i> Laudatio auf Pfr. Dr. Oliver Gußmann anlässlich der	
Kulturpreisverleihung des FRANKENBUNDES	
am 22. Oktober 2016 in Rothenburg o.d. Tauber	286
<i>Süß, Peter A.</i> Bundesfreund Theobald Stangl mit dem Großen	
Goldenen Bundesabzeichen ausgezeichnet	290
<i>Schweda, Reinhold</i> Der Baunacher FRANKENBUND feierte 90. Ge-	
burtstag	291
Termine des FRANKENBUNDES im Jahr 2017	292
Spenden erwünscht	245
Ein passendes (Weihnachts-)Geschenk	263

- (= *Miscellanea Bavarica Monacensia* 118). München 1982, S. 89.
- 7 Böhm, Johannes: Erinnerungsblätter zum 60jährigen Bestehen des Schullehrer-Seminars Altdorf. Nürnberg 1884, S. 4.
 - 8 Oelbauer, Daniel: „Aus dem Land der Schulumuseen“. Lehrmittelausstellungen und Schulumuseen in Bayern zwischen 1875 und 1945 (= *Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte* 102). Würzburg 2010, S. 97.
 - 9 Böhm: Erinnerungsblätter (wie Anm. 7), S. 4ff.
 - 10 Heller, Harmut: Nachfolger im Kollegienhaus: Das königlich bayerische Schullehrer-Seminar in Altdorf, in: Brennecke, Hans Christof/ Schnabel, Werner Wilhelm (Hrsg.): *Akademie und Universität Altdorf. Studien zur Hochschulggeschichte Nürnbergs* (= *Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte* 69). Köln–Weimar–Wien 2011, S. 417.
 - 11 Ebd., S. 418f.
 - 12 Spörl, Alfred: *Die Entwicklung der deutschen Schule im Königreich Bayern unter besonderer Berücksichtigung der Lehrerbildung*. Diss. München 1977, S. 302.
 - 13 Steinmetz, Richard: *Untersuchungen zum Wandel in der bayerischen Lehrerbildung von 1809 bis zur Gegenwart im Lichte der Volkskunde*. Diss. München 1970, S. 123.
 - 14 Königlich Allerhöchste Verordnung, die Bildung der Schullehrer im Königreiche Bayern betreffend, in: *Ministerialblatt für Kirchen- und Schulangelegenheiten im Königreich Bayern* (künftig KMBL) 1866, S. 222.
 - 15 Mahler, Marianne: *Entwicklung und Struktur der Lehrerbildungsanstalt in Lauingen (1841–1935). Ein Beitrag zur Geschichte der Lehrerbildung in Bayern*. Diss. Bonn 1992, S. 73.
 - 16 Königlich Allerhöchste Verordnung (wie Anm. 14), S. 295.
 - 17 Ministerialentschließung, die Werktags- und Feiertagsschulpflicht der Jugend betreffend, in: Weber, Karl: *Neue Gesetz- und Verordnungssammlung für das Königreich Bayern mit Einschluß der Reichsgesetzgebung. Enthaltend die auf dem Gebiete der Verfassung und Verwaltung geltenden oder die Interessen des Staatsbürgers betreffenden Gesetze, Verordnungen und sonstigen Bestimmungen, zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen*. IV. Bd. 1848 bis 1856. Nördlingen 1885, S. 764ff.
 - 18 Heller: *Nachfolger im Kollegienhaus* (wie Anm. 10), S. 423f.
 - 19 Königlich Allerhöchste Verordnung (wie Anm. 14), S. 249.
 - 20 Ebd., S. 248.
 - 21 Ebd., S. 252.
 - 22 *Jahresbericht der königlichen Lehrerbildungs-Anstalten von Oberfranken für 1874/75*. Bayreuth 1875, S. 5; *Jahresbericht der königlichen Lehrerbildungs-Anstalten von Oberfranken für 1875/76*. Bayreuth 1876, S. 7.
 - 23 *Jahresbericht des königlichen Schullehrer-Seminars Schwabach und der Königlichen Präparandenschulen Rothenburg o.T., Schwabach und Wassertrüdingen 1873/74*. Schwabach 1874 S. 3f.
 - 24 *Jahresbericht 1874/75* (wie Anm. 22), S. 19.
 - 25 Königlich Allerhöchste Verordnung (wie Anm. 14), S. 281.
 - 26 Ebd., S. 280f.
 - 27 *Jahresbericht 1874/75* (wie Anm. 22), S. 23.
 - 28 Königlich Allerhöchste Verordnung (wie Anm. 14), S. 284f.
 - 29 *Jahresbericht 1874/75* (wie Anm. 22), S. 20.
 - 30 Königlich Allerhöchste Verordnung (wie Anm. 14), S. 289–295.
 - 31 Bayerisches Hauptstaatsarchiv (künftig BHStA): MJu 7127. *Acten des koeniglichen Staats-Ministeriums des Innern. Nun der Justiz. Betreff: Zellengefängnis Nürnberg. Schulunterricht Schuldienst. Ernennung der Hauslehrer. 1867–1890, o.S.*
 - 32 Ebd.
 - 33 Schneider, Michael: *Lehrerbesoldung*, in: Liedtke, Max (Hrsg.): *Handbuch der Geschichte des bayerischen Bildungswesens* (künftig HbGbb). IV. Bd. I. Teil: *Geschichte der Schule in Bayern. Epochenübergreifende Spezialuntersuchungen*. Bad Heilbrunn/Obb. 1997, S. 567.
 - 34 Scherzer, Christoph: *Personalstand der Lehrer und Lehrerinnen an den Volksschulen in Mittelfranken*. Nürnberg 1885, S. 11.
 - 35 Glaunig, Friedrich: *Die Schulen in Nürnberg mit besonderer Berücksichtigung des städtischen Schulwesens*. Nürnberg 1906, S. 3f.
 - 36 Glaunig, Friedrich: *Die Entwicklung des Nürnberger Schulwesens*, in: *Schulen und Schulgesundheitspflege in Nürnberg. Festschrift dem I. Internationalen Kongreß für Schulhygiene in Nürnberg vom 4.–9. April 1904*. 2. Aufl. Nürnberg 1904, S. 4ff.
 - 37 Glaunig: *Die Schulen in Nürnberg* (wie Anm. 35), S. 10f.
 - 38 Sonnenberger, Franz: *Die Bastion des Staa-*

- tes. Militär, Justiz, Strafvollzug, in: Aufriss 5 (1985), S. 95.
- 39 Streng, Adolf: Das Zellengefängnis Nürnberg dessen bauliche Einrichtung und die in demselben durchgeführte Organisation des Strafvollzugs. Nürnberg 1882, S. 6.
- 40 Weltweite Bekanntheit erlangte das Zellengefängnis im Zuge der Nürnberger NS-Hauptkriegsverbrecherprozesse. Dort waren zwischen 1945 und 1949 die Angeklagten und Zeugen inhaftiert. 1952 übergab man das Gebäude dem bayerischen Staat und nutzte es wieder für den Strafvollzug. Heute sind nur noch wenige Teile der ursprünglichen Anlage wie die Zentralhalle vorhanden.
- 41 Wie Anm. 31.
- 42 Schneider: Lehrerbesoldung (wie Anm. 33), S. 547.
- 43 BHStA: MJu 7137. Acta des koeniglichen Staats-Ministeriums der Justiz. Nürnberg Zellengefängnis. Hausordnung und Dienstinstruktionen 1870–1920, o.S.
- 44 Eberle, Hans Jürgen: Lernen im Justizvollzug. Voraussetzungen und Ansätze einer Justizvollzugspädagogik und ihrer Didaktik. Frankfurt a. Main 1980, S. 171f.
- 45 Ebd., S. 173.
- 46 BHStA: MJu 6824. Akten des königlichen Staatsministeriums der Justiz. Nürnberg, Jahresberichte der Strafanstalten. Jahrgang 1906. Strafanstalten N–P, Jahresbericht des Vorstandes der königlichen Verwaltung des Zellengefängnisses Nürnberg für das Geschäftsjahr 1906, o.S.
- 47 BHStA: MJu 22498. Akten des königlichen Staatsministeriums der Justiz. Strafanstalten. Hauslehrer. Schulunterricht. 1857–1924, 16.8.1877.
- 48 BHStA: MJu 6802. Akten des königlichen Staatsministeriums der Justiz. Nürnberg, Jahresberichte der Strafanstalten. Jahrgang 1900. Strafanstalten N–Z. Jahresbericht pro 1900 von Ernst Troeltsch, protestantischer Hauslehrer, o.S.
- 49 BHStA: MJu 22498 (wie Anm. 47), 28.5.1910.
- 50 Eberle: Lernen im Justizvollzug (wie Anm. 44), S. 156.
- 51 BHStA, MJu 7137 (wie Anm. 48).
- 52 BHStA: MJu 6784. Jahresberichte Zellengefängnis Nürnberg 1891–1894. Jahresbericht des Hauslehrers Heinrich Pregler am Zellengefängnis Nürnberg pro 1891, o.S.
- 53 BHStA: MJu 6784. Jahresbericht pro 1891 von Ernst Troeltsch, protestantischer Hauslehrer am königlichen Zellen-Gefängnis-Nürnberg, S. 23.
- 54 BHStA: MJu 6824 (wie Anm. 46), Jahresbericht pro 1906 von Ernst Troeltsch, königlicher Hauslehrer am Zellengefängnis Nürnberg, o.S.
- 55 BHStA: MJu 6784. Jahresbericht pro 1906 von Ernst Troeltsch (wie Anm. 52), S. 23.
- 56 BHStA: MJu 22498 (wie Anm. 49), 11.6.1910.
- 57 BHStA: MJu 6784. Jahresbericht pro 1906 von Ernst Troeltsch (wie Anm. 53), S. 14f.
- 58 Eberle: Lernen im Justizvollzug (wie Anm. 44), S. 145.
- 59 BHStA: MJu 6784. Jahresbericht des Hauslehrers Heinrich Pregler am Zellengefängnis Nürnberg pro 1891 (wie Anm. 53), o.S.
- 60 BHStA: MJu 6820. Jahresbericht pro 1905 von Ernst Troeltsch, protestantischer Hauslehrer am Zellengefängnis Nürnberg, o.S.
- 61 Frede, Lothar: Geistige und seelische Hebung der Gefangenen, in: Erwin Bumke (Hrsg.): Deutsches Gefängniswesen. Ein Handbuch. Berlin 1928, S. 298f.
- 62 Krebs, Albert: Der Erziehungsbeamte in der Strafanstalt, in: Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft 49 (1928), S. 73.
- 63 Troeltsch, Ernst: Ein Beitrag zur Methodik des grundlegenden Rechenunterrichts durch Veranschaulichung des Rechnens 1 bis 100 am Nürnberger Rechenbrett. Nürnberg 1901, S. 6.
- 64 Lundgreen, Peter: Sozialgeschichte der deutschen Schule im Überblick. I. Teil: 1770–1918 (= Kleine Vandenhoeck-Reihe 1460). Göttingen 1980, S. 93.
- 65 Maier, Karl Ernst: Das Werden der allgemeinbildenden Pflichtschule in Bayern und Österreich. Eine vergleichende Untersuchung von den Anfängen bis zur Gegenwart. Habil. Ansbach, S. 2.
- 66 Reble, Albert: Das Schulwesen, in: Spindler, Max/Kraus, Andreas (Hrsg.): Handbuch der bayerischen Bildungsgeschichte. IV. Bd. Das neue Bayern 1800–1970. 2. Teilbd. München 1979, S. 968; Lindner-Callewaert, Johanna: Das Schulwesen von 1871–1918. (II. B. Regionalgeschichtliche Ergänzungen. Mittelfranken), in: HbGdB. II. Bd. Geschichte der Schule in Bayern von 1800 bis 1918. Bad Heilbrunn/Obb. 1993, S. 529.
- 67 BHStA: MJu 6784. Jahresbericht pro 1894 Ernst Troeltsch (wie Anm. 60), o.S.

- 68 Ebd.
- 69 StadtAN: C 22/II. Gewerbean- und -abmeldungen Nr. 21, Registereintrag 523.
- 70 Troeltsch, Ernst: Vortrag gehalten gelegentlich des 1. Internationalen Kongresses für Schulgesundheitspflege in Nürnberg, Nürnberg 1904, S. 20.
- 71 Diese besteht in ihrer grundlegenden Form aus einem Holzgestell, an dem 10 parallel zueinander stehende Metallstäbe angebracht sind, die wiederum je 10 verschiebbare Kugeln besitzen.
- 72 Bei diesem Rechenkasten werden die Einer durch Würfel im Maß von einem Zoll, die Zweier durch doppelt so große, die Dreier durch dreimal so große und so weiter repräsentiert.
- 73 BHStA: MJu 6784. Jahresbericht pro 1894 von Ernst Troeltsch (wie Anm. 60), o.S.; Oelbauer: „Aus dem Land der Schulumuseen“ (wie Anm. 8), S. 138f.; In der jüngeren Vergangenheit hat sich das Nürnberger Spielzeugmuseum im Rahmen der Ausstellung „ABC und Einmaleins. Lernspiele aus vier Jahrhunderten“ mit diesem Rechenbrett beschäftigt („ABC und Einmaleins. Lernspiele aus vier Jahrhunderten“, Spielzeugmuseum Nürnberg, 12.11.2010–20.2.2011).
- 74 Troeltsch: Vortrag (wie Anm. 70), S. 1.
- 75 Ebd.
- 76 Troeltsch, Ernst: Das kleine und große Einmaleins mit Veranschaulichungen. Nürnberg 1898, S. 42.
- 77 Troeltsch, Ernst: Zins-, Kapital-, Zeit- und Zinsfußberechnungen. Nürnberg 1898, S. 29.
- 78 Bayerische Lehrerzeitung 37 (1903), S. 345.
- 79 Döring, Klaus W.: Lehr- und Lernmittel: Medien des Unterrichts. Zur Geschichte und Didaktik der materialen unterrichtlichen Hilfsmittel. 2. Aufl. Weinheim/Basel 1973, S. 156.
- 80 Lietzmann, Walter: Stoff und Methode des Rechenunterrichts in Deutschland. Ein Literaturbericht (= Abhandlungen über den mathematischen Unterricht in Deutschland 5/1). Leipzig/Berlin 1912, S. 2.
- 81 Schmidt, Siegbert (Hrsg.): Rechenbücher für den Unterricht in der Elementarschule vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Kaiserreich in Auszügen. Köln–Weimar–Berlin 1993, S. IX.
- 82 Schubert, Ernst: Die Modernisierung des mathematischen Unterrichts. Ihre Geschichte und Probleme unter besonderer Berücksichtigung von Felix Klein, Martin Wagenschein und Alexander I. Wittenberg. Diss. Stuttgart 1971, S. 9.
- 83 Huster, Ludger/Schubring, Gert: Einleitung, in: Huster, Ludger: Dokumentation zur Entwicklung der Mathematik-Didaktik im 19. Jahrhundert. Elementarschulbereich (= Schriftenreihe des IDM 26). Bielefeld 1981, S. 10.
- 84 Lietzmann: Stoff und Methode des Rechenunterrichts (wie Anm. 80), S. 19.
- 85 Ebd., S. 29.
- 86 Busse, Friedrich Gottlieb: Anleitung zum Gebrauch eines gemeinverständlichen Rechenbuches für Schulen. 1. Teil. Leipzig 1786, S. 1.
- 87 Schmidt: Rechenbücher für den Unterricht in der Elementarschule (wie Anm. 81), S. XXXI.
- 88 Lietzmann: Stoff und Methode des Rechenunterrichts (wie Anm. 80), S. 30ff.
- 89 Pfeiffer, Ludwig: Experimentelle Bewertung der Rechenapparate, die auf die Bornschen und die quadratischen gegründet sind, in: Die Experimentelle Pädagogik 2 (1905), S. 134.
- 90 Lietzmann: Stoff und Methode des Rechenunterrichts (wie Anm. 84), S. 32.
- 91 Troeltsch: Ein Beitrag zur Methodik des grundlegenden Rechenunterrichts (wie Anm. 63), S. 7.
- 92 Troeltsch: Vortrag (wie Anm. 70), S. 5.
- 93 Stärkle, Friedrich: Einige Hilfsmittel beim Rechnen auf der Unterstufe, in: Zeitschrift für die Behandlung Schwachsinniger und Epileptischer 20 (1904), S. 9.
- 94 Pfeiffer: Experimentelle Bewertung der Rechenapparate (wie Anm. 89), S. 134.
- 95 Troeltsch: Vortrag (wie Anm. 70), S. 5.
- 96 Troeltsch: Ein Beitrag zur Methodik des grundlegenden Rechenunterrichts (wie Anm. 63), S. 7.
- 97 Ebd., S. 14.
- 98 Stärkle: Einige Hilfsmittel beim Rechnen auf der Unterstufe (wie Anm. 93), S. 9.
- 99 Hübner, Max: Die Apparate für instrumentales Rechnen und die wichtigsten Rechenapparate für den Schulgebrauch, nach ihrer inneren Zusammengehörigkeit betrachtet. Ein Führer durch die Rechengruppe des Städtischen Schulmuseums (= Veröffentlichungen des Städtischen Schulmuseums zu Breslau 1). Breslau 1898, S. 18.
- 100 Schröder, Conrad: Die Rechenapparate der Gegenwart, gesammelt, geordnet, beschrieben und begutachtet. Magdeburg 1901.
- 101 Heller: Der Nürnberger Lehrer Stefan Heller (wie Anm. 1), S. 31.

Josef Laudenbacher und Leonhard Scherg

Die Kreuzigungsgruppe auf dem Friedhof in Roden

Die Kreuzigungsgruppe auf dem Friedhof der Gemeinde Roden bei Marktheidenfeld ist ein einmaliges Kunstwerk, das von Hans Werner 1586 für die Abtei Neustadt am Main geschaffen wurde. Seine Restaurierung und seine langfristige Sicherung sind Anliegen dieses Artikels.

Mit der Überschrift „Kreuzigungsgruppe im Friedhof Roden“ wurde im September 1972 ein ganz besonderes Kunstwerk in der Beilage „Heiliges Franken“ zum Würzburger katholischen Sonntagsblatt vorgestellt, ein Kunstwerk, das bis dahin von der Kunstgeschichte und der Denkmalpflege weitgehend unbeachtet geblieben war.¹ Bis heute hat sich daran bedauerlicherweise fast nichts geändert.

In dem namentlich nicht gekennzeichneten Artikel, der von Ludwig Weiß (1911–1982) stammen dürfte, werden erstmals die Entstehungsgeschichte genau geklärt und der Name des verantwortlichen Künstlers genannt.² Ludwig Weiß, von 1942 bis 1949 Lokalkaplan in Reistenhäusen und von 1949 bis 1968 Pfarrer in Höchberg, kam aus Rothenfels und hat sich mit zahlreichen lokalhistorischen Untersuchungen zur fränkischen Geschichte, die überwiegend in der Beilage zum Würzburger katholischen Sonntagsblatt³ erschienen, große Verdienste erworben.

Entstanden ist die Kreuzigungsgruppe in der Abtei Neustadt unter den beiden Äbten Christopherus Caseus (1576–1586) und Martinus Knödler (1586–1615). Die Initialen „MKA“ für „Martinus Knödler Abbas“ und die persönlichen Wappen der



Abb. 1: Die Kreuzigungsgruppe von Hans Werner (um 1560–1623) im Friedhof Roden.

Photo: Josef Laudenbacher.

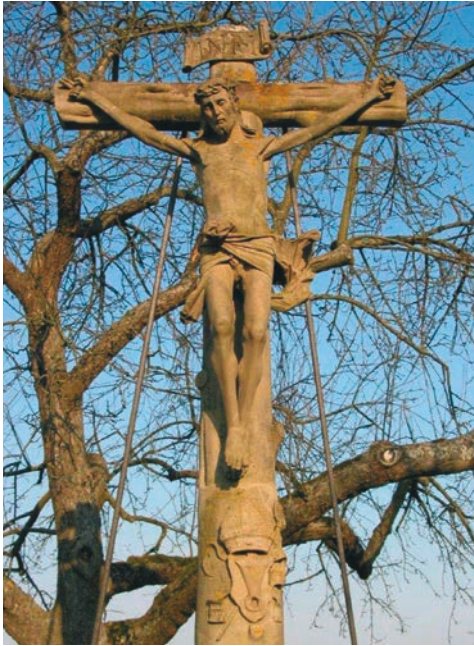


Abb. 2: Das mittlere Kreuz mit dem Wappen von Abt Christopherus Caseus.

Photo: Josef Laudenbacher.



Abb. 3: Das Wappen von Abt Martinus Knödler am linken Kreuzschaft.

Photo: Leonhard Scherg.

beiden Äbte verbunden mit dem Klosterwappen weisen noch heute auf den Zusammenhang hin.⁴ Dieser wird durch den im Pfarrarchiv Neustadt aufbewahrten „Catalogus Abbatum Monasterii Neostadii“ von 1724 bestätigt. Das von Abt Christopherus von Neustadt in Auftrag gegebene Werk wurde somit 1586 unter seinem Nachfolger Abt Martinus Knödler vollendet. Der mittlere Kreuzstamm zeigt das Wappen von Abt Christopherus, der (vom Betrachter aus) linke das von Abt Martinus, verbunden mit der Jahreszahl, und der rechte Kreuzstamm das des Klosters.

Der ursprüngliche Standort der Kreuzigungsgruppe war in der Abteikirche, genauer unter der Orgel. Kreuzaltäre befinden sich in Klosterkirchen üblicherweise



Abb. 4: Das Klosterwappen am rechten Kreuzschaft. Photo: Leonhard Scherg.



Abb. 5: Die Initialen des Künstlers am linken Kreuzfuß.
Photo: Leonhard Scherg.

am Lettner, mit dem der Raum für die Mönche vom übrigen Kirchenraum abgetrennt wird. Als die Klosterkirche nach der Säkularisation 1802/1803 gegen Ende der 1830er Jahren zur Pfarrkirche umgewandelt wurde, stand die Kreuzigungsgruppe im Weg. Sie wurde daher 1836 entfernt und von Fürst Carl zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, dem Rechtsnachfolger des Klosters, der Gemeinde Roden für den dortigen Friedhof geschenkt. Ein inzwischen fast gänzlich wieder lesbar gemachter Gedenkstein in der Friedhofsmauer erinnert an diese Schenkung.

Damals dürfte der Friedhof in Roden von der Ortskirche weg und an den neuen Standort verlegt worden sein, weswegen ein Friedhofskreuz erforderlich war. Mit der in Neustadt nicht mehr benötigten Kreuzigungsgruppe wurde diesem Bedarf abgeholfen. Roden gehörte, wie auch Neustadt/Main, bis 1849 zum Herrschaftsgericht Rothenfels, das von den Fürsten Löwenstein ausgeübt wurde.

Einen Hinweis auf den Künstler geben die auf dem linken Kreuzstamm über dem Wappen von Abt Martinus und der Jahreszahl 1586 angebrachten Initialen „HW“ verbunden mit einem Klüpfel (Schägel), dem Werkzeug der Steinmetzen. „Mit Sicherheit“ weist der Verfasser des genannten Artikels die Kreuzigungsgruppe dem Bamberger Bildhauer Hans Werner zu. Er bezieht sich dabei vor allem auf Kunstwerke im Raum Schweinfurt, nicht zuletzt auf ein nur noch als Bild und durch ein Fragment überliefertes Friedhofskreuz, ebenfalls von 1586. Dieses zeigt in der Gestaltung eine weitgehende Übereinstimmung mit dem Rodener Kreuz.

Hans Werner, „in der fränkischen Steinplastik [...] seit dem späten 16. Jahrhundert [...] die dominierende Persönlichkeit“,⁵ wurde um 1560 in Mechenried, heute Ortsteil von Riedbach, südwestlich von Hofheim, geboren.⁶ Als Künstler war er ab ca. 1580 zunächst im Bamberger Raum und für den dortigen fürstbischöflichen Hof tätig, bevor er 1600 nach Nürnberg zog, wo er vor allem für die Patrizierfamilien der Reichsstadt arbeitete. 1623 verstarb er dort. Hans Werner signierte seine Werke mit vollem Namen oder mit den Initialen „HW“. Seine Werke zeigen den Übergang von der Renaissance zum Barock. Mit Werken in allen drei fränkischen Regierungsbezirken und im angrenzenden Württemberg kann er sogar als gesamtfränkischer Künstler gelten.

Seit 1836 steht die für den Kirchenraum geschaffene Kreuzigungsgruppe ungeschützt auf dem Friedhof in Roden. Kein Wunder dass sich nun deutliche Schäden abzeichnen und eine umfassende Restaurierung erforderlich ist. Bereits 1972 wurde angesichts der Situation in dem genannten Artikel dazu aufgefordert, Überlegungen anzustellen, „wie dieses

Kunstwerk vor weiteren Witterungsschäden bewahrt werden könnte“. Nun trägt man sich in Roden zur Zeit mit dem Gedanken, das einmalige Kunstwerk nicht nur zu restaurieren, sondern es evtl. mit einer Überdachung vor weiteren Schädigungen zu schützen. Noch sträubt sich das Landesamt für Denkmalpflege, einer Überdachung zuzustimmen. Eine Überdachung bedeutet einerseits zweifellos den Verlust der seit 1836 bestehenden Einordnung in die Natur – die frei stehende Kreuzigungsgruppe vor Obstbäumen –, der Verzicht auf dauerhaften Schutz bedeutet aber andererseits unausweichlich den Verlust eines einmaligen Kunstwerks aus der Echterzeit. Da dürfte die Güterabwägung

doch eindeutig zugunsten des bedrohten Kunstwerks ausfallen!

Dr. Leonhard Scherg war als Gymnasiallehrer tätig und bis 2008 erster Bürgermeister von Marktheidenfeld. Heute wirkt er als Kreisarchivpfleger und ist zu erreichen unter der Anschrift: Am Hollerbusch 12, 97828 Marktheidenfeld, E-Mail: leonhard.scherg@bnmsp.de; Josef Laudenbacher ist Dorfchronist von Karbach. Seine Anschrift lautet: Gartenstraße 7, 97842 Karbach, E-Mail: Josef.Laudenbacher@freenet.de.

Anmerkungen:

- 1 Kreuzigungsgruppe im Friedhof Roden, Heiliges Franken 20. Jg., n. 9 (September 1972), S. 169–170. Den Hinweis auf diesen Aufsatz verdanken wir Thomas Wehner: Realschemaismus der Diözese Würzburg. Dekanat Lohr am Main. Würzburg 1996, S. 141; zu Roden S. 134–141. Der Verfasser bezieht sich auf Hinweise der Künstlerin Ilse Selig (1913–2006) und einen Artikel in der Mainpost von 1968.
- 2 Ludwig Weiß nutzte für seine Abtsliste „Die Äbte in Neustadt/Main“ in der Festschrift „1200 Jahre Neustadt am Main“, (Neustadt) 1969, S. 20–26, den „Catalogus Abbatum Monasterii Neostadii“ von 1724, der auch in der Untersuchung von 1972 eine entscheidende Rolle spielt, und geht S. 22 auch auf die Kreuzigungsgruppe ein.
- 3 Die Beilage „Heiliges Franken“ erschien von 1953 bis 1982.
- 4 Die Initialen „CCA“ für Abt Christopherus Caseus sind heute nicht mehr vorhanden. Diese Feststellung galt schon 1972.
- 5 So Ernst Eichhorn: Die Kunst des fränkischen Raumes, in: Scherzer, Conrad (Hrsg.): Franken. 2. Bd. Nürnberg 1959, S. 293.
- 6 Siehe auch den Eintrag in Wikipedia „Hans Werner (Bildhauer)“ (aufgerufen am 1.10.2016).



Ein passendes (Weihnachts-)Geschenk:

Verschenken Sie ein FRANKENLAND-Abonnement für ein Jahr! Das Abonnement kostet 17,50 € (Stand 1. Januar 2017) inklusive Lieferung frei Haus gegen Rechnung und umfasst vier Ausgaben des Frankenlandes und ein Sonderheft. Das Bestellformular finden Sie auf der Rückseite dieses FRANKENLAND-Heftes.

Klaus Arnold

Johannes Trithemius (1462–1516) – Benediktinerabt und Universalgelehrter

Vor 500 Jahren, am 13. Dezember 1516, verstarb Johannes Trithemius als Abt des Würzburger „Schottenklosters“ St. Jakob (heute Don Bosco im Mainviertel). An ihn erinnert vor allem sein Grabdenkmal aus der Werkstatt Tilman Riemenschneiders, derzeit aufgestellt im Nordquerhaus der Neumünsterkirche. In Würzburg verbrachte Trithemius sein letztes Lebensjahrzehnt, nachdem der als benediktinischer Ordensreformer, Literaturhistoriker, Geschichtsschreiber und Verfasser von Geheimschrifttraktaten schon weitberühmte „Abt von Sponheim“ nach Querelen mit seinem Konvent durch Fürstbischof Lorenz von Bibra 1506 hierher berufen worden war. Neben dem Grabstein haben sich ein halbes Hundert von dem gelehrten Humanisten verfasste und gesammelte Handschriften und frühe Drucke in der Würzburger Universitätsbibliothek erhalten.



Abb. 1: Porträtzeichnung des Abtes Johannes Trithemius des Meisters HB (um 1510), Chantilly, Musée Condé.
Archiv des Verfassers.

Johannes Trithemius wurde am 1. Februar des Jahres 1462 als Sohn einer Winzerfamilie in Trittenheim an der Mosel geboren. Er benannte sich zeitlebens in der lateinischen Namensform als „*Trithemius*“ und bediente sich in seinen Schriften auch sonst allein der lateinischen Sprache. Nach Studien an der Universität Heidelberg trat er 1482 als Zwanzigjähriger in das Benediktinerkloster Sponheim bei (Bad) Kreuznach ein und wurde bereits 18 Monate später zum Abt gewählt. Un-

ter Leitung des Trithemius wurde der Konvent wirtschaftlich geordnet und nach dem Vorbild der Bursfelder Kongregation reformiert.

Der Abt erwarb sich rasch einen Ruf als Visitator, Redner und Schriftsteller im Dienst der Reform seines Ordens. Die von ihm aufgebaute Bibliothek mit mehr als 2.000 Werken machte das eher abgelegene Hunsrückkloster Sponheim bald zu einem Zentrum des deutschen Frühhumanismus. Es gehörte in Deutschland um 1500

zum guten Ton, einmal bei Trithemius in Sponheim gewesen zu sein; Reisen nach Sponheim ähnelten in diesen Jahren geradezu einer Pilgerfahrt: Fürsten, Bischöfe und Humanisten aus Frankreich und den Niederlanden befanden sich unter den Besuchern; Bildungswillige und Gelehrte nutzten die Schätze der Bibliothek bei längeren Aufenthalten für ihre Arbeit.

Unter diesen war auch der aus Wipfeld am Main stammende „*deutsche Erzhumanist*“ und „*poeta laureatus*“ Konrad Celtis (1449–1508), über den ein anderer Besucher bereits 1494 festgehalten hat, dass sein Staunen angesichts der in Sponheim versammelten Büchermenge so groß gewesen sei, daß er fortan nur noch von Büchern träumte und auch tagsüber stets an Bücher dachte. Celtis verfaßte Gedichte zum Ruhm der Bibliothek und ihres Schöpfers und zum Lobe eines Hündchens, das auf griechische Befehle hin kleine Kunststücke vorführte. Andere Besucher haben sogar den Namen des Hundes (*Eris*) überliefert und behauptet, er habe selbst auf hebräische Zurufe reagiert.

Wer so viele Bücher gesammelt hat, handschriftliche und bereits gedruckte, mußte über ihren Inhalt Bescheid wissen, um sie sachgerecht aufstellen zu können. Aus dieser Notwendigkeit erwuchs die wohl bedeutsamste Leistung des Autors Trithemius in Gestalt eines Verzeichnisses der christlichen Schriftsteller von der Antike bis in seine Zeit. Aus diesem in mehreren Redaktionsstufen seit 1492 entstandenen und 1494 im Druck erschienenen bio-bibliographischen Werk „*De scriptoribus ecclesiasticis – Über die christlichen Schriftsteller*“ mit etwa eintausend Einträgen erwachsen noch weitere Spezialkataloge wie der „*Catalogus illustrium virorum Germaniae – Verzeichnis der berühmten deutschen Autoren*“ (gedruckt

1495 und öfter), die erste deutsche Literaturgeschichte, sowie entsprechende Verzeichnisse für den Benediktiner- und den Karmeliterorden.

Der Abt erwarb zudem rasch Ruhm als Redner und Schriftsteller im Dienst der Reform seines Ordens. Daneben galt Trithemius als ausgewiesener Historiker („*Annales Hirsaudienses – Jahrbücher des Klosters Hirsau*“, 2 Bände, erstmals gedruckt in St. Gallen 1690, „*Chronicon Sponheimense – Chronik des Klosters Sponheim*“ und andere). Er war Freund und Korrespondenzpartner der hervorragenden Vertreter des deutschen Renaissance-Humanismus (darunter der eben erwähnte Konrad Celtis, Hartmann Schedel, Johannes Reuchlin u.a.) und Mitglied der Heidelberger Gelehrtenengesellschaft (*Sodalitas litteraria Rhennana*) und wurde bewundert als Verfasser von Geheimschrifttraktaten.

Seine Bücherleidenschaft, die häufige Abwesenheit von seinem Kloster und nicht zuletzt der Vorwurf okkulten Neigungen führten zu einem Zerwürfnis mit seinen Mönchen und dem pfälzischen Landesherrn sowie schließlich dazu, dass Trithemius 1506 Sponheim mit der Abtei St. Jakob in Würzburg vertauschen musste. Die Umstände der Vertreibung aus seinem Kloster Sponheim und der Übernahme der Abtei St. Jakob in Würzburg in der Zeit zwischen April 1505 und September 1506 hat der Abt in seinen beiden Klosterchroniken („*Chronicon Sponheimense*“ und „*Compendium breve foundationis et reformationis sancti Jacobi OSB in suburbio Herbipolensi – Eine knappe Zusammenstellung der Gründung und Reform des Klosters St. Jakob in der Vorstadt von Würzburg*“) sowie einer großen Zahl von mehr als 70 Briefen aus diesen Monaten dokumentiert.

Er hat hierbei keine Gelegenheit ausgelassen, auf die Armut seiner unbedeuten-



Abb. 2: Grabstein des Johannes Trithemius, Tilman Riemenschneider und Werkstatt, Würzburg, Neumünster, Nordquerhaus. Photo: Verfasser.

den (*paupercula*) Würzburger Abtei hinzuweisen. Dies war in wirtschaftlicher Hinsicht unabweisbar der Fall, denn das „Schottenkloster“ war mit materiellen Gütern und Einkünften nicht eben gesegnet. Er selbst nutzte seine Beziehungen zum brandenburgischen Hof Kurfürst Joachims I. und zum humanistischen Umfeld Kaiser

Maximilians I. mit Sicherheit aber auch dazu, zu einer verbesserten finanziellen Ausstattung des Klosters und seiner neu aufzubauenden Bibliothek beizutragen. In Person war der Abt seit 1505 königlicher Kaplan und „*orator*“ – wie er sich selbst bezeichnete – und als Abt des Jakobskloster auch Inhaber einer durchaus einträglichen Würzburger Domherrnpfründe.

Gleichwohl wurde dem Trittenheimer noch lange die Bezeichnung eines „*Abtes von Sponheim*“ beigelegt, als der er seinen literarischen Ruhm begründet hatte – und auf den sich noch Jahrhunderte später ganze Bibliotheken apokrypher ‚magischer‘ Texte beriefen. Allmählich gewann Trithemius Bedeutung auch als Historiker; unter seinen Nachruhm mischte sich jedoch bald – und immer deutlicher – unter Kritikern die Einsicht, daß nicht alle von ihm herangezogenen Quellen über jeglichen Zweifel erhaben waren. Der Verdacht tauchte zuerst unter den konkurrierenden Geschichtsforschern am Wiener Hof Kaiser Maximilians I. auf und wurde durch die Untersuchungen des quellenkritischen Historismus im 19. Jahrhundert zur Gewißheit: Die fränkischen Chronisten der Merowinger- und Karolingerzeit namens „*Hunibald*“ und „*Wastald*“, die seiner Frankengeschichte, wie der Benediktiner „*Meginfrid*“, der dem zweibändigen Geschichtswerk der „*Annales Hirsaudienses*“ Glaubwürdigkeit verschaffen sollten, waren in Wahrheit wohlmeinende Fiktionen des Abtes.

Ganz anders verhält es sich mit dem Vorwurf der Magie und der Zauberkunst, die Trithemius seit Martin Luthers Tischgesprächen und der Verbreitung der „Faust“-Legende anhängen – bis hin zu seiner Aufnahme in den „Index“ der von der katholischen Kirche verbotenen Bücher. Diese kryptographischen Anleitungen,

welche Trithemius als „*Steganographia – Geheimschrift*“ und „*Polygraphia – Vielschrift*“ – ihren Inhalt gewollt verschleiern – kursieren ließ, zählen zu seinen originellsten und nahezu zeitlosen Leistungen – denn die hierbei verwendeten Verschlüsselungstechniken mit Mehrfachcodierung statt simpler Buchstabenersetzungen (die mit Hilfe statistischer Methoden relativ leicht aufzubrechen sind) konnten zum Teil erst im 18. (durch Wolfgang Ernst Heidel) und zu Ende des 20. Jahrhunderts (von Thomas Ernst und Jim Reeds) entschlüsselt und erklärt werden.

Trithemius eilte bereits seit Jahren der Ruf voraus, solcherart ‚magischer‘ Künste und nigromantischer Praktiken mächtig zu sein. Durch Zuweisung der Autorschaft von obskuren Schriften über den „Stein der Weisen“ etc. an den „Abt von Sponheim“ füllten sich in den nachfolgenden Jahrzehnten ganze Bibliotheken; und noch bis in die letzten Jahre hinein erschienen wissenschaftliche Studien über die ‚Magie‘ des Trithemius. Er selbst war hieran keineswegs schuldlos: Bereits um 1499 hatte er durch ruhmredige, dunkle Andeutungen in Briefen und im Bekanntenkreis über eine in Arbeit befindliche Geheimschrift „*Steganographia*“ Hinweise auf seine Beschlagenheit in den magischen Künsten unter die Leute gebracht; sie waren rasch in weitere Kreise gelangt.

Gegenstand des Rumors war die „*Steganographia, hoc est: Ars per occultam scripturam animi sui voluntatem absentibus aperiendi certa – Steganographie, das ist die Kunst, durch geheime Schrift Abwesenden sicher seine Absicht zu eröffnen*“, die der Autor auf acht Bücher angelegt hatte, von denen er nur drei fertiggestellt hat. Das Werk erschien erst 1606 im Druck, begleitet von einer „*Clavis generalis triplex – einem dreifachen allgemeinen Schlüssel*“ des Ver-

fassers, die dazu dienen sollte, die Benutzung seiner Erfindungen zu ermöglichen. Für das dritte Buch freilich, das Trithemius durch die Hinzusetzung von aus der Kabbala entnommenen Namen mit einer weiteren geheimnisvollen Aura versehen hatte, fehlten sie. Dass das dritte Buch zudem doppelt verschlüsselt war, blieb nahezu allen Benutzern verborgen und führte zur ‚communis opinio‘, wonach es sich bei diesem Teil allein um ‚Schwarze Kunst‘ und bei ihrem Autor wohl nur um einen Magier handeln konnte. So sollte es bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts dauern, bis der wahre Inhalt des dritten Buchs der „*Steganographia*“ endgültig decodiert werden konnte.

Auch wenn die „*Steganographia*“ unvollendet liegen blieb, war Trithemius weiterhin vom Nutzen der Geheimschriften überzeugt. So nahm er seine kryptologischen Studien bald nach seinem Wechsel auf die Abtswürde in Würzburg erneut auf und trieb seine nun „*Polygraphia*“ genannte Arbeit voran. Sie war ursprünglich für den Brandenburger Kurfürsten Joachim I. gedacht, dem der Autor noch im Herbst des Jahres 1507 deren Dedikation und baldige Übersendung versprochen hatte. Dann aber bot sich die Möglichkeit, das Werk einem höherrangigen Gönner zuzueignen: In recht kurzer Zeit, zwischen dem 21. Januar und dem 21. März des Jahres 1508, schrieb er sein (in Wien erhalten gebliebenes) Widmungsexemplar nieder und überreichte es Kaiser Maximilian unter vier Augen am 8. Juni in der Burg Linz am Rhein.

Im ersten Buch der „*Polygraphia*“ bietet Trithemius 384 Alphetreihen (je zwei pro Seite), die jedem Buchstaben jeweils ganze Wörter zuordnen; sie sollten der Verheimlichung der wahren Botschaft dienen: Die Intention dieses Systems liegt darin,



Abb. 3: Grabplatte (des 18. Jahrhunderts) über der derzeitigen Ruhestätte des Johannes Trithemius, Würzburg, Neumünster, nördliches Seitenschiff. Photo: Verfasser.

jedem Buchstaben des Alphabets ein Wort zuzuordnen in der Weise, dass dem zu verbergenden Buchstaben ein Substantiv, Adjektiv, Gerundium, Adverb, Verb, Objekt, Konjunktion usw. entspricht, aus denen sich Sätze – in der Form eines Gebets – bilden lassen, die die dahinter liegende Botschaft verschleiern, indem man den ersten benötigten Buchstaben aus der ersten Reihe nimmt, den zweiten aus der zweiten usw. Bedingung ist jedoch, daß beide Korrespondenten, Sender und Empfänger, über ein identisches Exemplar des Traktats verfügen, um den Text sicher entschlüsseln zu können. Der Vorteil dieses kryptographischen Systems liegt darin, daß die verschlüsselte Botschaft bei weniger Lateinkundigen oder theologisch Gebildeten als Gebet durchgehen mochte; entscheidend ist aber, daß sie mit Hilfe statistischer Methoden (der Suche etwa

nach dem „e“ als am häufigsten verwendeten Buchstaben des Alphabets) nicht zu decodieren ist.

Den entscheidenden Einschnitt, den Bruch in der Biographie des Trithemius bedeutete im Jahr 1505 schließlich die Vertreibung aus seinem Kloster Sponheim und der dort von ihm geschaffenen Bibliothek. Der Abt hatte wohl nicht unrecht in seiner Einschätzung, dass an dieser Zäsur vor allem die eigenen Mönche – letztendlich aber auch er selbst – die Schuld trugen: Allzu häufig war er nicht im Kloster, sondern auf Reisen, zu oft und zu lang waren die Besucher der Bibliothek zu Gast, zu viel aus den Einnahmen des Klosters floss in Baumaßnahmen sowie in den Erwerb von Büchern, deren Bindung und Aufstellung. Dies alles zwang den Konvent zu ungewollter Askese – denn über private eigene Mittel dürfte der Sohn

eines armen Weinbauern von der Mosel schwerlich verfügt haben.

Was den gelehrten Büchersammler zeit lebens angetrieben hat, darüber hat er sich in seiner Autobiographie mit dem Titel „Nepiachus“ folgendermaßen geäußert: *„Von Beginn an litt ich an einem außerordentlichen Mangel an Büchern; so wurde ich vielfach von meinem Vorhaben abgehalten. Wenn auch vor Zeiten unter den Mönchen im Kloster Sponheim viele studierende und gelehrte gewesen waren, welche viel schrieben und, wie wir aus den erhaltenen Codices ersehen können, auch schon eine beachtliche Menge an Büchern zusammentrugen.“*

Bis zur Reform des Klosters nach den Regeln der Bursfelder Kongregation im Jahr 1459 waren hiervon kaum zehn Bände verblieben, die mit Ausnahme der Bibel nach Meinung des Abtes zudem sämtlich von nur geringem Nutzen waren. *„Ich aber“,* schreibt Trithemius, *„habe sukzessive eine große Zahl von Bänden in jeder wissenschaftlichen Disziplin, nicht allein in gedruckter Form, sondern auch durch eigene Schreibtätigkeit erworben. Durch den Fleiß der Mönche nämlich habe ich mit der Zeit viele, sehr seltene und sehr alte Bände, die auf Pergament wie auf Papier geschrieben waren, in meinem Kloster zusammengetragen. Zwei Jahrzehnte lang habe ich wiederholt eine Vielzahl von Klöstern unseres Ordens in verschiedenen Provinzen visitiert; dabei habe ich alle Bibliotheken durchgesehen, und wo immer ich etwas, das ich noch nicht besaß, als Doublette vorfand, erwarb ich es für den mir angegebenen Preis oder im Tausch gegen einen anderen gedruckten Band, je nachdem, was die Besitzer verlangten. Auf diese Weise erhielt ich auf dem Tauschwege viele wertvolle und lesenswerte, auf Pergament wie auf Papier geschriebene Bände nicht nur von unserem, sondern auch von anderen Orden. [...]*

In griechischer Sprache ließ ich mir viele handschriftliche wie auch gedruckte Bücher aus Italien herbeischaffen, da mir deren Lektüre schon seit vielen Jahren ebenso erfreulich wie notwendig erschien; doch überschreitet die Zahl der griechischen Codices geschätzt kaum einhundert. Auch in hebräischer Sprache habe ich eine Bibel und einige andere Bände erworben, weil ich auch diese Sprache studiert habe. Für die Anschaffung der Bücher habe ich – mit Ausnahme jener, die ich von den Brüdern und anderen abschreiben ließ – für die Bibliothek mehr als 1.500 Gulden ausgegeben. Selbst wenn diese Summe sogar reichen Leuten nicht gering erscheint, war sie für mich angesichts meiner Armut doch nahezu untragbar groß. Daher vermochte ich meiner Liebe und meinem Eifer für die Heiligen Schriften wegen der Armut des Klosters und der Vielzahl der Bücher, welche durch die Druckkunst in großer Zahl täglich über die ganze Erde verbreitet werden, in keiner Weise zu genügen.

An dieser Stelle bekenne ich meine maßlose Liebe für das Studium und die Bücher, von der ich niemals ablassen oder sie etwas mäßigen konnte, auch wenn ich mein Verlangen zurückdrängte. Denn was immer in der Welt erfahrbar ist, habe ich stets zu wissen begehrt; und alle Bücher, die ich sah oder von denen ich hörte, daß sie im Druck erschienen sind, so unreif oder ungereimt sie auch sein mochten, zu erwerben und zu lesen habe ich stets für das höchste Vergnügen erachtet [...]“ – soweit die Autobiographie des Trithemius.

Hinzu kam das im Zeitalter nach Erfindung des Buchdrucks heute als anachronistisch erscheinende Abschreiben von Büchern. Trithemius hat Zeit seines Lebens eine beachtliche Zahl an Handschriften selbst geschrieben: etwa zwei Dutzend Codices von seiner Hand haben sich in Bibliotheken der ganzen Welt erhalten. Dieses



Abb. 4: Titelholzschnitt von Johannes Trithemius, „Compendium sive Breviarium Primi Voluminis Annalium sive historiarum de origine regum et gentis Francorum“ mit der Widmung des Werkes an Fürstbischof Lorenz von Bibra, Mainz 1515.

Schreibgeschäft hat auch er seinen Mönchen in einer kleinen Schrift *„De laude scriptorum – Zum Lobe der Schreiber“* besonders nachdrücklich ans Herz gelegt – und diesen Text sogleich im Jahr 1494 in Mainz zum Druck gebracht. *„Wer wüßte nicht“*, schreibt er dort, *„welcher Unterschied zwischen Handschrift und Druck besteht? Die Schrift, wenn sie auf Pergament geschrieben wird, vermag tausend Jahre zu überdauern; wie lang aber wird der Druck, der ja vom Papier abhängt, Bestand haben? Wenn ein Papiercodex zweihundert Jahre überdauert, ist es viel; gleichwohl glauben alle, ihre Texte dem Druck anvertrauen zu müssen; darüber wird jedoch die Nachwelt befinden ...“*

Was die Aufgabe seiner in Sponheim teils mühe-, teils lustvoll zusammengetragenen Bibliothek für den bibliophilen Sammler bedeutete, kann allenfalls ermes- sen, wen kriegerrische Ereignisse seiner Schätze vollständig beraubten. Wie hart diese Zäsur den damals 43-jährigen Johannes Trithemius traf, geht aus zahllosen Briefen dieser Zeit hervor. Als er, nach Ablehnung mehrerer ehrenvoller Angebote, in fürstliche Dienste zu treten, ja selbst an den Hof Kaiser Maximilians zu kommen, 1506 im Kloster St. Jakob in der Stadt Würzburg für sein letztes Lebensjahrzehnt Abt wurde, mußte er von vorne beginnen – und konnte wiederholen, was ihm in Sponheim schon einmal gelungen war. Zwar gab es im Schottenkloster lediglich drei Mönche und das Kloster war arm an Einkünften; die Würzburger Bibliothek umfaßte zu Anfang seiner Ära kaum zwanzig Bände; daher versuchte der neue Abt von Beginn an, sich wenigstens einen Grundbestand an Arbeitsmitteln zu schaffen. Bald gab es im Schottenkloster auch wieder griechische Werke (wenn auch nur 40 gegenüber den einst über hundert Sponheimer Bänden, darunter 19 Drucke und 21 griechische Handschriften) sowie die für seine historiographischen Arbeiten dringend benötigten Werke der Geschichtsschreibung, die er aus seinem alten Hunsrückkloster zurückzugewinnen suchte. Außerdem war Trithemius – wenn auch in überschaubarem Umfang – nochmals erfolgreich in seinem Bemühen: Das im Jahr nach seinem Tod am 13. Dezember 1516 erstellte Nachlassverzeichnis enthält bereits wieder mehr als 400 Titel in geschätzt 250 Bänden; gut ein halbes Hundert von ihnen hat sich in der Handschriftenabteilung der Würzburger Universitätsbibliothek bis in die Gegenwart erhalten.

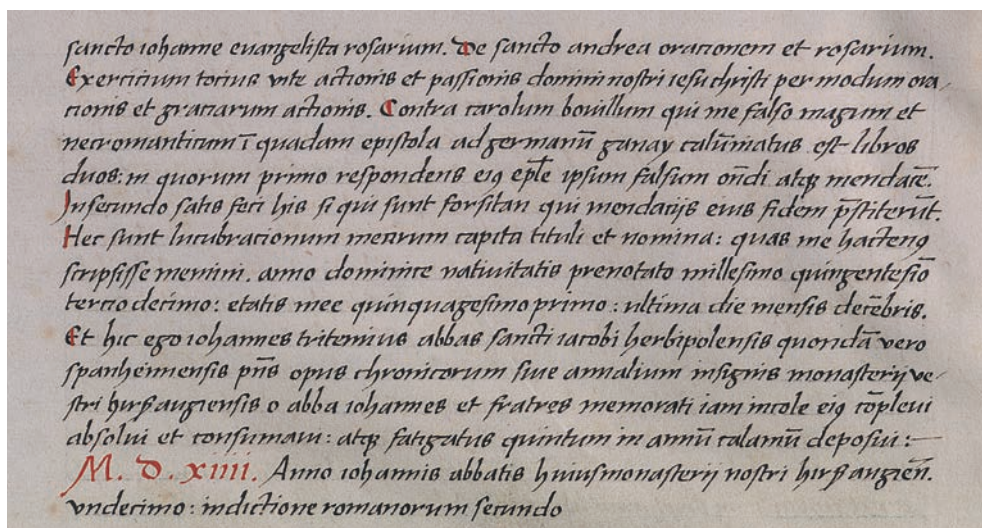


Abb. 5: Johannes Trithemius, Eigenhändige Schlusschrift der „Annales Hirsaugienses“ (1514), München, Bayerische Staatsbibliothek, clm 704, fol. 312^v.

Prof. Dr. Klaus Arnold ist seit vier Jahrzehnten Mitglied im Frankenbund. Nach Lehrtätigkeit an den Universitäten Würzburg, Bamberg und Hamburg war er bis zu seiner Emeritierung im Juni 2007 Inhaber des Lehrstuhls für Mittelalterliche Geschichte an der Helmut Schmidt-Universität Hamburg. Seine Anschrift lautet: Obere Bachgasse 38/40, 97318 Kitzingen. Näheres, Lebenslauf und Schriftenverzeichnis finden sich auf seiner Internetseite: www.karnold-kitzingen@t-online.de.

Literatur:

- Arnold, Klaus: Johannes Trithemius (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg 23). 2. Aufl. Würzburg 1991.
- ders.: Trithemius, Johannes, in: Verfasserlexikon. Deutscher Humanismus, hrsg. von Franz Josef Worstbrock. Bd. 2. Berlin 2013, Sp. 1089–1122.
- ders.: Trithemius (Trithemius), Johannes, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 26. München 2016.
- Ernst, Thomas: Schwarzweiße Magie. Der Schlüssel zum dritten Buch der ‚Steganographia‘ des

- Trithemius, in: Daphnis. Zeitschrift für Mittlere Deutsche Literatur 25 (1996), S. 1–205.
- Herweg, Mathias: Zwischen Mediennostalgie und Zeitkritik. Ein untypisches Humanistenvotum zum frühen Buchdruck, in: Der Landkreis Calw. Ein Jahrbuch 2012, S. 141–154.
- Kulturstadt Würzburg. Kunst, Literatur und Wissenschaft in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, hrsg. von Dorothea Klein und Franz Fuchs. Würzburg 2013.
- Müller, Harald: Habit und Habitus. Mönche und Humanisten im Dialog (Spätmittelalter und Humanismus. Neue Reihe 32). Tübingen 2006.
- Schmitt, Christoph: Im Spiegel von Prosa und Lyrik – das literarische Nachleben des Johannes Trithemius, in: Jahrbuch Kreis Trier-Saarburg 2016, S. 213–223.
- Schneider, Joachim: 500 Jahre Hirsauer Annalen des Johannes Trithemius und ihr Bild vom Fürsten. Neue Aspekte zur Datierung des Werkes und zu seinen zeitgeschichtlichen Partien, in: Hirsau. St. Aurelius, St. Peter und Paul. Klostergeschichte und -kultur, in: Einst & Heute. Historisches Jahrbuch für den Landkreis Calw 2014, S. 15–29.
- Würzburger Humanismus, hrsg. von Thomas Baier und Jochen Schultheiß (NeoLatina 23). Tübingen 2015.

Robert Unterburger

Ingeborg Höverkamp zum 70. Geburtstag

Die Leerstettener Schriftstellerin Ingeborg Höverkamp wurde am 10. September 70 Jahre alt. 1997 war sie die erste Preisträgerin des Elisabeth-Engelhardt-Literaturpreises, den der Landkreis Roth alle drei Jahre auslobt. Sie zählt zu den wichtigen Autoren im Landkreis und darüber hinaus. Zu ihrem 70. Geburtstag sprachen wir mit ihr über ihre literarischen Arbeiten.

Frau Höverkamp, wir leben in schwierigen Zeiten, die geprägt sind von Kriegen, Attentaten, Gewalt und Terrorismus. Sie haben im Jahr 2007 eine Anthologie veröffentlicht mit dem Titel *„Nie wieder Krieg! – Die Schicksalsjahre 1933 bis 1949“*. Führt unsere kriegserische Zeit Forderungen wie *„Nie wieder Krieg!“* ad absurdum?

Höverkamp: *„Der Titel meines Buches ‚Nie wieder Krieg‘ ist ein Slogan der sogenannten 68er Generation. Damals war man überzeugt, dass man durch die Friedensarbeit dieses Ziel erreichen könnte. Inzwischen ist der Welt durch viele Konflikte klar geworden, dass ‚Nie wieder Krieg‘ eine Utopie ist, die man sich jedoch als Fernziel setzen kann, das auch in überschaubarem Zeitrahmen nicht realisierbar ist. Heute ist die Gefährdung durch die Dimension des Terrorismus noch größer geworden. Mein Buch zeigt mit Zeitzeugenberichten eindringlich die Folgen des Zweiten Weltkriegs auf, um an die Vernunft und den Friedenswillen der Nachgeborenen zu appellieren.“*

Sie befassten sich auch mit der Nachkriegsgeschichte Nürnbergs und veröffentlichten das Buch *„Von der Trümmerzeit bis zur Frankenmetropole – Nürnberg von 1945 bis heute“*. Welche besondere Beziehung haben Sie zur Noris?



Abb.: Ingeborg Höverkamp.

Photo: Robert Unterburger.

Höverkamp: *„Mein Buch ‚Von der Trümmerzeit bis zur Frankenmetropole‘ befasst sich mit dem bewundernswerten Wiederaufbau Nürnbergs, der mit vielen erschütternden Photos dokumentiert ist. Wieder sind es Zeitzeugen, die am eigenen Leib erfahren haben, was es bedeutet, in einer Nacht sein Zuhause und den gesamten Hausstand zu verlieren. Heute sehen wir solche Bilder und Berichte aus Syrien im Fernsehen. Sie fragen mich über meine Beziehung zur Noris: Für mich ist sie eine der schönsten Städte der Welt, und ich liebe sie sehr.“*

Wann und bei welcher Gelegenheit haben Sie mit dem Schreiben angefangen?

Höverkamp: *„Ich habe erst mit etwa vierzig Jahren zu schreiben angefangen. Biographisch fällt dieser Anfang mit einer Neuorientierung zusammen, nachdem ich meinen Beruf aufgeben musste.“*

Bekannt geworden sind Sie mit einer Monographie über die Schriftstellerin Elisabeth Engelhardt. Was hat Sie an dieser Autorin gereizt, was hat Sie an ihr fasziniert?

Höverkamp: *„Elisabeth Engelhardt ist sowohl von ihrer Biographie, als auch von ihrem Leben her eine faszinierende Persönlichkeit. Im dörflichen Milieu aufgewachsen, ohne Kontakte zur literarischen Szene, begann sie zu schreiben und schrieb ‚zwanzig Jahre lang für den elterlichen Dachboden‘, wie sie sagte. Mit ihrem Roman ‚Feuer heilt‘ hat sie ein grandioses Debüt hingelegt und mit ihrem zweiten Roman ‚Ein deutsches Dorf in Bayern‘ ihren Ruf als eine der besten fränkischen Autorinnen der Nachkriegszeit gefestigt.“*

Sie haben einen literarischen Kirchenführer über die Allerheiligenkirche Kleinschwarzenlohe geschrieben, den Sie „Ein Riemenschneider in Mittelfranken“ nannten. Was war Ihre Absicht, einen literarischen Kirchenführer zu schreiben?

Höverkamp: *„Es ging zunächst nur um den Altar in der Allerheiligenkirche, den Apostelabschiedsaltar, der noch nicht schlüssig dem Werk Riemenschneiders zugeordnet war. Ich konnte auf keine Sekundärliteratur zurückgreifen, musste vor Ort unter anderem in Rothenburg und Creglingen oder in Büchern die Abbildungen von Riemenschneider-Altären mit dem Apostelabschiedsaltar im Detail vergleichen. Mein Nachweis, dass der Kleinschwarzenloher Apostelabschiedsaltar ein ‚Riemenschneider‘ ist, hat ein überwältigendes Echo gefunden.“*

Ihr besonderes Interesse gilt dem biographischen Schreiben. Neben Ihrer Arbeit

über Elisabeth Engelhardt veröffentlichten Sie den biographisch angelegten Familienroman „Zähl nicht, was bitter war...“ und beschäftigen sich in Ihrer Schreibwerkstatt „Zur blauen Feder“ mit dem biographischen Schreiben. Im Entstehen ist ferner eine Monographie über das Leben und Werk von Wolfgang Buhl. Was fasziniert Sie am biographischen Schreiben?

Höverkamp: *„Mein biographisches Interesse ist eine meiner großen Leidenschaften. Es ist das Interesse am Menschen, seinem Schicksal, seiner Verflechtung mit der Zeitgeschichte, seinen Überzeugungen, seinem Werk und seiner Stellung in der Welt. Mein Roman ‚Zähl nicht, was bitter war...‘ erzählt das Schicksal einer Familie vom Kaiserreich bis zum Jahr 2000. In meiner Nürnberger Schreibwerkstatt ‚Blaue Feder‘ im Caritas-Pirckheimer-Haus schreiben die Teilnehmer ihre biographischen Erinnerungen auf. Der Titel des Workshops, der nun fast 15 Jahre besteht, ist aufschlussreich: ‚Die Heilkraft der Erinnerung‘. Mein Mammutprojekt, die Monographie über den Journalisten, Autor und Hochschullehrer Wolfgang Buhl (1925–2014), zeichnet sein Leben und Werk nach, das beispielhaft und doch außergewöhnlich für einen Menschen des 20. Jahrhunderts war. Bei den zahlreichen, aufwendigen Recherchen unterstützt mich der Journalist Dr. Gerhard Brack, der bei Buhl promoviert hat.“*

Neben dem Lyrikband „Mondstaub“ (1997) veröffentlichten Sie 2010 auch einen Nürnberg-Krimi mit dem Titel „Tödlicher Tee“. Was reizt Sie daran, in so unterschiedlichen Literaturgattungen tätig zu sein?

Höverkamp: *„Mein Lyrikband ‚Mondstaub‘ und mein Krimi ‚Tödlicher Tee‘ gehören zwei sehr unterschiedlichen Genres an. Sie fragen mich, was mich daran reizt, in so vielen literarischen Genres tätig zu sein?“*

Es macht Freude, sich in den verschiedenen Gebieten auszuprobieren und zu bewähren. Die Vielfalt muss schon in der Persönlichkeit angelegt sein. Für mich wäre es tödlich langweilig, zum Beispiel immer nur Krimis zu schreiben.“

70 Jahre und noch immer jung. Verraten Sie uns, welche literarischen Pläne Sie haben?

Höverkamp: *„Geistig fühle ich mich noch sehr jung. Dazu gehört, dass ich noch viele Pläne habe, mich für meine Umwelt und für das Weltgeschehen interessiere, dass ich bereit bin, immer wieder Neues auszuprobieren, gerne Kontakt mit der jüngeren Generation pflege und keine in Stein gemeißelte Meinungen oder Vorurteile habe. Noch bin ich in der Lage, meine Meinung zu kor-*

rigieren, wenn sich neue Erkenntnisse ergeben. Zum geistigen Jungsein gehört auch die ungeheure Disziplin über Jahre an einem Projekt zu arbeiten und sich immer wieder neu zu motivieren. Meine literarischen Pläne? Das Fernziel ist, die Monographie über Wolfgang Buhl abzuschließen und zu publizieren. Das Nahziel ist, wahrscheinlich im nächsten Jahr eine Anthologie mit Weihnachtsgeschichten herauszugeben, gemeinsam mit den Teilnehmern meiner Schreibwerkstatt und professionellen Kollegen und Kolleginnen. Zum Schluss noch eine Utopie: Ich müsste 200 Jahre alt werden, um alle meine literarischen Pläne zu verwirklichen und alle Bücher zu lesen, die ich auf meiner Wunschliste habe.“

Lektorat • Korrekturen • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrekturen Ihrer Manuskripte, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – Elmar Hahn Verlag – Harrassowitz Verlag – Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturwerk Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.

Ich berate Sie gerne, kostenfrei und unverbindlich!

**Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de**



Jesko Graf zu Dohna (Hrsg.): **Emma Fürstin zu Castell-Rüdenhausen. Erinnerungen** (VGffG Reihe XIII, Bd. 50). Würzburg (Wissenschaftlicher Kommissionsverlag) 2014, ISBN 978-3-86652-050-9, 690 S., geb., zahlr. Abb., 6 Tafeln, 39,80 Euro.

Memoiren von Frauen aus standesherrlichen Familien des 19. und frühen 20. Jahrhunderts wurden bisher nur selten gedruckt und dadurch einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. In den seltenen Fällen handelt es sich vor allem um Damen, die Ämter an einem Hof bekleideten oder zumindest mit einem höfischen Amtsträger verheiratet waren. Die meisten Manuskripte wurden allerdings nur in der Familie weitergereicht oder in kleiner Auflage als Privatdrucke publiziert. Ebenso sind nur wenige Biographien über standesherrliche Frauen erschienen. Die *„Lebenserinnerungen einer alten Frau“*, wie die Memoiren der Fürstin Emma zu Castell-Rüdenhausen (1841–1926), einer geborenen Prinzessin aus dem Haus Ysenburg, im Original titulierte waren, sind daher eine äußerst reizvolle Ergänzung der bisher erschienenen Literatur. Sie schildern ungeschminkt das standesbewusste Leben einer hessisch-fränkischen Landedelfrau, die adeliges Leben in Franken in seiner ganzen Bandbreite lebendig illustriert.

Die Memoiren Fürstin Emmas zu Castell-Rüdenhausen verdanken ihre Entstehung ihrer Tochter, Fürstin Marie zu Stolberg-Wernigerode. Sie hatte sich die Lebenserinnerungen ihrer Mutter gewünscht und bekam sie zusammen mit ihrem Mann zur Silbernen Hochzeit 1916 präsentiert. Diese erste Fassung des Manuskriptes, die sich heute im Landeshauptstaatsarchiv Sachsen-Anhalt befindet, besteht aus 68 Bögen mit 1.293 Seiten, die Fürstin Em-

ma eigenhändig verfasste. Ein Nachtrag von weiteren 57 Seiten wurde Anfang 1920 abgeschlossen. An manchen Stellen in ihrer Lebenserzählung überrascht die Verfasserin durch Perspektivwechsel, wenn sie etwa einen Brief ihrer Mutter über ihre eigene Hochzeit mit Wolfgang zu Castell-Rüdenhausen einbaut.

Das Werk stieß im Verwandtenkreis auf so großes Interesse, dass sich Fürstin Emma genötigt sah, eine zweite Fassung anzufertigen, die sie ihrer unverheirateten und mit ihr lebenden Tochter Gräfin Luitgard sowie ihrer Schwiegertochter Fürstin Mechtild widmete. Diese, heute im Fürstlich Castell'schen Archiv in Castell (Sign. FCA HA I e III, 70 u. 71) erhaltene Version, bei der die Verfasserin wesentliche Änderungen, Streichungen und Ergänzungen vornahm, bildet die Grundlage der vorliegenden Edition. Signifikante Unterschiede zwischen den Fassungen wurden vom Bearbeiter kenntlich gemacht.

Man merkt es dem gewichtigen Werk an, dass mit ihm ein echter Kenner des Hauses Castell, dem eine breite Palette an mit den „Erinnerungen“ korrespondierenden Materialien zur Verfügung stand, der Fürstin aus der Rüdenhäuser Linie ein Denkmal gesetzt hat. Jesko Graf zu Dohna leitet nicht nur seit vielen Jahren das Fürstlich Castell'sche Archiv, sondern gehört auch selbst der erweiterten fürstlichen Familie an. Er gliedert den Text und ergänzt ihn durch mehrere Listen am Ende sowie ausführliche Register und Stammtafeln zu den wichtigsten im Band vorkommenden Familien. Ihm ist nicht zuletzt durch einen beachtlichen Anmerkungsapparat eine vorbildliche kritische Edition der „Erinnerungen“ Emmas gelungen. Aus mehreren Photoalben, die teilweise von der Hand der Fürstin Emma selbst beschriftet sind, wurden zahlreiche Aufnahmen als Illustratio-

nen in die Publikation übernommen. Als einziger Wermutstropfen mag erscheinen, dass eine relativ lange Passage, die im Manuskript in französischer Sprache verfasst wurde (Voyage à Bologne, S. 128–140), auch so wiedergegeben, aber weder zusätzlich übersetzt oder wenigstens paraphrasierend zusammengefasst wurde. Dem nicht frankophonen Leser bleibt dieser Abschnitt somit verschlossen.

Insgesamt hat Dohna mit dem Band mehr als eine Edition von Emmas Aufzeichnungen geschaffen. Die „Erinnerungen“ der Fürstin Castell-Rüdenhausen stellen ein einzigartiges, nun einer breiten Öffentlichkeit auf hervorragende Weise zugänglich gemachtes Dokument zu einer der bedeutendsten fränkischen Standesfamilien dar. Über ihre Enkel und Urenkel entstanden noch im 20. Jahrhundert bedeutende verwandtschaftliche Kontakte bis ins englische und das ehemalige preußische Königshaus. Damit nicht genug, gewähren die „Erinnerungen“ auch Impressionen zu der hessischen Verwandtschaft Emmas sowie den fränkischen adeligen Häusern der Umgebung und den dort ansässigen Familien (Schönborn in Wiesentheid, Bechtolsheim in Mainsondheim, Franckenstein in Ullstadt), die mit dem Haus Castell intensive Kontakte pflegten. Durch die Zusammenschau der Materialien, die gelungene Verbindung von Bild und Text eröffnet Dohna dem Leser einen faszinierenden Einblick in Emmas Leben, ihre Familie, ihr persönliches Umfeld und die weitere Verwandtschaft bis in die Zeit des ersten Weltkriegs hinein. Damit legt er ein Werk vor, dessen Vorbildcharakter auf Nachahmer und weitere Publikationen zu dergleichen Unikaten, die in den Archiven des fränkischen Adels schlummern, hoffen lässt.

Andreas Flurschütz da Cruz

Ernst Paul Wagner: **Nassach. Dorfansichten einst und jetzt. Eine Dokumentation in Gegenüberstellung.** Bamberg (Selbstverlag) 2014, broschiert, 128 S., zahlr. sw- und Farbbabb., 12,- Euro (Bezug über die Gemeinde Aidhausen).

Im Jahre 2008 veröffentlichte Ernst Paul Wagner die 446 Seiten umfassende Ortsgeschichte „Nassach. Ein Heimatbuch“, die als Band acht der Schriftenreihe des Historischen Vereins Landkreis Haßberge e.V. erschien (vgl. Rezension in *Frankenland*, Heft 2, April 2012, S. 146–147). Die in der Öffentlichkeit wie in der Wissenschaft sehr positive Aufnahme des Werkes ermutigten den Autor, seinen umfangreichen Bestand an historischen und aktuellen Photoaufnahmen in einem zweiten „Nassach-Buch“ festzuhalten und damit nachfolgenden Generationen zu überliefern. Bei „Nassach. Dorfansichten einst und jetzt“ handelt es sich um eine „Dokumentation in Gegenüberstellung“.

Ernst Paul Wagner (geb. 1932 in Nassach) verbrachte seine Kindheit im elterlichen Bauernhof mit dazugehöriger Gastwirtschaft „Zum Goldenen Hirschen“ und war später Direktor des Milchhofes Lichtenfels-Staffelstein. Von 1988 bis 1998 leitete er die Bezirksgruppe Staffelstein des Colloquium Historicum Wirtembergense (CHW), bevor er 1999 die Bezirksgruppe Bamberger Land desselben Vereins gründete. Seit 2002 Ehrenmitglied des CHW ist er auch u.a. Mitglied im Historischen Verein Landkreis Haßberge und im Frankenbund sowie in mehreren Kunstvereinen.

In seinem Vorwort weist der Autor darauf hin, dass sich seit Mitte des 20. Jahrhunderts ein unübersehbarer Wandel der Dorfansichten abzeichnete. Denn dem Wirtschaftswunder folgten umfassende

Neuerungen, die alle ländlichen Lebens- und Arbeitsbereiche umgestalteten. Dabei seien neben Verbesserungen auch deutlich erkennbare Verluste getreten. Zur Bedeutung und Intention des Buches hält er so dann wörtlich fest: „*Möge die vorliegende Dokumentation dazu beitragen, dass bei allen künftigen Planungen und Vorhaben das wertvolle dörfliche Gepräge Nassachs erhalten bleibt*“ (S. 7).

Bereits in seinem „Heimatbuch“ (2008) stellte Wagner ausführlich die „Anwesen und deren Bewohner in Nassach“ (S. 339–380) vor, freilich nur mit wenigen Schwarzweiß-Abbildungen. In dem jetzt vorliegenden Band ist es eher umgekehrt, indem er heutige und frühere Aufnahmen der einzelnen Häuser bzw. Anwesen aufgliedert nach ihrem Standort in den verschiedenen Straßen jeweils mit einem kurzen Begleittext einander gegenüberstellt. Da in früheren Zeiten nur wenige Dorfbewohner im Besitz eines Photoapparates waren, standen dem Autor nicht in jedem Fall historische Aufnahmen zur Verfügung.

Zahlreiche Ortschroniken kranken mitunter daran, dass Abbildungen, anscheinend um Platz beziehungsweise Druckkosten zu sparen, in Briefmarkengröße wiedergegeben werden und so, vor allem wenn es sich um Gruppenaufnahmen handelt, sehr stark an Aussagekraft verlieren. Demgegenüber präsentiert Wagner dankenswerterweise seine Nassacher „Dorfansichten“ im DIN-A4-Format. So können alle Abbildungen – für gewöhnlich zwei auf einer Seite – entsprechend groß dargestellt werden, was nicht zuletzt im Hinblick auf deren Dokumentation von Bedeutung ist. Daher fällt es leicht, auf Entdeckungsreise zu gehen, um in der „alt – neu“ Gegenüberstellung der Photos auch Details der Veränderungen zu finden. Positiv sei auch

angemerkt, dass bei allen Abbildungen das Jahr der Aufnahme angegeben wird, was in vergleichbaren Darstellungen sonst häufig unterbleibt. Neben den vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege in der Denkmalliste eingetragenen „Baudenkmalern“ (S. 15–27) und den nach Straßen aufgliederten „Dorfansichten“, die auch das Neubaugebiet umfassen (S. 29–111), enthält das Buch auch die thematischen Abschnitte „Kratzputzkunst“ (S. 112–116), „Treppen und Stiegen“ (S. 117–119), „Haustüren“ (S. 120–121), „Felsenkeller“ (S. 122–123) sowie „Scheunen und Stalungen“ (S. 124–125).

Seiner „Dokumentation in Gegenüberstellung“ hat der Autor eine kurze Einführung vorangestellt, in der er unter anderem auf die Probleme des demographischen Wandels und die damit verbundenen Probleme des „Dorfsterbens“ hinweist, von der auch Nassach betroffen ist. So seien derzeit sieben Häuser, davon sechs mit Gehöft, unbewohnt und in weiteren acht Häusern mit Gehöft lebe nur noch jeweils eine Person. Wohnten 2012 noch 240 Einwohner im Dorf, seien es 2014 nur noch 226 Einwohner gewesen, was einem Rückgang von knapp sechs Prozent in zwei Jahren entspricht. Sollte es nicht gelingen, so der Autor, der seit Jahren kontinuierlich schwindenden Einwohnerzahl wirkungsvoll entgegenzutreten, werde „*als Folge die im Dorf verbleibende Bevölkerung überaltern*“ (S. 9).

Die weitere Entwicklung Nassachs, wie vieler vergleichbarer, einst sehr stark bäuerlich geprägter Dörfer, wird die Zukunft zeigen. Dank des vorliegenden Buches gibt es für das im Naturpark Haßberge gelegene Dorf nun eine vorzügliche Dokumentation seiner Anwesen. Aufgrund seiner umfassenden Darstellung und gelungenen Aufmachung hätte das Werk es verdient

gehabt, dass die Gemeinde Aidhausen, zu der Nassach heute gehört, die Herausgeberschaft übernommen hätte. Hier bewahrheitet sich leider wieder einmal, dass Städte und Gemeinden Forschungen zur Heimatgeschichte für gewöhnlich nur solange begrüßen und loben, wie sie keine Kosten verursachen.

Hubert Kolling

Sabine Eickhoff / Anja Grothe / Bettina Jungklaus: **1636 – ihre letzte Schlacht. Leben im Dreißigjährigen Krieg.** Darmstadt (Theiss Verlag) 2012, ISBN 978-3-8062-2632-4, 206 S. mit 250 meist farb. Abb., 18 Euro.

Der Dreißigjährige Krieg traf Franken besonders hart. Die Heeresdurchzüge und Einquartierungen der Armeen, die Kämpfe und Schlachten sowie die Raubzüge, Plünderungen, Brandschatzungen und Morde durch die Soldateska hinterließen schreckliche Zerstörungen, Verwüstungen und Bevölkerungsverluste. Die Menschen erlebten furchtbare Greuel, bittere Not und Armut. Das hat sich tief im Bewusstsein der Region eingepägt, nicht zuletzt mit sehr vielen schwedischen Namen von Straßen, Orten, Bauten usw. (wie Schwedenschanze, Gustav-[Adolf-] Straße, Schwedengraben u.ä.), andererseits mit Erinnerungsstätten, Gedenktafeln bzw. „Schwedenbrunnen“ oder mit Bürgerfesten wie der „Kinderzeche“ in Dinkelsbühl, dem „Meistertrunk“ in Rothenburg oder der „Friedenstafel“ in Nürnberg.

Zu all dem sind schon unzählige allgemeine und lokale Schriften publiziert worden. Viele Stadtchroniken haben die örtlichen Geschehnisse und Drangsale festgehalten. Im Vordergrund dieser Publikationen und Gedenkakte stehen meist die

historischen Daten und Persönlichkeiten, die Kriegszüge und Kämpfe, die territorialen Entwicklungen oder die Auswirkungen auf die Städte und Dörfer. Wie aber war das persönliche Erleben der betroffenen Menschen oder der Soldaten, der ‚kleinen Leute‘? Auf dieses bislang meist weniger beachtete Thema ermöglicht das vorliegende Buch einen neuartigen und umfassenden Blick. Es vermittelt ein realitätsnahes bedrückendes Bild von den Lebensumständen und Schicksalen der damaligen Menschen, insbesondere vom Alltag und Sterben der Soldaten und von den verheerenden Auswirkungen der Waffen.

Ein wissenschaftlicher Glücksfall hat das ermöglicht. Nach Schlachten waren die umgekommenen militärischen Befehlshaber oft ehrenvoll bestattet worden, sofern sie nicht verschollen blieben (wie der Ansbacher Markgraf Friedrich III. 1634 nach der Schlacht bei Nördlingen). Die toten Soldaten hingegen lagen meist lange auf dem Schlachtfeld, ausgeplündert, von Tieren angefressen, bis sie von überlebenden Kameraden oder von Bewohnern der Umgebung hastig verscharrt wurden. So war es auch 1645 mit den Toten einer anderen Schlacht bei Nördlingen.

Eine der entscheidenden Schlachten des Dreißigjährigen Krieges tobte 1636 nahe dem brandenburgischen Wittstock, wobei am Ende die Schweden siegten und der zuvor beinahe beendete Krieg in der Folge dann Deutschland und vor allem Franken noch weitere zwölf Jahre überzog. Bei Wittstock stießen im Jahr 2007 Bauarbeiter zufällig auf eine geregelte Grabanlage vieler Soldaten. Dieses Massengrab mit 125 Skeletten wurde bald als archäologische Sensation eingestuft. Forscher aus zahlreichen Wissensgebieten haben das Schlachtfeld sowie die Grabanlage, die entdeckten Skelette, Einzelknochen, Ausrüs-

tungsgegenstände, Waffen usw. eingehend interdisziplinär analysiert. Insbesondere wurden die Knochen auch mit modernsten wissenschaftlichen Methoden untersucht und damit die persönlichen Daten, Lebensbedingungen und Schicksale der Soldaten rekonstruiert. Zudem wurden unzählige Dokumente ausgewertet, darunter auch das Tagebuch eines Söldners der bayerischen Armee.

Die Ergebnisse führten zu einer großen Sonderausstellung im Archäologischen Landesmuseum Brandenburg, die 2012/13 auch in der Archäologischen Staatssammlung München zu sehen war. Die vorliegende Publikation zeichnet die Geschehnisse auf dem Schlachtfeld nach und führt das Leben der damaligen normalen Bevölkerung vor Augen. Insbesondere gibt sie einen einprägsamen Aufschluss über das Dasein der Soldaten: ihren Weg in die Heere, die Ausbildung, Ausrüstung und Bewaffnung der Fuß- und Reitersoldaten, die Gefechtstaktiken und Kriegstechniken, die Ernährung und medizinische Versorgung sowie die allgemeinen Lebensbedingungen und Strapazen der Soldaten und nicht zuletzt auch der großen Begleitkarawanen (Tross), die z.B. bei der bayerischen Armee 1648 mehr als das Dreifache der Soldaten umfassten.

Alexander von Papp

Helmut Flachenecker/Franz Fuchs (Hrsg.): **Anfänge der geschichtlichen Forschung an der Universität Würzburg. 150 Jahre Historisches Institut/100 Jahre Kunstgeschichtliches Institut** (Historische Studien der Universität Würzburg, Bd. 9/ Mainfränkische Hefte 109). Regensburg (edition vulpes) 2010, ISBN 978-3-939112-80-8, 193 S., s/w-Abbildungen, 14,00 Euro.

Anlässlich seines 150-jährigen Bestehens im Jahre 2007 veranstaltete das Institut für Geschichte der Universität Würzburg ein wissenschaftliches Kolloquium, das den Anfängen und der Entwicklung des historischen Seminars und des Faches Kunstgeschichte vor dem Hintergrund der allgemeinen politischen Entwicklung in Bayern gewidmet war und dessen Vorträge nun in gedruckter Form vorliegen. Dabei werden die zeitgleich mit München erfolgte Würzburger Seminargründung 1857 und der damit verbundene Professionalisierungsschub des Faches in den Kontext der Wissenschafts- und Hochschulpolitik des reformorientierten und geschichtsbewussten Königs Maximilian II. gestellt (Dirk Götschmann). Mit der Förderung der Universitäten verband der König die Absicht, Bayern zu einem „*Centralpunkt deutscher Wissenschaften im Süden*“ zu entwickeln, um dort „*eine ähnliche Rolle zu übernehmen, wie Preussen in Norddeutschland*“. Bei der Auseinandersetzung mit der Entwicklung der eigenen Disziplin überwiegt in methodischer Hinsicht bei nahezu allen Beiträgen der personalisierende Zugriff. So widmet Jürgen Petersohn der aus Landsberg am Lech stammenden Gründerfigur des Würzburger Geschichtsstudiums Franz Xaver Wegele (1823–1897), der 1857 nach Würzburg berufen wurde, einen umfangreichen und mit einem Quellenanhang versehenen Beitrag. Helmut Flachenecker würdigt dessen Schüler und Nachfolger Theodor Henner (1851–1928) und insbesondere dessen Vernetzung mit der außeruniversitären Forschungslandschaft in Form einer biographischen Studie. Zwanzig Jahre nach der Gründung des historischen Seminars wurde 1877 ein zweiter Lehrstuhl für Alte Geschichte eingerichtet, dessen Entwicklung Karlheinz Dietz bis zum Wechsel

von Hermann Bengtson nach Tübingen 1963 nachzeichnet. Mit der Biographie, dem wissenschaftlichen Œuvre und den politischen Ambitionen des Würzburger Neuhistorikers Ulrich Noack (1899–1974) beschäftigt sich der lesenswerte Beitrag von Rainer F. Schmidt. Als „*dilettierender Politiker und politisierender Wissenschaftler*“ konnte Noack, der seine Parteizugehörigkeit zur NSDAP nach 1945 verschwiegen hatte und aufgrund seiner späteren Kontakte in die Ostzone als das „*gefährlichste trojanische Pferd*“ in Deutschland bezeichnet wurde, keine nachhaltige historiographische Wirkung entfalten. Nach internen Auseinandersetzungen im Institut, vor allem mit dem Mediävisten Michael Seidlmayer (1902–1961), dessen Wirken unlängst von Peter Herde gewürdigt wurde, war sein Ruf schwer beschädigt, und er galt mit den Worten seines Doktorvaters Friedrich Meinecke (1862–1954) als „*versatiler Utopist*“. Die Anfänge des Faches Kunstgeschichte seit 1790 an der Universität Würzburg behandelt schließlich ein umfangreicher, ganz aus den Quellen gearbeiteter Beitrag von Stefan Kummer. Mit der Berufung von Fritz Knapp (1870–1938) auf eine Professur für mittlere und neuere Kunstgeschichte im Jahr 1907, die 1921 in ein Ordinariat umgewandelt wurde, ist das Fach nunmehr seit hundert Jahren in Würzburg vertreten. Neben den hier versammelten Beiträgen sollte an die Arbeiten der vor rund zehn Jahren aufgelösten Kommission für die Herausgabe einer Universitätsgeschichte sowie an die Forschungen von Peter Baumgart, Peter Herde und Enno Bünz erinnert werden, die sich mit der Geschichte der eigenen Disziplin auseinandergesetzt haben. Auf weitere Studien zur Geschichte des Faches in Würzburg darf man gespannt sein.

Johannes Schellakowsky

Rainer Leng (Hrsg.): **Die Geschichte der Stadt Heidingsfeld. Von den Anfängen bis zur Gegenwart.** Regensburg (Verlag Schnell & Steiner) 2005, ISBN 3-7954-1629-9, 695 S., 134 S/W-Abb., 32 Farbtafeln, 59,90 Euro.

Im Rahmen der von 2001 bis 2007 veröffentlichten dreibändigen Geschichte der Stadt Würzburg konnte die Entwicklung einzelner Stadtteile aus nachvollziehbaren Gründen nur partiell in die Darstellung einbezogen und gewürdigt werden. Dies gilt auch für wechselvolle Geschichte der ehemals selbständigen Stadt Heidingsfeld, die in der fränkischen Historiographie stets im Schatten der nahen Bischofsstadt Würzburg blieb. Anlässlich der 75-jährigen Zugehörigkeit von Heidingsfeld zur Stadt Würzburg konnte die bislang bestehende Lücke einer wissenschaftlich-kritischen historischen Darstellung des heutigen Stadtteiles durch einen reich illustrierten und überaus ansprechend gestalteten Sammelband geschlossen werden.

Das umfangreiche Vorhaben, dessen gelungene Konzeption aus chronologischem und thematischem Zugriff eigens hervorgehoben werden sollte, gründet auf einer ausführlichen Darstellung der geschichtlichen Entwicklung von den ersten Besiedlungsspuren bis zum Ende der städtischen Selbständigkeit im Jahr 1930. Aus den präzisen Ausführungen von Dirk Rosenstock zur Vor- und Frühgeschichte Heidingsfelds erfährt man zugleich die interessante Forschungsgeschichte. Die quellen nahen und detailreichen Darstellungen von Karl Borchardt vermitteln das ökonomische Potential Heidingsfelds zwischen Stadterhebung 1366/67 und Bauernkrieg. Es waren die wechselnden Stadtherren und die permanente Einflussnahme des fränkischen Adels und des Bischofs von Würzburg, die

die Stadt „als Paradigma der Komplexität innerhalb der fränkischen Städtelandschaft“ (Rainer Leng) erscheinen lässt. Diese bedeutendste Zeit der Heidingsfelder Stadtgeschichte zwischen Spätmittelalter und dem frühen 16. Jahrhundert wird zudem durch eine Auswahl wichtiger Quellenstücke (Ulrich Wagner) illustriert. Die weitere Geschichte der hochstiftischen Landstadt vom 17. Jhd. bis zur Eingemeindung skizzieren Peter A. Süß und Matthias Stickler, dessen Beitrag gerade für das 19. Jahrhundert auf nur wenig Vorarbeiten zurückgreifen konnte. Ein weiterer umfangreicher Abschnitt ist der Geschichte Heidingsfelds seit den 1930er Jahren gewidmet, die tiefe Zäsur des Jahres 1945 dokumentieren die von Leo Rettner zusammengestellten Zeitzeugenberichte zur Brandnacht des 16. März. Die starke Zerstörung historischer Bausubstanz und die damit später verbundene grundlegende Veränderung des Stadtbildes prägen den Stadtteil bis heute, haben aber auch den Wunsch nach einer historischen Würdigung verstärkt.

Auf diese Weise ist durch das Engagement namhafter Fachwissenschaftler und lokaler Chronisten ein stattlicher Band entstanden, der das ‚alte‘ und das neue

Heidingsfeld sowie die politische, rechtliche, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung des heutigen Stadtteils ausführlich beschreibt. Von den verdienstvollen, vielfach aus archivalischen Quellen entstandenen Beiträgen seien ferner die besonders gelungenen Studien zu den katholischen Pfarreien, Klöstern und Ordensgemeinschaften (Erik Soder von Güldenstubbe), die ausführliche Würdigung und Einordnung der Heidingsfelder Stadtbefestigung (Ekkehart Tittmann/Bernd Breunig), die Darstellungen zum Heidingsfelder Vereinsleben sowie zu den Gast-, Wein- und Heckenwirtschaften hervorgehoben. Spätestens hier erschließt sich dem Leser und Betrachter die bis heute spürbare kulturelle Eigenständigkeit und Identität des „Städtle“, dessen historische Entwicklung immer wieder von manchen Sonderentwicklungen geprägt war. Der mit einem umfangreichen Quellen- und Literaturverzeichnis sowie einem Register ausgestattete Band stellt nicht nur eine wichtige Ergänzung zur Würzburger Stadtgeschichte dar, sondern mag auch als Ansporn und Vorbild dienen, sich der historischen Entwicklung weiterer Stadtteile zuzuwenden.

Johannes Schellakowsky



Wir drucken alles für Sie!

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

halbigdruck
offset • digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Der FRANKENBUND gratuliert seinem 2. Bundesvorsitzenden Herrn Professor Dr. Werner K. Blessing zum 75. Geburtstag!



Photo: Dr. Axel von Erffa.

Unser 2. Bundesvorsitzender, Herr Universitätsprofessor Dr. Werner K. Blessing (Erlangen), konnte am 20. November 2016 sein 75. Lebensjahr vollenden. Aus diesem Anlass gratulieren ihm die gesamte Bundesleitung des FRANKENBUNDES und die Schriftleitung zugleich im Namen aller Mitglieder unserer Gruppen und angeschlossenen Vereine auf das Herzlichste und wünschen ihm weiterhin beste Gesundheit sowie recht viel Schwung und Lebensfreude. Zugleich danken wir ihm sehr für seinen steten Einsatz für unsere Vereinigung. Hoffentlich wird er uns noch lange mit seinen guten Ideen zur weiteren positiven Entwicklung des Bundes zur Verfügung stehen und in seinen Aufgaben volle Befriedigung erfahren. Dazu begleiten ihn unsere besten Wünsche! *PAS*

Bericht über den 87. Bundestag des FRANKENBUNDES am 22. Oktober 2016 in Rothenburg ob der Tauber

Bei trübem, kühlem Herbstwetter traf sich der FRANKENBUND am 22. Oktober 2016 zum ersten Mal in seiner Geschichte im mittelfränkischen Rothenburg ob der Tauber zum 87. Bundestag. Unsere seit 2015 im Amt befindliche Stellvertretende Bundesvorsitzende, Dr. Andrea Thurnwald, hatte die Veranstaltung, die in der Johanniter-scheune des Mittelalterlichen Kriminalmuseums stattfand, mitorganisiert. Nach dem üblichen Begrüßungsfrühstück im Foyer der Scheune begann zwei Stockwerke höher unter dem beeindruckenden historischen Gebäck des früheren Schüttbodens und heutigen Festsaals der gut besuchte Festakt. Die musikalische Umrahmung der Veranstaltung übernahm Herr Oswin Voit mit seiner Gitarre.

Zu Beginn begrüßte der 1. Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES, Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer, die zum Bundestag erschienenen Repräsentanten des öffentlichen Lebens, darunter vor allem den Oberbürgermeister der Stadt Rothenburg Walter Hartl und den 2. Vorsitzenden des Vereins Alt-Rothenburg, zugleich Direktor



Abb. 1: Blick in den Festsaal der Johanniterscheune vor Beginn der Festversammlung des 87. Bundestages.
Photo: Dr. Axel von Erffa.

des Reichsstadtmuseums Dr. Hellmuth Möhring herzlich. OB Hartl schloss seine Willkommensansprache, in der er u.a. darauf hingewiesen hatte, dass Rothenburg den Antrag gestellt habe, sein „Meistertrunk“-Festspiel auf die Liste des immateriellen Erbes der Menschheit zu setzen, ab, indem er den in historischer Gewandung erschienenen Ratskellermeister bat, unserem 1. Bundesvorsitzenden den Meistertrunkpokal zu einer Kostprobe heimischen Weins zu reichen. Dr. Möhring freute sich über den Besuch des FRANKENBUNDES, den er als „*Inkarnation der fränkischen Identität*“ bezeichnete, in Rothenburg, hoffte auf eine gedeihliche Zusammenarbeit unserer Vereine und darauf, dass unsere Visite nicht die letzte in seiner schönen Stadt sein werde.

An die Grußworte schloss sich der Festvortrag von Dr. Markus Hirte, dem Direktor des Mittelalterlichen Kriminalmuseums, an. In seinen Ausführungen zum Thema „Martin Luther und die Hexen“, die in groben Zügen schon in seinem Beitrag im letzten FRANKENLAND-Heft nachzulesen war, unterstrich er die Zeitgebundenheit des Reformators, der in seiner zwiespältigen Haltung zu den „Hexen“ zwischen Verfolgung und fürbittendem Gebet schwankte.

Ein weiterer Höhepunkt des 87. Bundestages war anschließend die Verleihung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES für das Jahr 2016 an den Rothenburger Pfarrer Dr. Oliver Gußmann, der sich vor allem im Bereich des christlich-jüdischen Dialogs engagiert. Er stiftete sein mit der Verleihung verbundenes Preisgeld der Or-



Abb. 2: Oswin Voit umrahmte den Festakt mit Gitarrenmusik.
Photo: Dr. Axel von Erffa.

ganisation „Jugend rettet“, die Gelder zur Flüchtlings-Seenotrettung auf dem Mittelmeer sammelt. Die Laudatio auf den Preisträger, die hier im Anschluss abgedruckt ist, hielt der emeritierte Prof. Dr. Horst F. Rupp von der Universität Würzburg (Lehrstuhl für Evangelische Theologie II). In seinem Schlusswort ließ schließlich der 2. Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES, Prof. Dr. Werner K. Blesing, die gesamte Festveranstaltung noch einmal Revue passieren.

Anstelle einer gemeinsamen Mittagspause konnten die Gäste und Delegierten des Bundestages kostenlos das Mittelalterliche Kriminalmuseum und die Sonderausstellung „Mit dem Schwert oder festem Glauben. Martin Luther und die Hexen“ besichtigen. Für die Nicht-Delegierten gab es dann noch parallel zur Delegiertenversammlung eine Stadtführung.

Um 15 Uhr trafen sich die Bundesfreunde zur Arbeitssitzung wieder im Festsaal der



Abb. 3: Der Rothenburger Ratskellermeister offerierte den „Meistertrunk“.

Photo: Dr. Axel von Erffa.



Abb. 4: Dr. Markus Hirte bei seiner Festansprache.

Photo: Dr. Axel von Erffa.

Johanniterscheune. Der 1. Bundesvorsitzende Dr. Beinhofer gab zunächst den Jahresbericht der Bundesleitung für 2015 ab. Anschließend legte Schatzmeister Peter Feuerbach den Kassenbericht vor, dem der Kassenprüfungsbericht folgte. Alle Berichte wurden zustimmend zur Kenntnis genommen, so dass die Bundesleitung einstimmig entlastet werden konnte.

Unter dem Tagesordnungspunkt 5 bat der Historische Verein Heidenfeld e.V. um Aufnahme als selbständige Gruppe in den FRANKENBUND. Nach einer kurzen Vorstellung des 2013 gegründeten Vereins durch dessen 1. Vorsitzenden Stefan Menz, in der er die Schwerpunkte des Engagements in den Bereichen Publikationen, Veranstaltungen und Arbeitskreise klar machte, erfolgte die Zustimmung des

Bundestages zu dem Gesuch ohne Gegenstimmen. Sodann konnten die beiden Vorsitzenden den Aufnahmeakt rechtlich verbindlich durch ihre Unterschriften unter den Beitrittsvertrag vollziehen.

Die Bundesgeschäftsführerin Dr. Christina Bergerhausen gab sodann einen Überblick über die Veranstaltungen des Gesamtbundes im kommenden Jahr. Am 25. März 2017 findet die 70. Bundesbeiratsagung im Alten Rathaus Ochsenfurt zum Thema „Selbstverständnis des FRANKENBUNDES“ statt. Für den 6. Mai 2017 ist nun der verschobene 6. Fränkische Thementag zum Thema „Reformation in Franken“ in Nürnberg angesetzt. Den 88. Bundestag des FRANKENBUNDES soll der Bezirksvorsitzende für Südthüringen Alfred Hochstrate dann am 21. Oktober 2017 in Suhl organisieren. Die 6. Unterfränkische Regionaltagung ist für den 16. Juni 2017 als Schiffahrt von Gemünden nach Veitshöchheim vorgesehen. Für Mittelfranken wird es mit der Eröffnung der Ausstellung zu „Fränkische Lebensbilder im Fokus der Reformation“ am 11. März 2017 in Bad Windsheim eine Regionaltagung geben. Eine ins Auge gefasste Oberfränkische Regionaltagung zum Thema „Burgen“ bzw. „Dynastien“ ist noch nicht terminiert. Außerdem ist eine Beteiligung am „Tag der Franken“ am 2. Juli 2017 in Kitzingen geplant.

Abb. 5: Unterzeichnung der Beitrittsvereinbarung zwischen dem FRANKENBUND (l.: Dr. Paul Beinhofer) und dem Historischen Verein Heidenfeld (r.: Stefan Menz).

*Photo:
Peter Feuerbach.*



Um weggefallene Zuschüsse des Kultusministeriums zu kompensieren und einen ausgeglichenen Haushalt vorlegen zu können, beantragte die Bundesleitung eine deutliche Beitragserhöhung zum 1. Januar 2017. Dabei soll der jährliche Beitrag für ordentliche Mitglieder von 12,50 auf 17,50 Euro und für Familienmitglieder bzw. solche selbständiger Gruppen von 1,00 auf 2,50 Euro erhöht werden. Nach kontroverser Diskussion durch die Delegierten wurde die Erhöhung schließlich gegen die Stimmen der Gruppen Bamberg und Würzburg sowie des Kulturvereins Grünsfeld akzeptiert.

Nachdem unter dem Tagesordnungspunkt „Anträge und Wünsche“ noch beschlossen worden war, dem langjährigen Schatzmeister Theobald Stangl für sein herausragendes Engagement für unsere Vereinigung das Große Goldene Bundesabzeichen zu verleihen, konnte der 1. Bundesvorsitzende mit dem Dank an die Delegierten für ihr Erscheinen und an Dr. Andrea Thurnwald für die Organisation der Veranstaltung den 87. Bundestag des FRANKENBUNDES schließen.

PAS

Horst F. Rupp

**Laudatio auf Pfr. Dr. Oliver Gußmann anlässlich der
Kulturpreisverleihung des FRANKENBUNDES
am 22. Oktober 2016 in Rothenburg o.d. Tauber**

Als Anfang September diesen Jahres der FRANKENBUND bei mir anfragte, ob ich denn bereit wäre, die Laudatio anlässlich der Verleihung des Kulturpreises 2016 zu halten, musste ich nicht sehr lange überlegen, um meine Antwort zu signalisieren: „*Ja, selbstverständlich, sehr gerne!*“ Dass ich nicht lange überlegen musste, liegt vor allen Dingen an der Person des Preisträgers Oliver Gußmann, den ich nun doch schon einige Jahre kenne und im Übrigen auch sehr schätze.

So haben wir etwa im Jahre 2001/2002 gemeinsam als Mitglieder des Vereins „Begegnung von Christen und Juden“ in Bayern das schöne „Lernprogramm“ „Christen begegnen Juden“ erarbeitet, das dann zehn Jahre später in zweiter Auflage erschienen ist. Oder erst in diesem Sommer haben wir in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie Tutzing eine Tagung im Rothenburger Wildbad durchgeführt, die sich unter dem Titel „Rothenburg in Krieg und Frieden“ mit Rothenburgs Verhältnis zur eigenen Geschichte beschäftigte. Ich habe Oliver Gußmann im Rahmen dieser Kooperationsprojekte wie auch im Kontext anderer Projekte als einen hochkompetenten und absolut verlässlichen Partner kennen und schätzen gelernt, mit dem die Zusammenarbeit immer eine große Freude war und auch in Zukunft sein wird. Bevor ich nun jedoch aus meiner Sicht begründe, weshalb Oliver Gußmann den Kulturpreis des FRANKENBUNDES vollkommen zu Recht erhält, will ich Ihnen diesen kurz im Blick auf seine Vita vorstellen.

Oliver Gußmann wurde 1963 in der ehemals freien Reichsstadt Nürnberg geboren. Ehemals freie fränkische Reichsstädte scheinen seine bevorzugten Aufenthalts- und Wirkungsorte zu sein und ihm zu liegen. Das Abitur machte er 1983 im benachbarten Fürth. Von 1983 bis 1991 studierte er Evangelische Theologie in Neuendettelsau, Wien, Erlangen und Bonn. Im Sommer 1991 absolvierte er die Theologische Aufnahmeprüfung in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, das sogenannte Ansbacher Examen, das zum Pfarramt hinführt. Es folgte das Vikariat in der bayerischen Landeskirche mit dem Abschluss der Theologischen Aufnahmeprüfung im Herbst 1993 und der Ordination zum Pfarrer im Januar 1994. 1994/95 wirkte er im Pfarrdienst in Oberfranken, bevor sich dann 1995/96 ein Studienjahr an der Hebräischen Universität in Jerusalem anschloss, wofür sich Oliver Gußmann aus dem Pfarrdienst beurlauben ließ.

Vorbereitet wurde dieser Schritt schon während des Studiums durch eine mehrwöchige Studienfahrt nach Israel und Jerusalem. Damit taucht nun zum ersten Mal sozusagen aktenkundig in seiner Vita sein Interesse am Judentum und allem, was damit zusammenhängt, auf. Von 1996 bis 1999 wirkte er erneut als Pfarrer auf einer fränkischen Pfarrstelle im Nürnberger Umland, bevor es ihn dann im Jahr 2000 in **die** Stadt verschlug, in der er bis heute wirkt, nämlich das wunderschöne und mit einer sehr wechsellvollen Geschichte ausgestattete Rothenburg ob der Tauber.

Hier verrichtet er seinen Dienst als Pfarrer für Gäste- und Touristenseelsorge. Angesiedelt ist seine Stelle an der eindrucksvollen gotischen Stadtkirche St. Jakob. Diese breitenwirksame Tätigkeit, die ihn mit vielen Besuchern der Stadt zusammenführt, die von seinem immensen Wissen profitieren können, macht jedoch nur 50 Prozent seiner Tätigkeit aus. Die anderen 50 Prozent werden abgedeckt durch sein Wirken auf der Projektstelle „Pilgern“ der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, wobei wohl anzumerken ist, dass vermutlich beide Tätigkeiten inhaltlich recht eng miteinander verknüpft sind.

Neben diesem rein beruflichen Tun lässt sich bei Oliver Gußmann sozusagen auch noch eine Art ‚Doppelleben‘ feststellen: Er hat sich nämlich parallel zu seinem Wirken als Pfarrer auch noch wissenschaftlich weiterqualifiziert. Seine bevorzugten Disziplinen sind dabei die Exegese, d.h., das Studium der biblischen Schriften, und das Judentum. So hat er im Jahre 2007 an der Theologischen Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg mit der Arbeit „Das Priesterverständnis des Flavius

Josephus“ mit der Auszeichnung „magna cum laude“ promoviert. Auch hier wieder ist sein Interesse am Judentum erkennbar, das von der Antike bis in die Gegenwart reicht, was etwa auch seine Teilnahme an einem Lehrkurs des deutschen Evangelischen Instituts für Altertumswissenschaften in Israel, Jordanien und Syrien im Jahre 2010 belegt. Für seine Dissertation zu Flavius Josephus wurde Oliver Gußmann übrigens im Jahre 2009 mit dem Adolf-Schlatter-Preis ausgezeichnet, so dass also die heutige Preisverleihung an ihn leider nicht beanspruchen kann, die erste zu sein – was aber ja auch keine Schande ist!

Zu diesem rein fachwissenschaftlichen Interesse gesellt sich jedoch bei Oliver Gußmann auch noch ein eminent pädagogisch-didaktisches Interesse und Engagement: Er betreibt seine Studien etwa zum Judentum nicht als ‚l’art pour l’art‘, sondern er möchte die von ihm gewonnenen Erkenntnisse gerne auch an andere weiter vermitteln. Im universitären Bereich hat er diese Intention durch die Ausübung von Lehraufträgen, etwa an der Universität Erlangen-Nürnberg oder an der Augustana-Hochschule in Neuendettelsau in die Tat umgesetzt, im gemeindlichen Bereich durch sein Engagement etwa in der kirchlichen Erwachsenenbildung und natürlich in der Touristen- und Pilgerbetreuung hier vor Ort in Rothenburg.



Abb. 1: Der Rothenburger Pfarrer Dr. Oliver Gußmann ist der Kulturpreisträger des FRANKENBUNDES für das Jahr 2016.

Photo: Dr. Axel von Erffa.



Abb. 2: Prof. Dr. Horst F. Rupp (Universität Würzburg) bei seiner Laudatio auf den neuen Kulturpreisträger des FRANKENBUNDES.

Photo: Dr. Axel von Erffa.

Auch kann man es dieser Vita ‚abspüren‘, dass sich hier sozusagen fränkische Bodenständigkeit, die Prägung durch die fränkische Kulturlandschaft, paart mit einer großen Weltoffenheit: Geboren in Nürnberg, Schule in Fürth, Studium u.a. in Dettelsau und in Erlangen – aber eben auch der öffnende Gang hinaus in die weite Welt, nach Bonn, nach Wien und schließlich nach Jerusalem. Dann jedoch wieder die Rückkehr zu den fränkischen Wurzeln, sozusagen ins „fränkische Jerusalem“, nach Rothenburg ob der Tauber, bereichert durch neue Horizonte, etwa das starke Interesse für die andere, die Mutterreligion des Christentums, das Judentum, das ihn schließlich den Blick lenken lässt auf das tauberfränkische Judentum und dessen Geschichte.

Damit kommen wir nun zum eigentlichen Grund meiner Rede auf Oliver Gußmann, nämlich sein eminent breitenwirksames Handeln, das vor allen Dingen einen ganz wichtigen inhaltlichen Fokus hat: Fokus hat: die Vermittlung von Wissen zum Judentum sowie der Dialog mit dem Judentum, und dies aus einer bewusst christlichen, ja auch evangelischen Position heraus.

Oliver Gußmann hat sich ganz offensichtlich klargemacht, dass das Christentum, speziell auch der Protestantismus – man denke etwa nur an Luthers antijüdische Schriften! –, auf diesem Feld einen ungeheuren Nachholbedarf hat, da man über lange Jahrhunderte bis in die Gegenwart hinein die christliche Religion insbesondere in Abgrenzung vom Judentum verstanden hat. Zu wenig wurde gesehen, dass das Christentum ohne das Judentum gar nicht hätte existieren können, ja, dass Jesus eben Jude war und nichts als Jude, nicht etwa Christ, und dass das Christentum ohne das Judentum in keiner Weise zu verstehen ist. Aus dieser falschen Positionierung des Christentums heraus hat sich für das Judentum eine Leidensgeschichte entwickelt, die zu Verfolgung, Pogromen, Zwangstaufen und ähnlichen Exzessen führte, die dann fatalerweise auf die Shoah, den millionenfachen, staatlich organisierten und fabrikmäßig durchgeführten Mord an den Juden in Europa, zuliefen.

Nicht wenig Energie hat Oliver Gußmann darauf verwendet, solche Einsichten und Zusammenhänge an seine Mitmenschen zu vermitteln, in unterschiedlichen Kontexten, Formaten und mit unterschiedlichen Medien. Von den pädagogisch-didaktischen Kontexten im akademischen und gemeindlichen Bereich war schon die Rede. Dane-

ben ist aber eben auch das publizistische Wirken anzusprechen, etwa durch seine Mitwirkung an dem auch schon genannten Lernprogramm „Christen begegnen Juden“, an der Veröffentlichung der kleinen Broschüre zum „Jüdischen Rothenburg“, die zu einem Stadtrundgang einlädt, seine Mitarbeit z.B. an der „Geschichte der Stadt Rothenburg ob der Tauber und ihres Umlandes“, wo er passenderweise über das letzte Kapitel jüdischen Lebens in Rothenburg bis zum Ende im Jahr 1938 schrieb. Dies tat er nicht etwa nur historisch-abstrakt, sondern zentriert um konkrete Lebensschicksale, etwa von Mitgliedern der Familie Lehmann, die aus Rothenburg vertrieben wurden und – sofern sie nicht vernichtet wurden – in den USA einen neuen Lebensmittelpunkt fanden.

So zeigt sich ein weiteres Charakteristikum der Arbeit Oliver Gußmanns: Er kann sich hineinversetzen in das Leben der Menschen, über die er schreibt und forscht. Er bringt also ein ganz hohes Maß an Empathie auf und mit. Er möchte gleichsam Wunden heilen, die von Christen den Juden in der Geschichte und bis an die Gegenwart heranreichend geschlagen wurden, und will dazu beitragen, dass das Verhältnis von Christen und Juden in der Zukunft ein anderes, ein besseres sein möge als in der Vergangenheit.

Aufgrund des Zeitrahmens ist es zwar nicht möglich, alle Aktivitäten von Oliver Gußmann im Detail darzustellen, doch sei das eine oder andere hier zumindest stichwortartig vermerkt. Erwähnen möchte ich seine Initiative zur Verlegung der sogenannten Stolpersteine in Rothenburg oder auch seine Aktivität zur Etablierung einer Woche der Jüdischen Kultur in Rothenburg (unter dem Motto ‚Le Chaijim – auf das Leben!‘), die inzwischen schon ein halbes Dutzend Mal in Rothenburg durchgeführt wurde, seine Hinweise auf den wohl wichtigsten Menschen, der in der Geschichte mit dem Namen Rothenburgs assoziiert wird, nämlich den mittelalterlichen Rabbi Meir ben Baruch, der in der Geschichtsschreibung den Namenszusatz „von Rothenburg“ erhalten hat, oder auch an den von ihm zusammen mit Wolf Stegemann betriebenen Internet-Blog „Rothenburg unterm Hakenkreuz“, der nun noch einen anderen Aspekt von Oliver Gußmanns einschlägiger Arbeit sichtbar macht: Denn so unaufgebbbar wichtig die Erinnerung an das Schicksal der jüdischen Opfer ist, so wenig darf aber auch der Blick auf die Täter, die den Opfern ihr Leid zugefügt haben, vergessen werden.

Oft wird ja gerade dieser Aspekt recht verschämt übergangen, weil man in Rücksicht etwa auf die Familien der Täter, die noch unter uns leben, gerade darüber nicht sprechen möchte. Beschäftigt man sich dennoch mit den Tätern, so provoziert das natürlich nicht wenig Widerspruch von Seiten derer, die Probleme haben, die richtigen Schlüsse aus den Geschehnissen der Geschichte zu ziehen. Umso aner kennenswerter ist es, dass Oliver Gußmann sich auch hier nicht hat abschrecken lassen, sondern ganz konsequent seinen einmal als richtig erkannten Weg verfolgt und weitergeht. Ich erinnere hier nur an die jüngsten Auseinandersetzungen in Rothenburg um die Umbenennung der Ludwig-Siebert-Straße, wo sich Oliver Gußmann nicht gescheut hat, Ross und Reiter beim Namen zu nennen und auf die Unhaltbarkeit dieser Straßenbenennung nach der Nazi-größe Siebert hinzuweisen. Ich meine, die Stadt Rothenburg als Ganzes kann Oliver Gußmann nur uneingeschränkt für seine konsequente, von einer klaren ethischen Position und von bürgerschaftlichem, geschichtsbewusstem Engagement geprägten Haltung dankbar sein. Alles andere hätte Rothenburg vermutlich nur zum Gespött der Republik und darüber hinaus werden lassen!

Dass all dies aber nicht nur Freunde macht, sondern auch Gegnerschaft, ja Feindschaft hervorrufen kann und auch hervorruft, hat Oliver Gußmann in den zurück liegenden Jahren erfahren, erfahren müssen, schaut man sich etwa nur verschiedene Leserbriefe an, die in der lokalen Presse etwa im Kontext der Straßenumbenennung publiziert wurden und in denen er und sein Engagement verunglimpft wurden. Umso bemerkenswerter ist es, dass sich Oliver Gußmann eben nicht von seinem Weg hat abbringen lassen, sondern diesen trotz aller Querschüsse und Störfeuer ganz konsequent weiterverfolgt, wofür ich ihm nur uneingeschränkte Anerkennung und Dankbarkeit zollen kann. Die Verleihung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES im Jahre 2016 vermag diese Anerkennung auch öffentlich sichtbar zu machen.

Nur im Vorübergehen sei hier erwähnt, dass Oliver Gußmann aber auch in anderen Feldern sein zivilgesellschaftliches Denken und Engagement unter Beweis stellt. So engagiert er sich etwa im Arbeitskreis Asyl und im Migrationsbeirat der Stadt Rothenburg. Lieber Oliver Gußmann, ich freue mich mit allen Anwesenden hier, aber sicherlich auch im Namen vieler anderer, die heute nicht anwesend sind, über die Verleihung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES 2016 und gratuliere meinerseits ganz, ganz herzlich dazu!

Bundesfreund Theobald Stangl mit dem Großen Goldenen Bundesabzeichen ausgezeichnet

Der 87. Bundestag des FRANKENBUNDES hat am 22. Oktober 2016 in Rothenburg ob der Tauber einstimmig beschlossen, unserem langjährigen ehemaligen Bundesschatzmeister, Bundesfreund Theobald Stangl (Würzburg), wegen seiner herausragenden Verdienste um unsere Vereinigung das Große Goldene Bundesabzeichen des FRANKENBUNDS zu verleihen. Bundesfreund Stangl hat als Nachfolger Friedrich Pommerenings zunächst ab dem 8. Mai 1999 als stellvertretender Bundeschatzmeister gewirkt. Auf dem 76. Bundestag in Miltenberg übernahm er dann am 7. Mai 2005 von Theo Zimmermann das Amt des Bundeschatzmeisters, das er bis zum 19. September 2015 bekleidete, als der 86. Bundestag in Herzogenaurach seinen Nachfolger bestimmte. In seiner insgesamt über 16-jährigen Tätigkeit hat er die Finanzen des FRANKENBUNDES bestens geführt und dafür gesorgt, dass die vielfältigen Aufgaben des Vereins auf einer soliden finanziellen Basis erfüllt werden konnten. Die nun erfolgte Ehrung soll ein bescheidenes äußeres Zeichen unserer tiefen Dankbarkeit für sein großartiges Engagement sein.



Photo: Alois Hornung.

PAS

Der Baunacher FRANKENBUND feierte 90. Geburtstag

Im Saal des Bürgerhauses feierte die Gruppe Baunach des FRANKENBUNDES kürzlich ihr 90-jähriges Vereinsjubiläum. Das Orchester des Baunacher Gesangvereins, unter Leitung von Judith und Wolfgang Bottler umrahmten die Feier mit fränkischen Weisen.

Im Mai 1926 wurde anlässlich eines Heimattages, den die Bamberger Gruppe des FRANKENBUNDES hier in Baunach veranstaltete, die Baunacher Gruppe von Dr. Peter Schneider gegründet. Die Unterlagen von der Gründung bis in die 50er Jahre sind größtenteils durch die Kriegswirren verloren gegangen. Nach dem Krieg hat Forstmeister Josef Giggelberger den Vorsitz übernommen, ihm folgten Anton Schwiendl, Karl Krimm, Lothar Horn, Karl-Theo Meixner, Rudolf Treml und nun Franz Götz als 1. Vorsitzende. Neben heimatkundlichen Vorträgen und Exkursionen in das Frankenland ist die Gruppe vor allem im Baunacher Heimatmuseum tätig, ein Arbeitskreis befasst sich auch mit der ehemaligen Stufenburg, ebenso setzt man sich für das wieder entdeckte Baunacher Fastentuch ein und ab Dezember wird die Gruppe auch das neu geschaffene Krippen-Museum im alten Beinhaus betreuen. Wie Dekan Stefan Geßner bei der Feier bekannt gab, wird das Museum am 17. Dezember 2016 eröffnet werden.

1. Bürgermeister Ekkehard Hojer dankte der Gruppe in seinem Grußwort für ihr Engagement für Baunachs Geschichte und Kultur, vor allem aber für ihre Arbeit im Heimatmuseum. Der stellvertretende Bundesvorsitzende Siegfried Stengel aus Stegaurach überbrachte die Grüße der Bundesleitung und resümierte über die Mentalität der Franken, sie stritten sich manchmal, um am nächsten Tag dann aber wieder zusammenzuhalten. Die Bundesfreunde aus Bamberg vertraten Edgar Sitzmann und Martina Schramm.



Abb.: Der Festakt 90 Jahre FRANKENBUND Baunach (l. am Stehtisch 1. Vors. Franz Götz, am Rednerpult 1. Bgm. Ekkehard Hojer, daneben das Orchester des Gesangvereins Baunach).

Den Festvortrag hielt der hiesige Bundesfreund Robert Raab zum Thema „Die Baunacher Familie Roppelt“. In langjährigen Forschungen hat er Licht in die weit verzweigte Familiengeschichte der „Roppelts“ gebracht, deren Namen nach dem 30-jährigen Krieg in Baunach auftaucht und heute hier noch weit verbreitet ist. Viele berühmte Personen gingen aus dieser Baunacher Familie hervor: So der Steuereinnnehmer und Topograph Marquard Roppelt, nach dem in Baunach eine Straße benannt ist, dann Johann Georg Roppelt, der bekannte Kriegsrat und Baumeister, oder Franz Stefan Roppelt, der als Otto III. Abt von Kloster Banz wurde, oder der vielleicht bekannteste Roppelt: Johann Baptist Georg, Professor für Mathematik und Topographie, der u.a. die topographische Beschreibung des Hochstifts Bamberg verfasst hat, um nur die Wichtigsten aus dem detaillierten Vortrag zu nennen.

Für das Leibliche Wohl hatten die Mitglieder der Gruppe gesorgt, und zum Ausklang des 90. Jubiläums zeigte Reinhold Schweda noch einen „Baunacher-Bilderbogen“ mit Aufnahmen aus den 1950er und 60er Jahren. 2. Vorstand Wilhelm Scholz schloss dann mit einem Dank an alle Mitwirkenden vor und hinter den Kulissen den Festabend.

Termine des FRANKENBUNDES im Jahr 2017

- | | |
|-------------------|--|
| 11. März 2017: | Eröffnung der Wanderausstellung <i>Fränkische Lebensbilder im Fokus der Reformation</i> im Museum Kirche in Franken in Bad Windsheim
Informationen hierzu finden Sie demnächst auf unserer Homepage unter der Rubrik: aktuell. |
| 25. März 2017: | 70. Bundesbeiratstagung im Rathaus von Ochsenfurt. Über das Thema <i>Selbstverständnis des FRANKENBUNDES</i> debattieren die Vorsitzenden der Gruppen und angeschlossenen Vereine bzw. deren Vertreter sowie die Mitglieder der Bundesleitung. |
| 6. Mai 2017: | 6. Fränkischer Thementag in Nürnberg
Thema: „Reformation in Franken“
Informationen zum Ablauf dieser Veranstaltung und das Anmeldeformular finden Sie demnächst auf unserer Homepage unter der Rubrik: aktuell sowie im nächsten Frankenland-Heft. |
| 16. Juni 2017: | 6. Unterfränkische Regionaltagung
Fahrt mit dem Schiff von Gemünden nach Veitshöchheim mit Zwischenhalt in Karlstadt
Informationen zu dieser Veranstaltung und ein Anmeldeformular finden Sie demnächst auf unserer Homepage unter der Rubrik: aktuell sowie im nächsten Frankenland-Heft. |
| 2. Juli 2017: | „Tag der Franken“ in Kitzingen
Weitere Informationen folgen. |
| 21. Oktober 2017: | 88. Bundestag in Suhl/Thüringen
Weitere Informationen folgen. |

Zu diesem Heft	3*
----------------------	----

Aufsätze

Dirk Götschmann

Ein Wendepunkt deutscher und europäischer Geschichte.

Der Krieg von 1866 im historischen Rückblick	4*
--	----

Werner K. Blessing

Äußerer Kampf und innerer Dissens. Die Kriegserfahrung von 1866

in Franken	23*
------------------	-----

Dirk Kränzlein

Die Anwendung technischer Innovationen im „Deutschen Krieg“ von 1866	35*
---	-----

Jan Pacholski

„Der Deutsche Krieg von 1866“ in Theodor Fontanes Berichten	48*
---	-----

Hermann Rumschöttel

Wie ein Phönix aus der Asche: Die Geburt einer neuen bayerischen Armee

nach dem Krieg von 1866	61*
-------------------------------	-----

Walter Hamm

„*Dulce et decorum est pro patria mori*“ – Vom Sterben (und Leiden)

im „Deutschen Krieg“ von 1866	68*
-------------------------------------	-----

Der 5. Fränkische Thementag des FRANKENBUNDES wurde großzügig gefördert durch die

Bayerische Einigung e.V.
Bayerische Volksstiftung



Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

- | | |
|-------------------------------|--|
| Prof. Dr. Werner K. Blessing | Professor für Neuere Geschichte und Landesgeschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg i.R.
Ludwig-Thoma-Straße 27 a, 91054 Erlangen
werner.k.blessing@t-online.de |
| Prof. Dr. Dirk Götschmann | Professor für Neuere und Neueste Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Landesgeschichte an der Universität Würzburg i.R.
Hochweg 81, 93049 Regensburg
dirk.goetschmann@uni-wuerzburg.de |
| Walter Hamm | Hauptschullehrer i.R.
Raiffeisenstraße 29, 97292 Uettingen
walter.1866@t-online.de |
| Dirk Kränzlein M.A. | Promovend am Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte der Universität Würzburg
Jägerstraße 2 a, 97082 Würzburg
dirk.kraenzlein@stud-mail.uni-wuerzburg.de |
| Dr. Jan Pacholski | Wissenschaftlicher Mitarbeiter
am Germanistischen Institut der Universität
Breslau/Wrocław
Instytut Filologii Germańskiej
Uniwersytetu Wrocławskiego
pl. Biskupa Nankiera 15 b, 50-140 Wrocław, Polen
pacholskij@gmail.com |
| Prof. Dr. Hermann Rumschöttel | Generaldirektor der Staatlichen Archive Bayerns a.D.
Honorarprofessor für Geschichte an der
Universität der Bundeswehr München
Neubiberg
Walkürenstraße 21, 85579 Neubiberg
hermann.rumschoettel@unibw.de |

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Zu diesem Heft:

Liebe Leser der Zeitschrift FRANKENLAND!

Das Sonderheft der Zeitschrift FRANKENLAND, das Sie gerade in Händen halten, präsentiert Ihnen alle informativen und ansprechenden Beiträge des 5. Fränkischen Thementages des FRANKENBUNDES, der am 24. Oktober 2015 in Kooperation mit dem Arbeitskreis 1866 – 2016 in Bad Kissingen veranstaltet wurde. Anlässlich des heuer anstehenden Gedenkens an das Ereignis vor 150 Jahren beschäftigte sich die Veranstaltung mit dem Thema „Der Krieg von 1866 in Franken. Ursachen, Hintergründe und Folgen der Niederlage Bayerns und seiner Verbündeten im ‚Deutschen Krieg‘“ und stand unter der fachlichen Leitung von Prof. Dr. Dirk Götschmann (Universität Würzburg).

Zusätzlich zu dessen einführendem Referat „Ein Wendepunkt deutscher und europäischer Geschichte. Der ‚Deutsche Krieg‘ im historischen Rückblick“ beleuchteten drei weitere Wissenschaftler unterschiedliche Facetten der Ereignisse von 1866 und deren Folgen. So erläuterte Dirk Kränzlein M.A. (Würzburg) „Die Anwendung technischer Innovationen im ‚Deutschen Krieg‘ von 1866“, wohingegen sich Dr. Jan Pacholski (Breslau/Wrocław) unter dem Titel „Der ‚Deutsche Krieg‘ von 1866 in Theodor Fontanes Berichten“ einer eher literaturgeschichtlichen Fragestellung zuwandte. Schließlich zeigte Prof. Dr. Hermann Rumschöttel (München) auf, wie der für Bayern unglückliche Verlauf des Krieges anschließend zu einer Heeresreform führte („Wie ein Phönix aus der Asche. Die Geburt einer neuen bayerischen Armee nach dem Krieg von 1866“). Zu diesen drei Spezialisten gesellt sich hier im Heft als Autor noch Prof. Dr. Werner K. Blessing (Erlangen), der zwar im Oktober 2015 erkrankt war, sich dankenswerterweise aber bereitfand, seinen damals geplanten Vortrag „Äußerer Kampf und innerer Dissens. Die Kriegserfahrung von 1866 in Franken“ nun in schriftlicher Form vorzulegen.

Somit können Sie, verehrte Leser, bei der Lektüre dieses Sonderhefts Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND ein recht dichtes, vielgestaltiges Bild der damaligen Zeit, ihrer Umstände und Auswirkungen gewinnen. Die Schriftleitung wünscht Ihnen allen viel Vergnügen und gute Anregungen bei der Lektüre Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND.

Ihr Dr. Peter A. Süß

Wichtiger Hinweis für Kaufinteressierte:

Das vorliegende, aber auch andere Hefte der Zeitschrift FRANKENLAND erhalten Sie gerne

zum Preis von **4,00 Euro** (zzgl. **2,50 Euro** Versandgebühr)
über die Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES.

Bitte wenden Sie sich zur Bestellung schriftlich oder fernmündlich an die

Bundesgeschäftsstelle in der Stephanstraße 1, 97070 Würzburg,

Tel. Nr. 0931/ 5 67 12, Telefax Nr. 0931/ 45 25 31 06;

E-Mail: info@frankenbund.de.

Dirk Götschmann

Ein Wendepunkt deutscher und europäischer Geschichte.

Der Krieg von 1866 im historischen Rückblick

Anders als in Bayern hat der „Deutsche Krieg“ von 1866 in Franken einen festen Platz im kollektiven Gedächtnis der Bevölkerung. Aber nicht nur weil Franken damals Kriegsschauplatz war, lohnt sich eine intensivere Beschäftigung mit dem damaligen Geschehen. Denn dieser Krieg bildete eine wichtige Station in jenem historischen Prozess, der im Gefolge der Großen Französischen und der Industriellen Revolution jene Welt hervorbrachte, in der wir heute leben.

Vorbemerkung

Wenn wir uns heute mit einem Ereignis beschäftigen, das anderthalb Jahrhunderte zurückliegt, so tun wir dies, weil wir uns der Tatsache bewusst sind, dass die Welt, in der wir leben, angefangen von der Landschaft, die uns umgibt – die ja eine Kulturlandschaft ist –, über die Städte und Dörfer, alle Bauwerke und die gesamte Verkehrsinfrastruktur bis hin zu den politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Institutionen und Verhältnissen das Resultat des Wirkens der vor uns lebenden Generationen ist. Deshalb muss, wer die Welt der Gegenwart verstehen will, die Geschichte kennen. Da aber das in der Vergangenheit Geschehene nicht mehr existent ist, muss jede Darstellung, jede Vergegenwärtigung der Geschichte eine Rekonstruktion sein. Inwieweit diese mit dem vergangenen Geschehen tatsächlich übereinstimmt, hängt von den Kenntnis-

sen desjenigen ab, der sie vornimmt. Deswegen hat nur der eine Chance, sich ein zutreffendes Bild von der Geschichte zu machen, der bereit ist, sich mit dem Geschehen in der Vergangenheit selbst intensiv zu beschäftigen. Genau dazu wollte der Fränkische Thementag des Frankenbundes Anreize und Gelegenheit bieten.

Als einen Beitrag, der die Interpretation dieses Ereignisses erleichtern soll, das tatsächlich als ein Wendepunkt sowohl der deutschen wie der europäischen Geschichte gelten kann, verstehen sich auch die nachfolgenden Ausführungen zum „Deutschen Krieg“ von 1866.¹ Denn auch diesen Krieg muss man, wenn man seinen Stellenwert richtig erfassen möchte, in den großen Strom der Geschichte einordnen, ist er doch in vielfacher Weise mit Entwicklungssträngen von langer Dauer verflochten.

Nationalbewegung und Industrialisierung: Zwei Seiten einer Medaille

Die wichtigsten dieser Entwicklungen reichen bis ins 18. Jahrhundert zurück und nahmen ihren Ausgang in zwei Revolutionen: In der Großen Französischen Revolution von 1789 und in der Industriellen Revolution. Diese beiden zusammen markieren, obwohl von höchst unterschiedlicher Art, den Anfang einer Entwicklung, in deren Verlauf sich nicht nur Europa, sondern die Welt insgesamt innerhalb weniger Jahrzehnte tiefgreifender wandelte

als zuvor in Jahrhunderten. Würde man diesen Rahmen außer Acht lassen und den Krieg von 1866 ausschließlich im Zusammenhang der deutschen Geschichte betrachten, so würde man damit Dimensionen ausklammern, die für das Verständnis dieses Ereignisses von essentieller Bedeutung sind.

So lässt sich schon der Vorgang, innerhalb dessen dieser Krieg von zentraler Bedeutung war, nämlich die Formierung eines deutschen Nationalstaates, nur vor diesem Hintergrund richtig einordnen und verstehen. Denn der Zusammenschluss der deutschen Länder zu einem Staat folgte einem Trend, der in ganz Europa und darüber hinaus zu beobachten ist. Diese Entwicklung nahm ihren Anfang mit der französischen Revolution von 1789. In Frankreich setzte sich damals das „Nationalitätsprinzip“ durch, worunter man die Anschauung versteht, wonach eine sich als Einheit fühlende ethnische Gemeinschaft – die Nation – einen gemeinsamen Staat bilden sollte, und zwar einen Staat, der im Idealfall keine Angehörigen anderer Gemeinschaften miteinschließt. Das führte in der Praxis zu großen Problemen, da gerade in Europa ethnische Gruppen oft in engem Zusammenhang lebten und leben. Die großen Erfolge, die Frankreich im Zuge der Revolutionskriege und vor allem der sich daran anschließenden napoleonischen Kriege erzielte, und die darauf basierende politische Vormachtstellung verschaffte dem politischen Konzept des Nationalstaates große Resonanz. Vor allem auch auf Seite der Gegner Frankreichs, und das waren nahezu alle europäischen Monarchien, schrieb man diese Erfolge dem Umstand zu, dass es den Franzosen gelungen sei, die Interessen von Staat und Nation in Übereinstimmung zu bringen. In einem Nationalstaat,

so die allgemeine Überzeugung, entwickelten die Bürger ein Engagement für den Staat, wie es die Untertanen traditioneller Monarchien niemals könnten.

Frankreich wurde so zum weltweiten Vorbild, und die Bestrebungen zur Bildung von Nationalstaaten haben die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts nicht nur in Europa, sondern weltweit nachhaltig geprägt. Die Auswirkungen und Folgen jener Aktivitäten, welche die Umsetzung des „Nationalitätsprinzips“ zum Ziel hatten, bilden so den Kern der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Sie sind damit auch Teil unseres kollektiven Geschichtsbewusstseins, in dem alles, was mit dem Thema Nationalismus in Verbindung zu bringen ist, einen ganz besonderen Platz einnimmt. Dabei werden Begriffe wie „Nationalbewegung“ oder „Nationalstaat“ heute von uns oft unwillkürlich mit Konflikten und Kriegen assoziiert. Deswegen sei hier darauf verwiesen, dass die Nationalbewegung nicht zwangsläufig zu gewaltsamen Konflikten zwischen den Nationen führen musste, und dass man unter „Nation“ zunächst auch keineswegs das verstand, was man später als „Volksgemeinschaft“ bezeichnete. So spielten bei der Definition einer Nation zunächst kulturelle Faktoren – Stichwort Sprache – eine weitaus wichtigere Rolle als biologische – Stichwort Rasse. Außerdem ging eine Wertschätzung der eigenen Nation auch nicht zwangsläufig mit der Geringschätzung der anderen Nationen einher. Zudem standen sich auch Nationalismus und Liberalismus zunächst keineswegs konträr gegenüber. Sie schienen zunächst durchaus vereinbar, war doch das Selbstbestimmungsrecht sowohl der Nationen wie des einzelnen Menschen im Zeitalter der Aufklärung als Naturrecht definiert worden.

Dass es zu einer negativen Aufladung des Begriffes Nationalismus kam, war die Folge bestimmter innen- wie außenpolitischer Entwicklungen. Wie schon das Beispiel Frankreichs zeigte, ging die Formierung eines Nationalstaates nahezu unabänderlich mit dem Einsatz von Gewalt einher, wobei diese Gewalt von neuer Qualität war. Denn sie beruhte auf der Mobilisierung breiter Volksschichten, die auch die Aufstellung von Armeen in bis dahin unbekannten Größenordnungen ermöglicht hat. Tatsächlich sind diese neuen Massenheere als ein geradezu konstitutives Merkmal des Nationalstaates anzusehen. Aufstellung und Unterhalt derartiger Streitkräfte stellten jedoch Anforderungen, die ein Staat mit autoritären Strukturen offenkundig leichter erfüllen konnte als einer, der auf Liberalität setzte. So trat der Liberalismus bald in den Hintergrund und überließ dem Nationalismus das Feld.

Eine weitere unabdingbare Voraussetzung für die Aufstellung solcher Massenarmeen war die Industrialisierung, und es war alles andere als ein Zufall, dass Industrialisierung und Ausformung des Nationalstaates parallel verliefen. Denn die mit der Industrialisierung rasch voranschreitende Steigerung der Produktivität erlaubte der Gesellschaft, einen immer größeren Teil ihrer wirtschaftlichen Kapazitäten nicht zur Erzeugung von Lebensmitteln und anderen lebensnotwendigen Gütern, sondern für andere Zwecke einzusetzen. So konnten immer mehr Rüstungsgüter erzeugt werden. Während die Bevölkerung wuchs – 1750 zählte man in Europa rund 130 Millionen Menschen, um 1800 rund 185 und um 1850 dann 266 Millionen² – benötigte man dank neuer Produktionsverfahren in der Landwirtschaft und anderen Wirtschaftszweigen, die bisher sehr arbeitsintensiv waren, nicht mehr so viele

Arbeitskräfte, so dass diese anders, auch als Soldaten, eingesetzt werden konnten. Vor allem aber wuchsen Produktionskapazitäten der Industrie gewaltig, und hier wieder bevorzugt jene, die für Rüstungszwecke genutzt werden konnten.

So war man in der Lage, diese neuen Massenheere immer besser zu bewaffnen und auszurüsten. Die Fähigkeit, dies in möglich kurzer Zeit bewerkstelligen zu können und danach die Versorgung einer solchen Armee über einen langen Zeitraum zu gewährleisten, setzte die Existenz entsprechender industrieller Kapazitäten voraus. Schon während der Napoleonischen Kriege lässt sich zwischen den kriegführenden Mächten ein regelrechter Rüstungswettlauf beobachten. Dabei stand die Quantität im Focus der Anstrengungen, kam es doch zunächst vor allem darauf an, dass man möglichst große Streitkräfte ins Feld stellen konnte. Während und unmittelbar nach der Französischen Revolution konzentrierte sich der militärtechnische Fortschritt deshalb auf die Ausweitung der Produktion. Im weiteren Verlauf widmete man dann jedoch auch der Verbesserung der Qualität der Produkte größere Aufmerksamkeit, was vor allem für die Artillerie galt, die sich im 18. Jahrhundert zur schlagentscheidenden Waffe entwickelt hatte.

Mit dem Voranschreiten der Industrialisierung gewann auch der Rüstungswettlauf zwischen den Nationen an Dynamik. Hierbei kam dem technischen, insbesondere dem militärtechnischen Fortschritt eine Schlüsselrolle zu. Denn ob ein Staat im Bereich der militärischen Technik auf der Höhe der Zeit war, andere übertraf oder diesen unterlegen war, hing von seinem allgemeinen Entwicklungsstand ab. Wie jüngere Forschungen herausgearbeitet haben, lässt sich auf der Grundlage

der Nutzung des technischen Fortschritts im Bereich der militärischen Technik eine klare Rangfolge unter den Nationen ausmachen. Auf der untersten Stufe rangierte demnach die Nation, die über die Fähigkeiten verfügte, eine neue Waffe einzusetzen und gebrauchsfähig zu halten. Die nächste Stufe hatte jene Nation erreicht, die in der Lage war, eine solche Waffe selbst zu reproduzieren, und auf der dritten Stufe war man im Stande, sie zu verbessern und bestimmten Erfordernissen anzupassen. Auf der höchsten Qualifikationsstufe stand jene Nation, die fähig war, neue Waffen zu entwickeln. Über diese Fähigkeiten verfügten in jeder historischen Epoche immer nur sehr wenige Staaten, und sie waren es, die dieser Epoche dann auch ihren Stempel aufdrücken konnten.³

Diese Zusammenhänge erklären, warum sich im 19. Jahrhundert alle Nationen darum bemühten, ihre Konkurrenten nicht nur hinsichtlich des Umfanges, sondern auch der Qualität ihrer Rüstungsproduktion zu übertreffen. Damit avancierte technischer Fortschritt – keineswegs nur, aber doch vorrangig im militärischen Bereich – zu einer nationalen Aufgabe. Zumal eine Überlegenheit in der Waffentechnik auch Nationen, die zahlenmäßig unterlegen waren, die Chance bot, sich im Wettkampf mit den großen Mächten zu behaupten. Das erklärt etwa, warum sich in Deutschland Unternehmen wie Krupp und Mauser in den Jahrzehnten nach der Reichsgründung einer regelrechten Verehrung erfreuen konnten. Ähnliches lässt sich aber auch bei anderen Nationen beobachten; Unternehmen wie Armstrong, Nordenfeldt, Withworth, Vickers, Colt, Winchester oder Schneider-Creusot genossen in ihrer jeweiligen Nation einen ähnlichen Status.

Diese Zusammenhänge von militäri-

scher Potenz und nationalem Prestige, von wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit und technischem Fortschritt erklären die große Wertschätzung der Naturwissenschaften und Technik, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzte. Obwohl dieser Wettlauf in die Katastrophe des im Ersten Weltkrieg einmündete, kam er damit jedoch keineswegs an sein Ende. Nach wie vor wurde – und wird – die Weltgeltung jeder Macht maßgeblich von ihrem wirtschaftlichen und militärischen Potential bestimmt, das in stärkerem Maße denn je von einer Spitzenstellung beim technischen Fortschritt abhängt.

Eng mit der Industrialisierung und dem technischen Fortschritt verbunden war die rasch voranschreitende Globalisierung. Auch sie zählt zu den Kräften, die das 19. Jahrhundert geprägt haben. Sie hatte zwar schon mit den Entdeckungen im 16. Jahrhundert eingesetzt, erlangte aber erst im 19. Jahrhundert eine völlig neue Dimension. Durch die Eisenbahn schrumpften zunächst die Entfernungen auf den Kontinenten, durch die Dampfschiffahrt dann die zwischen ihnen. So bildete sich ein Weltmarkt aus, der den sich formierenden Industrienationen ein Wirtschaftswachstum in bisher unvorstellbaren Größenordnungen ermöglichte. Der Zugang zu diesem Weltmarkt wurde deshalb von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung der Wirtschaft jeder Nation. Da diese wiederum die Basis von deren militärischem Potential bildete, schließt sich damit der Kreis.

„Kein Staat, sondern eine Idee“: Deutschland vor 1866

Wenden wir uns nun dem näheren Umfeld zu: dem Deutschland der Zeit vor 1866. Das war, so wurde es einmal zuge-

spitzt formuliert, *„kein Staat, sondern eine Idee. Die Deutschen waren preußische, bremische oder nassauische, österreichische oder anhaltinische, manchmal auch russische Staatsangehörige. Sechsendreißig europäische Staaten galten als deutsche, weil sie ganz oder teilweise dem deutschen Bund angehörten, einer Schöpfung des Wiener Kongresses von 1815.“*⁴

Dieser Bund war ein Zusammenschluss aller 1806 de jure souverän gewordenen deutschen Territorien, deren Integrität und Selbstständigkeit er sichern sollte. Denn sich selbst überlassen, hätten viele dieser Länder ihre mächtigen Nachbarn, vor allem Preußen und Österreich, geradezu dazu animiert, sie sich an- oder sogar einzugliedern. Das hätte jedoch das 1815 geschaffene, fragile Gleichgewicht zwischen den europäischen Großmächten zerstört, zu denen neben Preußen und Österreich Russland, Großbritannien und Frankreich zählten. Damit war der Deutsche Bund ein wesentlicher Bestandteil jenes europäischen Ordnungssystems, das Mitteleuropa nach 1815 tatsächlich einige Jahrzehnte des Friedens verschaffte.

Eine weitere ihm zugedachte Funktion erfüllte er jedoch nicht, weil er eigentlich auch dazu beitragen sollte, die Bestrebungen zur Herstellung der nationalen Einheit in Deutschland einzudämmen. Denn völlig unterdrücken ließ sich die Nationalbewegung auch in den deutschen Ländern nicht, zumal die Fürsten dieser Länder ihren Untertanen, als sie ihnen im Kampf gegen Napoleon große Opfer abverlangen mussten, neben der Gewährung größerer politischer Mitspracherechte auch einen Zusammenschluss der deutschen Länder in Aussicht gestellt hatten. Aus diesen Gründen war die Bildung einer politischen Institution, der alle deutschen Länder angehörten, letztlich unumgänglich.

So entstand 1815 ein Bund aus 36 souveränen Staaten, genau genommen der Fürsten dieser Staaten, und der vier noch existierenden freien Städte Frankfurt, Hamburg, Bremen und Lübeck. Die Fürsten waren Mitglieder des Bundes, sofern und insoweit sie in deutschen Territorien Herrschaft ausübten. Der König von Preußen und der Kaiser von Österreich gehörten diesem Bund daher nur für ihre deutschen Territorien an; andererseits war der König von England für das Königreich Hannover, der König der Niederlande für das Herzogtum Luxemburg, und der König von Dänemark für das Herzogtum Holstein Mitglied des Deutschen Bundes.

In der Hand dieser souveränen Fürsten lag, wie es das Monarchische Prinzip erforderte – das dann auch die Wiener Schlussakte von 1820 als verbindlich vorgab –, die gesamte Staatsgewalt, also Legislative, Exekutive und Judikative. Selbstverständlich war die Außenpolitik ausschließlich ihnen vorbehalten. Sie und nur sie konnten Bündnisse eingehen und über Krieg und Frieden entscheiden. Demnach lag es nur an ihnen, welche Kompetenzen sie dem Bund überließen.

Tatsächlich waren dies durchaus substantielle Kompetenzen. So war der Bund befugt, mit außerdeutschen Staaten Gesandte auszutauschen und Verträge zu schließen, womit er die Gesamtheit der deutschen Länder nach außen vertrat. Allerdings war es den einzelnen Bundesmitgliedern unverwehrt, mit auswärtigen Staaten direkt in Verbindung zu treten und mit diesen auch bilaterale Verträge, ja sogar Bündnisse abzuschließen; diese durften nur nicht gegen andere Bundesmitglieder oder den Bund insgesamt gerichtet sein.

Vor allem aber besaß der Bund das Recht, anderen Staaten den Krieg zu erklären und mit ihnen Frieden zu schließen.

Derartige Beschlüsse oblagen dem Bundestag, dem einzigen gemeinsamen Organ des Deutschen Bundes. Er hatte seinen Sitz in Frankfurt/Main und bestand aus den Gesandten der Länder, die von den Regierungen, d. h., von den Fürsten, dorthin beordert wurden. Das Plenum bestand aus 69 Mitgliedern bzw. Stimmen, wobei den größeren Staaten vier oder drei, den kleineren je eine Stimme zustand. Der Bundestag entschied über alle Fragen der Bundesverfassung sowie über Krieg und Frieden. Alles andere erledigte ein Ausschuss, dem die elf größten Staaten mit je einer Stimme, die übrigen Staaten mit zusammen sechs Stimmen angehörten. Den Vorsitz sowohl im Plenum als auch im Ausschuss, dem „engeren Rat“, hatte Österreich inne.

Die meisten Fürsten standen dem Bund zunächst sehr reserviert gegenüber. Denn nachdem sie nicht nur die Souveränität, sondern vielfach auch ihren nunmehrigen Herrschaftsbereich oft erst in jüngster Zeit erlangt hatten, fühlten sie sich durch jede Einschränkung ihrer Kompetenzen bedroht. Sie pochten deshalb auf ihre Souveränität und die Integrität ihres Staates und lehnten Eingriffe des Bundes in die inneren Angelegenheiten zunächst strikt ab. Das galt auch und vor allem in Fragen der Verfassung. Der berühmte Artikel 13 der Bundesakte von 1815 sah bekanntlich vor, dass alle Mitgliedstaaten „*landständische Verfassungen*“ erlassen sollten. Diesem Auftrag sind einige Staaten, darunter die größten – Preußen und Österreich – lange überhaupt nicht, beziehungsweise in einer solchen Form nachgekommen, dass sie den Erwartungen ihrer Bürger in keiner Weise gerecht wurden. Schon dass der Bund nichts unternommen hat, um dieses Defizit zu beheben, musste viele politisch engagierte Bürger schwer enttäuschen. Aber

dabei sollte es nicht bleiben. Denn seit den berüchtigten Karlsbader Beschlüssen von 1819 entwickelte sich der Bund zu einer Institution, die ihre hauptsächliche Aufgabe in der Bekämpfung aller liberalen und nationalen Bestrebungen sah, und die dazu unverhältnismäßig harte Maßnahmen ergriff. Das hatte zur Folge, dass der Deutsche Bund auf immer breitere und heftigere Ablehnung stieß.

Während sich der Deutsche Bund so als Instrument zur Gewährleistung der Sicherheit seiner Mitglieder – der Fürsten – bewährte, hat er jene Hoffnungen enttäuscht, welche die Bürger in ihn gesetzt hatten. Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil er sich nicht, wie es in der Bundesakte vorgesehen war, zu einem gemeinsamen Wirtschaftsraum weiterentwickelte. Um dieses Defizit zu kompensieren, entstanden Zusammenschlüsse zwischen einzelnen deutschen Staaten, aus denen dann 1834 der Zollverein hervorging. Unter dessen Dach fanden sich nach und nach mit Ausnahme von Österreich alle deutschen Staaten zusammen; so entstand schon lange vor 1866 ein Zusammenschluss jener Mitglieder des Deutschen Bundes, die 1871 das deutsche Kaiserreich bilden sollten.

Vor allem aber hat der Deutsche Bund die Erwartungen enttäuscht, welche die Nationalbewegung in ihn gesetzt hatte. Dabei gewann diese mit den Jahren trotz mancher Rückschläge immer mehr an Bedeutung. Vielen ihrer Anhänger galt der Bund als größtes Hindernis auf dem Weg jedes politischen Fortschritts. Dies sogar mit einiger Berechtigung, denn eine der Grundfesten des Bundes war, wie bereits erwähnt, das Monarchische Prinzip. Danach hatte die Gewalt im Staate grundsätzlich beim Monarchen zu liegen, der sein Amt von Gottes Gnaden ausübte und damit prinzipiell keiner menschlichen In-

stanz Rechenschaft schuldig sein konnte. Dieses Prinzip galt selbstverständlich auch in den Staaten, die eine Verfassung hatten, womit politischer Fortschritt im Sinne einer Parlamentarisierung unmöglich war. Das musste gerade die politisch aktivste Bevölkerungsgruppe, das Bürgertum, zum Gegner des Bundes machen.

Kein Widerspruch: Bayerische Nation und Deutsches Vaterland

Anders als auf der Bundesebene gab es auf der Ebene der Länder politischen Fortschritt, auch wenn dieser vielfach als unzureichend empfunden wurde. Tatsächlich haben sich die Länder in dem halben Jahrhundert von 1815 bis 1866 einen festen Platz nicht nur in der politischen Struktur Deutschlands, sondern auch im politischen Bewusstsein der Bürger erobert, was vor allem für die größtenteils neu gebildeten Länder Süddeutschlands galt. Was bei der Formierung dieser Länder wohl selbst die optimistischsten Politiker kaum zu hoffen gewagt hatten, nämlich die Ausbildung einer verlässlichen Loyalität der heterogen zusammengesetzten Bevölkerung gegenüber der herrschenden Dynastie, ist sowohl in Bayern als auch in Württemberg und Baden erstaunlich rasch eingetreten. Zurückzuführen ist dies vor allem darauf, dass es sich bei diesen Staaten um Moderne Staaten handelte, die zudem über Verfassungen verfügten und den Bürgern über ihre Repräsentanten in den Parlamenten politische Mitbestimmungsmöglichkeiten einräumten. So bildete sich hier ein Zusammengehörigkeitsgefühl aus, das die Existenz des Staates auch in Krisensituationen gewährleistete. Tatsächlich räumten viele der politisch aktiven Bürger, die zumeist den gemäßigt Liberalen oder auch den Konservativen

zuzuordnen waren, in diesen Ländern der Bildung eines deutschen Nationalstaates keineswegs absolute Priorität ein.

Aber auch in solchen Staaten, in denen man sich lange nicht zum Erlass moderner Verfassungen durchringen konnte, in Preußen vor allem, aber etwa auch in Sachsen und Hannover, um nur die größten zu nennen, wurde die Stellung der Bürger sukzessive gestärkt und wurden diese in zunehmendem Maße an der Regelung der öffentlichen Angelegenheiten beteiligt. Dies hat im Zusammenspiel mit den wirtschaftlichen Vorteilen, die diese Staaten schon deswegen boten, weil sie größere Wirtschaftsräume darstellten, bewirkt, dass die Bürger sich auch hier mit ihrem Staat identifizierten.

Diese Identifikation war vor allem auch in Bayern zu beobachten. Noch bevor das Moderne Bayern seinen endgültigen territorialen Umfang erlangt hatte, wirkte hier die Staatsführung darauf hin, aus den „Stämmen“ Bayerns eine bayerische Nation zu formen. Hierbei kam dem König und der Dynastie als wichtigsten gemeinsamen Bezugspunkten zentrale Bedeutung zu. Mittels eines breiten Instrumentariums – erinnert sei nur an das bayerische Nationalfest, das Oktoberfest, das erstmals 1810 anlässlich der Vermählung des Kronprinzen Ludwig mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen abgehalten wurde – gelang es tatsächlich, innerhalb relativ kurzer Zeit ein bayerisches Nationalbewusstsein auszuformen.

Besonders aktiv war in dieser Hinsicht König Ludwig I., der Bayern von 1825 bis 1848 regierte; im März dieses Jahres legte er in der Annahme, dass die Revolution das Monarchische Prinzip beseitigen werde, die Krone nieder. Er starb erst 1868, so dass er noch Bayerns Niederlage 1866 miterleben musste. Ludwig I.



Abb. 1: Die Walhalla in Donaustauf bei Regensburg.

Photo: Wikipedia CC BY-SA 3.0, Avda.

hat sich selbst dezidiert als „Teutscher“ gefühlt und schon als Kronprinz versucht, die deutsche Nationalbewegung in eine ganz bestimmte Richtung zu lenken.

Wie wichtig ihm dieses Anliegen war, erkennt man an der monumentalen Art und Weise, mit denen er den Menschen seine politischen Grundüberzeugungen bezüglich des Verhältnisses von deutschen Staaten und deutscher Nation vermitteln wollte. Denn es sind zwei wahrhaft monumentale Bauwerke, die er dafür errichten ließ: Die Walhalla und die Befreiungshalle. Bei der Eröffnung der Walhalla am 18. Oktober 1842 sagte Ludwig I. – und dieser Text ist noch heute auf einem Stein vor der Walhalla zu lesen: *„Möchte Walhalla förderlich sein der Erstarkung und der Vermehrung deutschen Sinnes! Möchten alle Deutschen, welchen Stammes sie auch*

sein, immer fühlen, dass sie ein gemeinsames Vaterland haben, ein Vaterland auf das sie stolz sein können, und jeder trage bei, soviel er vermag, zu dessen Verherrlichung.“

Das gemeinsame Vaterland aller Deutschen existierte somit für Ludwig I. auf kultureller Ebene, die deutsche Nation war nach seinem Verständnis eine Kulturnation, deren Wurzeln bis in die Antike zurückreichen. Dieser deutschen Nation rechnete er, wie seine Auswahl der in der Walhalla Geehrten zeigte, zu, wessen Muttersprache deutsch war.

Die Befreiungshalle dagegen sollte den Deutschen ins Bewusstsein rufen, dass die deutschen „Stämme“ dann und nur, wenn sie sich zusammenschlossen, jenen Bedrohungen standhalten könnten, denen sie von außen ausgesetzt seien. Bei deren Grundsteinlegung am 19. Oktober

1842, dem Jahrestag des Einzugs der Sieger der Völkerschlacht bei Leipzig, sagte er: „Vergessen wir nie, was dem Befreiungskampfe vorhergegangen, was in die Lage uns gebracht, dass er nothwendig geworden, und was den Sieg uns verschafft. Vergessen wir nie, ehren wir immer seine Helden. Sinken wir nie zurück in der Zerrissenheit Verderben. Das vereinigte Deutschland, es wird nicht überwunden.“ In den Boden der zentralen Halle ließ er in großen Lettern einlegen: „Möchten die Deutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf nothwendig gemacht, noch wodurch sie gesiegt.“

Letzter Sieg und Zerfall der „Heiligen Allianz“

Diese Mahnung stand auch im Mittelpunkt der Rede, die der nunmehr schon seit 15 Jahren machtlose Ludwig I. bei der Einweihung der Befreiungshalle 1863 hielt. In den zwei Jahrzehnten, die zwi-

schen der Grundsteinlegung und der Einweihung dieses Monuments lagen, hatten sich jedoch die politischen Verhältnisse tiefgreifend verändert. Eine wichtige Station bildeten dabei die Jahre 1848 und 1849. Ausgelöst durch Missernten verschlechterten sich ab 1846 die Lebensverhältnisse breiter Bevölkerungsschichten in ganz Europa, und in dieser Situation wirkte der Ende Februar 1848 erfolgte Sturz des französischen Königs wie eine Initialzündung. Die Folge war eine breite revolutionäre Welle; in vielen Staaten sahen sich die Regierungen gezwungen, den Forderungen der Bürger nachzukommen. Zu diesen zählte nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern – vor allem in solchen, die der Herrschaft der Habsburger unterstanden – diejenige nach Bildung von Nationalstaaten.

In dieser Situation schlossen sich die drei konservativen Großmächte Russland, Österreich und Preußen, die „Heilige Allianz“, noch einmal zusammen. Sie rangen diese Bewegung gewaltsam nieder und stellten die Macht der Fürsten in vollem Umfang wieder her. Auch der von der deutschen Nationalversammlung, der Paulskirche, unternommene und schon weit gediehene Versuch, einen deutschen Nationalstaat zu schaffen, war damit gescheitert.

Das sollte jedoch letzte Kooperation der drei Großmächte sein. Preußens König hatte die Formierung eines deutschen Nationalstaats unter Ausschluss Österreichs nur deshalb nicht unterstützt, weil ihm die Kaiserkrone von der Nationalversammlung, also vom Volk, und nicht von den Fürsten angeboten worden war. Denn damit hätte er den Status eines „Herrschers von Gottes Gnaden“ aufgeben und die Souveränität des Volkes anerkannt, wozu er unter keinen Umständen bereit



Abb. 2: Steintafel mit den Worten Ludwigs I. vor der Walhalla.

Photo: Wikipedia CC BY 3.0, Mijozi.



Abb. 3: Die Befreiungshalle in Kelheim.

Photo: Wikipedia CC BY-SA 3.0, Richard Bartz.

war. Das Ziel, einen Nationalstaat unter preußischer Führung, verfolgte er jedoch unbeirrt weiter.

Den ersten Anlauf dazu unternahm Preußen noch 1849 mit dem „Unionsprojekt“. Dieses sah den Ersatz des Deutschen Bundes durch einen Bundesstaat vor, an dessen Spitze ein Direktorium stehen sollte. Ihm sollten Vertreter Preußens, Bayerns und vier weiterer Staaten angehören. Vorsitzender sollte erblich der König von Preußen sein, der die Exekutive ausüben sollte. Mit Österreich sollte dieser Bund ein Bündnis schließen; es sollte also einen Bundesstaat und einen weiteren Bund geben, wobei letzterer vor allem eine wirtschaftliche Gemeinschaft gewesen wäre.

Nicht zuletzt an der Ablehnung durch Bayern scheiterte dieses Projekt. Bayern bestand darauf, dass Österreich mit im Bund bleiben und die Exekutive von einem Kollegium ausgeübt werden müsse. Da Preußen dies ablehnte, schloss sich

Bayern Österreich an, das den alten Bundestag reaktivieren und reformieren wollte. In diesem reformierten Bund wollte Österreich mit all seinen Ländern vertreten sein. Dieser Bund sollte ein Nationalparlament, bestehend aus zwei Kammern, erhalten, wovon eine aus Vertretern der Länderparlamente, die andere aus Vertretern der einzelnen Bundesregierungen bestehen sollte. An der Spitze des Bundes sollte eine Direktorialregierung stehen, über deren ersten Vorstand sich Preußen und Österreich noch verständigen sollten; diese Mächte sollten sich dann im Vorsitz wechselweise ablösen.

Preußen und dessen norddeutsche Verbündete hielten jedoch an den Unionsplänen fest. Darauf berief Österreich, unterstützt von den mittel- und süddeutschen Staaten, die im Frühjahr 1848 aufgelöste Bundesversammlung wieder ein und drohte den Staaten, die dieser Einberufung nicht Folge leisteten, mit der Bundesexek-

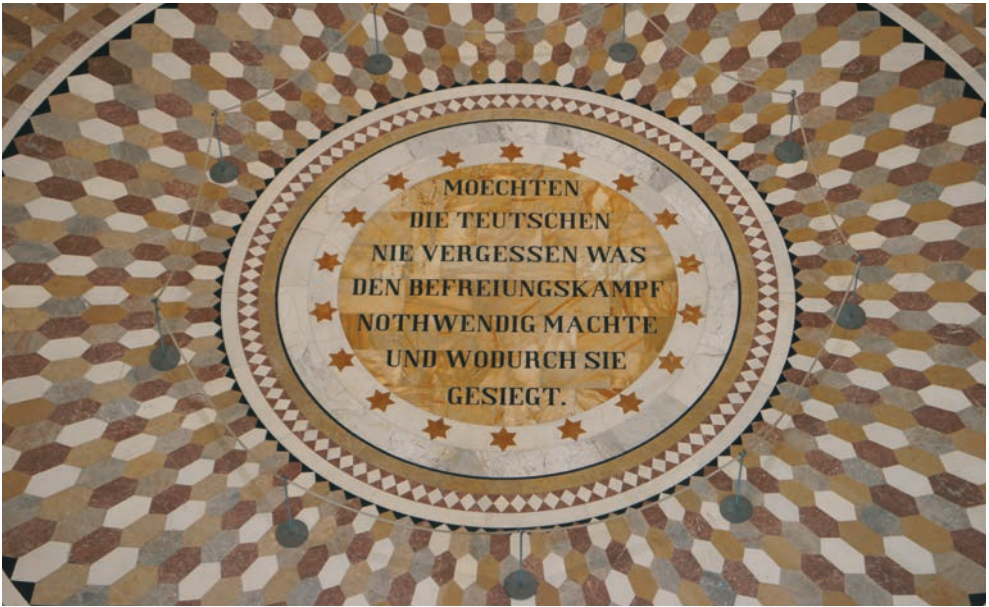


Abb. 4: Inschrift im Boden der Befreiungshalle.

Photo: Wikipedia CC BY-SA 3.0, Qflieger.

kution, also der Anwendung militärischer Gewalt. Damit zeichnete sich bereits Ende 1849 ein Krieg zwischen jenen Parteien ab, die sich auch 1866 gegenüberstehen sollten. Wenn er diesmal vertagt wurde, so deshalb, weil Preußen mit einem Eingreifen Russland rechnen musste. Denn Preußen hatte sich in einem Konflikt, der zwischen der Regierung und dem Parlament in Hessen entbrannt war, auf die Seite des Parlaments gestellt. Das veranlasste den Zaren, dem das Monarchische Prinzip heilig war, sich gegen Preußen und damit auf die Seite Österreichs zu stellen. Mit dieser Rückendeckung schlossen sich im Oktober 1850 Österreich, Bayern und Württemberg zusammen, um die Bundesexekution in Hessen durchzuführen. In allerletzter Minute lenkte Preußen ein. Da Österreichs nicht nur die wichtigsten deutschen Mittelstaaten, sondern auch Russland auf seiner Seite hatte, war ihm

ein Krieg zu riskant. So kam es zu den bekannten Olmützer Punktationen, in denen Preußen den Fortbestand der alten Bundesverfassung anerkannte.

Damit war der Konflikt vertagt. Die Beratungen über die von Österreich gewünschten und von vielen Staaten, darunter auch Bayern, unterstützten Reformen führten, wie angesichts des Widerstandes Preußens zu erwarten war, zu keinem Ergebnis, so dass der Deutsche Bund in seiner alten Form fortbestand. Da er so weniger denn je den Vorstellungen entsprach, welche die Bürger von einem Nationalstaat hatten, arbeitete die Zeit nunmehr für Preußen.

Preußen nutzte nun verstärkt die Wirtschaftspolitik, um Österreichs Stellung zu schwächen. Da die Staaten des 1834 gebildeten Zollvereins mittlerweile zu einem Wirtschaftsraum zusammengewachsen waren, von dem alle Beteiligten profi-

tierten, hatten sie gemeinsame Interessen ausgebildet, die über das rein Ökonomische hinaus reichten. Denn mit dem Fortschreiten der Industrialisierung hatten wirtschaftliche Interessen einen immer größeren politischen Stellenwert erlangt. So verstand es sich auch von selbst, dass Preußen alle Versuche Österreichs, diesem Wirtschaftsraum beizutreten, entschieden abwehrte. Mit der Drohung, die Verträge, die dem Zollverein zugrunde lagen, nicht zu verlängern – eine solche Verlängerung war alle zwölf Jahre fällig –, zwang es die anderen Mitglieder auf seine Linie. Tatsächlich hätten die anderen deutschen Staaten durch eine wirtschaftliche Trennung von Preußen große Nachteile erlitten, die durch einen Zusammenschluss mit Österreich nicht annähernd ausgeglichen worden wären; so konnten sie für Österreich letztlich nichts tun.

Bewegung kam in den festgefahrenen Kampf um die Gestaltung des künftigen deutschen Nationalstaates wieder, als Österreich einen Rückschlag, den Russland in seiner Balkan- und Schwarzmeerpolitik erlitt, für sich nutzen wollte. Russland hatte sich in den Napoleonischen Kriegen weit nach Westen ausgedehnt. In den folgenden Jahrzehnten hatte es die schon länger betriebene Verdrängung des Osmanischen Reiches von der Ost- und Nordküste des Schwarzen Meeres fortgesetzt und seinen Einfluss in den Balkanländern – das waren vor allem die „Donaufürstentümer“ Moldau und Walachei, Bulgarien und Serbien – kontinuierlich ausgebaut.

Dazu nutzte Russland die dortigen Nationalstaatsbewegungen. Schon 1828 hatte es den Aufstand der Griechen gegen die osmanische Herrschaft zum Anlass genommen, dem Osmanischen Reich den Krieg zu erklären. 1829 musste das besiegte Osmanische Reich Russland die Schutz-

herrschaft über die Donaufürstentümer und das gesamte Donaudelta abtreten sowie die freie Durchfahrt durch den Bosphorus und die Dardanellen gewähren. Legitimiert hatte Russland den Krieg damit, dass es als orthodoxe Vormacht dazu berufen sei, die Glaubensgenossen gegen die Unterdrückung durch die Moslems zu schützen.

1853 beanspruchte der Zar das Protektorat über die orthodoxen Christen auch innerhalb des Osmanischen Reichs und stellte ein entsprechendes Ultimatum. Um zu verhindern, dass Russland die Kontrolle der Meeresengen übernahm, stellten sich nun jedoch Großbritannien und Frankreich auf die Seite des Osmanischen Reiches, das daraufhin Russland den Krieg erklärte. Dieser sollte erst 1856 und nach langen Kämpfen, die mit starker Beteiligung französischer und britischer Verbände auf der Krim ausgetragen wurden, mit einer empfindlichen Niederlage Russlands enden. Großbritannien und Frankreich bestimmten dann im Wesentlichen auch den Inhalt des am 30. März 1856 in Paris geschlossenen Friedens. Darin musste Russland die Oberhoheit über die Donaufürstentümer wieder aufgeben und Bessarabien und das Donaudelta an das Fürstentum Moldau abtreten; zudem durfte es im Schwarzen Meer keine Kriegsflotte mehr unterhalten.

Österreich wollte diese Situation nutzen, um sich als Hegemonialmacht auf dem Balkan zu etablieren. Es schloss bei Ausbruch des Krimkrieges ein Bündnis mit Preußen, das vorgeblich der gemeinsamen Friedenssicherung, de facto aber Österreichs Rückendeckung diente. Der Deutsche Bund wurde dabei übergangen, womit die anderen deutschen Länder von jeder Mitwirkung ausgeschlossen wurden. Sie konnten sich jedoch auch auf keine

gemeinsame Haltung einigen und schlossen sich letztlich dem österreichisch-preussischen Bündnis an.

Damit unterstützten sie de facto Österreichs Expansion auf dem Balkan. Dass sich diese Unterstützung darauf beschränkte, Österreich im Falle eines russischen Angriffs ihre Hilfe zuzusagen, war dem Einsatz Preußens zu verdanken, das weiter gehende Forderungen Österreichs abgeblockt hatte. Dieser Einsatz verschaffte Preußen wieder das Wohlwollen Russlands, das seit der gemeinsamen Niederschlagung der revolutionären Bewegungen 1849 stets auf der Seite Österreichs gestanden hatte, nun aber zu dessen erbittertem Gegner wurde. Diese Konstellation – freundschaftliches Verhältnis zwischen Russland und Preußen einerseits und Feindschaft zwischen Russland und Österreich andererseits – sollte für die weitere Entwicklung in den nächsten Jahren von großer Bedeutung sein.

Denn Preußen verfolgte sein Ziel unbeirrt weiter, wobei es davon profitierte, dass Napoleon III. den König von Piemont-Sardinien bei dessen Bestreben unterstützte, Italien zu einigen. Dadurch wurde Österreich geschwächt; es erlitt 1859 in Oberitalien schwere Verluste und musste dort daraufhin weite Gebiete abtreten. Preußen hatte verhindert, dass ihm der Deutsche Bund zur Hilfe kommen konnte. Nicht nur wegen der Gebietsverluste, auch wegen der schweren militärischen Niederlagen sank das Ansehen Österreichs in Deutschland damals deutlich.

Die deutschen Mittelstaaten erkannten den damit verbundenen Machtzuwachs Preußens und versuchten nochmals über den Weg einer Bundesreform, die Entwicklung zu steuern. Nun sollte durch Herstellung gleichartiger Verhältnisse innerhalb der Staaten die Voraussetzung zu

einem engeren Zusammenwirken auf Bundesebene geschaffen werden. Preußen und Österreich signalisierten Zustimmung, aber andere Staaten, darunter auch Bayern, lehnten eine solche Reform ab. In einer von außen diktierten Verfassungsrevision sah man hier die Gefahr, dass die Großmächte so in die innerbayerischen Verhältnisse eingreifen könnten. Zwar wollte auch Bayern einen starken, handlungsfähigen Deutschen Bund, der die Interessen seiner Mitglieder besser wahrnehmen konnte, aber nicht um den Preis des Verlustes seiner Eigenständigkeit.

So führten auch die Reformbemühungen der Jahre 1860 bis 1863 zu keinen greifbaren Resultaten. Nicht einmal zu einer stärkeren Kooperation auf militärischem Gebiet konnte man sich, nicht zuletzt wegen Rivalitäten zwischen Bayern und Württemberg, durchringen. Aber auch wenn dieses Agieren der mittleren Mächte dazu beitrug, dass der Bund sich nicht weiter entwickelte, hing letztlich dessen Schicksal allein vom Ausgang des Kampfes zwischen den beiden deutschen Großmächten ab.

Bismarcks Strategie, oder: Über Schleswig-Holstein nach Königgrätz

Dies war die Situation, als im September 1862 Otto von Bismarck preussischer Ministerpräsident wurde. Dieser instrumentalisierte umgehend einen schon seit Jahrzehnten schwelenden Konflikt – den um den Status der Herzogtümer Schleswig und Holstein –, um Österreichs Stellung im Deutschen Bund zu untergraben. Dabei musste er Österreich dazu bringen, sich vor allem mit den mittleren Staaten des Deutschen Bundes zu überwerfen. Dafür bot die aktuelle Entwicklung in diesen



Abb. 5: Preußens Ministerpräsident Otto von Bismarck (1815–1898). Photo: Gemeinfrei.

beiden deutschen Herzogtümern beste Voraussetzungen. Die komplexe Situation Schleswig-Holsteins näher zu erörtern, ist hier weder möglich noch nötig, im vorliegenden Zusammenhang ist nur die Entwicklung ab 1855 relevant. Damals erhielt das Königreich Dänemark eine Verfassung, durch die sich die Bevölkerung der Herzogtümer Schleswig und Holstein in den ihnen garantierten Rechten verletzt sah. 1858 setzte sich Bismarck, damals noch preußischer Gesandte am Bundestag, dafür ein, dass der Deutsche Bund in dieser Sache aktiv werden sollte. Das hatte zur Folge, dass man in der deutschen Nationalbewegung verstärkt auf Preußen setzte. Sogar eine Einverleibung in den preußischen Staat wurde nun in Erwägung gezogen, da dies vielen die einzige

Möglichkeit schien, der dänischen „Fremdherrschaft“ zu entkommen.

Das Jahr 1863 brachte Bismarck dann seinem Ziel ein großes Stück näher. Zum einen suchte die Ständeversammlung von Holstein beim Deutschen Bund um Schutz gegen rechtswidrige Eingriffe der dänischen Zentralregierung nach, was einen guten Vorwand für ein direktes Eingreifen bot. Vor allem aber verstand es Bismarck zum anderen, den polnischen Aufstand des Jahres 1863 zu nutzen. Preußen stellte sich demonstrativ auf die Seite des wegen seines rabiaten Vorgehens gegen die Polen vielfach kritisierten Russlands, das diese Unterstützung sehr zu schätzen wusste. Zudem wollte Dänemark die durch den Aufstand erzeugte Ablenkung nutzen, um sich Schleswig vollständig anzugliedern. Das geschah dann auch mittels eines im November 1863 erlassenen Staatsgrundgesetzes, mit dem Dänemark gegen international garantiertes Recht verstieß. Kompliziert wurde diese Situation schließlich noch durch den Tod des dänischen Königs. Denn die Schleswig-Holsteiner leisteten daraufhin Ende Dezember 1863 auf einer spektakulären Versammlung einem deutschen Fürsten, Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein, den Treueschwur. Eine Welle nationaler Begeisterung ging durch ganz Deutschland; der Deutsche Bund stellte sich, nicht zuletzt auf bayerische Initiative hin, hinter Herzog Friedrich und beschloss ein militärisches Eingreifen; deutsche Truppen rückten in Holstein ein.

Bismarck aber verfolgte eine andere, für viele Zeitgenossen schwer nachvollziehbare Taktik. Preußen erkannte den König von Dänemark als rechtmäßigen Herzog von Holstein und Lauenburg an, aber dies in der Erwartung, dass er die rechtswidrige Einverleibung Schleswigs nach Dänemark

nicht rückgängig machen werde. Deshalb, so das Kalkül Bismarcks, mussten ihm jene Mächte, die Dänemarks Integrität garantierten, die Unterstützung entziehen. So könnte Preußen, wenn es ihm gelänge, die Rückendeckung Österreichs zu gewinnen, nicht nur Holstein, sondern auch Schleswig an sich bringen. Dieser Plan ging auf. Am 16. Januar 1864 lehnte Dänemark die von Preußen und Österreich gemeinsam gestellte Aufforderung ab, die Eingliederung Schleswigs rückgängig zu machen. Weder England, noch Frankreich oder Russland kamen Dänemark zu Hilfe, als es daraufhin von einer starken preußisch-österreichischen Armee angegriffen wurde. Der Krieg endete mit der Niederlage Dänemarks, die ein am 30. Oktober 1864 in Wien geschlossener Friedensvertrag besiegelte. Darin verzichtete der dänische König auf seine Rechte an den Herzogtümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, die an die Sieger, den König von Preußen und den Kaiser von Österreich, übergingen. Indem Preußen und Österreich die Ansprüche der Erben auf die Herzogtümer ignorierten, stellten sich beide gemeinsam gegen die große Mehrheit der übrigen Bundesmitglieder. Nie zuvor hatte sich deren Machtlosigkeit deutlicher gezeigt als jetzt, da sich die beiden Großmächte einig waren.

Die weitere Entwicklung ist wohl bekannt und kann deshalb in kurzen Zügen umrissen werden. Zunächst richteten Preußen und Österreich eine gemeinsame Verwaltung der beiden Herzogtümer ein. Im Gasteiner Vertrag vom 14. August 1865 verabredete man dann eine getrennte Verwaltung bei gleichzeitiger Beibehaltung der gemeinsamen Souveränität über beide Herzogtümer. Damit hatte Österreich die Ansprüche der legitimen Erben nochmals preisgegeben und sich so bei

den deutschen Fürsten endgültig diskreditiert. Vor allem aber hat Österreich durch dieses Verhalten in der Schleswig-Holstein-Frage auch die Unterstützung der großdeutschen Nationalbewegung eingebüßt. Dieses gerade in den süddeutschen Ländern starke politische Lager, das für einen deutschen Nationalstaat unter Einschluss Österreichs eintrat, hat sich 1864 fast völlig aufgelöst. Übrig blieb die kleindeutsche Bewegung, die ein Deutschland unter Preußens Führung wollte. Der Vertrag von Gastein gilt denn auch als ein Meisterstück Bismarckscher Diplomatie.

Die deutschen Fürsten waren von Österreich tief enttäuscht und gingen auf Distanz zur Präsidialmacht des Bundes. Bayern etwa hat nun das Königreich Italien offiziell anerkannt und sich für den Abschluss eines Handelsvertrages des Zollvereins mit ihm eingesetzt. Preußen suchte den Spalt im Bund zu erweitern und sicherte Bayern und den anderen süddeutschen Staaten zu, dass sie von ihm nichts zu befürchten hätten. Tatsächlich wuchs so die Bereitschaft, Preußen im Norden und in der Mitte Deutschlands freie Hand zu lassen.

Das außenpolitische Agieren Bayerns im unmittelbaren Vorfeld des Kriegs von 1866 ist schon damals und seither häufig und heftig kritisiert worden, und in der Tat fällt es schwer, diesem positive Seiten abzugewinnen. Außenminister von der Pfordten hätte wissen müssen, so die Kritik, dass die Mittelstaaten zu keiner gemeinsamen Aktion fähig und daher auch nicht in der Lage waren, einen wesentlichen Einfluss auf die beiden deutschen Großmächte auszuüben. Wie man weiter weiß, war von der Pfordten zudem davon überzeugt, dass Preußen Österreich militärisch überlegen war. Außerdem hätte er spätestens seit den letzten politischen



Abb. 6: Bayerns Außenminister Ludwig Freiherr von der Pförl (1811–1888).

Photo: Gemeinfrei.

Aktionen Österreichs, so die Kritiker, auch wissen müssen, dass Österreich ebenso wenig wie Preußen bereit war, das Bundesrecht und die Interessen der Bundesmitglieder zu respektieren, wenn diese seinen eigenen Zielen im Weg standen.

All diesen Erkenntnissen und Einsichten zum Trotz ließ von der Pförl dennoch keinen Zweifel daran aufkommen, dass Bayern die Verpflichtungen, die es als Mitglied des Deutschen Bund habe, erfüllen werde. Konkret hieß dies, dass Bayern dann, wenn der Bund nach den Bestimmungen seiner Satzung eine Bundesexekution beschließen sollte, in den Krieg eintreten würde. Diese Haltung stellte für Österreich eine Art Blankoscheck dar, und es konnte keinen Zweifel geben, gegen wen dieser Krieg gerichtet sein würde: Gegen Preußen, das sich mit dem Status Quo,

d. h., der Existenz des Deutschen Bundes in seiner bestehenden Form nicht abfinden wollte. Diese Haltung des wichtigsten der mittleren Staaten war für Österreich von größtem Wert, denn es konnte so auf eine militärische Lösung setzen.

Bismarck hielt einen Krieg längst für unausweichlich und bereitete ihn sorgfältig vor. Zunächst kam es zu Auseinandersetzungen in Schleswig-Holstein. Denn Österreich ließ nunmehr die Agitation für Herzog Friedrich in Holstein gewähren, während Preußen dagegen einschritt. Am 8. April 1866 schloss Preußen dann ein auf drei Monate befristetes Bündnis mit Italien, das in dem Moment, da Preußen gegen Österreich zu Felde zog, seinerseits Österreich in Oberitalien angreifen sollte. Am 9. April warf Bismarck dann Österreich den Fehdehandschuh hin. Im gegenwärtigen Zustand, so erklärte er, sei die deutsche Nation zu einer Verfolgung ihrer Interessen unfähig. Deshalb müsse umgehend ein deutsches Nationalparlament einberufen werden, dessen Mitglieder vom deutschen Volk direkt gewählt werden müssten und das dann über Preußens Vorschläge entscheiden sollte. Bayern setzte sich dafür ein, diesen Antrag Preußens beim Bundestag zumindest prüfen zu lassen. Für Österreich aber war Preußens Vorschlag unannehmbar; gewählt werden sollte nämlich nur in den *deutschen* Ländern, womit die Österreicher in diesem Nationalparlament eine Minderheit gewesen wären; damit aber war, wie von Preußen intendiert, der Ausschluss Österreichs aus Deutschland vorprogrammiert.

Vor allem von den Mittelstaaten unternommene Vermittlungsversuche blieben erfolglos. Auf beiden Seiten bereite man sich nun auf den Krieg vor. Am 10. Juni 1866 ging Preußen diplomatisch in die Offensive und forderte eine umgehende

Neuformierung des Deutschen Bundes unter seiner Führung und mit Ausschluss Österreichs, das darauf am folgenden Tag mit einem Antrag auf Mobilisierung der Bundesarmee zum Schutz des verfassungsmäßigen Zustandes des Bundes reagierte. Dieser Antrag wurde am 14. Juni vom Ausschuss des Bundestages mit den Stimmen aller Mittelstaaten und der Stadt Frankfurt angenommen. Preußen erklärte daraufhin den Bund für gebrochen und erloschen und ließ seine Armeen in Sachsen, Hessen und Hannover einmarschieren. Der Krieg hatte begonnen.

Bayern zog 1866 somit in einen Krieg, zu dessen Verhinderung die bayerische Diplomatie viele, wenn auch nicht gerade geschickte politische Anstrengungen unternommen hatte, und auf der Seite derjenigen Partei, der es einen Sieg von vorneherein nicht zutraute. Dieser Pessimismus war eigentlich erstaunlich, denn immerhin verfügten Österreich und seine Verbündeten über eine deutlich stärkere Streitmacht als Preußen. Aber wie in Bayern so hat man sich auch in den anderen Staaten nur widerwillig auf diesen Krieg eingelassen. Entsprechend lustlos und schleppend verliefen die Vorbereitungen, die Mobilisierung und der Aufmarsch.

Dank ihrer raschen Mobilisierung vermochten so die kampferprobten Armeen Preußens ihre Gegner schlagen, bevor sich diese vereinigen konnten. Am 14. Juni 1866 hatte der Deutsche Bund die Exekution gegen Preußen beschlossen, bereits am 27. Juni kapitulierte die Armee des Staats Hannover, der sofort von Preußen annektiert wurde. Diesem ersten Schlag folgten schnell weitere. Mit 260.000 Mann rückten die Preußen in Böhmen ein, wo sich ihnen 300.000 Mann der österreichischen Armee entgegenstellten. Bayern und Württemberg hatten etwa 80.000 Mann mo-

bilisiert, die sich aber noch im Anmarsch befanden. Sie hatten noch keine Feindberührung, als den Preußen am 3. Juli bei Königgrätz der entscheidende Sieg über die österreichische Hauptstreitmacht gelang. Aus politischen Gründen forderte von der Pfordten nun den forcierten Einsatz der bayerischen Armee, obwohl der Krieg militärisch bereits entschieden war. So kam es in Franken in den folgenden Tagen noch zu größeren Kampfhandlungen zwischen bayerischen und preußischen Truppen.

Die schnelle Einigung zwischen Preußen und Österreich, die vornehmlich auf Bismarcks Drängen zustande kam, schnitt aber allem weiteren Taktieren von der Pfordtens den Weg ab. Bismarcks Ziel war lediglich die Verdrängung Österreichs aus Deutschland, aber nicht dessen Demütigung und Schwächung, weshalb er zu weitem Entgegenkommen gegenüber Österreich bereit war. So kam es mit diesem bald zu einem grundlegenden Einverständnis, was wiederum für die Bündnispartner Österreichs, vor allem auch für Bayern, eine ernste Gefahr bedeutete.

Der Sieg Preußens: Eine Niederlage Europas?

Bayern wurde wie die anderen Verbündeten zu den Verhandlungen für den vorläufigen Frieden zwischen Preußen und Österreich, der in Nikolsburg am 26. Juli abgeschlossen wurde, nicht zugelassen. Auf diese Art machte Bismarck Bayern klar, dass es von Österreich keine Unterstützung zu erwarten hatte und sich am besten schnell mit Preußen einigte. Zunächst hatte er die bayerischen Verhandlungsführer auch mit hohen Forderungen konfrontiert. 32 Millionen Gulden und beträchtliche Gebietsabtretungen vor al-

lem in der Pfalz, aber auch in Ober- und Unterfranken, die rund ein Fünftel des bayerischen Staatsgebietes ausmachten, mit rund 500.000 Einwohnern sollten der Preis für den Frieden sein. Diese hohen Forderungen hatte er aber offensichtlich nur aus verhandlungstaktischen Gründen gestellt. Denn durch ein Abgehen davon konnte er sich, wie sich bald zeigen sollte, die Dankbarkeit der bayerischen Politiker verschaffen, die dann auch schnell bereit waren, einen Nachlass bei den materiellen Forderungen mit politischen Zugeständnissen zu honorieren.

Gerade diese waren Bismarck viel wichtiger als ein territorialer Gewinn, zumal Gebietsabtretungen geeignet waren, in Bayern eine dauerhafte Abneigung gegen Preußen zu erzeugen. Bismarck aber brauchte Bayern als Bündnispartner für die abzusehende militärische Auseinandersetzung mit Frankreich, das eine Einigung Deutschlands unter preußischer Führung nicht hinzunehmen bereit war. Deshalb musste und wollte er Rücksicht auf die Stimmung in Bayern nehmen. Daher umfassten die Forderungen, die der bayerischen Regierung am 20. August 1866 präsentiert wurden, neben 30 Millionen Gulden nur noch geringe territoriale Forderungen, nämlich die Bezirksamter Gersfeld und Orb. Bayern gegenüber tat Bismarck so, als ob er sich bei seinem König stark für eine Mäßigung der Forderungen habe einsetzen müssen, und als ob er es gewesen sei, der Bayerns Bestand erhalten habe. Damit erwarb er sich die tiefe Dankbarkeit von der Pfordtens, der ihn nun geradezu als Freund Bayerns pries, und in diesem Sinne auf König Ludwig II. einwirkte.

Nach nur zwei Tagen konnte am 22. August der Frieden zwischen Preußen und Bayern – und damit noch vor dem endgültigen Frieden zwischen Preußen und Ös-

terreich, der am 23. August in Prag unterzeichnet wurde – geschlossen werden. Die wichtigsten Absprachen des preußisch-bayerischen Vertrages fanden sich jedoch nicht im veröffentlichten Friedentext, sondern waren in einem geheim gehaltenen Artikel festgehalten: Es handelte sich um das so genannte Schutz- und Trutzbündnis. Darin sagte Bayern zu, dass es Preußen im Falle eines Angriffs durch eine dritte Macht nicht nur mit seinem ganzen militärischen Potential zu Hilfe kommen, sondern auch seine Truppen dem Oberbefehl Preußens unterstellen werde. Dazu mussten sich auch die anderen süddeutschen Staaten verpflichten.

Die wichtigsten Ergebnisse dieses Krieges waren somit:

1. Die Auflösung des Deutschen Bundes. Sie entzog dem 1815 geschaffenen System eines austarierten Gleichgewichts in Europa, das diesen Kontinent 50 Jahre vor größeren militärischen Konflikten bewahrt hatte, endgültig die Grundlage. Indem es auch auf das militärische Potential der übrigen deutschen Staaten zurückgreifen konnte, stellte Preußen nunmehr eine ernsthafte Bedrohung aller anderer europäischen Staaten, insbesondere aber Frankreichs, dar.

2. Die Gründung des Norddeutschen Bundes als ein Bundesstaat, der zwar unter Führung des preußischen Königs stand, aber auch ein gemeinsames Parlament erhielt, das in freier, gleicher und geheimer Wahl von der Gesamtbevölkerung gewählt wurde. Gerade durch dieses Parlament übte der Bund eine große Anziehungskraft auf die deutsche Bevölkerung auch im übrigen Deutschland aus. Der Norddeutsche Bund stellte den Kern des künftigen deutschen Nationalstaates, des Kaiserreiches, dar. Es fehlten lediglich noch die süddeutschen Staaten, die, nachdem

der Deutsche Bund nicht mehr existierte, zwar nominell völlig souverän, aber durch bilaterale Verträge an Preußen, die Präsidialmacht des Norddeutschen Bundes, gebunden waren. Hannover, Kurhessen, Hessen-Nassau und die Freie Stadt Frankfurt waren nunmehr preußisch, ebenso Schleswig-Holstein.

3. Der Ausschluss des gesamten Habsburger Reiches, also auch der deutschösterreichischen Länder aus dem Verbund Deutschlands. Österreich reagierte darauf mit einer innerstaatlichen Neuorganisation, bei der es zur Begründung einer echten Doppelmonarchie Österreich-Ungarn kam, in der Ungarn als zweiter Pfeiler dieses Reiches erheblich aufgewertet wurde. Deutschösterreicher und Ungarn stellten jedoch nur rund 40 Prozent der Bevölkerung der Doppelmonarchie. Da sich die Angehörigen der anderen Volksgruppen dadurch zurecht diskriminiert fühlten, kam es in der Folge zu heftigen internen Nationalitätskonflikten.

4. Die Verdrängung Österreichs aus Westeuropa, was nahezu zwangsläufig eine Verstärkung seiner Bemühungen um Ausbau seiner Hegemonialstellung auf

dem Balkan nach sich zog. Dies wiederum bewirkte eine Ausweitung und Vertiefung der Konflikte mit Russland und den nationalen Bewegungen in den Balkanländern, so dass sich hier jene explosiven Konstellationen ausbildeten, die sich im Sommer 1914 als so verhängnisvoll erweisen sollten.

Dirk Götschmann, geboren 1948 in Heidelberg, von 1973 bis 1978 Studium der Geschichte und Anglistik an der Universität Regensburg, dort seit 1982 als Assistent am Lehrstuhl für Bayerische Landesgeschichte tätig. 1984 Promotion, 1990 Habilitation. Von 2000 bis 2013 Professor für Neuere und Neueste Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der bayerischen Geschichte an der Universität Würzburg. Zahlreiche Veröffentlichungen v.a. zur Wirtschafts-, Technik- und Verwaltungsgeschichte. Seine Anschrift lautet: Hochweg 81, 93049 Regensburg, E-Mail: dirk.goetschmann@uni-wuerzburg.de.

Anmerkungen:

- 1 Diesem Beitrag liegt das Manuskript des Vortrages zugrunde, den der Autor zur Eröffnung des 5. Fränkischen Thementages des FRANKENBUNDES am 24.10.2015 in Bad Kissingen gehalten hat. Nachgewiesen werden deshalb nur die Quellen wörtlicher Zitate und statistischer Angaben.
- 2 Schulze, Hagen: Der Weg zum Nationalstaat. Die deutsche Nationalbewegung vom 18. Jahrhundert bis zur Reichsgründung. München 1985, S. 49.
- 3 Krause, Keith: Arms and the State. Patterns of Military Production and Trade (Cambridge Studies in International Relations 22). Cambridge 1992, S. 18f.
- 4 Zimmer, Frank: Bismarcks Kampf gegen Kaiser Franz Joseph. Königgrätz und seine Folgen. Graz 1996, S. 9.

Äußerer Kampf und innerer Dissens Die Kriegserfahrung von 1866 in Franken*

Im Spätsommer 1866, nach dem kurzen Krieg, war die öffentliche Meinung in Franken höchst gespalten. Es ging um die Deutsche Frage, um die seit dem Vormärz von der bürgerlichen Öffentlichkeit ersehnte engere Verbindung der deutschen Staaten zu einem Nationalstaat, die dem Bürgertum in der Revolution von 1848/1849 aus eigener Kraft nicht gelungen war.

Mit dem Sieg Preußens war der bisher entscheidende Rahmen untergegangen: die Verfassung des Deutschen Bundes, den der Wiener Kongress 1815 errichtet, und der Dualismus zwischen Österreich und Preußen, der Mitteleuropa über ein Jahrhundert beherrscht hatte. Österreich war aus Deutschland verdrängt und der von ihm geführte Bund aufgelöst. So schied eine ‚großdeutsche‘ Einigung aus. Doch die von Preußen betriebene ‚kleindeutsche‘ war strittig. Sollte man dem Sieger folgen, der eben alle Staaten nördlich der Mainlinie in einen Norddeutschen Bund zwang, oder einen anderen Weg suchen, einen Südbund? Der liberale ‚Fränkische Kurier‘ in Nürnberg sah *„den Bund mit Norddeutschland als die Basis jedes weiteren Aufbaues von Deutschland“*, das ‚Bayreuther Tagblatt‘ hatte noch vor Kriegsende den *„vollkommenen Anschluß an und die Unterordnung unter Preußen“* gefordert; *„jede weitere Sonderstellung wäre von Übel“*. Dagegen warnte das ‚Würzbur-

ger Journal‘ *„entschieden“* vor jeder Annäherung *„an den gewalttätig geschaffenen Großstaat Preußen“*: *„Wir können uns kein größeres Unglück für Deutschland denken als die preußische Einheit.“*

Ähnlich zwiespältig wie die Presse war die Volkstimmung in Franken. Der Regierungspräsident von Unterfranken hörte in seinem Kreis *„Haß und Erbitterung gegen die Preußen“*. Weiter östlich hingegen, in Nürnberg, Erlangen, Bayreuth, standen Besatzer und Besetzte in korrektem, bald in freundlichem Umgang, ja die Städte mussten sich gegen den Vorwurf wehren, den Feind freudig empfangen zu haben.

Warum dieser Unterschied? Um ihn zu erklären, fragen wir, wie der Krieg unter welchen regionalen Bedingungen verlief, wie ihn die Menschen jeweils erlebten und welche Folgen er hatte.

1. Fränkische Variationen: Faktoren des unterschiedlichen Blicks

Die immer wieder beschriebene Vielfalt Frankens gilt auch mental. Dafür sind Leitfaktoren verantwortlich, von denen bei unserem Thema vor allem drei wichtig scheinen. Auf sie müssen wir vorab kurz eingehen und auf ihre Bedeutung für die Bevölkerung. Diese übrigens teilen wir grob nach dem für eine Erfahrungsgeschichte auch noch im 19. Jahrhundert wesentlichen Unterschied des Wissens zwischen ‚Gebildeten‘ und ‚einfachen Leuten‘.

An erster Stelle grundlegend für die Art der Wahrnehmungen, der Einstellungen

und des Verhaltens blieben die Konfessionen, am stärksten bei einfachen Leuten auf dem Land – zwei Drittel bis drei Viertel der Bevölkerung –, deren Lebenswelt meist noch religiös fundiert war. Die europäische Scheidelinie zwischen der katholischen Romania und dem protestantischen Norden ging mitten durch Franken, dessen Territorien im 16./17. Jahrhundert teils lutherisch geworden, teils bei der alten Kirche geblieben oder ihr zurückgewonnen worden waren. Zwei Konfessionskulturen hatten die Menschen konträr ‚imprägniert‘, in territorialem Gemenge wie im Steigerwald oder der Fränkischen Schweiz oft auf engem Raum. Zwar trat unter Gebildeten seit der Aufklärung die Religion als Richtschnur häufig zurück, und durch die Parität, die seit dem Anschluss an Bayern alle Katholiken und Protestanten rechtlich anglich, hatte die Alltagsbedeutung der Konfession nachgelassen. Dennoch blieb in der breiten Bevölkerung der Kirchenglaube die wichtigste Autorität für Weltbild, Werteordnung, Daseinsregelung. Räumlich entsprachen die Konfessionen noch in den 1860er Jahren weitgehend der einstigen Territorienwelt, da eine stärkere Binnenwanderung eben erst mit der Industrialisierung einsetzte.

Vor allem von den Konfessionen hing zweitens auch ab, wo in Franken welche politischen Richtungen wirksam wurden, als sich seit den 1830/1840er Jahren die entstehende bürgerliche Gesellschaft für ihre Werte und Interessen in Versammlungen, Zeitungen, Parteien organisierte. Konservative, der katholischen Kirche verbunden und von Klerus und Adel geführt, verbreiteten sich schichtenübergreifend in den ehemaligen Hochstiften Würzburg, Bamberg und Eichstätt. Sie wurden Hochburgen eines Politischen Katholizismus. Liberale, deren Leitziel ein Nationalstaat

mit bürgerlicher und ökonomischer Freiheit war, gab es hier nur als Minderheit in den Städten. Beherrschend waren sie dagegen im protestantischen Bürgertum der einstigen Reichsstädte, Markgraftümer und kleiner weltlicher Territorien, aufgefächert in mehrere Gruppierungen, je nachdem wie sich säkulare Kultur und wirtschaftliche Interessen verbanden. Auch die Landbevölkerung folgte ihnen meist. Da diese beiden Richtungen im Grundkonflikt des Jahrhunderts um Tradition oder Fortschritt entstanden, verfestigten sich in ihnen weltanschauliche Lager. Links von den Liberalen, doch weit schwächer, hatten die politisch und sozial radikalen Demokraten Anhang in den unteren Schichten der Städte beider Konfessionen. Auch die Erinnerung an die einstige Herrschaft konnte politisch bedeutsam sein: diejenige an Reichskirche und Reichsdienst am Main und diejenige an Preußen in Ansbach und Bayreuth – dort blieb Wien, hier Berlin *der* überregionale Bezugspunkt – sowie diejenige an die Eigenwelt der Stadtrepubliken. Auf doppelte Weise wirkten die Territorien des Alten Reichs in der politischen Topographie Frankens weiter.

Dagegen wurde die Wirtschaftsweise als dritter Faktor erst im Lauf des 19. Jahrhunderts für unseren Aspekt in größerem Umfang wichtig. Wenn Landwirtschaft und Kleingewerbe bestimmend blieben, hielt eine traditionale Lebens- und Denkweise die Menschen gewöhnlich in allem, was den eigenen Horizont überstieg und häufig, wie das Zeitgeschehen, durch Gerüchte zu ihnen drang, bei der Deutung ihrer anerkannten Meinungsführer, der Pfarrer, Wirte, Gutsbesitzer. Wo dagegen an alten Standorten von Exportgewerbe und Fernhandel seit der Jahrhundertmitte die Industrie aufwuchs, wie im Großraum

Nürnberg-Fürth, in Nordoberfranken um Hof und an Standorten wie Schweinfurt, zwang die Marktwirtschaft rasch wachsende Kreise von Kaufleuten, Fabrikanten und aufstrebenden Handwerkern zu gewinnorientiertem Kalkül. Sie bewerteten deshalb auch Staaten bewusst nach ökonomischen Chancen.

2. Vor dem Krieg: Irritationen über die Mächte

Sehr wirksam wurden die kollektiven Präzungen im Frühjahr 1866, als Preußens aggressive Politik gegen den Deutschen Bund große Unruheschuf. Doch zunächst: Wie war die politische Konstellation in Franken? Seit dem Ende der lähmenden Reaktionszeit, ab 1859, war auch hier der Drang nach einem engeren Zusammenschluss der deutschen Staaten, der die schwache Mitte Europas nach innen und außen stärken sollte, erneut mächtig geworden. Die liberale Nationalbewegung hatte mit Zeitungen, Vereinen und Festen weite Kreise des protestantischen Bürger- und Kleinbürgertums für ein preußisch geführtes Kleindeutschland mobilisiert. An der Spitze stand der Nationalverein, der vor allem im Nürnberger Raum stark war. Aus dieser Öffentlichkeit waren die katholisch-konservativen Kräfte, die in verklärten Reichstraditionen standen, schon seit der Revolution von 1848/1849 zunehmend abgedrängt worden. Bei ihnen selbst war die scharfe Abwertung der modernen Nationalideologie durch den vordringenden Ultramontanismus dieser Entwicklung entgegengekommen. Daher folgte ihr Drängen nach einem stärkeren Deutschland einem föderativen Begriff der Nation, der aus der historischen Vielfalt schöpfte und die monarchischen Staaten nicht der Bürgernation unter-

warf, sondern sie überwölbte. Für eine Reform des Deutschen Bundes in diesem Sinn und unter Führung der katholischen Macht Österreich agierte der Deutsche Reformverein, voran der Würzburger Lokalverein.

Beide mit ihren Vorstellungen über die nationale Zukunft Deutschlands so gegensätzlichen Lager waren 1864 durch die große Politik vorübergehend in einem gemeinsamen Ziel und einer gemeinsamen Versagung zusammengetroffen. Im Krieg des Deutschen Bundes mit Dänemark um Schleswig-Holstein hatten sie einhellig dessen Unabhängigkeit unter dem Herzog von Augustenburg gefordert – und waren beide von Österreich und Preußen brüskiert worden. Denn diese nahmen nach ihrem Sieg die Herzogtümer selbst unter ihre Verwaltung. Dadurch verlor Preußen im liberal und national gesinnten Bürgertum, das bereits über Bismarcks Gewaltpolitik im preußischen Verfassungskonflikt empört war, jeden Kredit. Die Meinungsführer des katholischen Lagers, die schon Österreichs Neoabsolutismus der 1850er Jahre befremdet hatte, da sie eine ständisch-korporative Ordnung wollten, waren nun über den Wiener Machtegoismus, Hand in Hand mit Preußen, vollends irritiert. Beide Mächte schienen ihren Führungswert zu verlieren. Konnte in dieser Lage Bayern mit seiner ‚Trias-Politik‘, die ein ‚Drittes Deutschland‘ der Mittel- und Kleinstaaten zu bilden suchte, ein Ausweg sein? Liberalen bot sie keine Perspektive, denn München war nicht bereit, etwas von seiner Souveränität und der monarchischen Gewalt an die Nation abzugeben. Für das föderale Nationskonzept im katholischen Lager hingegen war dieses eigenbewusste Bayern als Machtfaktor durchaus attraktiv, was 1866 aktuell werden sollte. Vorerst war die Deutsche Fra-

ge war im politischen Spiel wie in der Öffentlichkeit blockiert.

Jedenfalls bis Bismarck im Juni 1866 eine Entscheidung anstieß, indem er den steigenden Konflikt mit Österreich um das gemeinsam verwaltete Schleswig-Holstein zuspitzte. Er schlug überraschend eine Bundesreform ohne Österreich mit einem durch allgemeine Wahlen bestimmten deutschen Parlament vor. Das sollte im Bund Verwirrung stiften und die Habsburger Monarchie offen herausfordern; zugleich bereitete er durch ein Angriffsbündnis mit Italien einen Zweifrontenkrieg vor. Die fränkische Presse verhöhnte denn auch allgemein die zynische Taktik und roch Krieg.

Das weckte auf den Straßen, in Wirtschaftshäusern und Salons die bange Erinnerung an die Kriege um 1800, von deren Schrecken man durchaus noch wusste. Die politisch hinreichend Informierten – zwar eine Minderheit, doch als Meinungsführer von breiter Wirkung – packte der Zorn über den Verrat Preußens am Recht und an der Nation, weil es Schleswig-Holstein annektieren wollte und zum Krieg treibe. Nicht anders als der liberale ‚Fortschritt‘ aus Fürth, der durch einen innerdeutschen Krieg alle mühsam errungenen Erfolge der Nationalbewegung vernichtet und Süd und Nord für lange Zeit weiter getrennt sah, stöhnte die konservative ‚Neue Würzburger Zeitung‘: „... *Blutfrevel ist der Bruderkrieg! / Wir woll’n von einem Kampf nichts wissen, / Wo Niederlage jeder Sieg!*“ Um diesen drohenden Kampf zwischen Österreich und Preußen ging es überall; der eigentliche Zweck, eine Bundesexekution gegen den Bruch der Bundesverfassung durch Berlin, trat auffallend zurück.

So einhellig ein Krieg gefürchtet wurde – sein Nahen trieb Öffentlichkeit und Volksstimmung in die durch Konfessions-

kultur, politische Einstellung und Wirtschaftsinteressen bestimmten Positionen auseinander. In der katholisch-konservativen Szene, wo 1864 das Vorgehen beider Mächte entrüstet hatte, ergriff man nun entschieden für Österreich Partei. Es müsse auf die Aggression des Raub- und Militärstaats Preußen reagieren; für das Recht und für die Führung in Deutschland, die dem katholischen Kaisertum zustehe, sei auch ein Krieg legitim. Wie Bismarck alles Recht „*ruchlos*“ mit Füßen trete, sei „*einzig in unserer Geschichte*“; noch nie seien Freiheitsliebe und Rechtssinn der Deutschen so „*geschändet*“ worden. Die Argumente wurden durch den Appell an den süddeutschen Topos von der herrschsüchtigen Arroganz der Preußen verschärft. Auch die Demokraten im katholischen Bamberg und Würzburg reizten dieses Stereotyp auf, denn selbst sie sahen sich nun zwischen dem als Junkerstaat verhassten Preußen und dem als reaktionär verachteten Österreich widerwillig zu letzterem gedrängt. Man wünschte also, wenn der Krieg komme, in den Mainlanden ganz überwiegend Wien den Sieg.

Dagegen war man im protestantischen Franken verwirrt. Für das meinungsführende liberale Bürgertum, vor allem seinen linken, von der Fortschrittspartei geführten Teil, verschärfte ein Krieg das Dilemma mit Preußen. Grundsätzlich glaubte man ja an ‚Preußens Beruf für Deutschland‘: Die Konfessionskultur verband mit ihm, es war wirtschaftlich durch starkes Potential, fortschrittliche Strukturpolitik und die Führung des Zollvereins überlegen, und man vertraute zukunfts-gewiss seiner Macht und dem rational geordneten Rechtsstaat. Doch durch Bismarck erschien es inzwischen zum Hauptfeind liberaler Grundsätze verzerrt. Österreich befremdete durch sein massiv katholisches

Bild, und man misstraute ihm, weil es die Rechte des deutschen Volkes nie geachtet habe und taub für die Nation und allen Fortschritt sei. Daher klammerten sich der ‚Fränkische Kurier‘ in Nürnberg wie die ‚Wochenschrift der Fortschrittspartei‘ an die Hoffnung, nicht entscheiden zu müssen: *„Weder Österreich noch Preußen, weder Junker noch Pfaffen, sondern allein die Freiheit des Volkes!“* Als der Krieg dann doch ausbrach, sahen sich nicht wenige verzweifelt zu Österreich getrieben. Kreise, die sich als nationale Avantgarde in der bayerischen Öffentlichkeit fühlten, steckten in einer deprimierenden Orientierungskrise.

3. Ein Konfessionskrieg? Mutmaßungen einfacher Leute

Seit dem Mai war die Kriegsgefahr auch der Landbevölkerung bewusst geworden, meist diffus durch Gerüchte. Näheres Wissen um die politischen Zusammenhänge hatte sie kaum; was man aus der ‚Welt‘ hörte, geriet in kirchlich vermittelte Deutungsmuster, also unter konfessionellen Blick. Das wurde politisch gezielt genutzt. Zuerst die preußische, dann auch die österreichische Regierung streute das Schlagwort vom „*Religionskrieg*“ über die Presse aus. Die Bismarck nahestehende ‚Kreuzzeitung‘ raunte, *„daß ein Religionskrieg im Anzuge ist, vielleicht ebenso blutig, als [...] der dreißigjährige“*. So abwegig das war, weil der Krieg weder religiöse Motive noch Ziele hatte, machte es unter Protestanten deutschlandweit Stimmung für Preußen und stiftete in den konfessionell gemischten süddeutschen Staaten Unruhe. Von Zeitungen kolportiert, auf so manchen Kanzeln wiederholt, in den Wirtshäusern verbreitet, schien diese ‚einsinnige‘ Erklärung mit gängigen Stereotypen den Landleuten unmittelbar plau-

sibel: Sie *„betrachten den Krieg geradezu als einen konfessionellen.“*

So stachelte der Mächtekampf latente Spannungen auf, besonders in der konfessionellen Gemengelage der einstigen territorialen Schütterzonen vom Uffenheimer Gau bis ins Grabfeld, im Steigerwald, in der Fränkischen Alb und an der oberen Altmühl. Im Würzburgischen wie im Bambergischen klagten protestantische Pfarrer über Kapläne, die von einem Krieg gegen Ketzer sprächen und die Gemeinden damit erschreckten, dass nach einem Sieg Preußens *„wir alle lutherisch werden“* müssen. Die liberale Presse wollte Gebete für die österreichischen Waffen gehört haben, *„damit das Geschmeiß des Protestantismus endlich ausgetilgt werde“*, und ein Bezirksamtmann fand einen *„gelinde gesagt – übertriebenen Religionseifer“*. Umgekehrt prangerte der Bamberger Erzbischof die „*Agitation*“ lutherischer Pfarrer an, für den Sieg Preußens als *„Sieg der evangelischen Kirche in Deutschland“* zu beten, da *„der Protestantismus in Deutschland in höchster Gefahr“* sei. Beide Seiten warfen sich *„Aufhetzungen“* zu *„Drohworten und heftigen Schimpfereien“* vor: Katholische Bauern in der Fränkischen Schweiz ängstigten die lutherischen *„Wenn der Österreicher siegt, müßt ihr alle katholisch werden.“* Ja, man drohte hier *„Nieder mit den protestantischen Hunden, Blut muß fließen“* und dort *„Die Schwarzen müssen vernichtet werden.“* Gewöhnliche Wirtshausraufereien luden sich so sehr mit konfessionellem Zorn auf, dass sich die Minderheit nicht mehr sicher fühlte. Staatsbeamte sahen auf katholischer Seite *„Preußenhaß und Protestantenhaß eins“* werden, auf der protestantischen Hohn über die verächtliche katholische Rückständigkeit: *„Die katholischen Pfaffen müssen fort, sonst kann kein Fortschritt gedeihen.“* Am

meisten Erregung herrschte wohl in Unterfranken.

Das rief die Regierung auf den Plan, da der Konfessionsfrieden für die von König Max II. sorgsam gewährte Parität, eine Grundregel Bayerns, essentiell war. Sie ließ über Staats- und Kirchenbehörden die Geistlichen energisch auffordern, „*der größtenteils unwissenden Landbevölkerung*“ klar zu machen, dass es „*nicht im Mindesten um einen konfessionellen Kampf*“ gehe, sondern um „*die Wiederherstellung der gestörten deutschen Einheit*“. Das traf die Sache genau. Auch Kirchenbehörden und Kirchenpresse mahnten eindringlich zum „*unschätzbaren konfessionellen Frieden*“.

4. Der Feind im Land: Kriegsnöte in Unterfranken

Der Krieg war nicht mehr aufzuhalten. Als die Bundesversammlung Mitte Juni beschloss, wegen Verletzung des Bundesrechts durch Preußen die nichtpreußischen Korps der Bundesarmee zu mobilisieren, fiel dieses mit einigen norddeutschen Verbündeten in Sachsen, Hannover sowie Kurhessen ein und gewann sogleich die Initiative. Die beiden Bundeskorps der süddeutschen Staaten unter dem Oberkommando des Prinzen Karl von Bayern konnten in Thüringen keine zweite Front – neben der österreichischen in Böhmen – bilden, weil der Partner, Hannovers Armee, vorher kapitulierte. Auch danach gelang keine einheitliche Offensivstrategie gegen den preußischen Vormarsch, denn Hessen, Baden und Württemberg wollten vor allem sich selbst decken. Zudem waren die Mängel der seit Jahrzehnten vernachlässigten bayerischen Armee evident. Die Preußen hatten nicht nur das überlegene Zündnadelgewehr, sondern auch mehr „*Zucht, Schule und intelligente Füh-*

rung“, wie Prinz Luitpold, der spätere Prinzregent, klagte. So missglückten zum Beispiel Angriffe wegen unzureichender Aufklärung. Oder Soldaten, die meist tapfer und zäh kämpften, aber zu wenig an „*strengen Gehorsam*“ gewöhnt waren, hielten in unerwarteter Gefahr nicht stand. In der Nacht vom 4. zum 5. Juli stoben Teile des 1. Kürassier-Regiments bei Gersfeld in der Hohen Rhön vor einem vermeintlichen preußischen Überfall „*wie eine wilde Jagd*“ so panisch auseinander, dass sich ihr Oberst ob der Schande erschoss. Immer neue Misserfolge trotz hohen persönlichen Einsatzes entnervten die Soldaten und nährten Zorn auf die Führung. Schließlich entmutigte die Hiobsbotschaft vom preußischen Sieg in der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz am 3. Juli. Allgemein, auch in der Presse, hatte man eher an die Überlegenheit Österreichs geglaubt. Doch nun sprach das Geschehen überraschend klar für das Potential Preußens und angesichts der schlechten Kooperation der Süddeutschen für ein effizienter geführtes Deutschland.

Als Prinz Karl vor der preußischen Main-Armee auf eine Verteidigungslinie südlich der Rhön zurückwich, kam der Krieg nach Franken. Vor allem um Hammelburg und Kissingen wurde vom 9. bis 11. Juli erbittert gekämpft; allein bei Kissingen fochten gut 50.000 Mann mit über 150 Geschützen. Es gab Artillerieduelle, Kavallerieattacken, Sturmangriffe der Infanterie und Straßenkämpfe – eine Gewalt, die den Menschen in einem friedlichen halben Jahrhundert fern gerückt war, brach jäh in ihren Alltag. Durch Beschießung brannten in Hammelburg fast 60 Häuser ab, in Kissingen wurden zahlreiche öffentliche und private Gebäude schwer beschädigt. Hier waren die Kämpfe mit über 1.300 Gefallenen und

Verwundeten am blutigsten. Die Toten mussten wegen der Sommerhitze rasch beerdigt werden, oft im Gelände, und es galt, Verwundete, bayerische wie feindliche, in Spitälern und rasch eingerichteten Lazaretten (Gasthäuser, Hotels, das Kurhaus, auch die Arkaden am Kurgarten) zu versorgen. Das leisteten zunächst Ärzte und vor allem viele Frauen am Ort, bevor nach einigen Tagen Militärärzte und Helfer eintrafen. Die Einquartierungen belasteten allenthalben sehr, in manche Häuser drangen Plünderer.

Aber nicht nur umkämpfte Städte, Dörfer und Mühlen waren schwer betroffen. Überall, wo die Truppen durchzogen, Quartier forderten und kampierten, wurden Wege, Felder und Gärten beschädigt, alle Vorräte verzehrt, Lebensmittel und Fuhrwerke requiriert, die Menschen aufgeschreckt und zu Hilfsleistungen gezwungen. Ernten fielen aus, Vieh ging ein, und oft brachten Soldaten ansteckende Krankheiten; von der gefürchteten Cholera, die in Böhmen den Heeren und der Bevölkerung zusetzte, blieb man in Franken allerdings verschont. Schließlich stockten in den Operationsgebieten Handel und Wandel, wurden Versorgung und Absatz unterbrochen. Der Krieg erfasste, wenn auch nur kurz, die Bevölkerung hart. Er störte das gewohnte Leben, zerstörte vieles und verstörte bedrängte Menschen.

Wie kein anderer Teil Bayerns wurde Unterfranken zum Opfer der gewaltsamen Lösung der Deutschen Frage – von den „*elenden Gebirgsdörfern*“ der Hochrhön bis zu den südlichen Mainufern. Denn obwohl sich die bayerischen Truppen heftig wehrten, bei Kissingen den Feind sogar vorübergehend zurückschlagen und fast einschließen konnten, mussten sie doch von der Saale weiter nach Süden weichen. Es gab letzte Gefechte vom 25. bis 27. Juli

zwischen Wertheim und Würzburg, ein Artillerieduell um die Festung Marienberg, dann schwenkte das Gros der preußischen Main-Armee in Richtung Frankfurt ab. Zu einer großen Schlacht in freiem Gelände, wo die starke bayerische Kavallerie zur Wirkung gekommen wäre, kam es nicht mehr. Unter der in Erwartung des Waffenstillstands am 2. August bereits vereinbarten Waffenruhe gingen beide Bundescorps resigniert über den Main zurück.

Die Preußen besetzten den Großteil Unterfrankens, was in angespannter, oft aggressiver Atmosphäre geschah. Denn der Kommandeur von Manteuffel erwies sich als Besatzer mit harter Hand, Offiziere traten hochfahrend auf, und Soldaten waren durch verlustreiche Kämpfe grimmig gereizt. Sie trafen auf eine von den Ängsten und Lasten der Kriegswochen erbitterte Bevölkerung, die Plünderung und Gewalttätigkeit befürchtete; viele hatten Wertgegenstände vergraben, und Frauen versteckten sich im Wald. Zudem erschienen die Soldaten, da meist für protestantisch gehalten, besonders fremd und durch ihr ‚falsches‘ Bekenntnis wenig achtbar. Wie der Konfessionsunterschied an sich trennte, auch auf ein- und derselben Seite, hatte sich kurz vorher im lutherischen Schweinfurt am schroffen Verhalten einquartierter katholischer Soldaten aus Altbayern gezeigt. Auch wenn man, überrascht und erleichtert, von den disziplinierten Truppen kaum durch Übergriffe bedrängt wurde und von Würzburg bis in die Quartierdörfer eine weithin geordnete Besatzung erlebte, sah man diese doch mit Erbitterung, oft mit Hass. Nicht zuletzt verstand man den schnoddrigen Umgangsstil als Siegerarroganz; mehrmals fühlten sich entlassene bayerische Soldaten so provoziert, dass es

zu Händeln, ja sogar zu einigen blutigen Zusammenstößen kam.

Die vornehmlich im Bürgertum empfundene Demütigung der Niederlage, der mehr von einfachen Leuten gehegte Groll über die Eindringlinge und die Belastungen der Einquartierung, die besonders in armen, teilweise kriegsverwüsteten Landstrichen (Rhön, Spessart) schwer drückten, flossen zu einer geradezu traumatischen Erfahrung zusammen. Gegen sie suchte man sich forciert der eigenen Welt, der eigenen Werte zu versichern. Das war vor allem die katholisch geprägte Kultur, weil sie am deutlichsten von den Fremden schied. Das ruhigere Besatzungsverhältnis in Schweinfurt, wo die Konfession verband, blieb eine Ausnahme. Meist war die Kluft tief. Überbrückt wurde sie allenthalben von den Frauen, die eigene und fremde Verwundete und Kranke unterschiedslos pflegten.

5. Schonende Besatzung im Osten: angebahnte Eintracht

Im östlichen Franken war der Krieg weit weniger belastend und der Umgang mit den Besatzern weniger schwierig. Da Bayern zum Schutz Oberfrankens nur schwache Truppen zwischen Obermain und Nordostgrenze stationiert hatte, konnte ein starkes preußisches Reserve-Korps, geführt vom Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, von Plauen her seit dem 23. Juli über Hof vordringen. Anfangs wurde es noch durch ein paar Gefechte aufgehalten, heftig am 29. in Seybotenreuth nahe Bayreuth. Dann aber zog es rasch nach Süden, ohne Widerstand, weil es die im Westen vereinbarte Waffenruhe, an die sich die bayerischen Truppen hielten, ignorierte. Am 1. August erreichte es Nürnberg und hisste auf der Burg – der alten

Hohenzollernburg – die preußischen Farben. Das gesamte Gebiet nördlich einer Demarkationslinie von der böhmischen Grenze über Amberg bis zur Regnitz bei Schwabach wurde besetzt, was die Bevölkerung überwiegend mit ruhigem Ernst, aber nicht eisig oder mit sichtlichem Zorn wie in Unterfranken hinnahm.

Das fehlte offenbar manchen, die Gerüchte über eine freudige Begrüßung und rasche Verbrüderung austreuten, ja Separatismus anprangerten. Von Zeitungen im katholischen Bayern empört verbreitet, löste es in Einheiten der eben von preußischen Truppen geschlagenen Armee blanke Wut aus. Obwohl Kommunen und regionale Presse eindringliche Richtigstellungen verbreiteten und bayerntreue Gesinnung beschworen, hielt sich das Bild pro-preußischen fränkischen Eifers hartnäckig. Vorschub hatte dem die – eingangs erwähnte – unglücklich frühe Forderung nach unbedingtem Anschluss an Preußen in einem Bayreuther Blatt geleistet. Zwar hätten im Bayreuthischen und in Nürnberg wohl nicht wenige einen Anschluss an Preußen akzeptiert; durch Beifall für den eindringenden Feind herbeigewünscht wurde er keineswegs.

In den Vorwürfen schienen verbreitete innerbayerische Vorbehalte auf: eine noch wenig verminderte Befremdung durch den Protestantismus, der zudem mit dem mental fernen Norddeutschland verband, auch Missmut über die erfolgreichen Gewerbestädte in Mittel- und Oberfranken und die Aversion gegen das national-liberale, seit langem auf Preußen hoffende Bürgertum. Die Staatseinheit stand zwar, anders als noch 1849, außer Frage. Aber durch die rasche militärische Niederlage und durch den Umbruch in der deutschen Stellung Bayerns, ein Fiasko der seit 1850 verfolgten Außenpolitik, geriet das Land

in starke innere Unruhe, die gesellschaftliche Spannungen erhöhte. Vor allem die zwischen den beiden konfessionell grundierten Kulturen verstärkte sich durch den Krieg und seine Folgen.

In den Städten Mittel- und Oberfrankens wurde das Verhältnis zu den Besatzern – Soldaten aus Preußen, Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig und den Thüringer Fürstentümern – anders als in Unterfranken rasch korrekt und trotz hoher Belastungen zunehmend freundlich, ja freundschaftlich: Die Militärmusik spielte und spendete den Ertrag für die Armen, das Schauspiel eines Großen Zapfenstreichs lockte Zuschauermassen an und ihren Verwundungen erlegene bayerische Soldaten wurden mit vollem preußischen Militärzeremoniell zu Grabe geleitet. Offiziere verkehrten in Bürgervereinen, Soldaten erhielten scharenweise freien Eintritt zu touristischen Attraktionen wie dem Germanischen Nationalmuseum – und sie drängten sich für Erinnerungsbilder „zu den Ateliers der Photographen“. Der Großherzog kam den Nürnbergern, wo immer das möglich war, entgegen und gewann ihren Respekt.

All dies lag zum einen an längst gewohnten Beziehungen zu Preußen. Die meisten lebten in der gleichen Konfessionskultur, die fortschrittliche preußische Herrschaft um 1800 war noch in guter Erinnerung, und es gab mannigfache persönliche Kontakte – dicht zum Beispiel in Erlangen, wohin die Theologie stets zahlreiche mittel- und norddeutsche Studenten zog. Zum zweiten wurde beim Einmarsch, der nur geringen Widerstand fand, weit weniger als zwischen Rhön und Maindreieck gestört und zerstört. Auch kamen vorwiegend Landwehrmänner, also ältere, besonnene Soldaten, und der Großherzog setzte einen fairen Besatzungsstil durch,

der das Los der Besiegten trotz der hohen materiellen Last und häufigen Mangels erleichterte. Drittens begünstigte es den Umgang, dass die Offiziere bei den Gebildeten trotz der aktuellen Verbitterung über Bismarck auf die grundsätzliche Erwartung stießen, durch Preußen zur ersehnten kleindeutschen Zukunft zu kommen. In ihr käme zugleich die protestantische Minderheit Bayerns zur Majorität und wäre Teil der tonangebenden Konfession. Diese Vorstellung mag die Annäherung vor allem bei den einfachen Leuten in Stadt und Dorf besonders befördert haben. Auf jeden Fall gelang durch Gesinnungsnähe eine breite reale Annäherung, die man schließlich sogar an gemeinsamer Biergeselligkeit auf Nürnberger Kellern sehen konnte. Besatzer und Besetzte, Nord und Süd verbrüdeten sich mit vaterländischen Liedern.

6. Nach dem Krieg: eine erlöste und eine bedrückte Region

Die bayerische Armee hatte sich bis Mitte August größtenteils hinter die Donau zurückgezogen. Noch bevor der am 22. geschlossene Friede, der die Besiegten im Blick auf eine künftige Vereinigung, aber auch unter Frankreichs Einwirkung schonte, am 3. September ratifiziert war, begann Ende August der Abmarsch der preußischen und verbündeten Truppen. In Mittel- und Oberfranken geschah er weitgehend ruhig und nicht ohne bewegende Zeichen nationalen Gemeinschaftsgefühls auf beiden Seiten. Der Abschiedsappell des Großherzogs in Nürnberg – nach einem „großartigen“ Fackelzug und „magischer“ Festillumination Alt-Nürnbergs – beschwor, dass „das freudige Erkennen echt deutschen Wesens bei allen Stammesgenossen [...], die sich hier begegneten,

ein dauerndes Band gegenseitiger Achtung und Eintracht“ begründen möge, was sichtlich der vorherrschenden Stimmung entsprach. Natürlich atmete die Bevölkerung überall auf, dass sie nun der Besatzungslast ledig war und die über 1.200 Kriegsgefangenen zurückkehrten. Aber in Unterfranken, wo es noch beim Abzug zu einzelnen Ausschreitungen gegen die Besatzer kam, blieb ein verbreiteter Grimm. Anders als im östlichen Gebiet wurde denn auch das Schutz- und Trutzbündnis keineswegs begrüßt, mit dem Berlin Bayern wie die anderen süddeutschen Staaten an sich band. Es sollte drohende Forderungen Frankreichs nach territorialen Kompensationen für die Gebietsgewinne Preußens abwehren und dessen Hegemonie durch den Oberbefehl im Krieg sowie durch innere, vor allem militärische Anpassungen an preußische Normen begründen.

Der Krieg hatte Mitteleuropa gründlich verändert. Seine vom Wiener Kongress 1815 im Deutschen Bund verfasste und durch den Dualismus zweier Mächte ‚stillgelegte‘ Ordnung war beseitigt und eine Verdichtung zu einem starken, dynamischen Nationalstaat eingeleitet. Dadurch wurde Bayern als Staat politisch, wirtschaftlich und kulturell neu ausgerichtet und vom Hauptbezug zu Österreich auf einen zu Preußen ‚umgepolt‘. Doch der Krieg veränderte auch im Land die politische Arena und das gesellschaftliche Kräftefeld entscheidend.

Im liberalen Bürgertum löste sich schlagartig die Verwirrung um Preußen. Nach dessen Sieg glaubte die Mehrheit, ihr politisches Hauptziel, den starken Nationalstaat, nur mehr an seiner Seite erreichen zu können – mit einer Macht, die ihre militärische Stärke, aber auch politische Mäßigung und Umgangsdisziplin ‚überwältigend‘ erwiesen habe. Man machte

seinen Frieden mit Bismarck, zumal dieser im preußischen Verfassungskonflikt mit den Liberalen einlenkte. Zugleich hoffte man, nach der Einheit auch mehr innere Freiheit zu erringen. Wie vom Zerwürfnis erlöst, setzte die Fortschrittspartei, quasi über Nacht, mehr denn je auf Preußen. In Nürnberg etwa forderte sie, da *„die politische Lage Deutschlands [...] so gänzlich umgestaltet wurde“*, zudem eine Aggression Frankreichs möglich scheine, *„die Einigung des gesamten außerösterreichischen Deutschlands“* als Bundestaat mit Gesamtparlament. *„Die an Preußen zu übertragende Centralgewalt“* habe das Militär und die Außenpolitik zu führen. Eine gebildete Öffentlichkeit mit weitem Blick, eben noch ratlos und verzweifelt, ergab sich ganz der ‚normativen Kraft des Faktischen‘.

Nun eins mit der Macht, fortschrittsgläubig und Hauptakteur im mächtigen Aufschwung von Industriekapitalismus und säkularer Kultur, dominierten diese protestantischen Nationalliberalen mit breitem gesellschaftlichen Einfluss die Reichsgründungszeit in Franken und wirkten dynamisch für ganz Bayern. Dies auch, weil sie in Presse und Landtag die neue liberal-gouvernementale, preußenloyale Regierung stützten, die die gescheiterte konservative ersetzte. Es war ein scharfer Kurswechsel, mit dem die seit dem 17. Jahrhundert mehrfachen Versuche Bayerns, zu den Mächten aufzusteigen, definitiv beendet wurden. Der Krieg trug diese Bürgerkreise, die dank seiner nun auch politisch am meisten Einfluss besaßen, so wie sie bereits wirtschaftlich und kulturell vorne lagen, auf den Höhepunkt ihrer Geltung. Die Zukunft glänzte nationalliberal.

Eine Minderheit wollte allerdings, so wichtig ihr die Einheit war, den Kampf um die Freiheit nicht zurückstellen; sie

lehnte einen Bismarck-Staat weiterhin ab und bot damit im liberalen Lager eine kritische Alternative. Zwar wurde diese Einstellung vom Kriegserfolg bedrängt, aber noch zögerte ein Teil des Bürgertums vor allem in Nürnberg vor der Preisgabe der Ideen von 1848. Oder er fand sich im lutherischen Kirchenmilieu nicht mit der unsittlichen Gewaltpolitik Bismarcks ab, die er mit der Beseitigung mehrerer Dynastien und dem Raub ihrer Länder jüngst fortgesetzt habe. Erst nach dem Sieges triumph über Frankreich und der Reichsgründung 1870/1871 sollte der Sog eines unbedingt bismarcktreu gewordenen Nationalliberalismus diese ‚linken‘ Liberalen zunehmend schwächen.

In der katholischen Region um den Main hegten nur diejenigen Zuversicht, die auch hier auf den Fortschritt im Gefolge Preußens setzten – liberal Gesinnte, die in einer Bürgerkultur aufgeklärter Herkunft lebten, also sich mehr an modernen Werten ihrer Klasse orientierten als an denen ihrer Konfession, oder für die Preußen wirtschaftlich wichtig schien. Die meisten Menschen auf dem Land und auch die Mehrheit in den Städten waren niedergeschlagen, so gewiss Friedensruhe und Besatzungsende als Befreiung von Nöten und Lasten sie erleichterten. Dass Bayern den Krieg verloren hatte, schmerzte weit mehr, weil es an der Seite des katholischen Österreich gestanden hatte, als dort, wo Preußen die Leitmacht war. Dass man nun von Österreich getrennt wurde, nahm vor allem den Gebildeten ihren seit Menschengedenken gültigen Großhorizont, der mit der katholischen Religion verbunden war und, bestärkt unter der Regierung Ferdinands von Toskana, bis in den Alltag der einfachen Leute gewirkt hatte. Dass man unter die politische Hegemonie Preußens geriet, weckte Bangen

vor einer auch gesellschaftlich fortschreitenden ‚Verpreußung‘. Dieser Staat war nicht nur mit den frischen Erfahrungen von Krieg und Besatzung belastet. Preußen befremdete grundsätzlich durch sein Image als protestantische Macht – seine katholischen Teile im Westen und Osten blieben im Außenbild zu schwach – und als autoritärer Militärstaat.

7. Weitreichende Folgen: zweierlei Franken

Die Niederlage hatte weitreichende Folgen. Im lutherischen Franken, wo man vorwiegend liberal-national gesinnt war und industriekapitalistische Interessen stärker vordrangen, konnte man sie als Auslöser für die erwünschte Zukunft sehen. Der katholischen Öffentlichkeit hingegen verbaute sie gerade die erhoffte Entwicklung, eine konservative Reform zur föderalen Nation im großdeutschen Rahmen. Zugespißt gesagt: Dort war sie eine Wende zum Besseren, das sie hier definitiv zerstörte. Mehr als je mussten sich die Katholiken vom Hauptstrang deutscher Politik, den preußische Macht und liberaler Nationalismus beherrschten, abgedrängt fühlen. In dieser Versagung wandten sich meinungsführende Kreise – bald mit breitem Echo – verstärkt der genuinen Weltanschauung zu, dem Kirchenglauben. Er hatte in der religiösen Restauration der zweiten Jahrhunderthälfte, die das Profil der Konfessionen wieder schärfte und ihre Bedeutung hob, erneut an identitätsstiftender Kraft gewonnen. So wurde eine vitale Katholizität mit ihrer Vielfalt an frommen Riten gegen den kleindeutschen Siegergeist gelebt, ob bewusst oder als gefühlter Schutz.

Zugleich setzte man, um der Hegemonie Preußens hinhaltend zu widerstehen

und den Zug zu einem ‚Bismarck-Reich‘ zu bremsen, in Presse, Vereinen, Feiern sichtbar auf das mehrheitlich katholische Staatsbayern. Auch wenn es nun liberal und bismarcktreu regiert wurde, bot es mit seinem starken Eigengewicht und Eigen-Sinn einen genügend weiten Horizont politischer wie gesellschaftlicher Einheit. Im Brennpunkt solchen Patriotismus stand die Loyalität zum König, die durch die Franken-Rundreise Ludwigs II. im November und Dezember 1866 stürmisch angeregt wurde. Diese war als demonstrative Zuwendung zu den gedrückten Menschen gedacht, um einer antibayerischen Stimmung vorzubeugen. Denn ein hörbarer Goll darüber, dass Franken vom Krieg heimgesucht, Südbayern hingegen ganz verschont wurde, schien ein bedenkliches Zeichen. Doch die Reise steigerte sich zur Triumphfahrt des strahlenden jungen Monarchen.

So wurde Unterfranken in seiner Mehrheit katholischer und bayerischer. Es näherte sich, vom öffentlichen Selbstbild bis zu den mentalen Formen des Alltags, wie kein anderer Teil Frankens Altbayern an. Auf dem Weg von gemeinfränkischer Solidarität im Vormärz über die Spannung zwischen fränkischem Protest und katholisch-konservativer Mobilisierung 1848/1849 zu einer weitgehend von diesem Sinn bestimmten regionalen Kultur brachte der Krieg gegen Preußen einen letzten starken Schub.

Dies äußerte sich messbar, als in dem Parteienspektrum, das eben damals entstand, der Politische Katholizismus, die hoch föderalistische Patriotenpartei (ab 1887 Zentrum), in den Wahlen 1868/1869 weitaus am stärksten wurde und bis zum Ersten Weltkrieg blieb. Gleichzeitig gewannen in den protestantischen Gebieten die Liberalen eine ähnliche Mehrheit; sie

nahm erst seit den späten 1880er Jahren durch neue Parteien – lutherische Konservative, Landwirte, Sozialdemokraten – deutlich ab. Die katholische Hälfte Frankens, einschließlich der einstigen Hochstifte Bamberg und Eichstätt im westlichen Oberfranken und im Süden Mittelfrankens, und die protestantische drifteten in der sich ausbildenden politischen Kultur auseinander. Ebenso verbreiteten auch Zeitungen, Bücher und Bilder, die im letzten Jahrhundertdrittel sehr zunahmen und bis in die unteren Schichten drangen, verschieden ausgerichtete Wissens- und Vorstellungsmuster. So hing der Papst oder Luther an der Wand, einfache Leute lasen Heiligenlegenden oder Anekdoten über Friedrich den Großen, und Studierende interessierten sich für Thomas von Aquin oder den Darwinismus.

Diese unterschiedlichen Haltungen stießen, mannigfach formiert und organisiert, dann auch offen aufeinander: im Kulturkampf, in der kontroversen Einstellung zum Krieg und zur Reichsgründung 1870/1871, denen Bayern nur knapp zustimmte, danach im erbitterten Streit um Kriegserinnerung und Reichskult, der am ‚Sedanstag‘ auch gewaltsam werden konnte. In dem tiefgreifenden Weltanschauungskonflikt, der das 19. Jahrhundert durchzog, schieden sich die Lager innerhalb Frankens räumlich besonders deutlich. Dass in Unterfranken ein wesentlich anderer Geist als in Mittelfranken herrschte, kam nicht zum Wenigsten von den Kriegserfahrungen und Kriegsfolgen, welche die Menschen in gegensätzlichen Horizonten, Orientierungen, Loyalitäten verorteten. In dem kurzen Krieg von 1866 fiel nicht nur die unter europäischem Blick wichtigste Entscheidung für Deutschland zwischen Wiener Kongress und Erstem Weltkrieg, aus der sich die spektakulären

Ereignisse 1870/1871 dann ergaben. Dieser Krieg wurde auch zu einem Schlüsselereignis für die innere Geschichte Frankens.

Anmerkung:

- * Für diese Skizze verdanke ich Wesentliches Ralf Ecke: Franken 1866. Versuch eines politischen Psychogramms (Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte 9). Nürnberg 1972.

Unser Zweiter Bundesvorsitzender Prof. Dr. Werner K. Blessing studierte Geschichte, Germanistik, Philosophie und Politische Wissenschaft in München sowie Amsterdam und ist Universitätsprofessor i.R. an der Universität Erlangen-Nürnberg, wo er von 1989 bis 2007 Neuere Geschichte und Landesgeschichte lehrte. Seine Anschrift lautet: Ludwig-Thoma-Straße 27 a, 91054 Erlangen, E-Mail: werner.k.blessing@t-online.de.

Dirk Kränzlein

Die Anwendung technischer Innovationen im „Deutschen Krieg“ von 1866

Der Krieg von 1866 war eine Auseinandersetzung sowohl um die politische als auch militärische Vorherrschaft im Deutschen Bund. Preußen und Österreich rangen um die alleinige Führungsrolle. Die Entscheidung wurde im Bundestag forciert und schließlich auf dem Schlachtfeld entschieden.

Viele Werke haben sich bereits mit den Ursachen, Auswirkungen und Folgen dieses Kräftemessens beschäftigt. Die einschlägige Literatur widmete dem Verlauf des Krieges, den verschiedenen Strategien des Feldzuges sowie den diversen Gefechten und Schlachten

schon Aufmerksamkeit. Weitaus weniger Beachtung fand dagegen der technische Stand der damaligen Armeen, obwohl häufig das Zündnadelgewehr als der entscheidende Faktor für die preußischen Erfolge genannt wird.

Doch gerade auch in Bayern fand – entgegen verbreiteten Annahmen – ein wesentlicher Fortschritt in puncto technischer Innovationen statt. Das wesentliche Problem lag in den fehlenden Möglichkeiten, diese praktisch in Feldzügen testen zu können. Die meisten der neuen Adaptionen sollten erst während des Kriegsgeschehens ihre Feuertaufe erhalten.

Die Waffentechnik

Ein wesentlicher Schritt, der in allen drei Waffengattungen (Infanterie, Kavallerie, Artillerie) bis zu Beginn des Krieges voll-

zogen wurde, war die Weiterentwicklung der Läufe.¹ Die bisherigen glatten Rohre erhielten eine spiralförmige Einarbeitung. Die Seiten des Projektils wurden beim Abfeuern in diese sogenannten Züge gepresst



Abb. 1: Minié Projektil mit Culot. Eigener

Entwurf des
Autors.

und somit in Rotation versetzt. Mittels jener Drehung erhielt das Geschoss eine stabilere Eigendynamik, so dass Reichweite und Genauigkeit enorm erhöht wurden. Die nun mit ‚gezogenen‘ Läufen genutzten Waffen feuerten dementsprechend weiter und genauer. Doch um genau diese Resultate zu erhalten, war noch ein

weiterer, wesentlicher Schritt notwendig: die Einführung der Spitzgeschosse. Als der französische Offizier Minié im Jahr 1840 sein patentiertes Projektil vorstellte, leitete dies eine ganze Reihe von Umwälzungen und Innovationen ein. Die bisherige kugelförmige Ausführung des Geschosses wies insgesamt recht ungünstige ballistische Fähigkeiten auf. Die Form provozierte zu viel direkten Luftwiderstand. Oftmals musste es mit einem Ladestock in den Boden des Rohres gepresst werden, um so einen möglichst geringen Gasverlust beim Schuss zu erzielen.

Mit den neuen Spitzgeschossen änderte sich dies. Die Seiten hatten Kerben, die in die Züge des Laufes gepresst wurden. Das Minié-Geschoss hatte am Boden einen Hohlraum, in dem ein Eisenculot gesetzt war.² Entzündete sich nun das Schwarzpulver, pressten die entstehenden Gase das Culot in den Hohlraum und somit die Ränder des Geschosses in die Züge.

Infanterie

Der deutsche Bruderkrieg von 1866 veränderte die Sicht der Dinge nachhaltig. Laut dem österreichischen Historiker Srbik war

dies ein Kampf, welcher „in der deutschen Geschichte eine Epoche abschließt und einleitet.“³ Diese Aussage trifft natürlich primär auf die politischen Verhältnisse zu. Das Ende des Deutschen Bundes war besiegelt. Der Norddeutsche Bund unter der Dominanz Preußens prägte von nun an das Bild der Süddeutschen. Viele kleinere, ehemals unabhängige Fürstentümer traten diesem Bündnis bei. Bayern blieb eigenständig, unterzeichnete aber ein Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen, welches gegenseitige Unterstützung im Kriegsfall unter preußischer Militärführung beinhaltete.

Srbiks Aussage konnte jedoch ebenso auf die waffentechnischen Neuerungen bezogen werden. Nach den teilweise sehr beeindruckenden Siegen Preußens suchten viele Militärhistoriker nach deren Gründen und Ursachen. Regelrechte Umwälzungen bisher bestehender Konzepte bahnten sich an. Das Zündnadelgewehr des preußischen Konstrukteurs Dreyse war für viele Denker der Zeit der ausschlaggebende Faktor der raschen Siege.

Doch wie kam es zu dieser Annahme? Seit Jahrhunderten standen sich die Armeen mit nahezu derselben Bewaffnung gegenüber. Die Waffentechnik selbst war hierbei selten der wesentliche Faktor für Sieg oder Niederlage gewesen. Vielmehr entschieden Moral, Truppenstärke oder das Kalkül der Feldherren über den Ausgang der Schlachten.

Die Steinschlossmuskete, die noch bis zum Ende der napoleonischen Kriege im Einsatz war, wurde von allen mitteleuropäischen Armeen genutzt. Ihr Name rührte vom Auslösemechanismus der Waffe her. Ein Feuerstein war im Hahn des Schlosses fixiert. Bei der Schussabgabe schnallte der Hahn nach vorn, so dass jener Feuerstein auf eine Metallplatte, die Batterie, traf.

Durch den Abrieb des Steins erzeugte die Platte Funken. Diese entfachten schließlich grobkörniges Schwarzpulver als Zündmittel. Die Funken gelangten nun über ein Zündloch in den Lauf des Gewehres, wo das dort als Treibmittel fungierende Schwarzpulver explodierte und die Kugel aus dem Lauf auf das Ziel trieb.

Jenes System hatte jedoch wesentliche Nachteile. Das Schwarzpulver entwickelte enormen Rauch und besaß eine hohe Witterungsanfälligkeit. Die Kugeln wurden noch in Handfertigung hergestellt, was gewisse Unterschiede in der Kalibergröße zur Folge hatte. Zusätzlich mussten die Gewehre stehend von vorn geladen werden. Mit Hilfe eines Ladestocks wurden die Projektile in den Lauf gepresst, um den Explosionsgasen des Schwarzpulvers wenig Spielraum zu bieten und auf diese Weise die Kraft des Pulvers optimal zu nutzen. Wegen der dabei auftretenden zusätzlichen Verformungen der Kugeln oder gar Fehlfunktionen waren die Zielgenauigkeit und Feuergeschwindigkeit entsprechend schlecht. Außerdem gab es in jener Zeit noch keine Schießübungen für den gemeinen Soldaten. All diese Faktoren beeinflussten die Taktik maßgeblich: *„Salvenfeuer aus dem Stand und schrittweises Vorrücken wechselten sich ab, bis das Gefecht im Nahkampf mit dem Bajonett entschieden wurde.“*⁴

Die Infanterie wurde unter strenger Kontrolle gehalten, was die sogenannte Linienformation beinhaltete. Die Soldaten standen in Reih und Glied und mussten direkt auf Befehl gemeinsame Wendemanöver oder Schussabgaben ausführen. Durch einen gemeinsamen Feuerbefehl erhöhte sich die Wahrscheinlichkeit, den Schaden beim Gegner zu vergrößern. Auf diese Weise hoffte man, die Nachteile der Waffe einigermaßen egalalisieren zu können.

Die Herausforderung der Konstrukteure lag nun darin, die Zuverlässigkeit und Bedienung der Waffe zu verbessern bzw. zu erleichtern. Ein wesentlicher Schritt war die Entwicklung der Perkussionsschlösser. Die Neuerung bestand darin, dass der Zündkanal nun in einem hohlen Stift, Piston genannt, am Gewehrschloss angebracht war. Zündhütchen, die auf ihrer Innenseite Chlorkali oder Knallquecksilber eingearbeitet hatten, konnten nun auf dieses Piston gesteckt werden. Durch Aufschlag des Hahnes ging eine Initialzündung durch das Chlorkali bis in den Lauf des Gewehres, wo sich das Schwarzpulver nun als Treibmittel entzündete. Diese Konstruktion war weit weniger witterungsanfällig und erfuhr schnell den Zuspruch der Militärs.

Auch die bisherigen Kugeln hatten bald ihren Wert verloren und wurden durch konische, also kegelförmige Geschosse ersetzt. Diese spitzförmigen Projektile hatten den Vorteil, dass sie bei der Schussabgabe eine stabilere Flugkurve aufwiesen. Zur weiteren Verbesserung dieser Innovation wurden spiralförmige Züge in die Innenseite des Gewehrlaues eingearbeitet und der Boden der Geschosse ausgehöhlt. Das bei der Zündung auftretende Gas presste nun die dünneren Seitenwände des Bodens in den Lauf. Dadurch geriet das Geschoss von der Zündung bis zum Ende des Laufes in Rotation. Die Folge war eine weitaus stabilere und treffsichere Flugbahn. Eine Verkleinerung des Kalibers erhöhte zusätzlich Zielgenauigkeit und Reichweite. Bayern als auch seine süddeutschen Verbündeten nutzten ein einheitliches 13,7 mm Kaliber. Sämtliche am deutschen Bruderkrieg beteiligten Staaten hatten in ihren Armeen seit spätestens 1862 gezogene Läufe eingeführt.

Bayern, Österreich sowie deren süd-

deutsche Bündnispartner nutzten verschiedene Modelle Vorderladergewehre, die umständlich geladen werden mussten. Die mit Papier umhüllte Patrone wurde aufgebissen, etwas vom darin enthaltenen Schwarzpulver in den Lauf gefüllt, das Projektil eingefügt und mit dem Ladestock fixiert. Dies musste alles stehend erledigt werden, worin genau eine große Gefahr lag, denn hier stellte der Soldat eine freie, unbewegliche Zielscheibe für den Gegner dar.

Preußen und seine Verbündeten nutzten Zündnadelgewehre mit Hinterladermechanismus. Der in preußischen Diensten stehende Waffenkonstrukteur Johann von Dreyse konnte nach mehrjährigen Versuchen im Jahr 1840 die Regierung in Berlin dazu bewegen, seine neuen Gewehre versuchsweise in der Armee einzuführen. Der bahnbrechende Gedanke dahinter war die Entwicklung der Zündnadelpatrone. In dieser waren sowohl das Treibelement, das Zündmittel als auch das Geschoss enthalten. Durch Betätigung des Abzuges bohrte sich nun eine lange Nadel von hinten in die Patrone. Die Reaktion geschah direkt im Lauf. Zusätzlich ermöglichte der Mechanismus das direkte Einführen des Projektils von hinten.

Eine wesentlich höhere Schussfrequenz war so möglich geworden. Ein geübter Schütze konnte mit einem Vorderlader zwei- bis dreimal pro Minute feuern, wohingegen das Zündnadelgewehr Frequenzen von bis zu acht Schuss pro Minute ermöglichte. Außerdem erlaubte das neue System dem Kämpfenden, den Feind geduckt oder gar liegend zu bekämpfen. Sowohl das Abfeuern als auch das Nachladen der Waffe konnte in dieser Position ausgeführt werden. Verharnte ein Truppenkörper in einer defensiven Position, konnte das Schnellfeuer nicht nur heran-

stürmender Infanterie, sondern auch einer Kavallerieschwadron schmerzliche Verluste beifügen.

Eines der bemerkenswertesten Beispiele mag hierfür die Schlacht von Königgrätz am 3. Juli 1866 gewesen sein, bei der Preußen mit drei Armeeteilen auf die in einer Defensivstellung verharrenden verbündeten Österreicher und Sachsen vorrückte. Da sich jedes der preußischen Armeekorps aus einer unterschiedlichen Richtung näherte, ergab sich für die Österreicher im Fortgang der Kämpfe der bedrohliche Eindruck einer Umklammerung. Um dieser Gefahr vorzubeugen, entschied der österreichische Oberbefehlshaber Benedek, an bestimmten Abschnitten den Durchbruch mittels des seit Zeiten Napoleons bewährten Stoßangriffs herbeizuführen. Bestimmte Truppenteile formierten sich in Kolonnen und stießen dann nach einer vorhergehenden Feuersalve mit Bajonettangriff auf die gegnerischen Linien vor, um im Kampf Mann gegen Mann eine Entscheidung zu erzwingen. Als sich nun verschiedene österreichische Verbände auf diese Weise den preußischen Truppen näherten, zeigte sich der ungeheure Vorteil des Zündnadelgewehrs in einer defensiven Position: Während die heranstürmenden Truppen immer wieder einen Schuss abgeben und dann ungedeckt stehend ihre Waffe nachladen mussten, war es den Verteidigern möglich, geduckt oder liegend mehrere Schüsse abzugeben. Das Resultat war mehr als eindeutig.

Die Habsburger erfuhren eine entscheidende Niederlage. Somit war der Krieg bereits vor dem ersten Schusswechsel zwischen Bayern und Preußen beendet. Dies darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass Bayern mit seinem Gewehrmodell Podewils M/58 einen der besten Vorderlader seiner Zeit besaß. Dadurch,

dass der Zündkanal vom Piston aus nicht seitlich in den Gewehrlauf verlief, sondern von hinten mittig, erbrachte dies eine noch effektivere Entzündung des Treibmittels. Sowohl in der Treffgenauigkeit als auch der Reichweite war es dem preußischen Zündnadelgewehr überlegen.

Artillerie

Die Artillerie genoss seit jeher ein hohes Ansehen in der Kriegsführung. Stets übertrug sie die Infanterie an Reichweite und Zerstörungspotenzial. Sie bereitete Schlachten vor oder konnte den entscheidenden Ausschlag geben.

Die bayerische Armee legte großen Wert auf eine anspruchsvolle und fachgerechte Ausbildung. Seit 1824 bestand die „Offiziers-École“. Dort erlernten die Teilnehmer wichtige Kenntnisse in Chemie, höherer Mathematik und Zeichnungskunde. Immer wieder fanden Exkursionen ins Ausland statt, um sich über Neuerungen und den aktuellen Stand der anderen Nationen zu informieren. So entsandte König Ludwig I. im Jahr 1828 erfahrene Offiziere nach England, Frankreich, Schweden und Belgien. Nach einer zweijährigen Abwesenheit kehrten sie nach München zurück, wo dann eine neu gegründete Spezialkommission die Befunde und Erfahrungsberichte untersuchte. Die veraltete Feldartillerie wurde nach englischen und französischen Vorbildern modernisiert. Auch die Pulverfabrikation konnte nun nach einem übernommenen chemischen Vorgang verfeinert und verbessert werden.

Den politischen Umständen geschuldet, bestieg Otto von Wittelsbach ab 1832 den griechischen Königsthron. Eine 3.500 Mann starke „bayerische Hilfsbrigade“, die die Neugestaltung und Ausbildung der

dortigen Armee übernehmen sollte, folgte im selben Jahr dorthin. Mit dieser Expedition gelangten auch einige Artillerieoffiziere nach Griechenland, um praktische Erfahrungen zu sammeln.

Ab 1835 erfolgten ausführliche Versuche mit den vor allem in Österreich genutzten Kriegsraketen. Fünf Jahre später existierten dort eine Fuß- und eine reitende Raketenbatterie.⁵ Spätestens bis 1843 kehrten die Versuchsleiter nach München zurück, wo bereits ähnliche Versuche mit dieser Technik aufgenommen wurden. *„Zur Einführung derselben in der bayerischen Artillerie kam es aber bei den rasch aufeinander gefolgten Vervollkommnungen im Geschützwesen nicht.“*⁶

Der Krimkrieg (1853–1856) veränderte das Denken der europäischen Militärs nachhaltig. Waren die Geschütze nach wie vor mit glatten Läufen aus bronzenen oder gusseisernen Rohren hergestellt, so trat nun die Infanterie erstmals mit neuartigen Gewehren auf. Durch die gezogenen Läufe konnte sie auf annähernd die gleiche Distanz feuern, wie es die Artillerie tat, deren Dominanz der Reichweite nun ernsthaft gefährdet war. Zusätzlich kam erschwerend hinzu, dass die Soldaten nicht mehr in engen Linien langsam gegen den Feind vorrückten. Die Verbesserung in der Waffentechnik ermöglichte den kämpfenden Truppen eine größere Eigenständigkeit, da unter Mitverantwortung der Unteroffiziere nun in sogenannten Schützen-schwärmen vorgegangen werden konnte. Damit waren die Vollkugeln der Batterien größtenteils nutzlos geworden. Nach den Lehren dieser Auseinandersetzung führten nahezu alle europäischen Armeen gezogene Läufe auch für ihre Artillerie ein.

Bereits im Jahre 1809 hatte der bayerische Hauptmann Georg von Reichenbach den Vorschlag ausgesprochen, auch für die

Geschütze gezogene Läufe einzuführen.⁷ Dabei sollten sich längliche Expansionsgeschosse beim Abfeuern in die Züge des Laufes pressen, um so eine höhere Stabilität zu gewinnen. Von der schlechten Resonanz enttäuscht, weil München wenig Interesse daran zeigte, das bereits vorhandene Material teuer umzurüsten, entschied sich Reichenbach für eine zivile Laufbahn. Dadurch konnte die Entwicklung zunächst nicht weitergeführt werden. Zwar nahm er sich im Jahre 1816 dieses Projekts wieder an, konnte dieses aber durch seinen überraschenden Tod zehn Jahre später nicht mehr vollenden.

Mit den nun gezogenen Geschützrohren war die ehemalige Dominanz über die Infanterie wieder hergestellt. Durch die Übernahme länglicher Spitzgeschosse, die wie bei den Handfeuerwaffen beim Abfeuern in die Züge gepresst und so in Rotation versetzt wurden, konnte jene Innovation noch besser genutzt werden.

Ein Problem, mit welchem sich nicht nur die bayerischen Artilleristen nun auseinandersetzen mussten, war die sich mehr und mehr auflösende Formation der Infanterie. War es doch bisher leichter gewesen, recht immobile und dicht aneinander gereihte Truppenkörper mit Vollkugeln zu schaden. Um dieser Entwicklung zu begegnen, setzten die Armeen vermehrt sogenannte Schrapnellgeschosse bzw. Granaten ein, die mit Zeit- oder Aufprallzündern ausgestattet waren. Bei deren Explosion traten viele kleine Geschosspartikel aus dem Projektil aus und verletzten somit in einem gewissen Radius viele Soldaten. Es traten viele verschiedene Versionen von Granatgeschossen auf, welche letztendlich aber dasselbe Ziel verfolgten, nämlich eine möglichst große Anzahl an Feinden kampfuntauglich zu machen.⁸

Kavallerie

Die Kavallerie stellte seit jeher einen besonderen Teil jeder Armee dar, so auch noch im 19. Jahrhundert. Deren Ausbildung war kostspielig und dauerte lange. Da auch der Unterhalt der Tiere recht teuer blieb, wurden die Verbände relativ klein gehalten. Der Großteil der Kavalleristen entstammte ursprünglich aus den Fürstenhäusern. Nur Adelige oder Wohlhabende konnten sich Pferde für diese Zwecke halten. In einigen Regimentern wurde explizit darauf geachtet, dass nach Möglichkeit nur adelige Kämpfer aufgenommen wurden. Natürlich drängten mit der Zeit vor allem wohlhabende Bürger in die Truppe und sahen sich als edler und erhabener Teil derselben an. Die Grundkonzeption der Reiterei lag in massiven Stoßangriffen, was bedeutete, dass die Einheit geballt in die Linie des Feindes einbrach, um deren Formation und Koordination erheblich zu stören oder gar aufzulösen. Ebenso konnte dank der Schnelligkeit der Truppe ein sich zurückziehender oder fliehender Verband angegriffen und verfolgt werden.

Eine der wichtigsten Aufgaben war nach wie vor die Aufklärung, denn durch die hohe Mobilität konnten Feinde schnell entdeckt und gemeldet werden. Zusätzlich dienten Botenreiter als zügige Übermittler von Nachrichten. Außerdem gehörten die Sicherung der Linien, Scharmützel sowie Unterstützungsleistungen zu deren Anforderungen.

Da sich die Waffentechnik im 19. Jahrhundert so rapide wie nie zuvor entwickelte, gingen die Veränderungen auch an dieser Gattung nicht spurlos vorbei. Es gab nach wie vor Einheiten, die mit Lanzen oder Säbeln bewaffnet den Nahkampf suchten. Zusätzlich bekamen eini-

ge Abteilungen sogenannte Karabiner, die im Wesentlichen eine verkürzte und im Gewicht reduzierte Form eines Infanteriegewehres waren, aber natürlich nie die Leistung eines normalen Schützen erreichen konnten. Außerdem erhielten einige Reiter noch Pistolen, die jedoch nur zur einmaligen Schussabgabe zu gebrauchen waren und auf Grund des noch glatten Laufes allzu schlechte Treffer erzielten.

Die Kavallerie profitierte in den Napoleonischen Kriegen von der größtenteils schlechten Bewaffnung der Infanterie und konnte daher seine „Choc“-Angriffe mit hoher Effektivität durchführen. Da die Soldaten noch in Reih und Glied standen, vermochten anreitende Verbände mit aller Wucht in die Linien zu stoßen.

Die Gewehre wurden jedoch immer leistungsfähiger. Allen voran erhöhte sich die Zielgenauigkeit und Schussfrequenz. Im Regelfall benötigten Reitertruppen ein übersichtliches und offeneres Terrain, um ihre Möglichkeiten am besten auszuspielen. Die Schützen waren dadurch aber in der Lage, die anreitenden Gegner früh ausfindig zu machen und sich entsprechend darauf vorzubereiten. Infolge der weitaus besseren und weitreichenden Feuerwaffen der Soldaten wurden Frontalangriffe wesentlich gefährlicher und zwangen die Reiterei zu einem gewissen Umdenken. Schwere Kavallerieeinheiten erhielten Brustpanzer und Helme, um sich besser schützen zu können. Diese Kürassiere erhielten auch einen Pallasch, die als Hiebwaffe bei den gegnerischen Truppen gefürchtet war. Auch sollten Handfeuerwaffen einen gewissen Grad an Unterstützung der Fußtruppen im Feuergefecht herstellen. Die Dragoner stellten eine reitende Infanterie dar, die zum Schauplatz des Gefechtes ritt und abstieg, bevor in den Kampf eingegriffen wurde. Husaren,

Ulanen oder Chevaulegers kämpften mit Säbeln oder Lanzen.

Die Kavallerie wurde im Regelfall massiert in einer Schlacht eingesetzt und behielt ihre besondere Stellung bis in den Ersten Weltkrieg hinein. Nach wie vor waren viele Militärs davon überzeugt, dass der Wille des Kämpfers selbst jeglichen technischen Vorteil beseitigen könnte. Die Stoßangriffe der Reiterei waren nach wie vor als probates Mittel angesehen, und selbst im Zweiten Weltkrieg existierten noch einzelne Verbände.

Das Ende der Kavallerie wurde mit der erfolgreichen Einführung von Zündnadelgewehren und dem damit schnell feuern den Soldaten eingeläutet. Das Aufkommen von Maschinengewehren und die ersten ab spätestens 1917 eingesetzten Tanks auf den französischen Schlachtfeldern beendeten das Kapitel der Frontalangriffe endgültig.

Die neuen, verstreuten Formationen der Schützen boten weniger Angriffsoptionen für die Stoßangriffe. Das weitreichende Schnellfeuer dezimierte die Kavalleristen schon während ihres Angriffs. Der große Vorteil, in eng stehende Gegner hineinzureiten und diese im Nahkampf zu übermannen, schwand immer mehr.

Kommunikation

Die Verständigung des Feldherrn mit seinen Truppenteilen war und ist eine der essentiellsten Notwendigkeiten in der Kriegsführung. Ebenso wichtig war die Koordination der Verbände untereinander. Falls die Offiziere nicht zugegen waren, um die Direktiven persönlich zu empfangen, vertrauten die Feldherren auf Botenreiter. Oftmals sendete der Kommandierende mehrere Männer gleichzeitig aus, um die Wahrscheinlichkeit einer



Abb. 2: Postkarte König Ludwigs II. in einer Ulanenmontur. Autor: unbekannt.

Übertragung zu erhöhen. Niemals konnte während eines Feldzuges oder einer Schlacht gewährleistet werden, dass die Nachrichten auch ankamen und bestätigt werden konnten.

Eine neue Konstante, die sich den Obrigkeiten nun auftrat, war die Wiederentdeckung der Telegraphie. Zunächst noch optisch-mechanisch genutzt, reifte bis zum Jahr 1866 mit dem elektrischen Telegraphen eine recht zuverlässige Übertragungsmöglichkeit heran. Das mobile Hauptquartier konnte also jederzeit mit seiner Regierung in der Hauptstadt korrespondieren und in Kontakt bleiben. Falls auf das bestehende Staatstelegraphennetz

nicht zugegriffen werden konnte, traten die beweglichen Feldtelegraphen auf den Plan. Die primäre Aufgabe dieser Einheit war es, eine unmittelbare Verbindung mit dem bestehenden Netz herzustellen. Mit ihnen war es außerdem möglich, Ordres an seine Untergebenen vor Ort zu geben. Dies funktionierte folgendermaßen: Genietruppen, eine spezielle Art der Pioniere, nutzten das mitgeführte Material an Holzleisten, Draht und Apparaturen, um eine neue Leitung aufzubauen. Diese Linie konnte bis zum mobilen Hauptquartier, in einzelnen Fällen sogar direkt an die unmittelbare Front reichen. Zahllose Beispiele hierfür lassen sich im amerikanischen Sezessionskrieg (1861–1865) finden.

Der Vorteil dieser Kommunikationsmethode lag darin, dass die Befehle nicht nur binnen Sekunden direkt an den Empfänger übertragen werden konnten, sondern auch der Empfang nun innerhalb weniger Minuten oder gar Sekunden bestätigt werden konnte. Durch diese Methode waren sowohl das Hauptquartier, die Regierung selbst als auch die Kommandeure vor Ort im Stande, miteinander zu interagieren. Zwar steckte die Technik in den deutschen Landen noch in den Kinderschuhen, dennoch nutzte Preußen bereits im deutsch-dänischen Krieg von 1864 erstmals dieses Verfahren. Im März 1866 wurde die erste bayerische Einheit in Ingolstadt ausgehoben. Sie konnte wertvolle Erfahrungen für kommende Aufgaben sammeln.

Mobilität

Die Beweglichkeit einer Truppe entschied über die Entscheidungsmöglichkeiten des Befehlshabers. Napoleon erkannte dieses Prinzip früh und sorgte dafür, dass seine Armee alle anderen Nationen an Marsch-

leistungen übertraf. Bestehende Straßen wurden ausgebaut oder verbessert und erneuert. Seine Truppen nahmen nur die nötigste Ausrüstung mit und versorgten sich selbst aus der Region, die sie gerade passierten. Somit hatte der Korse von Anfang an die Möglichkeit, sein Schlachtfeld selbst zu wählen und dem Feind dies auch aufzuzwingen. Er konnte immer agieren, während der Verteidiger zu reagieren gezwungen war.

Im Zuge der aufkommenden Industrialisierung erschien mit der Dampfeisenbahn ein bisher unbekanntes Transportmittel in Europa. Eisenbahnen existierten schon einige Jahre zuvor, wobei zunächst Pferde als Kraftquelle dienten. Als der Dampf nun für den Transport nutzbar gemacht werden konnte, eröffnete dies – wenn auch zunächst von sehr wenigen Persönlichkeiten erkannt – viele neue Möglichkeiten, denn neben Waren konnten ebenso Personen befördert werden.

Im Laufe der Jahrzehnte fand die Dampflokomotive mehr und mehr gesellschaftliche Akzeptanz, so dass auch die Militärs ein gewisses Interesse an der Materie entwickelten. Die ersten Streckenbauten verliefen den alten Handelsrouten entsprechend und verbanden aus rein kommerziellen Motiven verschiedene Städte oder Handelszentren.

Obwohl bei Streckenneuanlagen das bayerische Kriegsministerium zu Beratungen hinzugezogen wurde, hatte es jedoch mehr eine empfehlende Funktion, so dass der wirtschaftliche Faktor sich im Regelfall durchsetzte. Einsprüche seitens der Armeeführung kamen nur sehr selten vor, da jede neue Strecke ebenso militärisch genutzt werden konnte. In den seltensten Fällen gelang es, gewisse Neuanlagen auf eine gewisse Zeit zu verhindern.⁹

Bayern im Krieg von 1866

Ein „*geistreiches Mitglied*“ des Generalstabes äußerte sich nach dem Krieg, was Bayern nun „*nach 50 jährigem Frieden*“ habe, da „*keine einzige Idee zur Ausführung gebracht [wurde], die nicht in der Ausführungsmaschine stecken geblieben wäre.*“¹⁰

Natürlich war es ein Leichtes, nach der Niederlage im Nachhinein ein derartiges Resümee zu ziehen. Doch ist der Bekundung dieser unbekannten Person nur zu einem gewissen Grad zuzustimmen. Natürlich setzte die Regierung gerade beim Militär sehr gerne Sparmaßnahmen an, um den desolaten Haushalt nach den Revolutionskriegen zu entlasten, was nur zur Folge hatte, dass die schlechten Aufstiegsmöglichkeiten viele fähige Männer abschreckten, die sich daher für andere Laufbahnen entschieden. Auch fehlte es der Armee in den Jahren vor der Auseinandersetzung an größeren Übungen auf Divisionsebene. Bis auf Prinz Karl und Ludwig von der Tann, welcher Chef des Generalstabes war, hatte kein einziger bayerischer Befehlshaber bisher selbst eine Division geleitet. Dass eine ungeübte Truppe mit unerfahrenen Kommandanten gewisse Nachteile aufweisen würde, war abzusehen. Doch wie sah es mit technischen Innovationen aus?

Bei der Untersuchung der Handfeuerwaffenentwicklung in Bayern führt kein Weg an Philipp von Podewils vorbei. Der Direktor der bayerischen Gewehrfabrik in Amberg entwickelte bis zum Ende der 1850er Jahre mit dem Modell M/1858 einen vortrefflichen gezogenen Vorderlader. Dieses Gewehr, dessen Einführung König Max II. im Jahr 1858 genehmigte, zählte in seiner Reichweite und Präzision zu den besten seiner Zeit. Dieses Modell erschien in drei verschiedenen Varianten:

Eine Standardversion für die Soldaten, eine verbesserte Version für die Schützen und eine spezielle Anfertigung für Scharfschützen. Die Reichweiten variierten von 675 bis 980 m. Ein wesentliches Problem lag jedoch nach wie vor im etwas umständlichen Nachladen. Der Schütze musste stehen und benötigte selbst bei geübter Handhabung eine gewisse Zeit, um wieder feuerbereit zu sein. Hieraus erschließt sich eine Bevorzugung einer defensiven Taktik. Im offensiven Vorgehen musste der Soldat immer wieder inne halten, um seine Waffe neu zu laden und bereit zu machen. In einer verteidigenden Stellung jedoch war das Modell M/1858 sehr präzise, und ein Kamerad konnte, während geschossen wurde, schon eine weitere Waffe nachladen und dem Schützen reichen.

Die Truppen waren bei der Einführung der Gewehre mehr als begeistert und nahmen die Feuerwaffe unter großem Jubel auf. Ihrer Meinung nach glich *„kein Gewehr ihm weit und breit.“*¹¹ Auch König Max II. war hierüber sehr erfreut, gab jedoch noch zu bedenken, ob es nicht besser *„zum Laden nach rückwärts eingerichtet werden sollte.“*¹²

Natürlich wusste die bayerische Armeeführung trotz der von Berlin in Bezug auf diese Innovation verfolgten strikten Geheimhaltungspolitik schon seit einiger Zeit um die Versuche Preußens mit gezogenen Hinterladern und speziell dem Zündnadelgewehr von Nikolaus von Dreyse. Seit 1841 führte Preußen erste Zündnadelgewehre als Hinterlader unter dem Tarnnamen *„leichtes Perkussionsgewehr Modell 1841“* in ihre Armee ein. Dennoch wussten viele europäische Staaten sofort, dass es sich um ein neues System handelte, weswegen auch das Interesse an Informationsbeschaffung dementsprechend groß war. Doch weder die Regierung in Berlin noch die Hersteller erklärten sich auf

irgendeine Weise zu Kooperationen bereit. Als es in den Revolutionsjahren 1848/1849 zum Sturm auf das Zeughaus in Berlin kam, gelangten auch einige Modelle des neuen Typs an die Öffentlichkeit. Doch selbst jetzt gelang es Bayern nicht, ein Exemplar zu erhalten.

Im Jahr 1856 kam es schließlich zu einer abschließenden Bewertung durch Freiherr Philipp von Podewils,¹³ der mittlerweile Direktor der Gewehrfabrik in Amberg geworden war. Sein Abschlussbericht legte eindeutig klar, dass das Zündnadelgewehr mehr Nach- als Vorteile besäße und dementsprechend keine ernstzunehmende Alternative für die gezogenen Vorderlader sein könne. Auf das Anraten des Kriegsministeriums genehmigte der König schließlich die Einstellung der Versuche.¹⁴ Nichtsdestoweniger besaß Bayern mit dem Modell M/58 eine hervorragende Schusswaffe, die sich während des Feldzuges bewähren sollte.

Die Artillerie war schon immer ein Prestigeobjekt der Armeeführung gewesen. Neben den glatten 12-Pfünder Batterien aus bayerischer Produktion besaß die Truppe noch gezogene 6-Pfünder Batterien, welche einige Jahre vor Kriegsausbruch aus Preußen bezogen worden waren.

Bayern setzte in dieser Auseinandersetzung erstmals eine mobile Feldtelegrapheneinheit ein. Bereits im Jahr 1859 gab es erste Überlegungen zur Aushebung einer solchen Truppe, da sich die Gefahr eines europäischen Krieges abzeichnete. Als Österreich sich mit Piemont-Sardinien und dessen Verbündetem Frankreich um Besitzungen in Italien stritt, forderte Habsburg Hilfe vom Deutschen Bund an. Der bayerische Generalquartiermeisterstab gab König Max II. zu bedenken, dass es durch den Feldtelegraphen möglich sei, *„an eine größere Telegraphenlinie bis auf 20 Stunden Entfernung anzubinden, und so in wenigen*

*Minuten dasselbe Resultat zu erwischen, wozu sonst Wochen nöthig waren.*¹⁵ Zwar stimmte der König der Errichtung einer Feldtelegrapheneinheit zu, doch als sich Preußen gegen eine Einmischung des Bundes einsetzte, Österreich wenige Wochen später einen Friedensschluss erlangte und die enormen kalkulierten Kosten Unmut hervorriefen, wurde das Projekt auf unbestimmte Zeit verschoben.

Erst mit der erneut aufkommenden Kriegsgefahr von 1866 setzte das Kriegsministerium die praktische Aushebung dieser Einheit an. Im März folgte ein Erlass von München nach Ingolstadt. Am 27. Juni rückte die rund 100 Mann starke Truppe aus und folgte der Armee. Da sich auf Grund des Verlaufs des Feldzugs die Streitmacht selten über längere Zeit in einem Gebiet aufhielt, konnten auch die Vorbereitungen nur manchmal abgeschlossen werden. Kaum waren improvisierte Leitungen aufgestellt worden – es fehlte oft an Material und qualifizierter Mannschaft –, musste die Einheit schon wieder abrücken.¹⁶ Ein nachweislich unglücklicher Moment für die zunächst mangelnde Nutzung der neuen Technologie lässt sich in dem Gefecht von Kissingen am 10. Juli erkennen. Noch während sich die bayerische Streitmacht aus der Stadt zurückzog, traf Prinz Karl von Bayern an der Front ein. Er sah in einem raschen Vorgehen gegen den Feind die Möglichkeit, ihn unvorbereitet zu treffen. Sogleich erteilte er an den Befehlshaber der 4. Division, General Hartmann, per Boten den Befehl, *„so rasch und so stark wie möglich gegen Kissingen zu detachieren*,“¹⁷ wodurch die Offensive der nun angreifenden bayerischen Verbände unterstützt werden sollte. Doch die gesamte 4. Division verharrete gefechtsbereit in ihrer Position und griff nicht mehr weiter in die Entscheidung ein. Wie konnte es zu so einem Missver-

ständnis kommen? Das Hauptquartier in Münnerstadt hatte Hartmann bereits vor der Order Karls angewiesen, in Poppenhausen zu verbleiben, um den Rückzug der Bayern zu decken. Dieser Befehl wurde ebenfalls per Reiter losgeschickt – noch vor dem neuen Offensivplan. Unglücklicherweise traf jedoch der ältere Haltebefehl des Hauptquartiers später ein, so dass der Divisionskommandant davon ausgehen musste, dass dies die aktuelle Order sei, weswegen er seine Stellung hielt.¹⁸

Erst gegen Ende des Krieges, als die Ereignisse die Würzburger Gegend erreichten, konnten Leitungen gelegt und schließlich zwischen dem 20. und 25. Juli militärisch genutzt werden. Hier konnte die Mannschaft ein wenig Erfahrungen sammeln und sich einen gewissen Respekt in der Truppe verschaffen. Nach dem Krieg wurde in einem zusammenfassenden Bericht der Truppe eine durchaus positive Wertschätzung entgegengebracht: *„Ungeachtet aller dieser Schwierigkeiten verrichtete die Mannschaft ihre Arbeit mit aller Ruhe und Sorgfalt.*“¹⁹

Beim Eisenbahnbau selbst kam es *„nie zum militärischen Primat über die Politik.*“²⁰ Dies bedeutete, dass bei Streckenneuanlagen zwar immer wieder das Kriegsministerium zu Rate gezogen wurde, aber letztendlich sich die politischen und vor allem wirtschaftlichen Interessen durchsetzten. Bayern konnte kein Interesse daran haben, geopolitisch isoliert zu werden, denn der europäische Binnenhandel aus dem Süden bzw. Südwesten mit dem Norden bzw. Nordosten sollte nach wie vor über das Land abgewickelt werden. Somit folgten neue Linien den alten Handelswegen, was auch im Interesse der Militärs lag, da diese von den Truppen selbst benutzt worden waren.

Eine erste praktische Handhabe in größerem Ausmaß beobachteten die Bay-

ern im Jahr 1859, als sich, wie oben erwähnt, Österreich mit Piemont-Sardinien und Frankreich im Krieg befand. Die Habsburger verschoben Truppen aus Böhmen über Sachsen und Hof ins eigene Kernland. Dies waren im Ganzen rund 40.000 Mann samt Material, welches in 18 Tagen nach Wien gelangte.²¹

Da 1866 „keine Vorarbeiten zur Mobilmachung“ vorhanden waren, zog sich der Aufmarsch der Armee unnützerweise in die Länge.²² Die Kooperation zwischen zivilen und militärischen Kompetenzen ließ sehr zu wünschen übrig. Selbst während die Soldaten an die nördliche Grenze des Landes gebracht wurden, blieb der normale Fahrplanverkehr bestehen. Telegramme an das Kriegsministerium meldeten, dass die Militärzüge in den Stationen immer wieder komplett stillstünden.²³

Nach Abschluss der Mobilmachung hatte das bayerische VII. Korps nun zwei Möglichkeiten: Entweder eine Vereinigung mit der österreichischen Hauptmacht in Böhmen oder, wie von Prinz Karl vorgeschlagen, ein direkter Einfall in Sachsen, um somit preußische Verbände in der Heimat zu binden.

Für die erste Option hätte nur die Strecke über Schwandorf, Pilsen, Prag und schließlich Pardubitz zur Verfügung gestanden. Die Österreicher nutzten aber dieselbe Strecke auch und hatten selbst schon mit Verzögerungen zu kämpfen. Zusätzlich hätte bei einem reibungslosen Ablauf die bayerische Armee in der Schlacht von Königgrätz, die den gesam-

ten Krieg entschied, nur zu Dreivierteln vor Ort sein können.²⁴ Erschwerend kam hinzu, dass Habsburg weite Gebiete kampflos aufgab und sich in der Nähe von Königgrätz sammelte. Somit wäre Bayern Gefahr gelaufen, einer enormen preußischen Übermacht allein gegenüberzustehen. Außerdem hätte das gesamte Vaterland dem Feind schutzlos offen gestanden. Aber auch einen Vorstoß gen Sachsen machte das sehr defensive Verhalten Österreichs unmöglich. Prinz Karl erkannte die Gefahr einer Konfrontation mit der gesamten preußischen Armee und sah von diesem Vorhaben ab.

Als augenscheinlich wurde, dass eine Vereinigung mehr als unwahrscheinlich wurde, folgte eine neue Order aus dem österreichischen Hauptquartier. Ein Zusammenschluss des VII. und VIII. Bundeskorps auf dem westlichen Kriegsschauplatz hatte nun oberste Priorität. Hierdurch sollte eine enorme Bedrohung für Preußen entstehen, wodurch Wien hoffte, Berlin sähe sich gezwungen, gewisse Kräfte im eigenen Land stationiert zu lassen.

Jedenfalls nutzten die Truppen bis zum Ende des Feldzuges die Eisenbahn – soweit vorhanden – in einem großen Ausmaß. Abschließend sei nochmals unterstrichen, dass Bayern Preußen auf waffentechnischer Ebene definitiv gleichwertig war. Das Podewils Gewehr schoss wesentlich genauer und auch weiter, so dass nicht umsonst Bayern den Preußen während der Auseinandersetzung prozentual die größten Verluste beibrachte.²⁵

Anmerkungen:

1 Diese Umrüstung erfolgte nahezu vollständig. Dennoch gab es noch einige Geschütze, wie die 12-Pfünder, oder Kavalleriepistolen, welche nach wie vor einen glatten Lauf aufwiesen.

2 Culots sind bearbeitete Metallplättchen, welche die Form eines Trapezes haben und im Hohlraum des Projektils eingesetzt sind.

3 Srbik, Heinrich (Hrsg.): Deutsche Einheit. Idee

- und Wirklichkeit vom Heiligen Reich bis Königgrätz. 4. Bd.: Idee und Wirklichkeit von Villafranca bis Königgrätz. 2. Teil. Darmstadt 1963, S. 424.
- 4 Zimmermann, Peter: Entwicklungslinien der Waffentechnik bis 1914. Neubiberg 1988, S. 280.
 - 5 Eine reitende Batterie wurde von Pferden gezogen. Dies bedeutete, dass sie schnell und mobil den Einsatzort ändern konnte. Die Batterie zu Fuß wurde mit Wagen an ihren Bestimmungsort gebracht und war stationär im Einsatz. Dabei fuhr die Mannschaft auf den Protzen oder Lafetten mit.
 - 6 Schmoelzl, Josef: Die bayerische Artillerie. Deren selbstständige Entwicklung seit dem dreissigjährigen Kriege bis zur Wiedergeburt des gegenwärtigen deutschen Kaiserreiches. München 1879, S. 22.
 - 7 Vgl. Schmoelzl: Artillerie (wie Anm. 6), S. 16f.
 - 8 Auch Festungsgeschütze wie Haubitzen, Mörser u.a. erfuhren reichliche Verbesserungen.
 - 9 Bis in die 1860er Jahre hatten die Militärs erfolgreich Widerstand gegen eine Verbindung Münchens nach Süden mit Österreich geleistet. Sie fürchteten eine Erleichterung eines Einfalles von Süden her.
 - 10 Die bayerische Heerführung und der Chef des Generalstabes Generalleutenant Freiherr von der Tann vor den Geschworenen in der zehnstündigen öffentlichen Verhandlung des oberbayerischen Schwurgerichts vom 19. Oktober 1866 gegen den Redakteur des Volksboten Ernst Zander wegen „Amtsehrenbeleidigung“. München 1866.
 - 11 Götz, Hans-Dieter: Militärgewehre und Pistolen der deutschen Staaten 1800–1871. Stuttgart 1978, S. 285.
 - 12 Ebd., S. 288.
 - 13 Bayerisches Hauptstaatsarchiv [BayHStA], Abtl. IV: Kriegsarchiv: AX 3, Bd. 21; Bayern erlangte nur von Privatpersonen gekaufte Pläne oder Nachbauten.
 - 14 Zu beachten ist, dass von Podewils – während er das Gutachten über das Zündnadelgewehr ausstellte – seine Konstruktion des gezogenen Vorderladers vollendete und dementsprechend wenig Interesse daran haben konnte, eine konkurrierende Alternative auf dem Markt zu haben.
 - 15 BayHStA, Abtl. IV: Kriegsarchiv: InspIngK 117, No 589, 29. März 1859; vgl. in diesem Beitrag den Abschnitt „Kommunikation.“
 - 16 Vgl.: BayHStA, Abtl. IV: Kriegsarchiv: InspIngK 537.
 - 17 Kopp, Walter: Das Gefecht von Bad Kissingen. Veitshöchheim 1968, S. 20.
 - 18 Ein ernster Kritikpunkt an der Haltung Hartmanns war, dass er die Uhrzeiten der einzelne Befehle hätte vergleichen und daraus schließen können, welcher Order nun Folge zu leisten sei.
 - 19 BayHStA, Abt. IV.: InspIngK 537, 25. Juli 1866.
 - 20 Braun, Rainer: Bayern und seine Armee. München 1987, S. 234.
 - 21 Behm, Ernst: Die modernen Verkehrsmittel. Dampfschiffe, Eisenbahnen, Telegraphen. Gotha 1867, S. 30.
 - 22 Ecke, Ralf: Franken 1866: Versuch eines politischen Psychogramms. Nürnberg 1972, S. 29.
 - 23 BayHStA, Abtl. IV: Kriegsarchiv: B 839, Fasc II: Mobilmachung des Heeres 1866.
 - 24 Vgl.: Gemmingen von Massenbach, Franz: Ursachen und Wirkungen der bayerischen Kriegsführung im Feldzuge 1866. München 1866.
 - 25 Vgl.: Förster, Brix: Der Feldzug von 1866 in Südwest-Deutschland: militärisch-statistische Notizen; mit Benützung der Feldzugs-Acten der Bayer. Armee. München 1867, S. 4ff.

Dirk Kränzlein M.A. (geb. 1984 in Ellwangen) studierte bis 2012 Geschichte und Kulturgeographie an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg. Seitdem schreibt er an seiner Dissertation im Fach Neuere und Neueste Geschichte bei Prof. Dr. Helmut Flachenecker über die „Die Rezeption und Adaption technischer Innovationen in der bayerischen Armee 1835–1866.“ Seine Anschrift lautet: Jägerstr. 2a, 97082 Würzburg, dirk.kraenzlein@stud-mail.uni-wuerzburg.de.

„Der Deutsche Krieg von 1866“ in Theodor Fontanes Berichten¹

Der vorliegende Beitrag thematisiert die sogenannten Kriegsbücher Theodor Fontanes, die Werke, in denen er die Geschichte der deutschen Einigungskriege thematisiert. Der Schwerpunkt liegt auf dem 1866er Kriegsbuch unter dem Titel *Der deutsche Krieg von 1866*, in dem auch die Kämpfe in Franken und in der Rhön geschildert werden. Der Autor versucht, den Ursprung jener militärhistorischen Werke darzustellen und dem Leser eine gewisse Entwicklung in Fontanes Kriegsberichterstattung vor Augen zu führen, indem auch auf die Unterschiede zwischen den einzelnen Kriegsbüchern hingewiesen wird, auch diejenigen, die politisch bedingt zu sein scheinen.

„Aber der Soldat muß gehorchen, er muß dahin gehen, wohin er geschickt wird durch höheren Befehl, sei es zum Siege, sei es zur Rückkehr.“²

Vorbemerkung

Die sogenannten Kriegsbücher, *Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864* (1866), *Der deutsche Krieg von 1866* (1870–1871) und *Der Krieg gegen Frankreich 1870–1871* (1873–1875), in denen die Geschichte der deutschen Einigungskriege geschildert wird, stellen ein wichtiges Kapitel im epischen Werk des ‚mittleren‘ Fontane dar. Sie bilden, neben den berühmten *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, die wichtigste Etappe auf

dem Wege des „märkischen Dichters“ vom Journalisten und Korrespondenten zum reifen Romancier. Seinerzeit zu Unrecht unterschätzt wurden diese Werke im Laufe der Fontane-Renaissance im ausgehenden 20. Jahrhundert wiederentdeckt und dienten als Thema einiger wissenschaftlicher Abhandlungen, von denen an erster Stelle die Arbeiten des englischen Germanisten John Osborne zu nennen sind.³ Auch der Autor des vorliegenden Beitrages befasste sich seinerzeit mit Fontanes militärhistorischen Arbeiten, und zwar in seiner 2005 verteidigten Dissertation und in einigen weiteren Abhandlungen.⁴ Jetzt, aus einer gewissen, mehr als elfjährigen Distanz, scheint es ihm geraten zu sein, einige in seinen Veröffentlichungen aufgestellte Thesen zu ergänzen bzw. sie ein wenig zu modifizieren, wozu die vorliegenden Skizze dienen soll.

Einleitung

Nach dem Ausbruch des Krieges gegen Dänemark im Jahre 1864 erhoffte sich Rudolf von Decker, Inhaber des offiziellen Verlages der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (zu Berlin), einen stattlichen Gewinn durch die Veröffentlichung des sogenannten Generalstabswerks der preußischen Armee in seinem Verlag. Es handelte sich um einen offiziellen Bericht, der nach jedem Feldzug aufzufassen war; in solch einem Werk gab es neben dem durchaus umfangreichen Textteil, in dem jedes kleinste Gefecht aufs Genaueste geschildert würde, auch

zahlreiche Karten, Pläne, Listen der beteiligten Truppen, Verlustlisten u.ä. Es würde sich also um ein ausgesprochen opulentes Buch handeln, das zusätzlich noch in einer riesengroßen Auflage erscheinen sollte, um in jeder Bibliothek des ‚militarisierten‘ Königreiches Preußen zu finden zu sein – für einen Verleger wäre es also eine wahrhafte Goldader gewesen.

Den ersehnten Auftrag, das 1864er Generalstabswerk herauszugeben, bekam aber nicht der durch seine Nähe zum königlichen Hof privilegierte und beinahe dazu vorbestimmte Decker'sche Verlag, sondern das ebenfalls und auf ähnliche Weise begünstigte Verlagshaus Ernst Siegfried Mittler und Sohn, das preußische und später deutsche Generalstabswerke bis in das 20. Jahrhundert hinein drucken sollte. Rudolf von Decker wollte aber keinesfalls darauf verzichten, mit dem neuen Krieg Geld zu verdienen und kam daher auf die Idee, ein Kriegsbuch herauszugeben, das nicht nur – wie das Generalstabswerk – für das Fachpublikum, sondern für breitere Kreise der Gesellschaft bestimmt wäre. Es sollte sich um eine Veröffentlichung handeln, die den Krieg auf anschauliche Weise auch dem Laien näherbrächte. Deswegen sollte das geplante Buch auch einige ‚nichtmilitärische‘ Passagen enthalten, wie z.B. Informationen über ‚Land und Leute‘, Anekdoten und weitere amüsante Geschichten; last, but not least sollte auch jeder gefallene Offizier beim Namen genannt und womöglich porträtiert werden, um dadurch Familien von verstorbenen Kriegern zum Erwerb eines Exemplars anzureizen.

Neben den genannten Bildnissen der verdienten Militärpersonen sollte das geplante Werk auch weitere Abbildungen beinhalten, wie Schlachtenszenen, Landschaftsaufnahmen, Karten und ferner

die für das 19. Jahrhundert so typischen Verzierungen, Vignetten, Initialen usw. Mit der Aufgabe, die graphische Seite des Vorhabens zu sichern, wurde der für den Decker'schen Verlag regelmäßig wirkende Zeichner Ludwig Burger betraut.⁵ Von noch größerer Bedeutung war aber die Wahl des Schriftstellers, der auf eine anschauliche und fesselnde Weise vom Kriege berichten würde. Genau hier beginnt die Zusammenarbeit Rudolf von Deckers mit Theodor Fontane, der damals, noch lange vor seinem Debüt als Romancier (*Vor dem Sturm*, 1878), bei der Redaktion der stockkonservativen „Neuen Preußischen Zeitung“ (der sogenannten „Kreuz-Zeitung“) wirkte und schon zwei Bände seiner *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* (1. *Die Grafschaft Ruppın* [1862] und 2. *Das Oderland* [1863]) als Buchausgabe im Verlag von Wilhelm Hertz veröffentlicht hatte. In diesen Werken befasste sich der ‚märkische Dichter‘ Fontane nicht nur mit der Geschichte und den Sehenswürdigkeiten dieser oder jener Lokalität, sondern vielmehr mit dem Schicksal von deren Besitzern bzw. Bewohnern.

Jene waren brandenburgische Junker, Vertreter der traditionsreichen Offiziersfamilien, die viele Generationen hindurch an zahlreichen Feldzügen und Schlachten beteiligt gewesen waren, und zwar nicht nur in der Mark Brandenburg (z.B. Fehrbellin, Zorndorf und Großbeeren), sondern auch weit weg von der Heimat (z.B. Warschau, Ofen [Buda] und Liegnitz). Bei der Darstellung der Lebensläufe von berühmten Vertretern der Familien von dem Knesebeck, von der Marwitz oder von Ziethen schilderte Fontane auch die großen Schlachten, an denen jene Krieger beteiligt waren – sozusagen am Rande.⁶ Diese Gefechtsbeschreibungen fand der Besitzer der Königlichen Geheimen Ober-



Abb. 1: Kriegerfriedhof in Chlum auf dem Schlachtfeld von Königgrätz. Photo: Jan Pacholski, 2013.

Hofbuchdruckerei besonders ansprechend und schlug dem ‚märkischen Dichter‘ vor, den Krieg gegen Dänemark auf eben diese Weise zu schildern. Fontane nahm den Auftrag an, und zwar nicht nur aus pekuniärem Grund. Der künftige *Effi Briest*-Autor interessierte sich schon seit seiner Kindheit in Neuruppin und Swinemünde für die militärhistorische Thematik, und jetzt fand er sich für diese Aufgabe auch berufen.⁷

Weder der Verleger noch der Schriftsteller, geschweige denn der Illustrator (Burger) konnten es erwarten, dass ihre Zusammenarbeit so lange dauern würde. Anstatt eines Feldzuges gab es, wie sich bald herausstellen sollte, drei große Kriege zu beschreiben. Es muss an dieser Stelle hervorgehoben werden, dass jene Kooperation nicht für alle Partner gleich gelungen

gewesen ist. Am günstigsten war sie für Rudolf von Decker, dessen Unternehmen davon profitierte; Fontane fand sich aber eher enttäuscht, und zwar sowohl rein finanziell als auch aufgrund der mangelnden Anerkennung bei der Leserschaft. Vor allem blieb Ludwig Burger nicht die ganze Zeit dabei: nach den Reibereien während der Arbeit an dem 1866er Kriegsbuch wünschte sich nämlich der ‚märkische Dichter‘, das letzte militärhistorische Werk grundsätzlich ohne Illustrationen zu gestalten (nur mit Karten und Plänen, aber ohne weitere Abbildungen). Offiziell gab er als entscheidenden Grund dafür an, dass er sich das letzte Kriegsbuch als eine rein literarische Produktion vorstelle. Doch die problematische Zusammenarbeit mit dem einstigen Tunnel-Freund könnte hier auch von Bedeutung sein.⁸

Anfang in Schleswig-Holstein

In seinem ersten militärgeschichtlichen Werk (*Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864* [1866]) suchte Theodor Fontane nach einer passenden Form, um einerseits der getreulichen Wiedergabe der historischen Tatsachen, andererseits einer spannenden Erzählweise gerecht zu werden. Der Stoff war einfach, im Grunde genommen rein chronologisch geordnet, auch weil der Verlauf des Feldzuges von 1864 verhältnismäßig unkompliziert war. Mit einer politischen Vorgeschichte des Konfliktes und mit der Schilderung von ‚Land und Leuten‘ Schleswigs und Holsteins wurde das Werk eröffnet, die Erstürmung der Düppeler Schanzen stand im Zentrum des Berichts. Jenem Teil des ersten Kriegsbuchs scheint die damals schon ausgeprägte Vorliebe seines Autors zu theatralischem Aufbau zu entnehmen zu sein. Es ist kein Wunder, dass die militärhistorische Erzählung des künftigen Theaterkritikers der „Vossischen Zeitung“ einen markanten Höhe- und Wendepunkt haben musste.

Der genannte Punkt wurde zu einem militärischen Ereignis von epochaler Bedeutung hochstilisiert, und zwar ungeachtet dessen, dass es eigentlich weder strategisch noch taktisch sinnvoll war. Es war zwar immerhin ein spektakulärer Sieg von einer großen – wenn man so will – moralischen Bedeutung, was wiederum angesichts der unverhältnismäßig erheblichen Verlusten beim preußischen Heer problematisch erscheint. Von solchen Bedenken gibt es jedoch in Fontanes 1864er Kriegsbuch keine Spur. Erst im Alterswerk des *Effi Briest*-Autors, nämlich in seinem letzten zu Lebzeiten veröffentlichten Roman *Der Stechlin* tauchen einige kritische Andeutungen auf, auch wenn sie nicht di-

rekt ausgesprochen werden, sondern nur mittelbar durch die Aussagen der Romanfiguren zum Ausdruck kommen.

Durch einen kurzen Exkurs über den Krieg zur See wird das Schleswig-Holsteinische Werk abgerundet. In jenem ersten Kriegsbuch tauchen auch einige Anekdoten und amüsante Geschichten auf, am Rande werden auch einige Bedenken über den Krieg ausgesprochen. In seinem zweiten militärhistorischen Bericht erlaubte sich Fontane derartige ‚Ausrutscher‘ nicht mehr. Auch die Bebilderung des 1866er Kriegsbuches wurde wesentlich vervollkommen. Es gibt hier nicht nur schöne Initialen und Schlussvignetten, die nur ab und zu durch eine konkretere Illustration ergänzt werden, sondern mehrere Bilder, welche die Landschaft, den soldatischen Alltag und den Ernst des Kampfes darstellen. Ähnlich wie im ersten Kriegsbuch tauchen auch im 1866er zahlreiche Porträts auf. Was aber – zumal quantitativ – neu ist: Es gibt im zweiten Kriegsbericht viele große Schlachtszenen. Auch qualitativ zeigt sich beim zweiten Kriegsbuch eine neue Facette; es ist die genaue Verkopplung der Erzählung mit den Bildern, und zwar derart, dass sich beide Teile gegenseitig aufs Vollkommenste ergänzen. Nicht umsonst taucht im 1866er militärhistorischen Buch der Graphiker Ludwig Burger gleich nach Fontane auf dem Titelblatt des Werkes als ebenbürtiger Autor auf.

Vollkommenheit in Böhmen

Die vorhin erwähnte ‚Multimedialität‘ ist nur ein Teil des Fortschrittes, der sich im Falle des Werkes *Der deutsche Krieg von 1866* (1870–1871) zeigt. Ohne Übertreibung kann man hier feststellen, dass selbst die Komplexität des Stoffes eine viel mehr raffinierte Strukturierung des

Werkes erzwungen hat. Im zweiten der Einigungskriege gab es zwei Feldzüge, die voneinander vollkommen getrennt verliefen. Es gab den preußischen Hauptfeldzug gegen Österreich und Sachsen, wo hauptsächlich das Gebiet Böhmens und Mährens die Rolle des Kriegsschauplatzes spielte, und den zweitrangigen Feldzug in West- und Mitteleuropa, wo neben den Preußen auch deren Alliierte gegen Österreichs Verbündete kämpften. Diesem Zwiespalt entspricht auch die Teilung des 1866er Kriegsbuchs in zwei Bände: Bd. 1. *Der Feldzug in Böhmen und Mähren* (Halbband 1: *Bis Königgrätz*, Halbband 2: *Königgrätz. Bis vor Wien*) und Bd. II. *Der Feldzug in West- und Mitteleuropa*.

Allein schon der Umfang aller Teile verrät, dass der erste Band viel wesentlicher ist. Der mehr als siebenhundertseitige erste Band (erhältlich je nach der Auflage als Einzelband oder aus zwei Halbbänden bestehend) ist doppelt so umfangreich wie der zweite. Dem knapp dreihundertvierzigseitigen zweiten Teil des 1866er Kriegsbuches ist der vom Graphiker Ludwig Burger stammende separat paginierte sechshundertseitige Anhang *Die Denkmäler* beigelegt worden, wobei etwa die Hälfte hier die Monumente ausmachen, die zum böhmisch-mährischen Kriegsgebiet gehören.

Doch nicht nur der Umfang macht es aus! Im ersten (nennen wir ihn ‚den böhmischen‘) Band wird die wichtigste Schlacht bei Königgrätz dargestellt. Es war nicht nur die größte Schlacht des Feldzuges, sondern auch die größte des 19. Jahrhunderts, die an der Anzahl der auf einmal im Einsatz befindlichen Truppen sogar die Völkerschlacht bei Leipzig überragte. Auf dem Wege der preußischen Truppen aus dem okkupierten Gebiet Sachsens, aus Schlesien und der Grafschaft Glatz gab

es eine Reihe von weiteren berühmten Gefechten, Treffen bzw. Schlachten, wie Münchengrätz, Gitschin, Nachod, Skalitz, Schweinschädel, Trautenau, Alt- und Neugnitz oder Königinhof (es sei an dieser Stelle bemerkt, dass Fontane sich hier ausschließlich des Begriffes „Treffen“ bedient, während er die Bezeichnung „Schlacht“ allein für Königgrätz reserviert; kleinere Kämpfe nennt er wie üblich „Gefecht“).

Der erste Teil des böhmischen Bandes stellt eben die Schilderung der genannten Treffen und Gefechte dar. Fontane musste dabei ein kompliziertes Raum- und Zeitverhältnis bewältigen, weil selbst auf dem böhmischen Kriegsschauplatz mehrere Kämpfe gleichzeitig ausgetragen wurden. Eine rein chronologische Erzählung wie im 1864er Kriegsbuch war hier also unmöglich. Der Autor begleitet also die einzelnen Heereskörper (ganze Armeen und die detachiert operierenden Armeekorps) auf ihren Wegen ins böhmische Land, während er ansonsten konsequent chronologisch über die Gefechte der jeweiligen Abteilung berichtet. Jene Beschreibungen der einzelnen Kämpfe erfolgen nach einem bestimmten, im Laufe der langen Arbeit an den Kriegsbüchern vervollkommenen Muster. In Einzelfällen gibt es zwar ab und zu einige Abweichungen von diesem Schema, eine allgemeingültige Struktur lässt sich hier aber eindeutig feststellen, die sogar in Bezug auf die große Schlacht bei Königgrätz ihre Anwendung findet – zumindest als ihre ausgedehnte und multiplizierte Spielart.

Das Schema

Die Schilderung jedes Treffens beginnt in der Regel – recht militärisch – mit der Aufgabe, die den am Gefecht beteiligten preußischen Truppen gestellt war. Gleich



Abb. 2: St. Annakapelle in Münchengrätz, Wallensteins Ruhestätte.

Photo: Jan Pacholski, 2009.

danach wird meistens mitgeteilt oder zumindest angedeutet, dass die Aufgabe erfolgreich gelöst wurde, was wie eine schicksalhafte Vorbestimmung im antiken Drama wirken kann. Im nächsten Zug geht der Autor zur minutiösen Lokaltäts-schilderung über. Interessanterweise handelt es sich hier nicht nur um Beschreibungen etwa der strategisch wichtigen Höhenzüge bzw. einer diffizilen Stelle, wie eine gut geschützte Brücke, die es zu passieren galt, sondern auch um absolut friedliche, von der militärischen Thematik vollkommen unabhängige, längere Textpassagen, in denen die Schönheit der Landschaft und die Eigenart der lokalen Architektur geschildert werden.

Der ‚Wanderer durch die Mark‘, der den Kriegsschauplatz Böhmen persönlich durchstreifte,⁹ fand offensichtlich jene Landschaft besonders anziehend, wofür es

an mehreren Stellen im 1866er Kriegsbuch viele überzeugende Beweise gibt, wie z.B.: *„An einem hellen Herbsttage in leichtem Gefährt hier die Straße entlang rollen, ist eine Lust für Auge und Herz, und die böhmische Landschaft, überall anmuthig, erschließt hier ihren vollen Zauber, ihre ganze Eigenthümlichkeit. Wellig dehnt sich das Land, Waldparzellen schieben sich in bestellte Aecker und wiederum breite Kornfeldstreifen in Tannenholzungen hinein, bläulich dämmert der Horizont und in den blauen Dämmer steigen Höhenzüge und Burgruinen auf, keine prächtiger als ‚Burg Trosky‘, die Ziska zertrümmerte und die, in Trümmern noch, auf Meilen hin das Land beherrscht.“*¹⁰

Hervorgehoben sei hier noch, dass der künftige Theaterkritiker und große Schiller-Verehrer sich besonders durch die Stätten angesprochen fühlte, die mit der Geschichte Waldsteins, dem Vorbild für



Abb. 3: Kampf am Nebelberg.

Photo: Jan Pacholski, 2012.

Schillers „Wallenstein“, verbunden waren. Womöglich ist dies auch der Grund, weswegen es sich im Falle der umfangreichen Kapitel zu *Gitschin* und *Münchengrätz* um zwei der gelungensten Kriegsbücher-Passagen handelt.¹¹

Nach dem genannten ‚landeskundlichen‘ Teil kommt in jeder Gefechtsschilderung die Beschreibung der eigentlichen militärischen Handlung, die aufs Genaueste dargestellt wird. Fontane, der diesen Krieg nicht persönlich erlebt hatte, denn er besuchte Böhmen erst im August 1866 und später nochmals 1868, bediente sich einer Reihe von Berichten aus fremder Hand. Es waren vor allem Briefe der Offiziere, die meistens direkt nach dem Kriege als Broschüren veröffentlicht worden waren.¹² Der ‚märkische Dichter‘ integrierte jene Augenzeugenberichte in seinen eigenen Text, was an die durchaus

moderne Technik der Collage erinnert. Interessanterweise erlaubte er sich nicht selten weitgehende Eingriffe in fremde Textpassagen, wodurch er sie seinem eigenen Stil anpasste. Obwohl er meistens deutlich hervorhebt, dass aus dem Bericht eines Augenzeugen zitiert wird, wirkt die Erzählung in den meisten Fällen natürlich und ‚nahtlos‘.

Hektik in West- und Mitteldeutschland?

Der nach dem oben dargestellten Schema ausgeführte Bericht vom böhmischen Feldzug, der auch die imposante Schilderung der Schlacht bei Königgrätz enthält, erschien 1870, als das Königreich Preußen, zusammen mit seinen Verbündeten, in einen neuen Krieg, diesmal gegen Frankreich, verwickelt war. Fontane wur-

de beauftragt, das Werk *Der Krieg gegen Frankreich* vorzubereiten. Er besuchte den französischen Kriegsschauplatz im Oktober 1870, was in Domremy mit seiner Gefangennahme unter Spionage-Verdacht endete; erst nach Bismarcks Vermittlung wurde er freigelassen.¹³

Der Verleger von Decker erwartete von dem Dichter, dass das vorherige Buch schnell abgeschlossen werden sollte. Der erste (böhmische) Band erschien 1870 – im gleichen Jahr, in dem der neue Krieg begann! Es blieb aber noch übrig, den zweiten Band fertigzustellen, in dem der Feldzug in West- und Mitteldeutschland zu schildern war (dies geschah dann erst 1871). Den erhaltenen Briefen Fontanes an Illustrator Ludwig Burger ist es zu entnehmen, dass der *Wanderungen*-Autor mit seinem Text eher fertig war als der Graphiker mit seinen Bildern. Schon Ende 1868, nach dem zweiten Böhmen-Aufenthalt Fontanes, zeigte sich in seinem Brief an Burger eine gewisse Nervosität: „*Und nun noch eins. Bitte von ganzem Herzen, treuester Burger, dehnen Sie die Geschichte nicht weiter aus, machen Sie Schicht, ziehen Sie Strich, Grenze, wir kommen sonst aus der Unruhe nicht heraus.*“¹⁴

Noch deutlicher ist sie in einem weiteren Brief zu spüren, der im Mai 1869 entstand: „*Sie haben gewiß in vielen Stücken Recht, aber eines kann ich doch nicht gelten lassen. Ich bin an einer Verzögerung absolut unschuldig. [...] Ende Oktober v.J. war ich mit dem ganzen M.S. fertig und die 6½ Monate die seitdem vergangen sind, hab ich lediglich an die Korrektur des M.S. gesetzt.*“¹⁵

Aus dem Brief geht eindeutig hervor, dass Ende Oktober 1868 das Fontane'sche Manuskript fertig war. Ob es sich um das ganze Werk oder lediglich um den ersten (böhmischen) Band handelte, sei dahin-

gestellt. Abgesehen von dieser Frage wird allerdings klar, dass sich der vielleicht allzu pedantische Illustrator als Hemmschuh erwies. Wenn man dabei bedenkt, dass Burger lediglich Bleistiftskizzen lieferte, die dann erst von dem mit dem Decker'schen Verlag zusammenarbeitenden Holzstecher ausgeführt wurden, was natürlich wiederum viel Zeit in Anspruch nahm, wird einem sofort die prekäre Lage klar.

Es muss hier allerdings doch ein Wort zur Burgers Verteidigung gesagt werden. Im zweiten (nennen wir ihn ‚deutschen‘) Band des 1866er Kriegsbuches erreicht das Bildwerk ein bis dahin nie dagewesenes Niveau. Neben den üblichen Initialen und Vignetten, den seit dem ersten Band des Werkes bekannten größeren und kleineren Schlachtszenen und den von Anfang an präsenten Porträts, tauchen nun interessante Tafeln auf, auf denen die Uniformierung der kämpfenden Truppen sehr genau dargestellt wird, und zwar sowohl der preußischen als auch der feindlichen. Auch die anfangs genannten Initialen und Vignetten bekommen einen neuen Charakter. Früher waren sie meistens mit banaler Symbolik, wie z.B. den kämpfenden Wappentieren, überladen; im zweiten (deutschen) Band des 1866er Kriegsbuches gibt es realistischere Darstellungen. Es sind nicht nur einfache Genreszenen aus dem Soldatenleben, sondern auch manchmal verhältnismäßig drastische Bilder der Schlachtfelder nach dem Kampf, die früher in derartigen Werken nicht zu finden gewesen waren. War dies ein Einfluss Adolf von Menzels, seiner Skizzen der verwundeten Soldaten und des bald aufkommenden Naturalismus?

Zu betonen ist hier noch eine weitere Leistung Burgers, und zwar die Zusammenstellung eines durchaus interessanten Anhangs am Ende des zweiten Bandes



Abb. 4: Denkmal auf dem Friedhof in Dermbach.
Photo: Jan Pacholski, 2012.

des 1866er Kriegsbuchs. Es ist der bereits erwähnte Anhang *Die Denkmäler*, der sogar auf dem Titelblatt des Bandes annonciert wird. Der separat paginierte Teil beinhaltet fast achtzig Bilder der meistens bis heute erhaltenen Kriegerdenkmäler in Böhmen und Deutschland, die dank der Burger'schen Darstellung und Beschreibung vor Ort leicht zu identifizieren sind. Neben den Skizzen finden sich auch sehr genaue Angaben zur Lage der geschilderten Monumente. In lateinischer Schrift werden die auf den Sockeln angebrachten Inschriften wiedergegeben, was besonders für die böhmischen Denkmäler von Bedeutung ist, weil sie – sonst bis heute vorzüglich gepflegt – sehr oft mit den neuen, tschechischen Inschriften versehen wor-

den sind. Auf Seite 45 des Anhangs wird das nicht mehr existierende „*Denkmal, den Gefallenen des V. Armeecorps – errichtet in Posen*“ abgebildet, was einen besonderen Wert hat. Dem auf Oktober 1870 datierten Kommentar des Graphikers ist folgendes zu entnehmen: „*Der Zeichner der Illustrationen dieses Buches hat versucht, in nachfolgender Reihe, so weit als erreichbar, die hervorragendsten Grabmäler, preußische sowohl als die ehemaliger Waffengegner, sofern sie Gefallenen einzelner Truppentheile oder ausgezeichneten Führern gelten, vorzuführen. Größtentheils sind diese Monumente an Ort und Stelle nach der Natur gezeichnet, andere nach Photographien. Für die Denkmäler am Main, namentlich derer bei Roßbrunn und auf dem Kirchhofe von Uettingen, sind die ausgezeichneten Photographieen von C. Hoffmann, Großherzoglichen sächsischen Hof-Photographen in Erfurt, maßgebende Originale gewesen. Bei den österreichischen Denkmälern in Böhmen herrscht die Obeliskform sehr vor, so daß aus diesem Grunde, um Monotonie zu vermeiden, von der Abbildung vieler derselben, z. B. des Denkmals des K.K. 29. Feldjäger-Bataillons auf dem Muskyberge bei Münchengrätz, des auf der Höhe von Horenowes errichteten und anderer, Abstand genommen werden mußte.*“¹⁶

Beispiel der Gefechte bei Dermbach

Wo man im Burger'schen Teil des gemeinsamen Werkes eine Leistung hervorheben muss, kann man wohl Fontanes geringeres Engagement feststellen. Sehr deutlich zeigt dies das Kapitel *Die Gefechte bei Dermbach* und die weiteren Passagen, in denen die Überschreitung der Rhön durch die preußische Armee – auch die kühne Eskapade durch das Gebirge der hohen Rhön – geschildert wird.

Wenn man bedenkt, dass die trefflichen und lebendigen Schilderungen Böhmens auf Fontanes höchstpersönlichem Besuch basierten, stellt man sich sofort die Frage, ob der Dichter auch der Rhön die Ehre einer Visite erwiesen habe, was allerdings verneint werden muss. Abgesehen von einem Besuch in Meinigen und dem ausgesprochen kurzen Aufenthalt von 28. bis 31. August 1867 in Bad Kissingen blieb diese Gegend für Fontane damals unerschlossen.¹⁷ Dies spiegelt sich leider in den entsprechenden Kapiteln des zweiten Bandes des vorletzten militärhistorischen Werkes Fontanes wider. Es fehlen die so reizenden Landschaftsschilderungen, dank derer der böhmische Teil des 1866er Kriegsbuches auch für militärisch uninteressierte Leser attraktiv bleibt. Von der überzeugenden Schilderung des Lokalkolorits ist keine Spur, selbst die würdigen Architekturmonumente der Stadt Fulda bleiben unerwähnt. Lediglich eine Bürger'sche Illustration, welche die untere Hälfte der Seite 88 einnimmt, stellt eine soldatische Genreszene vor dem Fuldaer Paulusthor dar, im Hintergrund ragt ein barocker Turm des Domes empor.

Ein wenig lebhafter scheint die Schilderung des kühnen Überganges durch die Berge der hohen Rhön zu sein: „Den ungleich beschwerlicheren Marsch hatten die beiden andern Divisionen [Goeben], um so beschwerlicher, als mit Rücksicht auf die äußerste Armuth der Gegenden, die man, bis Brückenu hin, zu passieren hatte, die Mitführung eines 3tägigen Verpflegungsbedarfes angeordnet war. Der Troß, die Wagencolonnen, die folgten, waren endlos. Dazu führte die Chaussee, statt, wie andern Orts, die Höhen in Zickzacklinien zu umgehen, geradlinig über die Berge hinweg, über Berge, die zum Theil so steil sind, daß, bei schlechtem Wetter, selbst leeres Fuhrwerk, das hier

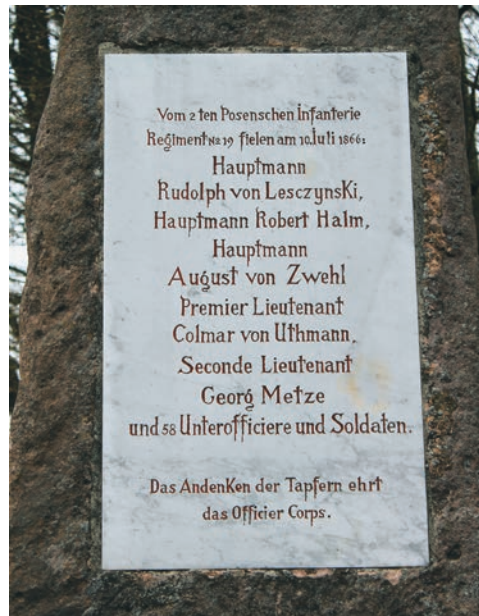


Abb. 5: Detail des Denkmals am Wege von Bad Kissingen nach Nüdlingen.

Photo: Jan Pacholski, 2012.

des Weges kommt, sich des Vorspanns zu bedienen pflegt. Anhaltender Regen hatte diese Wege jetzt beinahe grundlos gemacht. Und unsre Artillerie mußte doch drüber hinweg! Pferde und Mannschaften litten schwer. Man erreichte, nach Anstrengungen, wie sie während des ganzen Feldzuges nicht übertriffen wurden, spät Abends die Ortschaften Motten und Kothen. Elende Gebirgsdörfer. Kaum daß die Truppen ein Unterkommen fanden; an Verpflegung war nicht zu denken; die Bauern hatten nichts, die Traincolonnen waren noch nicht heran; ein hungrierer Abend schloß den strapaziösen Tag.“¹⁸

Die Schilderung der eigentlichen Gefechte bei Dermbach erfolgt nach dem bekannten Muster. Lediglich die ‚landeskundliche‘ Einführung über ‚Land und Leute‘ fiel vollkommen weg. Die Darstellung der militärischen Handlung unter-

scheidet sich in ihrem Charakter von den Vorbildern aus dem ersten (böhmischen) Band kaum. Es gibt hier allerdings doch einen kleinen Unterschied und zwar wiederum zu Ungunsten der Rhöner Passage. Der auf der Seite 77 beginnende Brief eines Augenzeugen („*eines 55ers vom Bataillon Böcking*“¹⁹) wird kaum in den Fontane'schen Text integriert. Er wird bloß zitiert, quasi am Ende des Berichtes aufgeklebt, ohne dass sich der Dichter bemüht, ihn mindestens durch einen trefflichen Kommentar abzurunden. Wenn man dies etwa mit der lebhaften Schilderung des Überganges über den Muskyberg bei Münchengrätz vergleicht, wo Fontane mit seiner Feder Zychlinskis Bericht durchaus gekonnt moderiert, erscheint der Rhöner Teil des 1866er Kriegsbuches weniger anziehend.²⁰

Die Panik bei Hünfeld und bei Gersfeld

Die Ursache dieses Sachverhaltes liegt womöglich nicht nur im rascheren Tempo, in dem Fontane am zweiten Teil seines 1866er Kriegsbuches gearbeitet hat. Es gab noch einen Grund, der sich in der von Burger verwendeten Formulierung „*die ehemaliger Waffengegner*“²¹ ankündigte. Im Oktober 1870, als der Graphiker seinen Anhang über die Denkmäler fertigstellte, erlebte Fontane sein gefährliches Abenteuer in Frankreich. Zu gleicher Zeit waren die einstigen Gegner von 1866 (Bayern, Sachsen, Hannoveraner und einige weitere deutsche Kleinstaaten) Verbündete Preußens im Krieg gegen den westlichen ‚Erbfeind‘.

Aber über Alliierte darf man nicht schlecht reden! Dies zeigt am deutlichsten der Bericht über die Panik bei Hünfeld und bei Gersfeld.²² Fontane war immer

dazu geneigt, die Gegner Preußens auf eine durchaus faire Weise zu schildern – manchmal **zu** fair, sagten ihm manche seiner Zeitgenossen nach – selbst sein eigener Sohn, der die Militärlaufbahn eingeschlagen hatte. Im Kapitel über die Panik, welche in bayerischen Reihen ohne eine wirkliche Ursache ausbrach, formuliert der ‚märkische Dichter‘ besonders vorsichtig. Es scheint sogar, dass er den ganzen Vorfall zu verharmlosen sucht. Während er den Abschnitt über *die Panik bei Hünfeld* eröffnet, beginnt er einen Satz mit einer kategorisierenden Feststellung, die zum sonstigen Charakter der Kriegsbücher kaum passt: „*Ehe wir zu einer Schilderung dieser wundersamen, psychologisch höchst interessanten Vorgänge übergehen ...*“²³

Über die Panik bei Gersfeld berichtet Fontane wie folgt: „*Was es war, weiß Niemand zu sagen; ob ein Karabiner losging, ob Wilddiebe einen blinden Lärm machten, oder ob die Baiern, sich gegenseitig für Feinde haltend, aufeinander los feuerten, gleichviel, es wurde geschossen und der Knall, durch das Echo verstärkt, hallte in der Waldschlucht wieder. ‚Die Preußen! Verrath!‘ und auf den müd und matt gerittenen Pferden begann das neue Jagen; hierhin, dorthin, einzeln und in Trupps, stob es wie eine wilde Jagd über die waldbestandene Haide.*“²⁴

Das vorher genannte Gefecht bei Dermbach, dessen Schilderung das Motto zur vorliegenden Skizze entnommen wurde, wurde durch das Eintreffen eines Befehls unterbrochen: „*Schon schickten sie sich an, in Ausnutzung des Erfolges gegen Roßdorf selbst vorzudringen, als erneuter und bestimmter Befehl eintraf, **Halt** zu machen und das Gefecht abbrechend, auf Dermbach zurückzuziehen.* [...] *Mit schlecht verhehltem Unmut gehorchten die Bataillone, die sich verbissen hatten und das Ziel ihrer Anstrengung vor sich liegen sahen. Aber – sie*

gehorchten²⁵ [...] *Aber der Soldat muß gehorchen, er muß dahin gehen, wohin er geschickt wird durch höheren Befehl, sei es zum Siege, sei es zur Rückkehr.*²⁶

Ähnlich fühlte sich womöglich auch Fontane, indem er seine frühere, ein wenig schärfere Poetik der Kriegsdarstellung aus Rücksicht auf die 1870 mit Preußen verbündeten Bayern zähmte. Oder war es nur eines der ersten Zeichen der Müdigkeit und Erschöpfung nach der damals schon etwa sechsjährigen Beschäftigung mit dem militärhistorischen Sujet, die womöglich durch die traumatischen Erlebnisse der französischen Gefangenschaft vertieft wurden?

Das letzte (französische) Kriegsbuch Fontanes stellt teilweise eine andere Gattung dar. Es wird nicht mehr illustriert, auch die Erzählweise verändert sich ein wenig. Die beiden ersten militärisch-historischen Werke des späteren *Effi Briest*-Autors weisen eine deutliche Entwicklung auf: von dem zunächst weniger gelungenen Werk *Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864* bis zu einem gewissen Höhepunkt im *Königgrätz*-Kapitel des Buches *Der deutsche Krieg von 1866*. Nach dem Höhe- und Wendepunkt auf dem Schlachtfeld zwischen Sadowa und Chlum am 3. Juli 1866 beginnt die abfallende Handlung, die mit dem resigna-

tiven Ton des Alterswerkes *Stechlin* abgeschlossen wird, mit jenem reifen Roman, in dem die kriegshistorische Thematik wie ein Schatten, quasi dem Abbild der Jahre 1864 bis 1871 präsent ist.

Jan Pacholski, geb. 1973 in Breslau (Wrocław/Polen), ist wiss. Mitarbeiter am Germanistischen Institut der Universität Breslau und wurde über Theodor Fontanes Kriegsberichterstattung promoviert; zahlreiche Veröffentlichungen in deutschen, polnischen, holländischen und tschechischen wiss. Zeitschriften und Konferenzbänden, Mitherausgeber von vier Sammelbänden und Autor von zwei Monographien; Forschungsschwerpunkte: poetischer Realismus (vor allem Theodor Fontane und Adalbert Stifter), Literatur und Kultur Schlesiens und dessen Nachbarländern (Böhmen, Mähren, die Ober- und Niederlausitz), Reiseliteratur um 1800, Gebirgsmotive im deutschsprachigen Schrifttum, Kulturgeschichte des Riesengebirges. Seine Anschrift lautet: Germanistisches Institut der Universität Breslau/Wrocław, pl. Biskupa Nankiera 15 b, 50-140 Wrocław, Polen, E-Mail: pacholskij@gmail.com.

Anmerkungen:

- 1 Der vorliegende Beitrag ist eine modifizierte Fassung der bereits veröffentlichten Studie: Pacholski, Jan: Mit Theodor Fontane (und den preußischen Truppen) durch die Rhön, in: *Germanica Wratislaviensia* 137 (2013), S. 47–64.
- 2 Fontane, Theodor: *Der deutsche Krieg von 1866*. Berlin 1870–1871. Bd. II. [Der Feldzug in West- und Mitteldeutschland] 1871, S. 80.
- 3 Beiträge: Osborne, John: Theodor Fontane und die Mobilmachung der Kultur: Der Krieg gegen Frankreich 1870–71, in: *Fontane-Blätter* 37

(1984), S. 421–435. – Ders.: Le Bourget, oder die Garde nach St. Privat: zu Fontanes „Der Krieg gegen die Republik“, in: *Fontane-Blätter* 58 (1994), S. 138–154. – Ders.: „Ja, vierundsechzig, Kinder, da fing es an“: zu Theodor Fontanes „Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864“, in: *Germanisch-romanische Monatsschrift* 46/4 (1996), S. 439–449. – Ders.: Autobiographisches als Nebenprodukt zu Fontanes Kriegsbüchern, in: *Fontane-Blätter* 65–66 (1998), S. 234–245. – Ders.: Aus Schottland und

- Frankreich, in: Fontane-Blätter 75 (2003), S. 42–63. Buchveröffentlichungen: Ders.: Theodor Fontane: vor den Romanen: Krieg und Kunst. Göttingen 1999. – Ders.: Die Kriegsbücher, in: Grawe, Christian / Nürnberger, Helmuth (Hrsg.): Fontane-Handbuch. Stuttgart 2000.
- 4 Beiträge (Auswahl): Pacholski, Jan: An der Katzbach, bei Königgrätz – historische Landschaften in den „Wanderungen...“ und Kriegsbüchern, in: Delf von Wolzogen, Hanna (Hrsg.): „Geschichte und Geschichten aus der Mark Brandenburg“. Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ im Kontext der europäischen Reiseliteratur. Würzburg 2003, S. 303–324. – Ders.: Horsitz, oder wie Fontane durch die „böhmischen Dörfer“ reiste, in: Orbis Linguarum 23 (2003), S. 143–154. – Ders.: Von den Düppeler Schanzen bis nach Königgrätz – auf den Spuren einer Entwicklung in Fontanes Kriegsberichterstattung, in: Germanistische Studien 2 (2004), S. 2–12. Dissertation: Ders.: Das ganze Schlachtfeld – ein zauberhaftes Schauspiel. Theodor Fontane als Kriegsberichterstat-ter. Wrocław–Görlitz 2005.
 - 5 Mehr zur Gestalt und Wirkung des genannten Graphikers s. Pacholski, Jan: Ludwig Burgers Nachlass in den Sammlungen des Nationalmu-seums zu Breslau, in: Fontane-Blätter 73 (2002), S. 134–147.
 - 6 Vgl. z.B. Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Erster Band. Die Grafschaft Ruppin, in: NFA [Nymphenburger Fontane-Ausgabe – Ders.: Sämtliche Werke. Hrsg. von Gross, Edgar / Schreinert, Kurt u.a. München 1959–1975] IX. 1960, S. 38ff.
 - 7 Vgl. Neitzel, Sönke: Die Kriegsbücher Fonta-nes, in: Heidenreich, Bernd / Kroll, Frank-Lo-thar (Hrsg.): Theodor Fontane – Dichter der Deutschen Einheit. Berlin 2003, S. 121.
 - 8 Ludwig Burger war – ähnlich wie Theodor Fon-tane – Mitglied im Berliner Sonntagsverein „Tunnel über der Spree“.
 - 9 Fontane besuchte Böhmen zweimal; über seine erste und längere Reise im Sommer 1866 no-tierte er in seinem Tagebuch: „Mitte August trete ich mit Freund Scherz eine Reise nach Böhmen an. Wir gehen über Dresden [16. Aug.] und Prag [17.–18. Aug.]. In Prag treffen wir Herrn v. Rohr vom Leib-Regiment. Dieser erhält Urlaub und schließt sich uns an. Wir reisen über Brandeis, Be-natek, Jung-Bunzlau bis Münchengrätz, besuchen dann die Gefechtsfelder von Podoll, Podkost, So-botka, Lochow, Gitschin, zuletzt über Horsitz das große Schlachtfeld von Königgrätz. In Pardubitz trennt sich Herr v. Rohr von uns und kehrt nach Prag zu seinem Regiment zurück. Wir reisen an-derm Tags, in Gesellschaft von Herrn v. Wechmar (der Commandeur der Stabswache von General Steinmetz) über Görlitz nach Berlin zurück.“ – Fontane, Theodor: Tagebücher, in: GBA [Gro-ße Brandenburger Ausgabe – Ders.: Sämtliche Werke. Hrsg. von Erler, Gotthard. Berlin–Wei-mar 1994–2002] Tage- und Reisetagebücher. Bd. 2. [Tagebücher 1866–1882, 1884–1898] 2. Aufl. 1995, S. 17. Hervorhebung von Fon-tane; der zweite, deutlich kürzere Aufenthalt fand am Ende seiner ersten schlesischen Som-merfrische in Erdmannsdorf im Hirschberger Tal im Spätsommer 1868 statt; dem Tagebuch ist zu entnehmen: „...am andern Tag nach Böh-men hinein und Trautenau, Nachod, Skalitz, Burkersdorf und Alt Ragnitz-Rudersdorf [sic!] besucht.“ – Ebd., S. 32. Als Ergebnis von Fon-tanes erster Reise nach Böhmen gibt es einen Zyklus von elf Reisebriefen, die im September und Oktober 1866 im „Berliner Fremden-und Anzeigeblatt“ (dem sogenannten „Decker-schen Fremdenblatt“) veröffentlicht worden sind; einige dieser Beiträge haben dem Dichter später als Vorlage bzw. Urfassung für die jewei-ligen Kriegsbuch-Kapitel gedient; die Buch-fassung: Fontane, Theodor: Reisebriefe vom Kriegsschauplatz Böhmen 1866. Hrsg. von Andree, Christian. Frankfurt a.M.–Berlin–Wien 1973.
 - 10 Fontane, Theodor: Der deutsche Krieg von 1866. Berlin 1870–1871. Bd. I. [Der Feldzug in Böhmen und Mähren] 1870, S. 190. Ein weiteres Beispiel hierfür wäre das ganze Kapi-tel *Das Isergebiet. Land und Leute*, ebd., S. 97–101.
 - 11 Ebd., S. 164–183 [Münchengrätz] u. S. 209–246 [Gitschin].
 - 12 Z.B. Zychlin von Zychlinski, Friedrich Hein-rich Franz Szeliga: Antheil des 2. Magdebur-gischen Infanterie-Regiments № 27 an dem Gefecht bei Münchengrätz am 28. Juni 1866 und an der Schlacht von Königgrätz am 3. Juli 1866. Halle a.S. 1866.
 - 13 „Ein Jahr später, am 5. Oktober 1870, war Fon-tane bei der Bereisung des Kriegsschauplatzes in Frankreich gelegentlich eines Besuches der Jean-d’Arc-Stätten in Domremy von Freischärlern als Spion festgenommen, aber durch das Divisions-Kriegsgericht in Besançon völlig freigesprochen worden. Trotzdem hatte der Kriegsminister der

Republik Léon Gambetta entschieden, „daß es in Erwägung meiner vielen Beziehungen zu Militärs geraten sei, mich bis zum Schluß des Krieges als Prisonnier de Guerre im Lande zu behalten“. Auf eine Intervention des Besançonner Erzbischofs Césaire Mathieu wurde Fontane in der Kriegsgefangenschaft auf der Festung Oléron ‚comme officier supérieur‘ behandelt. Seine Freilassung Ende November 1870 erfolgte auf Grund einer Repressivmaßnahme des Kriegsministers von Roon und einer durch den Grafen Bismarck herbeigeführten Intervention des amerikanischen Gesandten Washburne. In der offiziellen Note Bismarcks an Washburne vom 29. Oktober 1870 wurde Fontane als ‚well known historian‘ bezeichnet. Fontanes im Verlag des Berliner Hofbuchdruckers Rudolf von Decker erschienene Werke über die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 wurden neben den offiziellen Publikationen des preussischen Generalstabs und der einzelnen Truppenteile als halboffizielle Darstellungen angesehen, zumal sie vereinzelt durch bekannte militärische Schriftsteller angezeigt wurden.“ – Fricke, Hermann: Theodor Fontanes „Der deutsche Krieg 1866“ und seine militärgeschichtlichen Helfer. Mit unbekannten Briefen von und an Theodor Fontane, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 71 (1966), S. 203f.

- 14 Fontanes Brief an Burger vom 3.12.1868, in: Fontane, Theodor: Briefe an den Verleger Rudolf von Decker. Hrsg. von Hettche, Walter. Heidelberg 1988, S. 94.
- 15 Fontanes Brief an Burger vom 16.05.1869: ebd., S. 126. Hervorhebung von Fontane.
- 16 Burger, Ludwig: Anhang. Die Denkmäler, in: Fontane: Der deutsche Krieg (wie Anm. 2), S. 3 des separat paginierten Anhangs am Ende des Bandes; Hervorhebung von Burger.
- 17 Später kam Fontane mehrmals nach Bad Kissingen, und zwar zweimal zur Kur (27.06.–06.08.1889 u. 16.06.–15.07.1890) u. das dritte Mal 03.06.–30.06.1891; es handelt sich allerdings um die Zeit **nach** der Entstehung des 1866er Kriegsbuches, welche für die vorliegende Studie irrelevant ist.
- 18 Fontane: Der deutsche Krieg (wie Anm. 2), S. 91.
- 19 Ebd., S. 77.
- 20 Vgl. ebd., Bd. I, S. 177–180.
- 21 Burger: Denkmäler (wie Anm. 16).
- 22 Fontane: Der deutsche Krieg (wie Anm. 2), Bd. II, S. 82–86. Kapitel *Hünfeld. Gersfeld*.
- 23 Ebd., S. 82.
- 24 Ebd., S. 85.
- 25 Ebd., S. 76. Hervorhebungen von Fontane.
- 26 Ebd., S. 80.

Hermann Rumschöttel

Wie ein Phönix aus der Asche:

Die Geburt einer neuen bayerischen Armee nach dem Krieg von 1866¹

Die Niederlage der bayerischen Armee im Krieg von 1866 setzte einen politischen und militärischen Reformprozess in Gang, der in kurzer Zeit das Heer des Königreichs vollkommen umgestaltete. Dabei wurden ältere bayerische Pläne, preußische Muster und neue, in München entwickelte Ideen kombiniert. Die bayerische Armee entwickelte sich rasch zu einem angesehenen Teil der Armee des Deutschen Reiches mit eigenem Charakter.

Der Fränkische Kurier schrieb am 8. Februar 1869: „Die Armee kann mit großer Befriedigung auf das vergangene Jahr zurückblicken. Wir haben eine wirkliche Armee, nicht eine solche auf dem Papier oder in der Registratur des Kriegsministeriums; wir haben eine Armee von Fleisch und Blut, von Kopf und Herz; sie ist keine Steuer, kein Blutzehnt mehr, den nur der Arme leisten muß; der Arme wie der Reiche, der Hohe wie der Niedere, der Gebildete wie der Ungebildete stehen in ihr Arm in Arm.“²



Abb.: Kriegsminister Sigmund Freiherr von Pranckh (1821–1888). Photo: Gemeinfrei.

Zweieinhalb Jahr zuvor, im September 1866, hatte sich Prinz Karl in einem Bericht an König Ludwig II. ausführlich zum inneren Zustand der bayerischen Armee geäußert.³ Dieser sei durch einen Mangel an Disziplin und durch fehlende Führungsfähigkeiten gekennzeichnet. *„Von einem freudigen Mut in der Mitte von Gefahren und Strapazen, von einer enthusiastischen Hingebung hervorgerufen durch Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an den Kriegsherrn war wenig zu sehen, dagegen viel Weichheit, Schlaffheit und Tatenlosigkeit.“*⁴ Etwa gleichzeitig hatten in eigenen Stellungnahmen Prinz Luitpold die disziplinarischen Probleme und Generalquartiermeister Graf von Bothmer die Schwerfälligkeit der Mobilmachung und die unzeitgemäße Heeresorganisation beklagt.

Das auf einen Krieg nicht vorbereitete bayerische Heer war dem geschulten Gegner des Jahres 1866 deutlich unterlegen,

aus Organisation war schon bald nach der Mobilmachung Desorganisation geworden, und viele der in den Jahren vorher von hohen Offizieren wie Karl von Baur, Karl Theodor Fürst von Thurn und Taxis, Klemens von Raglovich, Ludwig Freiherr von der Tann oder Anton von der Mark prophezeiten Katastrophenszenarien waren Wirklichkeit geworden. Die bayerische Armee kehrte – mit militärischer Optik gesehen – in Unehren aus dem Krieg zurück.

Nur drei Jahre später hatten sich die Dinge so verändert, dass der König dem Kriegsminister Sigmund Freiherr von Pranckh anlässlich dessen Ernennung zum Reichsrat in einem Handschreiben am 7. Mai 1868 mitteilte: *„Als ich Sie an die Spitze des Kriegsministeriums berufen habe, haben Ihre langjährigen Erfahrungen, Ihre Dienstestreue und Ihre hervorragenden Fachkenntnisse meinen Entschluß geleitet. Sie haben während Ihrer Amtsführung meinen Erwartungen durchaus entsprochen; die Energie und Gewandtheit mit der Sie die schwierige Aufgabe der neuen Armeeorganisation lösten, und Ihre feste patriotische Haltung finden meine ungeteilte Billigung.“*⁵

Maximilian Leyh, der nach dem Ersten Weltkrieg lange Jahre an der Spitze des Kriegsarchivs in München stand und dem wir eine solide Darstellung der Heeresreform nach 1866 verdanken, formulierte im Jahr 1923: *„Bis ins innerste Mark hatte die Reform die Armee erschüttert, und tief mußte in die deckende Aschenschicht eingegriffen werden, um den im langen Frieden erstickten kriegerischen Geist des bayerischen Volkes wieder anzufachen und zu heller Glut zu wecken.“*⁶

Kriegsminister Freiherr von Pranckh hatte vor Beginn des Deutsch-Französischen Krieges im Juli 1870 vor der Kammer der Reichsräte versprochen: *„Wie die Würfel fallen werden, das freilich kann nicht*

*vorausgesagt werden; aber das Eine sage ich Ihnen voraus: Mag der Krieg und das Geschick gehen wie es will, dafür stehe ich ein, die bayerische Armee wird mit Ehren aus dem Kriege zurückkehren.“*⁷

Die tief greifenden militärischen Veränderungen in Bayern nach dem Krieg von 1866 werden in ihrer Tragweite dann besonders deutlich, wenn man sie in den Zusammenhang der Heeresentwicklung im 19. Jahrhundert stellt. Diese Entwicklung war ja keineswegs ein ständiger Niedergang gewesen, sondern hatte durchaus Phasen, an die man im Sinne einer positiven Tradition ab 1867 anknüpfen konnte und auch anknüpfte.⁸

So gehörte zu den innerbayerischen Umgestaltungsmaßnahmen der frühen Montgelaszeit auch die Modernisierung der Armee. Einer der wichtigsten militärischen Berater des Kurfürsten und Königs war der 1755 geborene General Johann Nepomuk von Triva, von 1804 bis 1822 de facto bayerischer Kriegsminister, auch wenn das Ministerium selbst erst 1808 gegründet und Triva erst 1814 offiziell zu dessen Leiter ernannt wurde.⁹

Bayerns politische Erfolge, die erheblichen Gebietsgewinne, die Erhebung zum Königreich, der deutliche Souveränitätszuwachs im Inneren gerade auch in der Rheinbundzeit nach 1806 beruhten zu einem wesentlichen Teil auf dem neu aufgebauten Heer, das sowohl die Gegner als auch die Verbündeten als machtpolitischen Faktor anerkannten. Nicht nur aus finanziellen Gründen wurden die militärischen Reformen unter den folgenden Königen unterbrochen, wenn auch das Bild einer sich erst nach der Niederlage Bayerns im Deutsch-Deutschen Krieg von 1866 regenerierenden Armee verdeckt, dass seit den 1840er Jahren neue Reformansätze zu erkennen waren.¹⁰

Vor allem Ludwig von Lüder, Kriegsminister unter König Maximilian II. in den Jahren 1849 bis 1851 und 1859 bis 1861, stellte die Weichen in eine neue Richtung.¹¹ Mit Präsenzvermehrung, Ausbildungsvereinfachungen, Lagern und Übungen, der Neuaufstellung von Truppenteilen leitete der Minister eine positive Entwicklung ein, zur der auch die 1858 erfolgte Errichtung der Kriegsschule in München mit dem zentralen Ziel einer Verbesserung der Offiziersausbildung einen wichtigen Beitrag leistete. Der Beginn einer grundlegenden Reform des bayerischen Offizierkorps lässt sich mit diesem Datum in Verbindung bringen, wenn diese auch zögerlich und ohne Nachdruck betrieben wurde. Generell erlahmte der Reformeifer zu Beginn der 1860er Jahre.

Die Armee, die Ludwig II. 1864 übernehmen musste, war in hohem Maße reformbedürftig. Die Notwendigkeit einer neuerlichen Heeresreform an Haupt und Gliedern wurde im Krieg 1866 schneller und deutlicher offenbar, als selbst Kritiker vorher befürchtet hatten. In zwei verfassungsrechtlich unterschiedlichen Phasen wurde diese große Reform dann verwirklicht, eine Reform, die ohne Zweifel zu den Aktivposten der Regierungszeit Ludwigs II. gehört.¹² Der erste Schritt erfolgte in der Phase partieller bayerischer Souveränität nach 1866, die weiteren Schritte dann im Deutschen Reich, in dem Bayern sich eine in großem Umfang selbständige Armee als Teil der Reichsarmee hatte vorbehalten können. Ludwigs Überzeugung, dass es 1870 gelungen sei, die Miltärhoheit der Krone Bayerns vollständig zu wahren, wurde im wirklichen Leben durch das rasche praktische und auch mentale Hineinwachsen der bayerischen Armee in die Reichsarmee relativiert, ein

Vorgang, der von den militärischen Spitzen in München gefördert worden ist.

An dem am 1. August 1866 von Ludwig II. berufenen Kriegsminister Sigmund Freiherr von Pranckh hielt der König auch fest, als das ins Auge gefasste neue Wehrgesetz parlamentarisch im ersten Anlauf scheiterte. Pranckh war für Ludwig II. der richtige Mann, um Bayerns Armee zeitgemäß umzugestalten. Schon aus seiner früheren Tätigkeit als Adjutant des Kriegsministers Lüder kannte er die älteren Reformüberlegungen. Durch seinen Truppeneinsatz und seine Teilnahme am Krieg von 1866 war er mit dem tatsächlichen Zustand der Armee des Königreichs vertraut. Diese Erfahrungen ermöglichten es ihm, bereits im Oktober 1866 seine nachhaltig wirkende Denkschrift „Die Reorganisation des Wehrsystems des Königreichs Bayern“ vorzulegen. Das schließlich Ende Januar 1868 in Kraft tretende Wehrgesetz schuf die Grundlage einer neuen Armee.¹³

Die Wehrpflicht mit einer sechsjährigen und davon dreijährigen permanenten Dienstzeit wurde konsequent verwirklicht und zugleich das überkommene System der Stellvertretung mit seinen zahlreichen Befreiungen beseitigt. Auf die ersten drei Jahre in der aktiven Armee folgten drei Jahre in der Reserve und schließlich fünf Jahre in der Landwehr. Eingeführt wurde auch der so genannte „Einjährig-Freiwillige“, der nach der Mittleren Reife unter bestimmten Voraussetzungen lediglich ein Jahr zu dienen hatte. Insgesamt wurde die taktische und operative Ausbildung der Truppe verbessert, eine Kriegsakademie für eine moderne bayerische Generalstabsausbildung geschaffen, die Armee mit zwei Generalkommandos, einem Artilleriekorps und einem Geniekorps neu gegliedert und die Ausrüstung, vor allem die

waffentechnische Ausstattung, auf neue Grundlagen gestellt. Die Einführung eines Militärstrafgesetzbuches und einer Militärstraßgerichtsordnung im Jahr 1869 dürfen ebenfalls auf der Habenseite verbucht werden, wenn auch Vorgesetzte und Untergebene mit zweierlei Maß gemessen wurden.

Den beiden Generalkommandos in München und Würzburg wurden je zwei Armee-Divisionen zu je zwei Infanterie-Brigaden und einer Kavallerie-Brigade sowie eine Artillerie-Brigade unterstellt. Ihre endgültige Formation fand die Armee 1872. Die technischen Truppen traten als Korpstruppen unter das Generalkommando. Der Einteilung in zwei Generalkommandos entsprechend wurden zwei Armee-Korps gebildet. Eine 5. Division wurde 1890 aufgestellt und zunächst dem II. Armeekorps in Würzburg, seit 1900 zusammen mit einer neuen 6. Division dem neuen Generalkommando III. Armeekorps in Nürnberg zugeordnet. Diese Armee-Einteilung blieb bis 1914 bestehen.

Auch die Heeresverwaltung wurde nach preußischem Muster umgestaltet. Es entstanden Korpsintendanturen, Garnisonsverwaltungen, Proviant-, Bau- und Bekleidungsämter sowie andere Behörden für den technischen Heeresbedarf. Gleiches galt für das militärische Ersatzwesen (Erfassung, Musterung und Aushebung der Militärpflichtigen). Diese Aufgaben wurden kommunalen und staatlichen, also zivilen und militärischen Behörden übertragen, in denen Beamte der inneren Verwaltung und Militärbeamte zusammenwirkten.

Vermutlich am wichtigsten aber war ein neuer, von einem zunehmenden Selbstbewusstsein getragener Geist im Offizierkorps¹⁴ und nach und nach auch in der gesamten Truppe. Diese mentale Stärkung stand in einer Wechselwirkung zum wach-

senden Ansehen der Armee in einer Gesellschaft, die nach den Kriegen in einem größeren Umfang militärischer wurde, sich militarisierte. Das Phänomen war in Bayern bei weitem nicht so stark ausgeprägt wie in Preußen, aber eben doch signifikant. Zahlreiche Analysen der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen bayerischer Garnisonsstädte zeichnen hier ein differenziertes, aber letztlich doch recht einheitliches Bild.

Preußens Armee lieferte zu den Reformen zwar viele Anregungen, aber beim Kopieren ging man eher vorsichtig vor, und das nicht nur wegen der Wahlparole der Patriotenpartei *„Gegen die Verpreußer!“*. Die Reformer berücksichtigten die ganz anderen gesellschaftlichen, geistigen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen in Bayern. So etwa bei der Rekrutierung des Offizierkorps, wo man im Unterschied zu Preußen ab 1872 das Gymnasialabitur als Voraussetzung für den Eintritt in die Armee verlangte. Mentalität und Ideologie, Zustand und Milieu des bayerischen Offizierkorps machen dieses zu einem besonderen Teil des preußisch-deutschen Offizierkorps mit eigenem Gepräge.

Die grundsätzliche Orientierung an Preußen resultierte nicht zuletzt aus dem im März 1867 öffentlich bekannt gegebenen Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen. Im August 1866 hatte Bayern zugesichert, im Kriegsfall seine mobilen Truppen dem preußischen Oberbefehl zu unterstellen. Das eventuelle Zusammenwirken der beiden Heere sollte und musste – so Kriegsminister Prandke – vorbereitet werden. Dieser Prozess wurde mit und von verschiedenen Militärkonferenzen begleitet und gesteuert.¹⁵ Die bayerische Armee entwickelte sich zu einem wichtigen Faktor beim Hineinwachsen des Königreichs

in das Deutsche Reich, bei Reichsintegration und „Verreichlichung“ – durch die Auswirkungen des dreijährigen permanenten Militärdienstes, aber auch durch die wachsende nationale Gesinnung des Offizierkorps.

Ihre erste Bewährungsprobe hatte die neue Armee im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/1871 bestanden. Von zentraler Bedeutung für die Militärverfassung Bayerns war die 1870/1871 vereinbarte Einschränkung von Artikel 63 der Reichsverfassung, in dem es hieß: *„Die gesamte Landmacht des Reiches wird ein einheitliches Heer bilden, welches in Krieg und Frieden unter dem Befehle des Kaisers steht.“* Davon erheblich abweichend bildete das bayerische Heer einen in sich geschlossenen Bestandteil des Bundesheeres mit selbständiger Verwaltung unter der Militärhoheit des bayerischen Königs, das erst *„im Kriege – und zwar mit Beginn der Mobilmachung – unter dem Befehle des Bundesfeldherrn“* agierte. Bayern hatte bei Organisation, Formation, Ausbildung, Gebühren und Mobilisierung volle Übereinstimmung mit dem Bundesheer herzustellen, behielt sich aber vor, ob dies auch bei der Bewaffnung, der Ausrüstung und den Gradabzeichen Handlungsrichtschnur sein sollte. Zu den wesentlichen Rechten des bayerischen Herrschers gehörten weiterhin die Einstellung, Ernennung, Beförderung und Entlassung der Offiziere.

Vereinheitlichende Tendenzen verstärkten sich unter Kaiser Wilhelm II. und wurden unter anderen bei der Einführung der verfassungsrechtlich möglichen Reichs-Militärstraßgerichtsordnung konkret. Mit der eigenständigen bayerischen Militärstraßgerichtsbarkeit verschwand 1898 auch deren fortschrittliche Ausgestaltung, wie sie beispielsweise in der Öffentlichkeit des Verfahrens zum Ausdruck kam.

Bis zum Ende des Deutschen Reiches wurde der Novembervertrag von Preußen und Bayern uneinheitlich interpretiert. Das Münchner Kriegsministerium hat stets, gerade auch im Weltkrieg, die „*Selbstständigkeit*“ der bayerischen Armee betont und die ausschließliche Militärhoheit des Königs dem Kriegs-Oberbefehl des Kaisers nur über den mobilen Teil der bayerischen Truppen gegenübergestellt. Das Kriegsministerium in München verstand sich als nur dem König oder Regenten, nicht aber dem Kaiser oder der Obersten Heeresleitung verantwortlich. Bayerisch-preußische Geheimabkommen von 1874 und 1889 sicherten der bayerischen Armee auch nach der Mobilmachung ein eigenes Armeeoberkommando.

Dennoch ist die bayerische Armee im Laufe der Jahrzehnte nach 1870/1871 unübersehbar in die von ihrer Größe, ihrem Ansehen und ihrem Standard her dominante preußisch-deutsche Armee hineingewachsen. Das galt auch für Änderungen in der Uniformierung wie dem Ablegen des dekorativen, aber unpraktischen Raupenhelms zugunsten der Pickelhaube nach dem Tod Ludwig II. 1886. Für die Koordinierung zwischen München und Berlin sorgten ein lebhafter Schriftwechsel zwischen den Kriegsministerien sowie die Tätigkeit des bayerischen Militärbevollmächtigten in der Reichshauptstadt, der München über Entwicklungen und Überlegungen in der preußischen Armee auf dem Laufenden hielt. Die Vertrautheit zwischen den beiden Offizierkorps, gestärkt durch Kommandierungen, gemeinsame Übungen und Garnisonen machte erst gegen Ende des Ersten Weltkrieges

wachsenden Spannungen und einem gewissen Antagonismus Platz.

Einerseits war Preußen das große militärische Vorbild, und bei jeder neuen Herausforderung schaute man zunächst, wie im Berliner Kriegsministerium und im Großen Generalstab darauf reagiert wurde. Andererseits beharrte Bayern während der gesamten Zeit des Kaiserreichs aber auf Erregenschaften, die es als den preußischen überlegen erachtete, etwa die höheren Bildungsanforderungen für den Eintritt in die Offizierslaufbahn oder die eigenständige bayerische Generalstabsausbildung. Bedingungslose Nachahmung gab es nicht.

Der Krieg von 1866 ist die entscheidende Zäsur in der Geschichte der bewaffneten Macht Bayerns nach den napoleonischen Kriegen. Die Niederlage 1866 wurde zum Ausgangspunkt einer militärischen Erfolgsgeschichte – freilich mit nicht unerheblichen sozialen Eintrübungen in einer sich militarisierenden Gesellschaft.

Prof. Dr. Hermann Rumschöttel ist Archivar und Historiker. Er war von 1997 bis zu seiner Ruhestandsvertretung 2008 Generaldirektor der Staatlichen Archive Bayerns. An der Universität der Bundeswehr München lehrt er seit 1992 Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, insbesondere Militärgeschichte. Weitere Forschungsgebiete: Bayerische Landesgeschichte, Verwaltungsgeschichte, Verfassungsgeschichte. Seine Anschrift lautet: Walkürenstraße 21, 85579 Neubiberg, E-Mail: hermann.rumschoettel@unibw.de.

Anmerkungen:

- 1 Gekürzte Fassung meines Vortrages am 5. Fränkischen Thementag („Der Krieg von 1866 in Franken“) am 24. Oktober 2015 in Bad Kissingen. Der vollständige Vortragstext wird an anderer Stelle veröffentlicht.
- 2 Zit. nach Leyh, Max: Die bayerische Heeresreform unter König Ludwig II. 1866–1870, in: Darstellungen aus der Bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte, Heft 23. München 1923, S. 9–96, hier: S. 70.
- 3 Zu den innermilitärischen Reaktionen auf die Niederlage von 1866: Leyh (wie Anm. 1), S. 22ff.; Rumschöttel, Hermann: Das bayerische Offizierkorps 1866–1914 (Beiträge zu einer historischen Strukturanalyse Bayerns im Industriezeitalter, 9). Berlin 1973, S. 32ff.
- 4 Zit. nach Leyh (wie Anm. 2), S. 25f.
- 5 Zit. ebd., S. 70.
- 6 Ebd., S. 93.
- 7 Ebd.
- 8 Fuchs, Achim: Einführung in die Geschichte der Bayerischen Armee (Sonderveröffentlichungen der Staatlichen Archive Bayerns, 9). München 2014 – sowie die jeweiligen Bände der Geschichte des Bayerischen Heeres. München 1901–1933.
- 9 Buchhold, Stefanie: Johann Nepomuk Graf von Triva (1755–1827) und die bayerische Heeresreform nach 1804 (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte, 163). München 2012.
- 10 Gruner, Wolf D.: Das Bayerische Heer 1825 bis 1864. Eine kritische Analyse der bewaffneten Macht Bayerns vom Regierungsantritt Ludwigs I. bis zum Vorabend des deutschen Krieges (Wehrwissenschaftliche Forschungen, Abt. Militärgeschichtliche Studien, 14). Boppard am Rhein 1972; Kraus, Andreas: Probleme der Abrüstung in Bayern von 1816 bis 1866, in: Einzelprobleme politischer und militärischer Führung (Vorträge zur Militärgeschichte, 1). Bonn 1981, S. 32–52.
- 11 Gruner, Wolf D.: Die bayerischen Kriegsminister 1805–1885: Eine Skizze zum sozialen Herkommen der Minister, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 34 (1971), S. 238–315.
- 12 Rumschöttel, Hermann: Ludwig II. von Bayern. München 2011.
- 13 Hesse, Horst: Gesetzgeber und Gesetzgebung in Bayern 1848–1870. 2 Bde. Weilheim 1984/1987; Lorch, Norbert: Der bayerische Generalstab von seiner Gründung bis zum Abschluß der bayerischen Heeresreform (1792–1870). Harthausen 1987; Hackl, Othmar: Die bayerische Kriegsakademie (1867–1914) (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte, 89). München 1989; ders.: Der Bayerische Generalstab (1792–1919) (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte, 11). München 1999; Heyl, Gerhard: Militärwesen, in: Volkert, Wilhelm (Hrsg.): Handbuch der bayerischen Ämter, Gemeinden und Gerichte 1799–1980. München 1983, S. 330–393; Volkert, Wilhelm: Die Staats- und Kommunalverwaltung, in: Schmid, Alois (Hrsg.): Handbuch der bayerischen Geschichte Bd. 4/2: Die innere und kulturelle Entwicklung. München 2. Aufl. 2007, S. 72–153, hier: S. 99ff. (Militärverwaltung); ders.: Die politische Entwicklung von 1848 bis zur Reichsgründung 1871, in: Schmid, Alois (Hrsg.): Handbuch der bayerischen Geschichte Bd. 4/1: Staat und Politik. München 2. Aufl. 2003, S. 235–317, hier: S. 303f.
- 14 Rumschöttel: Das bayerische Offizierkorps (wie Anm. 3).
- 15 Becker, Otto: Bismarcks Ringen um Deutschlands Gestaltung (Hrsg. u. ergänzt v. Alexander Scharff). Heidelberg 1958, S. 597–612.

„Dulce et decorum est pro patria mori“

Vom Sterben (und Leiden) im „Deutschen Krieg“ von 1866

Der Kriegerfriedhof an der Oberen Saline in Bad Kissingen gibt Auskunft über den Soldatentod vor 150 Jahren.

Der bekannte Ausspruch des römischen Dichters Horaz – „Süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben“ – spiegelt das Verständnis des Soldatentodes im Zeitalter der Befreiungs- und Einigungskriege in der Epoche von 1813 bis 1871 wider. Im Bestreben zur Schaffung eines Nationalstaates wurde der Einsatz zum ‚Wohle des Vaterlandes‘ dem Wohle des Einzelnen vorgezogen.

Das Zitat erscheint daher häufiger auf zeitgenössischen Grabsteinen, zum Beispiel dem des bayerischen Hauptmanns Freiherr von Gumpenberg auf dem Krie-

gerfriedhof von 1866 in Uettingen, für den es sicher nicht ‚süß‘ war, Denn sein Sterben zog sich von der Verwundung im Gefecht bei Uettingen am 26. Juli bis zu seinem qualvollen Tode am 20. August in Folge von Wundstarrkrampf fast einen Monat hin. Im Salinenfriedhof ist das Horaz'sche Zitat nicht zu finden, aber die Vita der Opfer lässt diesen Zeitgeist zumindest teilweise durchschimmern. Wurden die Schicksale der Offiziere weitgehend bekannt, so lässt sich das der ‚Gemeinen‘, wie die einfachen Soldaten damals bezeichnet wurden, mehr unter der Devise ‚Vermisst, verscharrt, vergessen‘ einordnen. Die Grabkreuze in und um Bad Kissingen – „Hier ruhen drei Bayern“ oder „... zwei Preußen“ zeugen vom ‚verdienstvollen‘ oder auch anonymen Tod.

Das Gefecht von Friedrichshall, wie das kleine Stück Saaletal oberhalb der Bade-

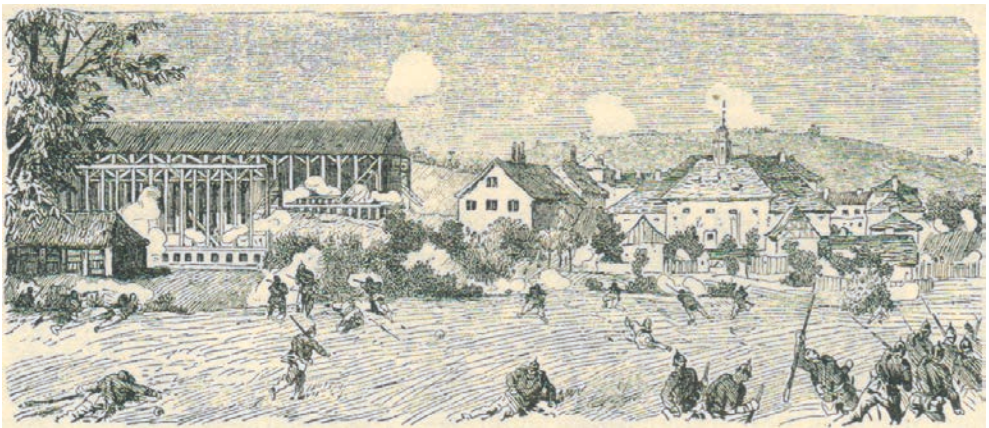


Abb. 1: Der Angriff aus preußischer Sicht.¹

stadt damals bezeichnet wurde, war überschaubar und begrenzt. Am linken, östlichen Saaleufer lag der damals bedeutend umfangreichere Salinenkomplex mit den beiden Gradierbauten und verschiedenen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, gegenüber die bewaldeten Abhänge mit der Straße von Waldfenster über den Klaushof in das Flusstal. Die gemauerten Fundamente der langgestreckten Salinen boten genauso wie die Häuser gute Deckungsmöglichkeiten. Das hier eingesetzte kgl. bayer. 5. Jäger-Bataillon nutzte diese Möglichkeiten geschickt und hatte sich in Erwartung der anmarschierenden preußischen Main-Armee dementsprechend positioniert, wie es auch im Tagebuchbericht des preußischen Leutnants Bertelsmann dargestellt wird: Wir waren „... auf Friedrichshall detachiert, eine Saline, etwa ½ Stunde oberhalb Kissingen mit einer über die Saale führenden massiven, aber vom Feinde verbarrikadierten und stark unter Feuer genommenen Brücke, so daß eine Benutzung derselben von vornherein ausgeschlossen war“.² Beim Ausmarsch aus dem Wald in die Wiesen des Saaletales wurden die Preußen „... von den massenhaft in der Saline und dem massiven Badegebäude, deren Fenster durch Matratzen u.s.w. völlig geblendet waren, aufgestellten Bayern so empfindlich empfangen [...], daß sie sofort zurückwichen ...“.

Zur kurzen Charakterisierung der Kampfhandlungen ist festzustellen, dass einerseits die in Erwartung des Feindes gedeckt aufgestellten bayerischen Jäger, etwa 650 Mann, die beiden hintereinander gegen 11 Uhr anmarschierenden Bataillone des kgl. preuß. Infanterie-Regiments Nr. 15, etwa 2.000 Mann, durch ihr Feuer in den Wald zurückzwangen. Andererseits waren die preußischen Befehlshaber so klug, sich nach den anfänglichen Verlusten beim Austritt aus dem Wald wieder in



Abb. 2: Der Kriegerfriedhof an der Oberen Saline. Vorne drei Gräber, dahinter Altar mit Kreuz, im Hintergrund Denkmalsäule.

Photo: Walter Hamm, 2015.

dessen Deckung zurückzuziehen und von dort aus den Feuerkampf aufzunehmen. Mehr oder minder zog sich dieser gegenseitige Beschuss bis gegen 15 Uhr hin, als zum einen die Bayern durch die Ereignisse auf ihren Flanken zum Rückzug gezwungen wurden und die Preußen zum anderen durch Heranführung weiterer Kräfte zum Angriff schreiten konnten und Friedrichshall besetzten. Damit endete hier das Gefecht.

Trotz der etwa vierstündigen Dauer des Feuerkampfes blieben die beiderseitigen Verluste glücklicherweise gering. Die an diesem Tage Gefallenen wurden am 11. Juli in dem damals von den Preußen bestimmten Gelände beerdigt, das den aus insgesamt fünf Objekten bestehenden Soldatenfriedhof an der Oberen Saline bildet.

In der ersten Reihe an der Straße ist in der Mitte eine obeliskähnliche, von zwei schräggestellten Grabplatten flankierte Säule zu sehen. Die beiden Grabplatten bezeichnen die Gräber der beiden preußi-

schen Leutnants Lindner und Delius. Beide fielen, von mehreren Schüssen getroffen, sofort beim Austritt aus dem Wald in die Saalewiesen.

Lindner, geboren 1838 zu Rawitsch, Provinz Posen, trat mit 17 Jahren in das 15. Regiment ein und war 1866 Secondlieutenant und Zugführer in seiner Einheit. Robert Delius, geboren 1840, stammte aus einer Bielefelder Kaufmannsfamilie, die teilweise in England wohnte. Seit 1862 in Militärdiensten, machte er den Feldzug 1864 gegen Dänemark mit Auszeichnungen mit. Seine wohl begüterte Familie erwarb kurz nach 1866 das Areal der Begräbnisstätte und gab auch die Gedenksäule für ihn, hinten auf dem Hügel, ausgeführt von dem bekannten Kissinger Bildhauer Michael Arnold, in Auftrag.

Die Lebensgeschichte des Opfers, dessen im mittleren Monument gedacht wird, ist so interessant, dass auch König Ludwig II. bei seinem Besuch am 28. November 1866 trotz Erkältung und Schneegestöbers das Grab persönlich aufsuchte. Er verfügte auch, dass die Gräber der Gefallenen auf Staatskosten zu pflegen seien. Diesem königlichen Auftrag kommt die Kurgärtnerei bis heute nach.

Das besagte Denkmal ist dem bei seinem Tod 35 Jahre alten bayerischen Stabshauptmann Eduard Schlagintweit gewidmet, der einer bergsteigbegeisterten Arztfamilie aus München entstammte. Als Jugendlicher trat er in das Kadettenkorps ein und bestieg in den Ferien mit seinen beiden älteren Brüdern verschiedene Alpengipfel. Die Brüder widmeten sich ab 1854 auf Empfehlung Alexander von Humboldts der Erforschung des Himalayas, wobei ein Bruder 1857 bei Kaschgar in Ostturkestan von Einheimischen ermordet wurde. Da auch Eduard Abenteurerblut besaß, ließ er sich während seiner

Karriere in der bayerischen Armee zeitweise beurlauben, um 1859/1860 im spanischen Hauptquartier am Krieg gegen Marokko teilzunehmen. Dabei stellte er geographische und ethnographische Beobachtungen an und photographierte. Über seine Erlebnisse verfasste er Abhandlungen in Militärzeitschriften und das europaweit beachtete Buch *Der spanisch-marokkanische Krieg in den Jahren 1859 und 1860*.³ Er reiste durch Frankreich und England, trat 1862 wieder in die bayerische Armee ein und heiratete im Frühjahr 1866. Leider musste er bereits im Juni, also während der Mobilmachung, seine an einer Krankheit verstorbene 19jährige Gattin beerdigen.

Vielleicht ist sein Tod so zu erklären, dass er am 10. Juli 1866 als Hauptmann im Stab der Division Zoller, nachdem er den Truppen in Hausen einen Befehl überbracht hatte, mit seinem Schimmel auf der Straße nach Kissingen frei sichtbar entlangritt. Für die am Waldrand gegenüber in Deckung liegenden preußischen Soldaten, denen sich in dieser Gefechtsphase sonst kaum ein Ziel bot,⁴ war er ein ‚lohnendes Objekt‘. Reiter und Pferd wurden von mehreren Kugeln getroffen. Schlagintweit wurde am nächsten Morgen, dem 11. Juli, zusammen mit den Gefallenen des preuß. 15. Infanterie-Regiments bestattet.

Das wohl 1867 von seinem Bruder bei dem Kissinger Künstler Michael Arnold in Auftrag gegebene Denkmal geht auf die Familienvita ein. Die lateinische Inschrift auf der Rückseite erinnert an die Teilnahme Eduards am marokkanischen Krieg, gedenkt des ermordeten Bruders Adolf und ehrt den Stifter, den Bruder Hermann, der seinen Beinamen „Sakünlünski“ dafür erhalten hatte, dass er als Erster den Kuenlün, den Gebirgszug am Nordrand der

Hochfläche Tibets überquert hatte. Auf der dritten Seite findet sich der Hinweis auf die mit ihm beerdigten vier Soldaten des kgl. bayer. 5. Jäger-Bataillons.

Die Daten der ‚Gemeinen‘ sind weitaus schwieriger aus der Anonymität zu holen. In der Verlustliste des Bataillons werden für das Gefecht bei Friedrichshall sechs Opfer angegeben: Michael Mascher, Gregor Venzl und Michael Wagner werden ohne weitere Daten als im Salinenfriedhof begraben und wohl im Gefecht direkt getötet, genannt. Von den drei weiteren sind die Sterbeorte bekannt: Andreas Dietl wurde verwundet und verstarb im Lazarett in Münnerstadt; Michael Koller aus Hemau erhielt einen Schuss in den rechten Fuß und verstarb am 17. Juli in einem Lazarett in München und Friedrich Meyer aus Langenaltheim bei Weißenburg verstarb an seinen Wunden im Militärkrankenhaus in Bamberg. Es ist zumindest denkbar, dass Andreas Dietl nach seinem Tod von Münnerstadt nach Friedrichshall gebracht wurde, um dort bei seinen Kameraden begraben zu werden. Wenn dem nicht so war, wird wohl der Name des vierten Jägers unbekannt bleiben müssen.

Auf einer Platte im altarartigen Tisch in der zweiten Reihe sind zwei weitere preußische Soldaten als hier begraben aufgeführt: Gefreiter (Einjährig Freiwilliger) Rudolf Meyersiek aus Preußisch-Oldendorf im Kreis Lübbecke-Minden. Er soll nach Bertelsmann seinen Tod gehäht haben, denn er verschenkte vor dem Gefecht seine private Feldflasche, seine Tabakspfeife und Geld und bat einen Freund, seine Eltern zu benachrichtigen. Er wurde fast gleichzeitig mit Leutnant Lindner durch einen Schuss ins rechte Auge getötet. Ein gleiches Schicksal widerfuhr dem Gefreiten Hermann Rettberg aus Bielefeld. Somit ruhen in diesem

kleinen Kriegerfriedhof fünf bayerische und vier preußische Soldaten.

Ein großer Prozentsatz der Verwundeten starb noch an den Verletzungen. Dies war einerseits auf die Verletzungen selbst zurückzuführen, denn die Bleigeschosse verformten sich beim Auftreffen und rissen so große Wunden. Die Wucht der schweren Kugeln bzw. Granatsplitter verursachte z.B. beim Aufprall auf Knochen deren Zersplitterung, so dass eine Wundbehandlung oft mittels Amputation erfolgen musste. Da es keine sterile Umgebung gab, führten verschmutzte Uniformteile, Bleisplitter und unhygienische Lagerung oft zu Wundstarrkrampf und Blutvergiftung. Verwundete, die in die Lazarette gebracht wurden und dort verstarben, wurden dann an anderer Stelle beerdigt.

Aus dem Gefecht bei Friedrichshall sind als Opfer preußischerseits noch aufzuzählen: Unteroffizier und Lazarettgehilfe der 12. Kompanie Regwald Goldschmidt aus Bleichrode (Kreis Nordhausen), verwundet durch Schuss in die Brust, am 10. Juli noch verstorben. Füsilier Friedrich Röhrmann aus Haustenbeck (Kreis Lippe-Detmold) aus der 9. Kompanie mit gleichem Schicksal. Füsilier Wilhelm Schleuter aus Cleve aus der gleichen Einheit erhielt einen Schuss durch die Wirbelsäule sowie einen Streifschuss am Fuß und verstarb noch am 10. Juli. Diese drei dürften auf dem Friedhof in Hausen begraben worden sein.

Portepee-Fähnrich Albert Rudolf Mooyer, geboren am 18. November 1847 in Minden als Sohn eines Kaufmannes, trat mit 18 Jahren am 1. März 1866 in das 15. Regiment ein und machte als Fähnrich in der 11. Kompanie den Mainfeldzug mit. Im genannten Gefecht durch einen Schuss durch die Brust schwer verwundet, verschied er am 13. Juli in einem Lazarett in

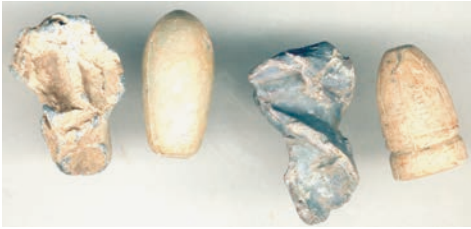


Abb. 3: Links preußische, rechts bayerische Geschwehrrugeln. Solche Geschosse verursachten über 90 % der Verletzungen im Krieg von 1866.

Kissingen. Zunächst im Kapellenfriedhof beerdigt, wurde er nach dem Krieg in seine Heimat überführt und in Minden begraben. Nach seinem Tode wurde er posthum zum Second-Lieutenant befördert.

Gefreiter Wilhelm Schmieß, gebürtig aus Steinhausen (Kreis Büren) und in der 11. Kompanie Dienst tuend, wurde ebenfalls durch einen Schuss in die Brust verwundet und im Lazarett im Conversationssaal behandelt. Dort verstarb er am 19. Juli und wurde wohl im Kapellenfriedhof beerdigt. Die Namen dieser gefallenen preußischen Soldaten finden sich auch auf dem Denkmal für 1866 in Minden.

Darüber hinaus wurden im benachbarten Hausen noch vier weitere bayerische Soldaten beerdigt.⁵ Nach dem derzeitigen Kenntnisstand handelt es sich um den Gefreiten Joseph Süßbauer (* 9. Februar 1842 in Premberg, Krs. Burglengenfeld)

vom 11. Infanterie-Regiment, den Wachtmeister Oswald Guggemoos aus Görtsried, Krs. Oberdorf und zwei unbekannte Kavalleristen, letztere alle vom 4. Chevauxlegers-Regiment.

Im Hintergrund der Gedenkstätte auf einem Hügel findet sich noch ein Denkmal in Säulenform. Es ist ebenfalls dem Leutnant Delius gewidmet und wurde bei dem bekannten Kissinger Künstler Michael Arnold (vgl. oben) vom Fabrikanten Daniel Delius, der damals im englischen Bradfort (York) ansässig war, bestellt.⁶ – So vermag die kleine Kissinger Gedenkstätte viel Exemplarisches über Soldatentod, Leiden und Folgen für die Angehörigen im „Bruderkrieg“, wie diese Auseinandersetzung später auch genannt wurde, vor rund 150 Jahren auszusagen.

Walter Hamm ist Haupt- und Mittelschullehrer im Ruhestand und lebt in Uettingen. Zum Deutschen Krieg 1866 in der Region westlich Würzburgs hat er bereits einige Schriften veröffentlicht. Zudem hat er zusammen mit Bernd Schätzlein den Arbeitskreis zum Krieg von 1866 ins Leben gerufen. Seine Anschrift lautet: Raiffeisenstraße 29, 97292 Uettingen, E-Mail: walter.1866@t-online.de.

Anmerkungen:

- 1 Fontane, Theodor: Der deutsche Krieg von 1866. 2. Bd.: Der Krieg in West- und Mitteldeutschland. Berlin 1871, S. 101.
- 2 Bertelsmann, Arnold: Erinnerungen aus dem Feldzuge der Mainarmee im Jahre 1866. Bielefeld 1903.
- 3 Erschienen bei Brockhaus, Leipzig 1863.
- 4 Vgl. den geschilderten Kampfverlauf.
- 5 Eberth, Werner: Beiträge zur Geschichte von Hausen und Kleinbrach. Bd. 3. Bad Kissingen 2011, S. 113ff.
- 6 Näheres bei Eberth, Werner: Michael Arnold. Ein Bildhauer des Spätklassizismus. Bad Kissingen 2001, S. 54ff.